


STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES





Selbstbiographie

von

Gustav Nieritz.

Mit dem Bildniß des Verfassers.

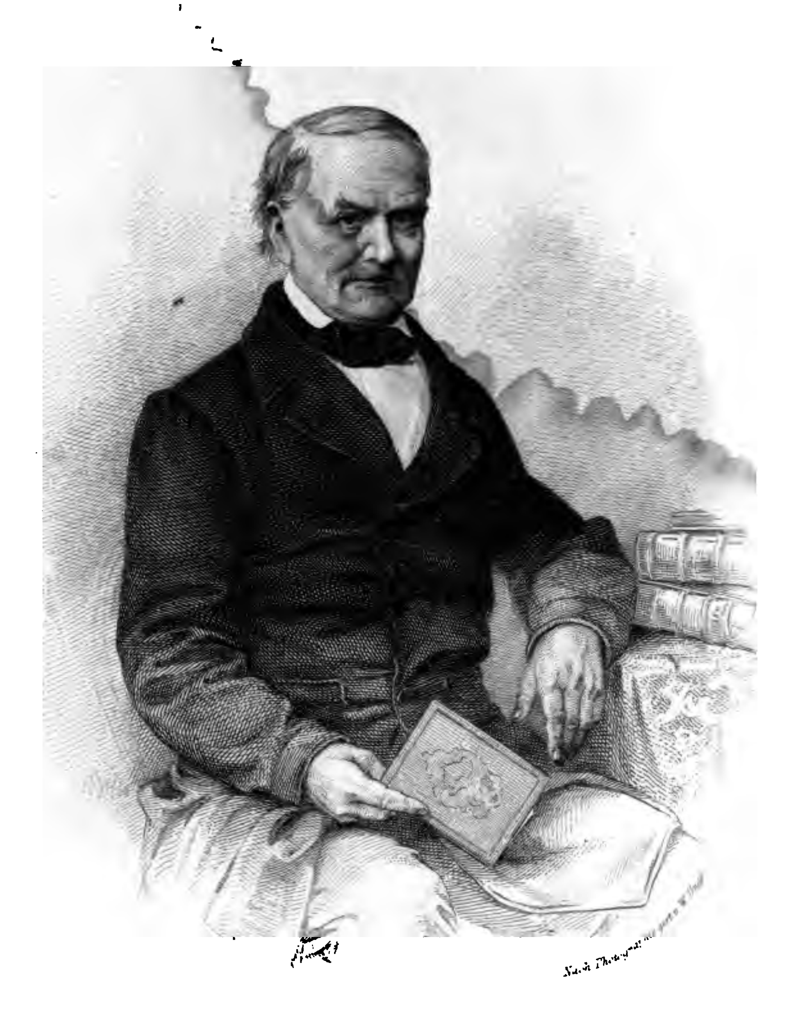


Leipzig,

Verlag von Georg Wigand.

1872.


ftl. Antiquariat
SBADEN
Freytag-Str. 5







Selbstbiographie

von

Gustav Nieritz.

Mit dem Bildniß des Verfassers.



Leipzig,

Verlag von Georg Wigand.

1872.

Inhaltsverzeichniß.

Erster Abschnitt. Die Kinderjahre.

Seite
1. Mein Stammbaum 1
2. Die ersten Jahre 8
3. Der Hausherr und die Hausgenossen 16
4. Große Veränderungen 19
5. Krankheit und Tod 28
6. Schuljahre 32
7. Schuljahre. Fortsetzung 40
8. Der ersterlebte Krieg 47
9. Jugendliche Neigungen 53
10. Mancherlei Erlebnisse 62
11. Leid und Freud 66
12. Die Kreuzschule. 2. Krieg. Der Vetter 79
13. Familienereignisse 87

Zweiter Abschnitt. Die Jünglingsjahre.

14. Das Seminar 93
15. 1812 104
16. Kriegsereignisse 113
17. Noch immer Krieg! 127
18. Schlacht bei Dresden 135
19. Die erste Privatschülerin. Kriegsnoth 147
20. Pulverexplosion. Nervenfieber. Vermischtes 165
21. Nach dem Kriege 179
22. Allerlei 188
23. Der Privatunterricht 201

Dritter Abschnitt. Das Mannesalter.

24. Veränderungen mancherlei Art . . . .
25. Bunte Erlebnisse . . . .
26. Ehestandsjahre . . . .
27. Tod und Noth . . . .
28. Mühen und Sorgen . . . .
29. Der erste Versuch . . . .
30. Gütige Schickung . . . .
31. Prüfungen . . . .
32. Buntes . . . .
33. Leibliches . . . .
34. Schule und Buchhandel . . . .
35. Das Director- und Armenvorsteher-Amt . . . .
36. Das Armenvorsteheramt nimmt ein schnelles Ende . . . . . .
37. Umständliches Verfahren . . . .
38. Pflegetöchter . . . .
39. Reisen . . . .
40. Krankheit. Neue Würde. Theuerung . . . .
41. Ein trauervolles Jahr . . . .
42. Der Aufruhr und seine Folgen . . . .
43. Wie es zugeht! . . . .
44. Denkwürdige Bekanntschaften . . . .
45. Die Pensionirung . . . .

Vierter Abschnitt. Das Greisenalter.

46. Nach der Amtsniederlegung . . . .
47. Sonnenschein und Ungewitter . . . .
48. Schlußwort . . . .

Erster Abschnitt.

Die Kinderjahre.

1. Mein Stammbaum.

Die Vorzeit legte des Vaterlands Vertheidigung auf die Achseln des Proletariats und dessen Commando in die Hände des Adels. Gleichwie das stolze, freie Großbritannien noch jetzt seine Matrosen und Rußlands Coloß seine Recruten preßt: ebenso ehemals die deutschen Regierungen ihre Krieger, welche man des Nachts aus den Betten holte, wie das Wild einfing oder bei fröhlichen Gelagen wegraubte. Die Tanzböden mit ihren Raufhändeln waren die ergiebigsten Quellen des Soldatenstandes und heiße Oefen, in deren Nähe man die widerspenstigen Jünglinge setzte, so wie reichlich gesalzene Heringe und deren Salzlake, womit man jene marterte, die unfehlbaren Mittel, den Widerstand zu brechen und den eingefangenen Recruten zur Fahne schwören zu machen. Außerdem gab es Werbeofficiere, welche, gleich Kreuzspinnen, an sich hierzu eignenden Orten ihr Netz ausspannten und durch List, Ueberredung, lockende Versprechungen, blinkendes Handgeld und versteckte Gewalt leichtsinnige, träge, ehrgeizige, in Schulden steckende, oder der Verzweiflung verfallene Jünglinge hinwegfingen. War es daher zu verwundern, wenn der ehrenwerthe Kriegerstand der mißgeachtetste unter allen anderen war?

Um die Mitte des vorigen (18.) Jahrhunderts kam ein langer Zug solcher gezwungener Vaterlandsvertheidiger aus der Niederlausitz

in Dresden an. Wie die Fischer nach einem glücklichen Fischzuge
hinsetzen, um die gefangenen Fische nach ihrer Geltung auszulesen
von einander zu sondern: ebenso geschah es auch mit der erhasc
Menschenbeute, die man einer genauen Sichtung unterwarf.
große, breitschulterige und muskelstarke Wende sah sich der schw
Reiterei, der kleingedrungene Knecht der Infanterie, der gewand
Handwerksbursche der Artillerie und der hochaufgeschossene, langbei
Bauernsohn der Leibwache zugetheilt. Das letztere Loos traf
meinen Großvater, welchen sein Geschick aus der Nähe des Städtc
Finsterwalde in die Recrutenschaar gepreßt hatte. Auf die übliche W
wurde nun mein Großvater in eine Maschine umgewandelt, welche
bestimmten Stunde vom Nachtlager sich erhob, ihre Montur ausklo
die Flinte, den Pallasch und die Knöpfe blank putzte, das weiße W
gehänge frisch thonte, nach dem Takte sich bewegen und die Wa
handhaben lernte, auf die Wache zog und sich, ohne zu mucksen,
einem blutjungen, aber altadeligen Leutnant ausschelten, verflud
ja wohl auch mit der flachen, wie mit der scharfen Säbelklinge ha
lassen mußte. Seinem soldatischen Gehorsam und seiner sonsti
Anstelligkeit verdankte es mein Großvater, daß er in einer lan
Reihe von Dienstjahren bis zum Feldwebel — dem damals höch
Grade eines nicht adeligen Kriegers — aufrückte. Als solcher
heirathete er sich mit einem braven Dienstmädchen, Namens Elisa
Lorenz, welche das große Bedenken überwand, ihre Hand einem S
daten zu reichen. Diese Ehe wurde durch drei Kinder gesegnet,
denen eins, ein Mädchen, frühzeitig starb und auf dem Kirchhofe
Festung Königstein begraben wurde, weil damals ein Theil der L
wache seinen Kriegsherrn, den König und Kurfürst August III.,
jene Festung begleitet hatte, von welcher herab er der schmählichen
fangennehmung seiner ganzen Armee unthätig zusehen mußte.
Leben blieben meinen Großältern eine Tochter und ein Sohn, n
Vater, Carl Gottlieb getauft. Noch waren beide Kinder nicht
Schule entwachsen, als ihnen der Vater durch den Tod entrissen wu
und seiner Wittwe die Sorge für ihre eigene Erhaltung, wie für
ihrer Kinder, anheimfiel. Hier zeigte sich aber nun die soldat

Kameradschaft in ihrem schönsten Lichte. Es gehörte zu den Eigenheiten jener Zeit, daß zwar in Dresdens Neustadt eine schöne, geräumige Kaserne vorhanden war, daß diese aber zu ganz anderen Zwecken als zur Unterbringung der Besatzung verwendet wurde. Diese lag vielmehr, in viele kleine Häuflein zertheilt, bei Dresdens Bewohnern im Quartier, welche freiwillig diese Bürde übernahmen und dafür Quartiergeld empfingen. Beweibte und mit Kindern gesegnete Soldaten, welche deshalb einer geräumigeren Wohnung benöthigt waren, pflegten in dieselbe noch eine Anzahl ihrer Kameraden aufzunehmen und mit deren Quartiergeld ihren eigenen Miethzins zu decken.

In derselben Weise hatte es auch mein Großvater gehalten. Sollte jedoch die Soldateska eines Quartiers im Zaume und in der nöthigen Ruhe erhalten werden, so bedurfte es eines beaufsichtigenden Oberhauptes, das mit meinem Großvater abgestorben war. Diesen Verlust zu ersetzen und der Wittwe ihre Miethsleute zu erhalten, zog ein Freund und Kamerad des Gestorbenen, der Feldwebel Rieschalk, ins Haus, der sein Amt mit musterhafter Treue und Strenge verwaltete, auch im Uebrigen der Wittwe wie deren Kindern eine Stütze ward. Sobald meines Vaters Schwester, Christiane Friederike, die Schuljahre hinter sich hatte, ging sie zu den Leuten auf die Stube nähen und half somit ihrer Mutter, welche durch Waschen und Scheuern ihren Unterhalt erschwang, die Sorgen der Nahrung mindern. Auch mein Vater, um 10 Jahre jünger als seine Schwester, bemühte sich auf mancherlei Weise, einige Pfennige zu erschwingen. Für Laubfroschbesitzer fing er Fliegen, die ihm, ein Arzneifläschchen voll dieser Waare, mit je 3 Pfennigen bezahlt wurden. Er suchte und klopfte Pflaumen- und Pfirsichkerne auf, welche von dem Mittelstande als Kaffeebeimischung angewandt wurden. Auch Haselnüsse sammelte und verhandelte der kleine, betriebsame Carl, welcher alle diese seine Schätze in einer kleinen, bunt gemalten Lade aufbewahrte, die er zu diesem Behufe für seine Ersparnisse auf dem Jahrmarkte erkauft hatte. Wie groß war der Schreck des armen Knaben, als er eines Tages seine Lade erbrochen, den Haselnußvorrath und zugleich seine sauer erworbenen Sparpfennige geraubt fand! Den Bemühungen des wackern Rieschalk gelang es, den

1*

ehrlosen Dieb in der Person eines verbrecherischen Vaterlandsverthei= digers zu ermitteln, der dafür Nieschalks spanisches Rohr zu fühlen bekam. Die Neuzeit hat ein solches Straf= und Besserungsmittel ver= worfen; allein noch immer giebt es Menschen, an denen es sich wirkungsvoller erweisen würde, als eine zeitweilige Entziehung der Freiheit. Einst kehrte mein Vater von einem Kriegsspiele nach der Stadt zurück, welches Dresdens Besatzung in der Gegend des Dorfes Blasewitz ausgeführt hatte. Ein Leibgardist, in dessen Flinte noch ein blinder Schuß steckte und der in dem arglos vor ihm hinschreitenden Knaben den Soldatensohn erkannte, wollte denselben erschrecken und brachte deshalb den Flintenlauf in die dichte Nähe des rechten Ohres meines Vaters, worauf er abdrückte. Der beabsichtigte Schreck erfolgte, aber noch mehr als dieser, indem mein Vater die später über ihn ge= kommene, mit den Jahren wachsende Taubheit jenem übeln Spaß zu= schrieb. Diese Taubheit ward wiederum die Ursache, daß ich ein Schul= meister — ganz gegen meine Neigung — werden mußte, und sonach hat jener blinde Schuß noch lange, lange fortgewirkt! Damals gab es in Dresden, außer zwei Gymnasien, keine öffentlichen Volksschulen. Selbst die wenigen Schulanstalten, welche die Wohlthätigkeit gestiftet hatte, waren nur Winkelschulen, weil deren Inhaber die Befugniß hatten, neben ihren wenigen Freischülern noch so viele Privatschüler anzunehmen, als der Raum der Oertlichkeit, die Kraft des Lehrers und die übrigen Verhältnisse erlaubten. Der Volksschulunterricht befand sich fast ausschließlich in den Händen unversorgt gebliebener, verküm= merter oder sonst zurückgekommener Predigtamtscandidaten, vormaliger Unterofficiers und Fouriers, Advocatenschreiber, sowie der Söhne ein= stiger Schulinhaber.

Für Dresdens Garnison war ein oberer Saal des großen Zeug= hauses zur Kirche eingerichtet worden. Der hierbei angestellte Cantor und Organist — zu jener Zeit Namens Pfeilschmidt — war zugleich der Inhaber einer Privatschule, welche damals die angesehenste und besuchteste in Dresden war. Ihren guten, weit verbreiteten Ruf ver= diente sie mit vollem Recht. Sie zählte in ihrer Blüthezeit über 300 Schüler und hat dem Staate wie der Stadt Dresden Tausende von

Bürgern, Künstlern, Gelehrten und Beamten erzogen. Auch mein Vater war so glücklich, zu Pfeilschmidts Schülern zu gehören, und da der Cantor an dem armen Soldatenknaben einen eisernen Fleiß, ungewöhnliche Anstelligkeit und eine besonders schöne Handschrift entdeckte, so beschloß er, aus ihm sich einen brauchbaren Lehrgehilfen heranzubilden. Ein Schullehrerseminar gab es damals noch nicht in Dresden, wie überhaupt in Sachsen nicht. Gleichwie in früheren Zeiten die berühmtesten Maler, Bildhauer und andere Künstler nicht auf Academien gebildet wurden, sondern die Schüler irgend eines geschickten Meisters waren: so auch der vormalige Schulmeister, dem die Theorie der Pädagogik, der Catechetik und der Schulmeisterweisheit eben so fremd blieben, als dem Landmann die Befähigung, die Beschaffenheit seines Ackerbodens chemisch zu untersuchen und zu bestimmen.

Der Cantor P. fand keine Ursache, seine Wahl in meinem Vater zu bereuen. Aus dem Schüler wandelte sich ein Lehrgehilfe um, welcher für seine treue und geschickte Mühwaltung freien Mittagstisch und monatlich noch eine kleine klingende Entschädigung erhielt.

Letztere legte mein Vater auf tausendfach wuchernde Zinsen an, indem er das Clavier- und Orgelspiel, den Generalbaß und die Gesangskunst erlernte, sich eine kleine Büchersammlung ankaufte und sogar nach dem Besitze einer Taschenuhr strebte.

Zweiundzwanzig Jahre erst war mein Vater alt, als ihm schon das Glück lächelte. Das Hungerjahr 1772—1773 hatte in Dresden zwei kleine Stift- oder Armenschulen ins Leben gerufen, in welchen eine Anzahl armer Kinder unentgeldlich unterrichtet wurde. Eine dieser Lehrerstellen war zu besetzen, und der Vorstand jener beiden Anstalten, der Kriegsrath Schmieder, wendete sich mit der Bitte an den allgemein geehrten Garnisoncantor Pfeilschmidt, ihm einen tauglichen Mann als Lehrer vorzuschlagen. Als solchen empfahl P. meinen Vater, welcher somit einen, wenn schon nur kleinen Anfang zu seiner Selbstständigkeit machte. Auch in seiner neuen Stellung erwarb mein Vater sich die Zufriedenheit seiner Vorgesetzten, so daß man ihm schon nach 3 Jahren auch die zweite Stiftschule, deren Lehrer mit Tode abgegangen war, anvertraute. Zugleich wurde mit der Schule eine Speiseanstalt der-

gestalt verbunden, daß die ärmsten Schüler früh bei ihrem Eintritt in die Schule mit einer warmen Brotsuppe beköstigt, Mittags mit einer Portion Gemüse gesättigt und am Schluß des Unterrichts je mit einem halben Pfunde Brots entlassen wurden. Die hierzu erforderlichen Geldmittel herbeizuschaffen, war der Menschen- und Kinderfreund Schmieder in Dresden von Haus zu Haus gewandert und hatte die Inwohner um milde Beiträge gebeten, welche die damals nicht unbedeutende Summe von 5800 Thalern erreichten, und bis zu der im Jahre 1841 erfolgten Auflösung jener Schule deren Stiftungsvermögen bildeten. Mein Vater hatte sogleich bei seiner ersten Anstellung seine Mutter zu sich genommen, welche nunmehr die Beköstigung der armen Kinder besorgte. Für jede Portion des Mittagessens, das des Sonntags abwechselnd aus Milchspeise und Fleisch mit Gemüse bestand, zahlte die Behörde 6 Pfennige, die, bei immer theurer werdenden Preisen, jedoch in einer langen Reihe von Jahren nach und nach auf 9 Pfennige erhöht wurden. Die Soldatenwittwe, meine Großmutter, erlebte Freude an ihren beiden Kindern. Ihre Tochter Friederike, zur bildschönen Jungfrau herangewachsen, zählte unter den Frauen, zu denen sie auf die Stube nähen ging, auch die kränkliche Gattin eines wohlhabenden Branntweinbrenners und Liqueurfabrikanten, Namens Israel. Derselbe war ein getaufter Israelit, und habe ich keinen schönern, ehrwürdigeren Kopf gesehen, als den des Onkels Israel. Wenn ich als Knabe mir ein Bild von dem Erzvater Abraham machte, so glich es dem Onkel Israel. Dieser reichte nach dem Ableben seiner Frau seine Hand dem fleißigen, unbescholtenen und schönen Nähermädchen, meiner Tante, und hat diese Wahl niemals bereuen dürfen, wiewohl diese Ehe kinderlos blieb.

Auch mein Vater war mit seinem 25. Jahre der Meinung, daß es nicht gut sei, wenn der Mensch allein bleibe. Er sah sich daher um unter den Töchtern der Stadt Dresden, und da blieb sein Blick haften auf einem Bäckerladen in der Hauptstraße der Stadt, hinter dessen Fenster ein junges, zartes Mädchen saß und die Kunden mit gewinnender Freundlichkeit bediente. Es war die noch nicht siebenzehnjährige Tochter des Bürgers, Weißbäckermeisters, Hausbesitzers, Herbergs-

und Kirchvaters Böttcher aus dessen zweiter Ehe und führte die Vornamen Johanna Rahel. Da ihre Mutter bereits seit etlichen Jahren verstorben war, so lag der jungen Rachel, wie sie die Sucht der Namenverstümmelung umgetauft hatte, die Sorge für die gesammte Haushaltung ob, was ihr zu einer frühzeitigen Selbstständigkeit verhalf.

Die Bewerbung meines Vaters um die Hand der jungen Bäckerstochter ward mit einem glücklichen Erfolg gekrönt, obschon die Verwandten meiner Mutter ihr die Verbindung mit einem armen Schullehrer auszureden suchten. Mein Vater führte seine sehr junge Frau seiner Mutter zu und es war für jene gewiß keine leichte Aufgabe, mit einer etwas herrschsüchtigen und das Regiment im Hause führenden Schwiegermutter friedlich auszukommen. Trotz ihrer Jugend löste meine Mutter diese Aufgabe glücklich. Diese war eine kurze Zeit verheirathet, als sie nebst ihrem Gatten zu einer guten Freundin ihrer verstorbenen Mutter eingeladen wurde. Wie sehr wurde das Ehepaar überrascht, als jene Freundin ihm 100 Ducaten mit dem Bedeuten einhändigte, daß ihr diese Summe von der Verstorbenen vorlängst anvertraut worden sei, um sie deren Tochter nach ihrer Verheirathung als mütterliches Erbe auszuzahlen. Soll man hier mehr die sparende Fürsorge der ihren Tod voraussehenden Mutter oder die treue Ehrlichkeit der Freundin bewundern, welche, ohne die geringste Gefahr zu laufen, die ihr anvertrauten Geldstücke unterschlagen konnte? Hier vergönne ich mir, einige Worte über den Vater meiner Mutter zu sagen. Er war ein freundlicher, ehrwürdiger Greis, dessen Gesichtszüge unvertilgbar meinem Gedächtnisse eingeprägt bleiben, obschon ich noch ein kleiner Knabe war, als er starb. Denke ich mir sein Bild, so sehe ich ihn in seinem hohen Lehnstuhle sitzen, die vielgelockte Perücke auf dem alten Haupte und die knöchernen Hände auf die Lehne gelegt. Sein Haus war die Herberge derjenigen beiden Zünfte, welche für des Menschen Hauptnahrung, für Brot und Fleisch, sorgen. Daher prangte neben dem Zunftzeichen der Bäcker — eine Riesenbrezel — auch noch ein gewaltiger Stierkopf mit einem mächtigen Hörnerpaar über der Hausthüre und ward mir zum Leitstern, wenn ich das Haus meines Großvaters suchte. Nachdem meine Mutter aus dem Vaterhause

geschieden war, schritt mein Großvater, obschon fast ein Siebenziger, zur dritten Ehe. Diese meine Stiefgroßmutter war ein Mannweib, gleichfalls schon hoch bejahrt, von groben Gesichtszügen und rauher Sprache. Nicht selten trug sie bei übler Witterung Mannsstiefeln an ihren Füßen, daher sie mein spottsüchtiger Bruder Carl nur die Stiefelmama nannte.

In dem Herbergsvater meiner Erzählung: „Der Paukendoctor", habe ich meinen Großvater abgemalt und ihm somit einen kleinen Denkstein gesetzt.

2. Die ersten Jahre.

Das erste Kind, womit meine Mutter ihren Gatten beschenkte, war mein älterer Bruder Carl, geboren am 28. März 1791. Nach $4^1/_2$ Jahren, den 2. Juli 1795, erblickte ich das Licht der Welt und erhielt die Namen Carl Gustav. Ein Jahr darauf folgte ein Töchterchen, das in der Nothtaufe Wilhelmine genannt wurde und schon nach vier Tagen wieder starb. Ein Jahr erst alt, bekam ich die natürlichen Pocken, jene furchtbare Seuche, die vor Dr. Jenners Kuhpockenimpfung so große Verheerungen unter den Kindern, ja selbst unter den Erwachsenen, anrichtete. Mein ganzer Körper war mit den Pockenpusteln bedeckt gewesen und ich gegen neun Tage der Sehkraft beraubt.

Meine Erinnerungskraft reicht bis in die ersten Jahre meines Lebens zurück. Während Begebenheiten, Personen und Namen aus späterer Zeit meinem Gedächtnisse gänzlich entschwunden sind, hält dieses mit wundersamer Treue die Bilder der frühesten Jugend fest. Irre ich mich nicht, so reicht meine Erinnerung bis in mein zweites Lebensjahr zurück. Weit deutlicher schon ist diese von meinem dritten Lebensjahre, in welchem mir, nach meiner Ansicht, drei wichtige Begebenheiten zustießen. Zuerst bekam ich die Masern und befand mich bereits auf dem Wege völliger Genesung, als mir meines Vaters Mutter gedörrte Pflaumen und anderes Naschwerk heimlich zusteckte, wodurch ein heftiger Rückfall erfolgte und ich dem Tode nahe gebracht wurde.

Die Schule nebst der Wohnung meines Vaters befand sich in Dres-

dens Neustadt und zwar in dem noch jetzt sogenannten polnischen Brauhause. Die vier Fenster der beiden Schulstuben gingen auf den Kohlmarkt (jetzt Körnerstraße) hinaus, das eine unsrer sehr kleinen Wohnstube in den geräumigen Hof. Eines Tages, um die Mittagszeit, wo meine Großmutter in der Küche beschäftigt, mein Vater ausgegangen war und meine Mutter in der Schulstube den Armenschülern das Mittagsessen austheilte, befand ich mich allein in dem Wohnstübchen und vertrieb mir die Zeit damit, daß ich ein ledernes Pferd, an den Knopf des Tischkastens gebunden, im schnellen Kreise herumdrehte. Zugleich drehte ich mich selbst um den Ring und anstatt auf die wohlgemeinte Warnung unsers Dienstmädchens zu achten, welches etwas aus der Wohnstube zu holen kam und mir zurief: „Gustav, drehe Dich nicht; Du wirst fallen“ — verdoppelte ich meine Bewegung, dazu singend:

„Tanzen ist mein Leben; Fallen ist mein Leben!“

Und ich fiel oder stürzte vielmehr, vom Schwindel erfaßt, mit der Stirn gegen die scharfe Ecke des nahen, eisernen Ofenkastens. Wie schnell das Lustspiel zum Trauerspiele ward! An die Stelle des Tanzens und Singens traten Schreien und Weinen. Meine Mutter erschrak tödtlich, als plötzlich durch die Schulstubenthür ihr Söhnlein mit blutüberströmendem Antlitze und einem tiefen Loche in der rechten Stirnseite hereingeschrien kam. Der Wundarzt mußte schleunigst herbeigerufen werden, welcher noch viele Tage lang erschien, um die Wunde zu besichtigen, frisch zu bepflastern und mit einem Instrumente das wilde Fleisch daraus zu entfernen, was nicht ohne Schmerzen abging. Eine unvergängliche Narbe an meiner Stirne ist von jenem Kindesspiele zurückgeblieben.

Die dritte Erinnerung ist erfreulicherer Art. Ich stand eines Tages an dem Thore des polnischen Brauhauses, als eine Schülerin meines Vaters auf mich zukam, mich liebkosete und mir zugleich eine kleine Zuckertüte schenkte. Welche freudige Ueberraschung! Nichts Eiligeres hatte ich zu thun, als mit meiner Zuckertüte zu meiner Mutter zu laufen und jubelnd ihr mein Glück zu verkünden. Heute noch könnte ich das getroffene Portrait jener Zuckertütengeberin malen, welche Schmiedin hieß und eine hohe Schulter besaß. Als dieselbe nach

einer langen Reihe von Jahren ihre Tochter bei mir zur Aufnahme in meine Schule anmeldete, erkannte ich sogleich in ihr die vormalige Schmiedin und Zuckertütengeberin wieder.

Mein Körper zeigte in den ersten Jahren eine Anlage zur sogenannten englischen Krankheit. Auf Anrathen eines verständigen Arztes badete mich deshalb meine Mutter fleißig in dem Elbstrome, welcher nahe hinter dem Garten unsers Wohnhauses hinfloß. Das kalte Bad behagte mir jedoch so wenig, daß ich durch Sträuben, Weinen und anhaltendes Schreien mich dagegen zu wehren suchte. Einige Weiber, welche auf der nahen Elbwiese Wäsche trockneten, nahmen in ihrem Unverstande meine Partie, bedauerten laut den kleinen Schreihals und bezüchtigten meine Mutter der Lieblosigkeit, der Härte, ja selbst der Grausamkeit. Infolge dessen vereinte meine Mutter ihre Thränen mit den meinigen und schon stand sie auf dem Puncte, den scheltenden Weibern das Feld zu überlassen und die heilsame Cur aufzugeben, als ein vorübergehender, unbekannter Herr theilnehmend sich nach der Ursache der mütterlichen wie der kindischen Thränen erkundigte. Jetzt trat für meine Mutter ein Wendepunct ein, indem sie, nach Beantwortung der an sie gerichteten Fragen, aus dem Munde jenes Unbekannten das Lob einer gewissenhaften und verständigen Mutter empfing, zugleich mit der Ermunterung, auf die Reden jener unverständigen Weiber nicht zu achten, vielmehr das Baden im Flusse beharrlich fortzusetzen. Das geschah, und ich verdanke der mütterlichen Beharrlichkeit so wie der Ermunterung jenes Unbekannten einen gesunden Körper, der bald jede Spur von jener damals häufig vorgekommenen Krankheit verlor. Jenem unbekannten Wohlthäter meiner Person habe ich in meiner Gertrud ein freundliches Andenken gewidmet und ihn dort zu einem Magister ernannt. Er ruhe in Frieden!

In dem Februarmonate des Jahres 1799 bot sich meinen erstaunten Blicken ein noch nie gesehenes Bild dar. Unser Garten, welcher tiefer lag als die zum polnischen Brauhause gehörigen Gebäude, war zum See geworden, auf welchem man mit Kähnen schiffte. Der Elbstrom hatte seine Ufer weit übertreten und die wunderbare Verwandlung bewirkt.

In dem Erdgeschoß desjenigen Hintergebäudes, welches an das Malzhaus stieß, wohnte der Hoforgelbauer Treublut, dessen ansehnliche Nase noch mit einer so großen Warze versehen war, daß sie für eine zweite Nase hätte gelten können. Derselbe hatte ein Gärtchen inne, in welches eine Thüre unmittelbar aus seiner Wohnung führte. Treublut zog viele Aurikel und deren süßer Duft ließ mich sie allen andern Blumen vorziehen. In der Erzählung: „Der Johannistopf" habe ich den wackern Treublut nach dem Leben gezeichnet. Der tiefer gelegene, größere Garten des polnischen Brauhauses war an einen Gärtner verpachtet und mit wilden, überaus reichlich tragenden Kirschbäumen, mit pyramidenförmig geschnittenen Corneliuskirschenbäumen und anderen Obstsorten bewachsen, zwischen welchen mit Tulipanen beränderte Gänge hinliefen. Dieser Garten blieb uns Kindern so lange ein verschlossenes Paradies, bis an die Stelle des Pachtgärtners ein Schänkwirth trat und der ganze Garten zu einem öffentlichen wurde, welche Veränderung schon im nächsten Jahre, also 1800, eintrat.

Meine Mutter, von Natur zart und schwächlich, war in Folge der überstandenen Niederkünfte so kränklich geworden, daß ihr der Arzt eine Badecur in dem Städtchen Tharandt anrieth. Dorthin nahm sie auch den vierjährigen Knaben mit, welchem sich nun eine neue Welt, die des Landlebens, erschloß. Die rothen Pechnelken, welche um Tharandt in zahlloser Menge blühten und mir beim Angreifen die kleinen Finger zusammenleimten, das zarte Vergißmeinnicht, das mit seinen lichtblauen Augen aus dem Wiesengrün hervorschaute, der Wachtelweizen mit den gelben Blüthen und den blau schillernden Oberblättern, die weißen, großen Sterne der Maaßliebchen mit ihren gelben Knöpfen und die goldenen Butterblümchen prägten sich meinem Gedächtniß so tief ein, daß ich noch heute bei ihrem Anblicke mich in jene Badezeit zurückversetze und wieder zum fröhlichen Kinde werde. Solches thut auch noch der Geruch, den das in die Badewanne hereinströmende Mineralwasser verbreitet, ferner derjenige von bratenden Coteletten, die wir damals in dem Gasthofe zum Hirsch für's Mittagsessen zu holen pflegten, und endlich der Duft und Anblick frisch gebackenen Brotes, das sich von unserem Dresdener Gebäck durch gezogene Narben unterschied. Bevor

man das Städtchen Tharandt betritt, gelangt man zu einer am Wege liegenden Schneide- und Mahlmühle, deren geschäftiges Treiben, so wie der kräftige Geruch der zu Bretern gesägten Holzklötzer, mich nicht wenig anzog. Als ich aber in Begleitung meiner Mutter eines Tags die Mühle aufsuchte, lag diese still und todt da. Der Müller auch. Darum feierten die Räder und die sonst weithin dröhnende Schneidesäge. Ein schwarz überhangener Sarg, der des Müllers Leichnam umschloß, wurde aus der Mühle getragen. Vor ihm her wandelte ein Knabe mit hoch getragenem Kreuze, hinter ihm darein die Schuljugend paarweise, den Cantor zur Seite. Ich, obwohl sonst sehr blöde, schloß mich mechanisch der Kinderschaar an, welche, ihren Trauergesang anstimmend, den Weg zum Städtchen und Friedhofe einschlug. Als aber der Cantor anhob und an jedes Kind einen Sechser (6 Pfennige) austheilte und auch in meine kleine, offen hingehaltene Hand einen solchen Silberling legte: da entschlüpfte ich freudetrunken der langen Kinderzeile und sprang zu meiner lächelnden Mutter hin, meinen empfangenen Schatz ihr zu zeigen.

Nicht minder merkwürdig als diese Badecur wurde dem vierjährigen Knaben eine Lustreise, welche meine Aeltern mit mir nach Dürrenberg bei Leipzig unternahmen. Eine Lustreise konnte man eigentlich sie nicht nennen. Eher eine Marterreise, weil die Reisenden auf dem damaligen sächsischen Postwagen wirklich gemartert wurden. Eine Reise von Dresden nach Leipzig, die man jetzt im Dampfwagen binnen 3¼ Stunden zurücklegt, war zu jener Zeit ein so großes, mit Gefahren verknüpftes Unternehmen, daß manche Reisende vorher ihr Testament machten und von den Ihrigen auf Nimmerwiedersehen Abschied nahmen.

Darum ist mir's heute noch unbegreiflich, wie meine, sonst ängstlich um mich besorgte Mutter jene Reise in meiner Begleitung unternehmen konnte. Mein älterer Bruder hatte dieselbe früher schon mitgemacht und da sie ihm nichts geschadet, so mochte meine Mutter von mir ein Gleiches hoffen. Der damalige ordinäre Postwagen, die gelbe Kutsche genannt, war in seiner Art ein Ungeheuer, ein Nilpferd oder Elephant unter den Kutschen, mit einem gelben Tuche überdeckt, wovon

er Name herrührte. Thüren oder Wagenschläge suchte man vergeblich
n diesem Ungeheuer. Statt derselben gab es an jeder Seite eine
Oeffnung, welche so breit war, daß zwei Menschen neben einander
itzen konnten, was auch unterwegs der Fall war. Diese unglücklichen
Passagiere, welche geringeres Fahrgeld entrichteten, saßen mit dem
Obertheile ihres Körpers im Wagen und zwar auf dessen Fußboden,
während ihre Beine außerhalb desselben hingen und mit den Füßen
uf dem Wagentritt ruhten. Um die untere Halbschied des Körpers
inigermaßen gegen Staub, Regen oder Kälte zu schützen, wurde eine
tarre Lederdecke vorgehängt, die aber jenen Unbilden noch genug Zu-
gänge verstattete. So oft einer oder der andere Reisende aussteigen
wollte, mußten diese armen Reiseamphibien jedesmal ihre Sitze ver-
assen und geduldig außen warten, bis die Abgestiegenen wiederkehrten,
worauf sie den arg beschmutzten Postwagenboden abermals einnehmen
urften. Die Erfindung von Druck- oder Sprungfedern kannte die
elbe Kutsche nicht. Sie war nichts weiter als ein Kasten, auf vier
Wagenrädern befestigt. Daher wurden ihre Insassen zu Sprungfedern,
ie bei jedem Stoße hoch in die Höhe schnellten. An solchen Stößen
ehlte es durchaus nicht, indem die Landstraßen damals nichts weniger
ls Kunststraßen waren. Die gelbe Kutsche, wurde von sechs Pferden
n ruhigen Schritt fortbewegt und besaß an dem hinteren Ende ihres
wenigstens 6 Ellen langen Kutschkastens noch eine wohl eben so weit
eichende Gabel, auf welcher alle Arten von Kisten und Kasten gepackt
waren. Wenn dieser Noa'skasten mit seinem gewichtigen Auswuchse
mstürzte, was etliche Male geschehen ist, so ging es ohne Todte,
Schwerverletzte, ja selbst wahnsinnig Gewordene nicht ab. Da, wie
esagt, die Pferde nur im ruhigen Schritt vorwärts gingen und die
elbe Kutsche bei jedem Hause, das einen Arm mit einem Bierkruge
der ähnlichem Einkneipezeichen ausstreckte, anhielt und verweilte, so
rachte man zwei Tage und eine Nacht oder zwei Nächte und einen
ollen Tag auf der Reise von Dresden nach Leipzig zu. Mein Sitz
war in dem Hintergrunde des postlichen Nilpferdes und noch erinnere
h mich der oft wiederkehrenden grausamen Stöße, welche meinen
einen Körper bald auf diese, bald auf die andere Seite warfen oder

emporschnellten. Die Zeit wurde mir entsetzlich lang und gern hätte ich sie verschlafen, wenn das wegen der Stöße möglich gewesen wäre. Die übrigen Passagiere aber waren meistens noch guten Muthes und vertrieben sich die Langeweile durch Erzählen, Schwänke, Späße, Essen und — Schnapsen. Ein ältlicher, schlafsüchtiger Passagier — ich glaube, es war ein Jude, — welcher in der einen Wagenöffnung saß, diente besonders zur Zielscheibe des Foppens. Man schob ihm, während er schlaftrunken nickte, den Hut nach vorn, so daß derselbe wiederholt über Bord flog und den darob wild fluchenden Postillon zum Anhalten des Noakastens nöthigte. Man stemmte kleine Holzstäbchen in seinen Nacken, damit diese den Hut sammt der Perücke von ihrer Stelle verrückten; man schob ihm Haarbeutel verschiedener Art unter den Rockkragen und practicirte ihm Dinge in die Taschen, die dem Israeliten ein Greuel sind u. s. w. Die furchtsamen Frauen und Jungfrauen im Wagen erschreckte man in der Nacht durch Erzählungen von Raubanfällen, von Gespenstern, von umgestürzten Postwagen und deren sehr schrecklichen Folgen. Ja, als uns in der Nacht eine Kutsche mit zwei hell brennenden Laternen entgegen kam, schrie man, daß solche Irrlichter seien und wir in der nächsten Minute schon in einem tiefen Sumpfe stecken bleiben würden. In einem Gasthause, wo wir mitten in der Nacht anhielten, wurde mir ein bisher unbekanntes Getränk — Glühwein — angeboten, vor dessen Genuß jedoch meine Lippen sich schüttelten. Daß man in der Stadt Wurzen das bittere Braunbier und in Borsdorf den berühmten Sandkuchen nicht ungekostet ließ, versteht sich von selbst. Es war finster, da wir nach Leipzig kamen. Wir fuhren durch hohe Häuserreihen mit erleuchteten Fenstern, bestiegen einen Miethwagen und legten ohne Aufenthalt den Rest unserer Reise nach Dürrenberg zurück, das ich fest schlafend erreichte. Dürrenberg war unser Reiseziel, weil daselbst der wackere Nieschalk, der ehemalige Feldwebel und väterliche Beschützer meines Vaters, als Salzschreiber lebte, und ein Besuch bei ihm ein Glanz- und Freudenpunct in meiner Aeltern sonst sehr einförmigem und mühevollem Leben war.

Nieschalk war unverheirathet geblieben. Er wirthschaftete mit einer Haushälterin, einer musterhaften Person, die den alten Mann

wie ihren leiblichen Vater verpflegte und abwartete. Dürrenberg war vor Sachsens unseliger Theilung dessen reichste Salzgrube, ein wahres Juwel und die Würze des Königreichs. Sonst ist der kleine Ort ohne Bedeutung und ohne alle Annehmlichkeit, daher nur die bei dem Salzwerke angestellten Beamten und Arbeiter ihren Wohnsitz hier haben. Der unaufhörliche starke Torfrauch der Siedehäuser und die mit Salztheilchen geschwängerte Luft wirken so nachtheilig auf die Vegetation ein, daß die an sich schon unfruchtbare Gegend ein trauriges Bild darstellt. Kurzes Gras überzieht den Boden und ein hier und da gepflanzter Baum siecht als ein Krüppel einem frühzeitigen Tode entgegen. Freund Rieschalk besaß an seiner Wohnung ein kleines Lustgärtchen, in welchem, außer einigen Blumengewächsen, ein solcher Baumkrüppel stand.

Das Kunstwerk, welches die Salzquelle schöpft und weiter fördert, die langen Gradirhäuser mit ihren Schwarz- und Weißdorngewänden, über welche sich die Sohle ergießt und sie mit Salzstein überkleidet, die mächtigen Siedpfannen, die Darrstuben mit ihrer vor Gluthitze flackernden Luft beschäftigten meine Neugierde und Schaulust ungemein. Hierzu gesellte sich noch die in der Tiefe daherrauschende Saale mit einem breiten, brausenden und weißschäumenden Wehr und endlich eine große Bilderbibel, in welcher auf schauerliche Weise der Götze Moloch dargestellt war, auf dessen ehernen und glühend gemachten Armen kleine Kinder den qualvollen Opfertod erlitten. Jeden Tag suchte ich mir besonders schöne Exemplare von salzversteinten Dornen aus, um sie später wieder von mir zu werfen. Auch eine Lustfahrt nach dem nahen Merseburg wurde unternommen, auf welcher die überaus große Menge querfeldeinspringender Hasen und der Anblick des steinernen Prangers mit seinem Halseisen in Merseburg für mich das Merkwürdigste waren.

Als wir auf der Heimreise wieder durch Leipzig kamen, war es lichter Tag und früh. Wir fuhren über den Roßplatz, wo aus dem dichten Gewimmel verkaufender Bäuerinnen ein weißsteinerner Mann sich hoch erhob, welcher den damaligen Kurfürsten von Sachsen, Friedrich August den Gerechten, vorstellt.

3. Der Hausherr und die Hausgenossen.

Bei unsrer Heimkehr empfing uns die große Neuigkeit, daß wir einen neuen Wirth bekommen hätten. Bisher hatte das polnische Brauhaus unter Administration gestanden, war jetzt aber von einem reichen Schiff- und Handelsherrn aus Riesa angekauft worden. Dessen Bild schwebt mir als das Ideal eines wahrhaft schönen Mannes vor, sowie sein freundlicher, alle Herzen gewinnender Umgang auch seinem Aeußeren entsprach. Wie leutselig er gegen uns Kinder sich erwies! Wie schnell und willig er jeden billigen Wunsch seiner Miethsleute erfüllte! Wie duldsam er gegen unsere ziemlich ausgelassenen Spiele im Garten war! Mit ihm zugleich zog seine Familie ein, aus seiner gleichfalls schönen Gattin und vier Kindern, zweien Mädchen und eben so vielen Söhnen, bestehend, zu welchen im Laufe einiger Jahre noch zwei Paare sich gesellten. Da unser Hausherr W. zwar nunmehr ein Brauherr geworden war, von dem Bierbrauen aber nichts verstand, so mußte er einen Braumeister in seine Dienste nehmen. Seine Wahl fiel auf einen gewissen Z—r, der ebenfalls mit Frau und fünf Kindern einzog. Da die letzteren so wie die unsers Hausherrn mit mir in ziemlich gleichem Alter standen, so befreundeten wir uns sehr bald und vereinten uns zu fröhlichen Spielen. In der Dachwohnung des einen zum polnischen Brauhause gehörigen Gebäudes lebte ein Finanzcanzlist B. mit seiner Frau und seinem einzigen Söhnlein, das um einige Jahre älter war als ich und darum immer den Matador über uns jüngere Kinder spielte. Sein Vorname lautete Johann; eine alte, gleichfalls im Hause wohnende Freundin seiner Aeltern rief ihn Hänschen, seine Aeltern Jean und wir kurzweg Hänse, was der heißblütige Knabe für einen Schimpfnamen ansah und oftmals mit einer Tracht Ruthenhiebe bestrafte, ohne jedoch unsrerseits eine Umänderung zu bewirken. Endlich gesellte sich zu unserm Kinderkreise noch ein Mitglied in sehr unscheinbarer Gestalt. Eines Tages entdeckten wir auf dem längs des Brauhauses hinlaufenden hölzernen Freigange ein uns fremdes, kleines, krummbeiniges und verwachsenes

Mädchen mit einem feinen, klugen Gesicht, das still auf einer Hitsche saß und alsbald ein Gegenstand unsrer brennenden Neugierde ward. Ich machte den ersten Aushorcher und begann mit der freundlichen Frage: „Wer bist Du? Wie heißest Du?“ — „Ich bin —“ lautete die schnelle Antwort — „ein Kind und heiße wie mein Vater.“ „Und wie heißt Dein Vater“ — „Wie ich!“ — Was ist denn Dein Vater?“ — „Ein Mann!“

Diese lakonischen, abweisenden Antworten, die wir dem hiefrigen und verkrüppelten Kinde gar nicht zugetraut hatten, machten mich verstummen und benahmen den andern Kindern des Hauses die Lust zu weiterem Ausfragen.

Später stellte sich's heraus, daß die Kleine die Tochter eines kürzlich in's Haus gezogenen Lohndieners F. war. Derselbe besaß außer dieser gebrechlichen ältesten Tochter noch eine und einen Sohn, welcher das Unglück hatte, bei Gelegenheit des Bäckerauszugs, welcher allemal zur Weihnachtszeit öffentlich stattfand und viele Zuschauer herbeizog, die vier Finger der linken Hand insoweit zu erfrieren, daß ihm die beiden oberen Glieder derselben hatten abgelöst werden müssen.

Louise F., welche bald ihr abstoßendes Benehmen gegen uns Kinder ablegte, ließ sich in ihren späteren Jahren durch die Ungunst ihres Schicksals zur Unzufriedenheit mit Gott, zur Gehässigkeit gegen ihren glücklicheren Nebenmenschen, so wie zur abscheulichsten Undankbarkeit gegen ihre Freunde und Wohlthäter verleiten. In meiner Erzählung: **Wie Gertrud** ihre Kinder geistig und leiblich erzog, habe ich ihr Bild unter dem Namen Liebig gezeichnet. Sie beschloß ihr freudenloses Leben, der öffentlichen Mildthätigkeit zuletzt anheimgefallen, in Dresdens Krankenhause. Das Stockwerk unter der Dachwohnung des Canzlisten B. bewohnte der französische Sprachlehrer Bruel, der als Professor an der Ritteracademie in Dresden angestellt und als geistreicher Mann berühmt war. Bruels Aeltern waren, um als Protestanten den Bedrückungen Ludwigs XIV. zu entgehen, aus ihrem Vaterlande Frankreich ausgewandert. Der Professor war ihr einziges Kind, dieser bereits bejahrt und unverheirathet. Wir Kinder hatten gewaltigen Respect vor dem kleinen, ausgewachsenen Bruel, wenn er

in seinem dreieckigen Hütchen, im kaffeebraunen Rocke, in der langen Schößelweste, in den kurzen Beinkleidern mit den silbernen Knieschnallen, den seidenen Zwickelstrümpfen und den Schuhen mit großen, von Steinen blitzenden Schnallen und das spanische Rohr mit dem bunten Porzelanknopfe in der Hand, das fast so lang wie sein Träger war, durch den Hof des Brauhauses schritt. Unser ehrerbietiger Gruß wurde von einem herblassenden »bon jour, mon cher!« beantwortet. Hänse, Bruels Pathe, Liebling und Schüler, mußte uns diese französische Phrase in's Deutsche übersetzen.

Unter dem Professor Bruel, im ersten Stockwerke des Hauses, wohnte ein höherer, kurfürstlicher Beamter P. nebst seinem erwachsenen Sohne, einem Bauconducteur, und seiner gleichfalls erwachsenen, aber wahnsinnigen Tochter. Diese, eine wohlgebildete Jungfrau mit großen blauen Augen, durfte den Garten nur zur Tageszeit besuchen, wo noch keine Gäste darin sich einfanden. Dann lief die Unglückliche mit großen Schritten die Gänge auf und nieder, sprach laut mit sich selbst und unter heftigen Handbewegungen. Uns Kinder liebte sie, namentlich die kleine verkrüppelte Louise F., welcher sie das Gehen lernen wollte und sie deshalb oftmals auf den langen Ruhebänken der im Garten befindlichen Schänktafeln gängelte. Zuweilen brachte sie ihre Schürze voll Kuchenstücken und Obst mit, womit sie uns beschenkte, aber bei der Austheilung stets die kleine Louise bevorzugte. Nicht selten weigerte die Aermste, dem Rufe und Gebote ihres Vaters, Bruders oder ihrer Dienerin Folge zu leisten und den Garten zu verlassen. Dann wendete man sich allemal an uns Kinder und in der Regel glückte es unserer Ueberredungskunst oder unsrer List besser als jenem Machtgebote. Als Montgolfier die Luftballons erfand und diese seine Erfindung fast allerorts Nachahmer erhielt, ließ auch der jüngere P. wiederholt Montgolfieren aufsteigen, die er in unserem Garten und in unsrer Gegenwart mit erhitzter Luft anfüllte. Daß der sich erhebende, etwa zwei Ellen hohe Luftballon von unserm lauten Jubelgeschrei begleitet wurde, versteht sich von selbst.

Wie schon erwähnt, hatte der Pachtgärtner einem Schänkwirth weichen müssen und dieser vertrieb auch den wackern Hoforgelbauer

reublut aus seiner Parterrewohnung, so wie aus dem polnischen
rauhause. Der Schänkwirth N. hatte eine wohlbeleibte, stolz auf-
etende Frau, die mit dem einen Auge zu zwinkern liebte, und einen
wachsenen Sohn, welcher nichts weiter that, als den Kegelanschreiber
u machen, daher er auch es nur bis zum Schänkwirth brachte. Noch
edenke ich zweier Hausgenossen: eines Hautboisten Wolf, der in dem
leinen Gartenhause wohnte und in meiner Erzählung: „Der kleine
Eskimo" erwähnt ist, und eines armen Tabakhändlers, dessen Vaters
Bruder der wohlhabende, gelehrte und zu jener Zeit berühmte Hofrath
Lippert war. Dieser Hofrath Lippert hatte einen oder etliche Besuche
on dem Landesvater, Friedrich August dem Gerechten, empfangen
nd eine solche Ehre war damals so groß, so unerhört und außerge-
wöhnlich, daß sie noch heute durch eine Marmortafel mit goldener In-
schrift an dem Lippertschen Hause in hiesiger Königstraße verewigt wird.

4. Große Veränderungen.

Das Jahr 1800 ward für mich und meinen Bruder Carl besonders
adurch ein merkwürdiges, daß meine Mutter eines dritten Söhnleins
enas, welches in der heiligen Taufe den Namen Eduard erhielt. Ge-
utzte Pathen und Pathinnen fanden sich ein. Unter ihnen eine nahe
Anverwandte von mütterlicher Seite mit einer großen Adlernase und
iner imponirenden Gestalt. Für mich waren an ihr das Merk-
würdigste eine künstliche Kastanienblüthe auf ihrer Spitzenhaube und
ine große Zuckertüte, die sie mir auf den Arm legte.

Unser neuer Hausherr brachte eine unbegränzte Baulust mit,
welche sofort sich geltend machte. Zunächst wurde der Garten zu einem
ffentlichen Vergnügungsorte umgewandelt und deshalb mit einem
Kegelschube, mit einem zweiten Gartenhause, mit einer Musikloge und
ahlreichen, feststehenden Tafeln und Bänken begabt. Dann wurde
as niedere Malzhaus niedergerissen und ein neues, ansehnliches an
eine Stelle aufgeführt, das dreifach über einander gewölbte Keller
ekam und seinen stolzen Giebel hoch in die Luft emporstreckte. Zur
amaligen Zeit brachte man in Dresden mit dem Aufbau eines Hauses

drei volle Jahre zu. In dem ersten Jahre legte man den Grund dazu, wölbte man den Keller und führte das Gebäude bis zur Socke. Im zweiten Jahre kam es bis zum Heben des Dachstuhls und im dritten ward der innere Ausbau beendigt. Welch' ein Unterschied gegen jetzt! Damals war das Sprüchwort, daß jeder Schweißtropfen eines Maurers einen Ducaten koste, eine Wahrheit.

Unter den Maurern, welche drei Jahre lang an dem neuen Malzhause bauten, befand sich ein Taubstummer, der erste, den ich sah und der uns durch seine unverständliche Zeichensprache vielen Spas machte.

Der neue Schänkgarten erfreute sich eines zahlreichen Zuspruchs. Alle Nachmittage rollte die Kugel ihre glatte Bahn entlang, fielen die Kegel, kröhlte der Kegeljunge: „Alle neune! einen Groschen zu Bier und zu Weine!" Unter den Kegelschiebern befand sich ein Schloßthurmwächter, Namens Näther, nach dessen Besuch alle Inhaber von Kegelschüben angelten, weil der Mann durch sein außergewöhnliches Gebahren beim Schieben eine große Menge anderer Gäste herbeizog. Wenn der Ruf ertönte: „Jetzt schiebt Näther!" so verließ Jung und Alt die Plätze an den Schänktafeln und eilte im Laufe nach den offenen Fenstern des Kegelschubes, die durch die vielen neugierig hereinschauenden Köpfe plötzlich verfinstert wurden. Hierdurch ließ sich jedoch Näther durchaus nicht beirren. So wie die Kugel seiner zielenden Hand entglitt und ihren Lauf begann, nahm auch Näthers Mienen- und Geberdenspiel seinen Anfang, an welchem jeder Muskel, jedes Glied, ja der ganze Körper seinen lebhaften Antheil bekam. Es war, als könne N. die Kugel nach seinem Belieben an unsichtbaren Fäden leiten. Wendete sich jene zu weit von der Mitte der Bahn nach links, so bog er sich mit seinem Oberleibe und den ausgestreckten Händen nach rechts, so daß diese selbst mit der Mauer in Berührung kamen. Dabei stemmte der linke Fuß des lang ausgestreckten Beins seine Fersenspitze krampfhaft auf den breternen Fußboden fest und das heftigste Mienenspiel verzerrte zugleich sein langes, hageres Antlitz. So bog, wendete, krümmte und dehnte sich N's Körper, je nachdem die Kugel ihren Lauf fortsetzte. Ich habe den Mann so sehr auf seine Lippen beißen sehen, daß Blutstropfen über dieselben hervorquollen. Nahm endlich die

Kugel ihren Lauf auf die Mitte der Kegel, so trommelte N. mit seinen Armen einen Wirbel in der Luft, um der Kugel anzudeuten, wie sie unter den Kegeln aufzuräumen habe. In meinem langen Leben ist mir ein so excentrischer Kegelschieber nie wieder vorgekommen.

An einem Abende jeder Woche führte der Stadtmusicus sammt seinen Leuten ein vollstimmiges Instrumentalconcert in unserm Garten auf, wobei ich niemals fehlte und meinen Stand hinter einem Violinspieler einzunehmen pflegte. Meine Aufmerksamkeit steigerte sich mit meiner Lust an der Musik, nachdem ich später das Clavierspiel zu erlernen begann. Einlaßgeld verlangte man uns Kindern nicht ab, eben so wenig der Schänkwirth von uns einen Nutzen einärndete, obwohl wir die fleißigsten Besucher seines Gartens waren. Dennoch kostete mir oder vielmehr meiner guten Mutter jeder Concerttag einen ganzen Dreier. An einem solchen Abende stellte sich nämlich regelmäßig eine reinlich gekleidete Frau mit einem großen Henkelkorbe ein, der unter feiner weißen Leinendecke eine große Fülle frischbackener, süßduftender Käsekäulchen in sich barg. O wohlfeile, goldene Zeit! Für nur drei Pfennige bekam ich zwei solcher köstlicher Käsekäulchen! Vergebens suchten mißgünstige Spottvögel uns Kinder durch das Vorgeben abzuschrecken, daß die Käsekäulchen in Hundefett gebraten würden. Selbst das Fett von Kröten, Schlangen und anderem ekeligen Gethier hätte uns um so weniger von dem Verzehren der Käsekäulchen abgehalten, als wir ja deren Zubereitung nicht beigewohnt hatten. Und „was ich nicht weiß, macht mich nicht heiß“ lautet das Sprüchwort. Ach, unvergeßlich bleiben mir die warmen Sommerabende, an welchen der weite Garten im bunten Lampenschimmer erglänzte, ein dichtes Menschengewühl die Gänge durchwogte, die Lüfte von den süßen Harmonien der Musik ertönten und — der Käsekäulchenkorb seinen lockenden Inhalt austheilte.

Außer den Neubauten, welche unser Hauswirth unternahm, beseitigte er noch manches Alte, was unschön in's Auge fiel oder nicht unumgänglich nöthig war. So z. B. den hölzernen Gang, welcher das erste Stockwerk unsers Wohnhauses und zwar an der dem Hofe zugekehrten Seite entlang sich hinzog.

Mein Vater erhielt an fester Besoldung jährlich nur 200 Thaler, von denen er auch noch den Miethzins für seine innehabende Wohnung entrichten mußte. Daher ertheilte er nach dem Schluß der Schulstunden noch Unterricht im Clavierspiel und trieb einen kleinen Handel mit Fortepiano's, die er neu von dem Dresdener Instrumentmacher Sauer kaufte, einspielte und dann mit einem kleinen Gewinn an auswärtige Oeconomen, Landprediger, Schulmeister, Förster u. s. w. wieder verhandelte. Aus diesem Grunde stand gewöhnlich neben unserm Clavier, das von einem Mahlmüller Horn erbaut war, noch ein neues Pianoforte da, auf welchem wir Kinder aber nicht spielen durften. Als meine Mutter ihr Wochenbett mit unserm Bruder Eduard hielt, vernahm sie in schlaflosen Stunden ein öfteres, sonderbares Klingen und Tönen, das ihr, wenn sie abergläubisch gewesen wäre, gewiß große Furcht eingeflößt haben würde. Später zeigte sich die natürliche Ursache hiervon. Es waren nämlich fast sämmtliche Saiten eines neuen Pianofortes, welches während der Wochen unsrer Mutter nicht geöffnet oder gespielt wurde, zersprungen. Einen größeren Schaden erlitt ein anderes neues Pianoforte durch ein Eichhörnchen, das mein Vater hielt und welches, nachdem es sich in einer Nacht von seiner Kette zu befreien gewußt, mit seinen scharfen Zähnen die äußere Verkleidung des theuren Instruments benagt hatte.

Das neue Malzhaus mit seinen Kellern, Tonnen, Böden, mit der Malzdarre, der Wohnung der Braugesellen und des Braumeisters war endlich fertig geworden. Da ereignete sich gar bald darauf etwas, wovon das alte, baufällige Malzhaus glücklich verschont geblieben war. An einem Abende verließen die letzten Biergäste das Schänklocal des polnischen Brauhauses in bereits angebrochener Mitternachtsstunde. Unter ihnen befand sich eine in der ganzen Neustadt wohlbekannte Persönlichkeit, der Klempnermeister Kunad, ein Ehrenmann von echtem Schrot und Korn. Seine Klempnerwerkstatt hatte er in und neben einer hölzernen Bude aufgeschlagen, welche die eine Seite der Lindenallee in der Neustadt verunzierte, während eine ganz ähnliche Niederlassung auf der anderen ein Scheerenschleifer inne hatte. Kunad bediente sich bei seinem Erzählen von Stadtneuigkeiten der beglaubigenden

Redensart: „Mund gegen Mund", die ich in meiner Erzählung: „Der Johannistopf" benutzt habe. Ein Dresdener Maler, Oldendorp, hat über diesen ehrlichen Kunad einen längeren Aufsatz geschrieben und der Verleger meines Volkskalenders im Jahrgange 1853 einen Auszug daraus mitgetheilt. Als besagter Kunad aus dem Schänkzimmer in den Hof trat, reckte er seine Nase schnüffelnd in die Luft empor und sprach zu seinen Begleitern: „Das riecht nach verbranntem Malze — muß doch nachsehen, was es giebt."

Mit der Oertlichkeit des neuen Malzhauses genau betraut, weil er die Klempnerarbeit darin geliefert hatte, begab sich Kunad eilig nach der Malzdarre, aus welcher ihm beim Oeffnen der Thüre die helle Flamme entgegenschlug. Hierauf folgte jener Heidenlärm, welcher noch heute in Dresden den Ausbruch einer Feuersbrunst begleitet, bestehe dieselbe auch nur in einem 'gewöhnlichen Oessenbrande. Nur zwei von den Bewohnern des polnischen Brauhauses vernahmen nichts von dem greulichen Getöse in ihrer dichtesten Nähe: mein Vater und ich. Mein Vater schlief damals allein in einer Kammer des zweiten Stockwerks und seine Schwerhörigkeit hatte bereits so sehr zugenommen, daß ihn das stärkste Andonnern gegen seine von innen verriegelte Thüre nicht zu erwecken vermocht hatte. Erst nach dem Aufstehen am Morgen vernahmen und sahen wir beide, was sich während der Nacht zugetragen hatte. Der Hofraum vor dem Malzhause war mit Feuereimern, Spritzenschläuchen und anderen Löschmitteln bedeckt; die Brauburschen trugen in großen Körben das schwarz verbrannte und durchnäßte Malz hinweg, die beiden Fenster der Malzdarre waren zerbrochen und die Mauertheile darüber von den herausgeschlagenen Flammen geschwärzt. Am meisten gefährdet gewesen war die Braumeisterfamilie, deren Wohnung sich gerade über der in Brand gerathenen Malzdarre befand.

Des Feuers erster Entdecker, Meister Kunad, ärndete wenig Dank dafür ein. Man war vielmehr der Meinung, daß er durch sein vorzeitiges hastiges Oeffnen der Thür zur Malzdarre die Flamme erst zum hellen Ausbruch gebracht habe und daß es außerdem bei dem Verglimmen des Malzes bewendet haben würde.

Unsres Wirthes Verlust durch den Brand der Malzdarre war nicht

unbedeutend, derselbe aber nur der Anfang von einer darauf folgenden Reihe kleiner und größerer Unglücksschläge, die aber unserm stets gleich sich bleibenden, heiteren Wirth wenig nahe zu gehen schienen. Jede Brauerei ist der steten Dienste eines Rossepaares benöthigt. Anstatt nun hierzu starke Arbeitspferde von billigerem Preise anzuschaffen, holte sich unser Wirth W. von der leipziger Messe ein Paar sogenannter Mohrenköpfe von auffallender Schönheit, Feuer und Abrichtung. Wie viele Thaler er dafür gezahlt hatte, ließ er nicht laut werden. Nachdem dieses edle, theure Rossepaar die Wochentage hindurch den Leiter- und Lastwagen mit gefüllten oder leeren Biertonnen, mit Gerste- und Malzsäcken, mit Brennholz und Steinkohlen gezogen hatte, verwandelte sich die Scene am Sonntag Nachmittage in der Weise, daß aus dem verachteten, schmuzigen Aschenbrödel eine schöne, bezaubernde und reizend geschmückte Balldame wurde. Punct dreiviertel auf 2 Uhr öffnete sich ein Fenster in der brauherrlichen Wohnung und es zeigte sich in demselben des Wirthes schöner Kopf, der mit wohllautender, weit hin vernehmbarer Stimme herabrief: „Johann! spann' an!" Nach einer Viertelstunde schon hielt eine nette Kutsche mit den ungeduldig das Steinpflaster stampfenden Mohrenköpfen vor des Wirthes Thüre. Dieser, sammt Frau und Kindern im glänzenden Sonntagsstaate, bestieg die Kutsche und fort ging es im raschen Trabe nach einem der weiter von der Stadt entlegenen Vergnügungsörter, wobei in fast sämmtlichen Fenstern der zum polnischen Brauhause gehörenden Gebäude neugierige und neidische Zuschauer den Glücklichen nachschauten. Die Mohrenköpfe erregten durch ihre Schönheit selbst die Aufmerksamkeit und die Kauflust des kurfürstlichen Günstlings, des damals Alles geltenden Grafen von Marcolini. Derselbe steigerte sein Kunstgebot für das Rossepaar bis auf 800 Thaler. Allein unser W. erwiederte hierauf ablehnend in seiner gelassenen, freundlichen Weise: „Ein Bürger will auch einmal seine Freude an schönen Thieren haben." Zwei Tage nach des Grafen letztem Angebote schlug der eine Mohrenkopf nach seinem neben ihm stehenden Gefährten und zerschmetterte ihm die Knochenröhre des einen Beines, daher er todt gestochen werden mußte. Das überlebende Thier verkaufte unser Wirth als Reitpferd

für nur 100 Thaler. Aehnliches Unglück mit theuren Pferden traf jenen zu wiederholten Malen, ohne daß hierdurch seine heitere Laune scheinbar gelitten hätte, was die Meinung der Leute von dem großen Reichthume unsers Wirths bestärkte. Derselbe machte auch in der That einen großen Aufwand. Fast an jedem Sonntagsmorgen erschien der Schneidermeister mit einem ansehnlichen Pack neuer Kleidungsstücke für die allerdings zahlreiche Familie. Der reiche Lohn und die ansehnlichen Weihnachtsgeschenke, welche die Dienstleute unsers Wirths erhielten, machten bei den andern Dienstboten im Hause und in der nächsten Nachbarschaft böses Blut und deren Herrschaften das Leben sauer. Kapitalisten schätzten sich glücklich, wenn der reich verschrieene W. sich bereitwillig finden ließ, ihre Kapitalien für sein umfangreiches Braugeschäft zu borgen und zu verzinsen. Auch mein Vater gehörte, ohne daß wir Kinder es ahnten, zu diesen Glücklichen, indem er seine eigenen Ersparnisse, die Aussteuer meiner Mutter und deren Erbe, zusammen 2000 Thaler. unserem Wirthe, gegen eine einfache Schuldverschreibung, dargeliehen hatte.

Wir Kinder besprachen oftmals unter uns den Reichthum unsers Wirths und schätzten denselben auf mindestens eine Million.

Noch gedenke ich zweier Personen, die eine Rolle in meinen Kinderjahren spielten. Die eine war ein Haarkünstler, Namens Wiesemann, die andere eine arme, um mehrere Jahre ältere Waise als ich, welche meine Aeltern aus Mitleid zu sich genommen hatten und erzogen. Auguste war ein wohlgebildetes, braves Mädchen, das die ihr erwiesenen Wohlthaten durch allerlei Dienstleistungen vergalt und bis an ihren späten Tod die treueste Anhänglichkeit an unsere Familie bewies. Sie litt etwas an der Mondsucht, die aber in reiferem Alter sich von selbst verlor. Nach ihrer Confirmation vermiethete sie sich als Stubenmädchen bei dem sächsischen Kapellmeister Seidelmann, bei welchem sie bis zu ihrer Verheirathung mit einem Stellmacher G. aushielt.

Obgleich mein Vater ein nur sehr mäßiges Einkommen hatte, so verlangte es doch die damalige Sitte, daß mein Vater an jedem Morgen sein Haar ordnen, einpudern, mit Seitenlocken verzieren und den Haarzopf frisch binden ließ. Solches besorgte der Friseur Wiesemann, eine

lange, hagere Mannsgestalt mit einer ansehnlichen Nase. Derselbe war zugleich die Stadtklatsche, welche während ihres Gebahrens alle Neuigkeiten erzählte. Früher hatte mein jugendlicher Vater sogar eine Perücke von fremden Haaren und einen Haarbeutel getragen, in welchem Aufputze er silhouettirt worden war und unter einem Glasrahmen unsere Stubenwand schmückte.

Zu Ostern 1801 begannen meine Schuljahre und zwar in der Lehranstalt meines Vaters, welche unter dem Namen „die Polizeischule" bekannt war. Zu jener Zeit war nämlich die Polizei mit der Armenversorgungsbehörde vereinigt. Der Director beider Behörden war ein höherer Staatsbeamter, der neben seinem Amte jene verwaltete. Außer demselben bestand das Expeditionspersonal aus einem Secretair, einem Fiscal, einem Kassirer, zweien Copisten und einem Aufwärter. Außer etlichen Armenvögten in jedem Stadtviertel gab es noch zwei Polizeidiener! Glückliches Dresden! Vergleiche dagegen die jetzige große Menge der Polizeiorgane und der Armenversorgungsbehörde!

Für die 200 Thaler jährliche Besoldung mußte mein Vater 100 Armenschüler unterrichten. Da hierzu noch eine nicht ganz unbedeutende Anzahl von Extranern kam, so machte sich die Eintheilung sämmtlicher Schüler und Schülerinnen in zwei Classen nöthig. Die erste Classe verwaltete mein Vater, die zweite ein Hilfslehrer, den mein Vater aus seinem Beutel bezahlen mußte. In beiden Classen waren — wie damals in allen höheren und niederen Volksschulen — die Geschlechter ungetrennt. Zu der Zeit meines Schuleintritts war ein junger Mann, Namens Romberg, Hilfslehrer bei unsrer Schule, dessen Händen ich übergeben wurde. Gleich meinem Vater hatte auch R. eine eigentliche pädagogische Bildung nicht erhalten, sondern aus sich selbst heraus zum Lehrer sich gebildet. Alle Sonn- und Feiertage geigte er Abends und die Nacht hindurch auf einem gemeinen Tanzboden der Scheunenhöfe bei Neustadt-Dresden, wo er auch nebst seiner Mutter wohnte. Daß R. nach einer solchen Tanznacht zum Lehren wenig aufgelegt sein konnte, versteht sich von selbst. Von meinem Vater erhielt R. monatlich vier Thaler Besoldung, freien Mittagstisch und nach dem Schlusse der Schulstunden ein Butterbrot auf den Weg. Dafür hatte R.

öchentlich 30 Lehrstunden zu ertheilen und außerdem noch mir in
lichen Stunden wöchentlich Clavierunterricht zu geben. Auch die
inder unsers reichen Wirths und dessen Braumeisters besuchten in den
rsten Jahren die Schule meines Vaters.

R. besaß die Liebe aller unsrer Schulkinder in hohem Maaße und
erdiente solche auch. Er war ein wackrer, strebsamer und gütiger
Mann und starb, bedauert und betrauert, als erster Lehrer an hiesiger
Garnisonschule noch im kräftigen Mannesalter.

Bald nach dem Brande der Malzdarre trug unser Wirth meinem
Vater einen Umtausch unsrer beiderseitigen Wohnung an und zwar aus
em Grunde, weil jener von unsrer dermaligen Wohnung aus den
Hof und die Leistungen seiner Dienstleute besser beobachten konnte.
Natürlich durfte mein Vater sich nicht weigern, daher der Umzug er-
olgte. Vorher schon hatte unser Wirth die Inhaber der kleinen
Wohnungen im zweiten Stockwerk des eigentlichen Brau- und unseres
Wohnhauses ausziehen lassen, so daß wir und unser Wirth je die Halb-
hied des ganzen Hauses, mit Ausnahme des Erdgeschosses, inne be-
men. Zu unserer Bequemlichkeit ließ unser gefälliger Wirth unmittel-
ar aus unsrer Kammer noch eine hölzerne Treppe herstellen, welche
i die 2 Stuben und Kammern des zweiten Stockwerks führte. Mehr
ie einmal bin ich beim eiligen Herablaufen die vielen Stufen dieser
Treppe vom Anfang bis zum Ende hinabgefallen, ohne daß ich sonder-
chen Schaden davontrug.

Das Lesen lernte ich nach der alten, schweren und aufhältlichen
Buchstabirmethode, jedoch immer noch schnell genug. Im Schreiben
rachte ich es ebenfalls bald so weit, daß ich mit meinem achten Lebens-
ahre bereits Canzleischrift schrieb und deren große Anfangsbuchstaben
it Zügen verschnörkelte. Da mein Vater, wie schon gesagt, selbst
ne ausgezeichnet schöne Hand schrieb, so sah er eifrig darauf, daß seine
Söhne ihm hierin nacheiferten.

Sieben Jahre alt begann ich das Clavierspiel bei unserm Romberg
u erlernen. Dieser hatte nach seiner Mutter Tode und nach Erlangung
ut honorirter Musikstunden seine Tanzgeigerei an öffentlichen Orten
ngestellt und eine Wohnung auf der jetzigen Kasernenstraße Dresdens

bezogen. Dort bei ihm, der eine seiner früheren Schülerinnen geheirathet hatte, erhielt ich meinen Clavierunterricht, der mir aber durch die vielen Kopfnüsse bei dem Greifen eines falschen Tones verleidet und verhaßt gemacht wurde. Da der gute R. für diesen Unterricht nicht besonders bezahlt wurde, sondern denselben mehr für einen lästigen Hofedienst ansah, so war sein Eifer dabei nicht sehr stark und in der Regel trank er in Gesellschaft seines Weibchens den Nachmittagskaffee, während ich meinen Clavierstudien oblag. Da Väter in der Regel bei dem Unterrichte ihrer eigenen Kinder weniger Geduld zu haben pflegen als bei fremden, so hatte auch mein älterer Bruder das Clavierspiel bei unserm R. erlernt und es für die damalige Zeit zu ziemlicher Fertigkeit gebracht. Mein Bruder Carl besuchte die Schule des Garnisoncantors Pfeilschmidt, und da er des Mittags wegen des weiten Heimwegs auch darin verweilte, so war er den Tag über abwesend und betheiligte sich, als ein älterer Knabe, nur selten an unsern kindischen Spielen.

5. Krankheit und Tod.

Bald nach unsrer Wohnungsveränderung erkrankte mein jüngerer Bruder Eduard, in seinem dritten Jahre stehend, an dem Keuchhusten, dieser fürchterlichen Krankheit, deren sichere Heilung der ärztlichen Kunst bisher eben so gespottet hat als die Cholera und das Scharlachfieber.

Mein Bruder Eduard war ein bildhübsches Kind mit blauen Augen und lichtem Haupthaare, dazu, weil er der jüngste unter uns, der Liebling unsrer Mutter, aber auch unsrer Aller. Daher sorgten und ängstigten wir uns außerordentlich über dieses Uebel, bei dessen Ausbrüchen der Zuschauer und Zuhörer fast eben so sehr leidet als der Kranke selbst. Sofort riefen meine Aeltern einen damals in großem Rufe stehenden und allgemeinen Vertrauens sich erfreuenden Arzt, den Doctor Kauer, um seinen Beistand herbei. Ehemals beurtheilte man die Kunst und Gelehrsamkeit eines Arztes nach der Länge seiner Recepte und der Menge der darauf verordneten Arzneien. Und hierin war Dr. K. stark. Mein armer kleiner Bruder ward gezwungen, eine große Flasche von 10 unter einander gemischten und einander wohl gar ent-

gegenwirkenden Arzneien nach der andern zu leeren. Umsonst sträubten sich das natürliche Gefühl, der kleine Mund und Magen des armen Kindes gegen das barbarisch schmeckende Gesöff, einen richtigen Schwedentrunk, der dem Knaben alle Eßlust benahm und ihm die noch vorhandenen Kräfte und Säfte aus dem Körper purgirte. Dem kindlichen, ach so beweglichen Flehen meines Bruders um Verschonung mit den giftigen Mixturen setzte meine beklagenswerthe Mutter ihre Bitten, Verheißungen und wohl auch Drohungen entgegen. Das gute Kind schauderte, schüttelte sich und wendete das Antlitz abseits, so oft der Eßlöffel mit seinem widrig duftenden Gemisch sich ihm nahete. Ach, zuletzt unterlag doch stets das natürliche Gefühl, siegten dagegen die kindliche Liebe und der Gehorsam für die zärtliche Mutter. Bei diesen ärztlichen Vergiftungen bewendete es aber noch nicht. Jede Verwandte, Freundin, Bekannte, Waschfrau u. s. w., die uns während der Krankheit meines Bruders besuchte, wußte ein unfehlbares Mittel gegen jene, und ach! oft genug waren die mütterliche Angst und Sorge um den Liebling so schwach, daß viele der angerathenen Hausmittel — freilich dem Arzte unbewußt — noch nebenbei angewendet wurden. Trotz diesem verkehrten Gebahren schien nach monatelangem Leiden und Abzehren die Natur des Kindes doch noch als Siegerin aus dem harten Kampfe hervorzugehen. Die Gewalt des Keuchhustens ließ scheinbar nach, kam seltener und minder heftig und schon lebten wir wieder neu auf. Der Arzt selbst erklärte die Krankheit für gebrochen und den Kranken außer Gefahr. Nur fand er es noch für nöthig, den gänzlich ausgemergelten, bett- und stubensiechen Körper meines Bruders völlig zu reinigen, und verordnete ihm deshalb eine Flasche voll eines Abführungsmittels. Es gab dasselbe meinem Bruder den letzten Gnaden- und Todesstoß! Noch jetzt erzittert und ergrimmt mein Gemüth, wenn ich an jenen langsamen, wenn auch absichtslosen Mord meines lieben Brüderchens zurückdenke. Vergeblich hatte die gütige Natur gerungen, den holden Knaben aus dem Schlammpfuhle zu retten, in welchen ihn ärztlicher, fest gewurzelter Schlendrian versenkt hatte.

Nach dem Verschlucken jenes heillosen Purgirmittels, womit ihn zu verschonen, mein armer Bruder flehentlicher als jemals gebeten hatte,

ging dieser seiner irdischen Auflösung mit schnellen Schritten entgege
Sein letzter Kraftüberrest war aus dem geschwächten Körper vollen
hinausgepurgirt worden. Ein gerechter Grimm erfaßt und straft m
heute noch, daß ich im Verein mit meinem älteren Bruder unsere u
glückliche, der Verzweiflung fast erliegende Mutter um die Verabreichu
unsrer Weihnachtsgeschenke quälen konnte. Diese Grausamkeit unsr
seits geschah am Weihnachtsheiligabend 1803, an welchem uns k
Christbaum angezündet wurde. Noch schwebt das Bild jenes Chri
abends vor meinen Augen. Dort athmet nur leise eine kleine, zu
fleischlosen Gerippe abgezehrte Kindergestalt in ihrem Bettlein,
blau umränderten Augen vor Mattigkeit bloß halb geöffnet, und ist j
ihre Umgebung bereits abgestorben. Hier kniet meine arme, schme
zerrissene Mutter vor dem untersten Schubfache einer Kommode u
reicht uns unter ach! wie weit von der Freude entfernten Gefühle
die für uns längst schon eingekauften Christgeschenke dar. Unter üb
strömenden Thränengüssen beschenkte sie mich mit einer blauen, pe
beränderten Wintermütze, mit Handschuhen und Pfefferkuchen, zäh
sie mir und meinem Bruder Aepfel und Nüsse zu, während ihr bluten
Mutterherz bei dem sterbenden Schmerzenskinde weilte. Jetzt, nachd
ich gleiches Weh erfahren habe, fühle ich die ganze Größe des mütt
lichen Schmerzes bei jener traurigen Christbescheerung, so wie die unf
egoistischen Quälens unsrer Mutter.

Der harte und schwere Kampf des jugendlichen Lebens gegen d
blassen Tod währte noch 4 volle Tage. Es war am 28. Decem
abends in der 11. Stunde, als der Todesengel erschien, mein
quältes Brüderchen zu des Himmels Freuden abzuholen. Ich u
mein Bruder — so ist die Jugend — schliefen süß und fest, währ
Bruder seinen letzten irdischen Kampf bestand. Mein Vater w
Schänkwirthschaft hinabgeeilt und hatte von den dort noch
Gästen den Stadtwundarzt Schmidt herbeigeholt. Ach,
das letzte verrinnende Sandkörnlein in seinem Falle nicht a
sondern mußte eingestehen, daß hier menschliche Kunst
ist am Endpuncte angelangt und für den Tod kein Kraut
sei.

Der Schmerz unsrer Mutter über den Tod ihres Kindes war eben so groß wie nachhaltig. Es verging eine Reihe von Jahren und jener Schmerz verblich oder verminderte sich nicht. Jeder Freundin, jedem uns besuchenden Bekannten erzählte meine Mutter die umständliche Geschichte von der Krankheit und dem Tode ihres Kindes. Zugleich wurde dabei der Tugenden, all' der kleinen Züge, der naiven Reden und Einfälle des Verstorbenen gedacht, welche derselbe in seinen gesunden und kranken Tagen kundgegeben hatte. Da ich bei solchen Besuchen gewöhnlich zugegen war, so habe ich nicht hundert-, nein wohl tausendmal jene, stets von neuen Thränengüssen begleitete Lebens- und Leidensgeschichte aus dem mütterlichen Munde mit angehört. Später habe ich mir selbst gesagt, daß der Schmerz meiner Mutter und ihre so oft wiederholte Selbstpeinigung nicht recht und übertrieben waren. Das fühlte ich schon als kleiner Knabe dunkel, litt aber dennoch jedesmal wieder mit, so oft meine Mutter ihre Erzählung erneuerte.

Um jene Zeit hatte ich bei unserm Romberg die Melodie der lieblichen Arie: „Mich fliehen alle Freuden" aus der Oper, die schöne Müllerin, erlernt. Wenn nun bei hereingebrochener Abenddunkelheit der Schmerz meiner Mutter um ihren verlorenen Liebling mit verdoppelter Heftigkeit erwachte, ward ich zum David, der durch sein Harfenspiel die Melancholie seines Königs Saul verscheuchte, indem ich jene Arie auf dem Claviere vortrug. Dieselbe hat sich hierdurch so unvergeßlich meinem Gedächtnisse einverleibt, daß ich sie heute noch als Greis auswendig zu spielen weiß und dabei jedesmal an den Tod meines Bruders Eduard erinnert werde.

Zu den wenigen, vertrauten Hausfreunden meiner Aeltern gehörte ein schon ziemlich bejahrter Predigtamtscandidat, Namens Schreyer, welcher in dem Haus meines mütterlichen Großvaters gewohnt und meine Mutter noch nach zurückgelegter Schulzeit unterrichtet hatte. Schreyer, unter dessen Bilde ich mir immer den frommen Gellert vorstellte, war Dichter und Componist. Dem profanen Texte der damals beliebtesten Opern legte er einen sittlichern, von ihm gedichteten unter. Auch setzte er mehrere Cantaten, Lieder und Psalmen in Musik, die jedoch nicht zum Druck gelangt sind und nur meines Vaters Musikalien-

sammlung schmückten. Schreyer starb als Pastor von Ortrand, nachdem er einige Jahre zuvor eine practische Generalbaßschule geschrieben und in Druck gegeben hatte. Einst war der Trauring meiner Mutter von deren Finger verschwunden und alles Suchen nach ihm blieb vergeblich. Nach etlichen Wochen empfing meine Mutter ihn aus Schreyers Händen zurück, der ihn in seinem, von uns zum Weihnachtsgeschenk erhaltenen Butterstollen aufgefunden hatte, wo hinein er sich beim Auswirken des Teigs von meiner Mutter Finger verirrt gehabt hatte.

6. Schuljahre.

Mein mütterlicher Großvater war bereits vor meinem Bruder Eduard gestorben. Mein Vater hatte dessen Haus in hiesiger Hauptstraße für einen mäßigen Kaufpreis übernommen und durch dessen Wiederverkauf an den Weißbäckermeister Greifenhahn eine nicht ganz unbeträchtliche Summe gewonnen. Diese mußte er jedoch, wollte er nicht in einen langen und kostspieligen Proceß verwickelt werden, mit den übrigen Erben, mit unsrer Stiefgroßmutter und den Stiefgeschwistern unsrer Mutter, theilen. Der neue Besitzer ließ das einstöckige, alte Vorderhaus niederreißen und das noch jetzt stehende dafür erbauen. Dabei wurden die beiden Herbergen verlegt und somit verschwand auch das gewaltige Stierhörnerpaar über der Hausthüre.

Der ansehnliche Garten am Brauhause war für uns Kinder die größte Lust. Zwar durften wir, so lange während der schönen Jahreszeit die Biergäste denselben besuchten, unser oft lärmendes Wesen nur auf einem kleinen, nicht zum Schänkgarten gehörenden Theile treiben. Hier standen die Holzvorräthe für die Brauerei aufgestapelt; auch gab es außerdem noch Balken-, Breter- und Stangenhaufen, die wir zu unseren Spielen benutzten. Wir errichteten Schaukeln, Hütten à la Robinson und Fahrzeuge — Breter auf Walzen gelegt — die wir, wie die Fischer ihre Kähne, durch aufgestemmte Stangen fortbewegten.

Einst hatte ich eine lange Braurinne erklommen, welche oben auf einer langen und hohen Holz-Klafterreihe lag und weit über dieselbe hinausragte. Auf derselben schwenkte ich mich ringsum, indem ich

dabei die Rinne mit meinen Beinen umklammert hielt. Als ich eben mit dem Kopfe nach unten gekehrt war, ließen meine Beine los und ich stürzte in eine sechsellige Tiefe hinab. Zum Glück überschlug ich mich im Fallen in so weit, daß ich, anstatt mit dem Kopfe, zuerst mit dem Rücken den Boden berührte. Allein ich fiel auf die emporgerichtete Spitze eines Mauerziegelstücks, die sich schmerzend in meinen Rücken bohrte. Als mich meine jungen, um mich versammelten Kameraden mit ungebrochenem Genick emporspringen sahen, verwandelte sich die erst bange Stille der Erwartung und Besorgniß in ein lautes Gelächter. Doch mir war nicht lächerlich zu Muthe. Ich hatte die Sprache verloren und mochte meine Sprachwerkzeuge noch so sehr anstrengen: keines Lautes war ich mächtig. Die Angst hierüber war unbeschreiblich. Schon fürchtete ich, lebenslang stumm zu bleiben, bis nach einiger Zeit die Zunge endlich ihre Dienste stammelnd wieder zu verrichten begann. Viele Wochen lang behielt ich ein stechendes Weh in meinem Rücken davon. Es versteht sich, daß ich nicht einmal meiner nachsichtigen Mutter, viel weniger meinem strengeren Vater, etwas von meinem verwegenen Streiche erzählte. Ach, wenn unser Herrgott nicht so oft und sichtlich seine schützende Allmachtshand über die vorwitzige Jugend ausgestreckt hielte, wie viel mehr Unglücksfälle würde es dann geben! Wiederholt bin ich nebst meinen klettersüchtigen Spielgefährten in Gefahr gewesen, den Hals oder irgend ein anderes Glied zu zerbrechen, und immer gingen wir unverletzt daraus hervor. Wenn der Herbst die Blätter von den Bäumen herabschüttelte und die Biergäste die luftigen Gartenhäuser mit dem wärmeren Winterlocal vertauschten, so nahmen wir Knaben jauchzend von dem ganzen, weiten Garten Besitz. Die Blätter wurden in hohe Haufen zusammengetragen und Springübungen darüber angestellt. Wir verwandelten uns in Jäger, Jagdhunde und Wild, welche eine lärmende Jagd ausübten. Wir spielten Versteckens, Kämmerchen vermiethen, Balltreiben und andere Spiele. Selbst des Winters Eintritt unterbrach unsere Vergnügungen nicht, steigerte vielmehr dieselben durch Schlittenfahren, Schneeballwerfen, Schneemännererrichten und Zusammenrollen des thauenden Schnee's zu mächtigen Ballen.

Ein Ereigniß, veranlaßt durch den Einzug eines Magisters H. in das Quartier des gestorbenen P., störte auf einige Zeit das gute Vernehmen zwischen meinen Aeltern und unserer Wirthsfamilie. Unser Wirth W., unermüdlich im Bauen, hatte ein ansehnliches Seitengebäude an die Stelle niedriger Schuppen u. s. w. errichtet. In das erste Stockwerk dieses neuen Gebäudes verlegte Magister H. eine von ihm gegründete Schule für Töchter der höheren Stände. Dies ward die Veranlassung, daß unser Wirth seine Töchter der Schule meines Vaters entnahm und zugleich auch seine Söhne in die höhere Bürgerschule unsrer Neustadt versetzte. Diese Veränderung, welche jeder unbefangene Beurtheiler nur recht und billig heißen mußte, kränkte dennoch meinen Vater sehr und da auch hierdurch seine Einnahme sich verringerte, so lockerte sich das Freundschaftsband zwischen beiden Familien. Unser Wirth war großmüthig genug, jenes dadurch wieder zu befestigen, daß er den Zinsfuß des ihm von meinem Vater dargeliehenen Capitals um $^1/_2$ Procent erhöhte. Durch das Vorhandensein einer zweiten Lehranstalt in dem Bereiche des Brauhauses entstanden kleine Reibungen zwischen deren Lehrern und Schülern. So wie man jetzt dem Vorsteher einer Schulanstalt den Directortitel zutheilt, so damals den eines Magisters, mochte nun dessen Träger ein begründetes Recht dazu haben oder nicht. Daher wurde mein Vater von seinen Schülern, deren Aeltern und anderen Leuten Hermegister (statt Herr Magister) und meine Mutter (namentlich von den Bauerweibern auf dem Markte) Frammegistern genannt. Darüber, daß mein Vater sich diesen unbefugten Magistertitel gefallen ließ, spöttelte der wirkliche Magister H., so wie auch dessen vornehmere Schülerinnen das Zusammentreffen mit den unserigen wie den Aussatz vermieden. Leider waren die Schüler unserer Polizeischule fast allgemein unter dem Schimpfnamen „Polizeibrut" bekannt. Selbst in der Schule vermochte die vormals weit wildere Jugend ihren Muthwillen nicht immer zu zügeln. So erinnere ich mich, daß, wenn das Mittagsessen unsrer Kostgänger [illegible] dicker Wassergrütze bestand, manche Knaben sich die [illegible] mit ihrem Löffelstiele ein Loch in ihre, mit einer [illegible] überzogene Grütze zu bohren und dann dermaßen in

dieselbe zu blasen, daß sich eine rundliche Wölbung, eine Art Backofen, in dem Schüsselchen bildete. Bei einer solchen Blasübung, da ein Knabe just seinen blasenden Mund dicht über der Grützeschüssel hielt, drückte sein Nachbar ihm den Kopf mit einer jähen Handbewegung nieder, so daß der Blaser, sein Antlitz gänzlich mit einer Grützelarve überzogen, laut schreiend aus der Schüssel wieder auftauchte. Anstatt jedoch die brennend heiße Grützelarve so rasch wie möglich von dem Gesichte zu entfernen, suchte vielmehr der Verlarvte unter fortgesetztem Zetergeschrei erst meine Mutter auf, um durch das Vorzeigen des **corpus delicti** dem Thäter eine desto nachdrücklichere Strafe zuzuziehen, die denn auch nicht ausblieb. So geht die Rachsucht über den Schmerz!

In den ersten Jahren der Amtsführung meines Vaters hatte derselbe, auf Anordnung seiner Behörde, alljährlich eine öffentliche Prüfung mit seinen Schülern und zwar auf dem Rathhause der Neustadt abhalten müssen. Nachdem aber der Menschen- und Kinderfreund Schmieder gestorben war, unterblieb jene löbliche Einrichtung und es verstrich eine sehr lange Reihe von Jahren, ohne daß irgend Jemand den Stand der Schule, die Lehrweise und deren Erfolg untersuchte. Wie schon gesagt, war der jedesmalige Vorstand der Polizei- und Armencommission ein schon anderweit verwendeter Staatsbeamter, dem der doppelte Geschäftsgang keine Zeit zum Besuchen der seiner Aufsicht anvertrauten Schule gestattete. Ueberhaupt widmete man damals der Jugendbildung, und namentlich der des ärmeren Standes, lange nicht die Aufmerksamkeit und Fürsorge wie jetzt. Ein schlagender, höchst trauriger Beweis dafür war die unverantwortliche Weise, wie man die in Dresdens Findelhause aufgewachsenen, schulpflichtig gewordenen Kinder anderweit in Pflege und Erziehung unterbrachte. Man gab die bedauernswürdigen Kleinen, die so glücklich waren, in dem Findelhause am Leben geblieben zu sein, an die mindest Fordernden ab, unbekümmert, ob sie bei denselben gesund und sittlich erzogen oder leiblich und geistlich verwahrloset wurden. So z. B. hatte man in unsrer Neustadt einem Weibe, das durch seinen lüderlichen Lebenswandel die Nase eingebüßt, 10 bis 12 solcher aus dem städtischen Findelhause entlassener Kinder zur Pflege anvertraut. In unsrer Schule wurden

diese beköstigt, ihre Pflegerin dagegen erhielt für jedes Kind wöchentlich 1/6 Thaler, dazu noch einen Strohsack und eine wollene Decke. Diese Pflegerin hatte selbst zwei Kinder und ihre Wohnung bestand aus nur einer Stube und einer Kammer, in welcher letzteren sämmtliche Kinder, ohne Unterschied der Geschlechter, schliefen. Erwägt man nun, daß jene armen Findelkinder aus dem Findelhause bereits mit der englischen Krankheit, mit der Krätze, dem Kopfausschlage und fast ohne Ausnahme mit der Sünde der Selbstbefleckung entlassen worden waren: so wird es den Leser nicht wundern, daß aus solchen Geschöpfen meist feile Dirnen, blödsinnige, entnervte Jünglinge und junge Greise wurden, die später dem Staate zur immerwährenden Last fielen. Hierzu ein Seitenstück. Unsere Armenkinder mußten nach dem Schlusse des täglich 6, beziehendlich 7stündigen Schul-, Strick- und Nähunterrichts noch bis abends 8 Uhr arbeiten. Unternehmer dieser Arbeitsanstalt war der Inspector S., ein sittenloser und gewinnsüchtiger Mann. Anfänglich beschäftigte er unsere Kinder mit dem Spinnen von Schafwolle. Weil aber die Spinnräder größer als die Kinder waren, viel Raum einnahmen und große Kraftanstrengung erforderten, so traten an deren Stelle kleinere zum Baumwollspinnen. Die wiederholt wechselnden Spinnmeister und Spinnmeisterinnen waren gewöhnlich aus dem Zucht- oder Arbeitshause entlassene Diebe u. s. w., welche dort das Spinnen erlernt hatten. Daß unsere Kinder von solchen Leuten nicht viel Gutes hörten, sahen und lernten, war natürlich. Rechnet man hierzu das anhaltende Sitzen in einem mit den Ausdünstungen der Menge geschwängerten Saale, den überdies noch der Geruch der Wolle, deren Staub, der Gestank trübe brennender Oellampen erfüllten, so sieht man ein, wie wenig für die Gesundheit und kräftige Entwickelung unsrer Schüler gesorgt wurde. Wird man da noch die alte, angeblich gute Zeit preisen wollen? Seitdem ist es um Vieles, sehr Vieles besser geworden.

Einst wurden wir Bewohner des polnischen Brauhauses durch die Nachricht erschreckt, daß drei Männer des Braupersonals im Bierkeller erstickt seien. Der erste von ihnen war in denselben hinabgegangen, wo eben junges Bier gährte, und nicht wieder heraufgekommen. Eben

so erging es einem zweiten und dritten, als sie ihre Kameraden retten und aus dem mit Stickluft angefüllten Keller holen wollten. Nachdem durch schnelles Oeffnen der Kellerfenster und Abschießen blindgeladener Pistolen die Luft verbessert worden war, durfte man wagen, die Verunglückten heraufzuschaffen, die auch glücklicherweise wieder in's Leben zurückgebracht wurden. Dieses Vorfalls habe ich in meiner Erzählung: „Die Ausgestoßene“ gedacht.

Im Jahre 1803 brannte das $^5/_4$ Stunden von Dresden entfernte Dorf Klotzscha gänzlich ab. Am nächsten Sonntagsmorgen darauf machte ich mich nebst meinem Bruder Carl und noch drei Schülern meines Vaters auf, um die Brandstätte zu besichtigen. Unser Weg führte durch lauter Wald und bei einer mächtigen, noch heute stehenden Eiche vorüber, deren dicken Stamm wir 5 Knaben mit ausgespannten Armen noch nicht zu umklaftern vermochten. In dem abgebrannten Dorfe sahen wir nichts als rauchende Ueberreste von Bauerhütten, zwischen denen einzelne, unglückliche Bewohner umherirrten oder in dem glühenden Schutte wühlten. Von der Dorfkirche standen nur noch die äußern, völlig ausgebrannten Mauern; der Thurm nebst den Glocken, so wie das Dach, waren in das Innere herabgestürzt. Wir waren tollkühn genug, uns durch das den Einsturz drohende Thürgewölbe hineinzuwagen, wo die losen Wände jeden Augenblick über uns zusammenstürzen konnten. Nachdem wir unsere Neugier befriedigt hatten, traten wir den Heimweg an.

Ein anderes, nicht minder gefahrvolles Unternehmen war für mich zum 8jährigen Knaben eine Spazierfahrt auf dem Elbstrome in einem kleinen, sehr schmalen Fischernachen, der von zwei Fischerbuben, wenig älter als ich, regiert und fortbewegt wurde. Auch diesmal war mein Bruder Carl dabei, ohne welchen ich die Fahrt nicht gewagt hätte. Wir ruderten dem reißenden Strome entgegen und zwar in dessen Mitte, bis wir zur Brücke gelangten, von welcher herab viele Menschen den jungen, tollkühnen Schiffern mit ängstlicher Besorgniß zuschauten. Unsere Absicht war, unter denjenigen Brückenpfeiler zu gelangen, wo das bekannte Dresdener Wahrzeichen, das Brückenmännchen, Matthäus [illegible]inus, eingemauert ist, das wir gern sehen wollten. Allein wir hatten

nicht den richtigen Brückenbogen getroffen und denselben noch aufzusuchen, verhinderte des Stromes starke Gegenströmung, daher wir unsere Rückfahrt antreten mußten. Ein Glück, daß unsere Mutter nichts von unserer Fahrt wußte, und daß unser Vater nicht zufällig ein erschrockener Augenzeuge wurde.

Einst stürzte ein jedenfalls betrunken gewesener Braubursche die lange steinerne Kellertreppe hinab und verletzte sich so sehr am Kopfe, daß er nach einigen bewußtlos verlebten Stunden seinen Geist aufgab. Man hatte den Unglücklichen als einen Verlorenen, anstatt in ein Bett, auf eine Strohschütte in einen Schuppen versetzt, wo wir Kinder ihn mitleidig betrachteten und sein banges Todesröcheln vernahmen.

Zu den Personen, welche meine Jugendzeit einrahmten, gehörte noch eine Wäscherin Schröder, deren stark gebräuntes, glänzendes Antlitz mit der gebogenen Nase mir unvergeßlich bleibt. Sie war unverheirathet, besaß aber einen, um etliche Jahre älteren Sohn als ich, ein Kind der Liebe, welches Christian hieß und meines Vaters Schule besuchte. Gedachte S. war außer unserer Wäscherin auch noch meine Wärterin, wenn meine Aeltern des Sonntags spazieren gingen. Dann war unser stets derselbe bleibende Weg nach Friedrichsstadt auf die Ostragasse, auf deren rechter Seite in einem niederen Parterre die dortige Platzbäckerin die Schwester meiner Wärterin war. Hier wurde ich auf die Ofenbank gesetzt und meinen Betrachtungen überlassen, die sich theils einem in der Stube frei herumhüpfenden Staar, theils einem für drei Pfennige erkauften Pfefferkuchengebilde zuwendeten. Andere Unterhaltungen gab es nicht, daher mir jeder Sonntagsnachmittag unter schrecklicher Langeweile verstrich. In späterer Zeit nahm mich mein Vater des Sonntags mit, wenn er zu Biere ging, indeß meine Mutter die Tante Israel besuchte. Mein Vater ging wirklich nur zu Biere und schenkte dabei seinem stets eßlustigen Söhnlein höchstens einen Dreier, damit derselbe sich auf dem Bierorte, Hamburg geheißen, eine übermäßig gepfefferte Lebkuchenrolle kaufen konnte. Zu jener Zeit pflegte der sparsame Dresdener Bürger und Stadtbewohner seine Spaziergänge nur durch den Genuß etlicher Gläser einfachen und dünnen Bieres zu würzen, zu welchen er seine mitgebrachten, in Papier

gewickelten Butterbemmchen verzehrte. Welch' ein Unterschied gegen unsere genußreiche und genußliebende Jetztzeit!

Nachdem ich älter und Schüler der ersten Classe geworden war, entzog man mich der Bemutterung der Frau Schröder. Dennoch bewahrte mir diese auch ferner eine große Anhänglichkeit. Nun war ein damals bei den Knaben sehr beliebtes Spiel das sogenannte Knippsen um Pfirsichkerne. Es hatte sich der Knabenschaar eine solche Spielwuth bemächtigt, daß sie sogar während des Schulunterrichts heimlich spielte und darum die Taschen voll Pfirsichkerne bei sich führte. Bemerkte mein Vater diese Ungebührnisse, so confiscirte er die vorgefundenen Pfirsichkerne, die hierauf in meine Hände wanderten und von diesen mit dem Hammer aufgeklopft wurden, um von meiner Mutter als Kaffeebeimischung verwendet zu werden. Für jedes Butternäpfchen aufgeschlagener Pfirsichkerne erhielt ich von meiner Mutter 3 bis 6 Pfennige und darum beschäftigte ich mich zur Pfirsichenzeit nach der Schule mit dem Aufpochen, wobei freilich die den Pfirsichkern festhaltenden Finger zuweilen einen sehr schmerzenden Hammerstreich bekamen. Um diesen meinen Erwerbzweig wußte die gute Frau Schröder. Eines Vormittags nun, während des Religionsunterrichts, thut sich die Schulstubenthüre weit auf und herein stürmt, ohne den betroffenen Lehrer — meinen Vater — und die staunenden Kinder zu beachten, Frau Schröder. Gleich einem tapferen Krieger, der im Sturmschritt einer feindlichen Batterie sich nähert, so Frau Schröder meinem Sitze, den hoch empor gehobenen Arm mit der fest verschlossenen Hand vorstreckend. Die helle Freude lachte aus allen ihren Zügen, indem sie mit jauchzender Stimme mir zurief: „Gustäffel, dreie! dreie!" Und ihre sich jetzt öffnende Hand drückt in die meinige — drei frische, noch ganz nasse Pfirsichkerne! Meine Nachbarn lachten; ich aber vermochte vor tiefer Scham kaum ein Dankeswort zu stammeln, mit welchem Frau S. zufrieden ihren Rückzug antrat und nun erst meinen Vater begrüßte, welcher die Störerin ohne Verweis sich verabschieden ließ. Vor Ekel hatte ich sofort die 3 Pfirsichkerne aus meiner Hand auf die Stubendielen fallen lassen und noch oft genug von meinen Mitschülern den Spottruf zu hören: „Gustäffel, dreie! dreie!"

7. Schuljahre. (Fortsetzung.)

Unser Dienstmädchen Hannel hatte einen Schuhmachergesellen zum Geliebten, der sie auch später zur Frau Meisterin machte. Mit Vorwissen und Einwilligung meiner Aeltern führte der Schuhmachergeselle seine Geliebte und mich etwa sechsjährigen Knaben eines Tages in ein mechanisches Kunstfiguren- oder sogenanntes Puppentheater. Dessen Inhaber und Director L. erfreute sich eines ansehnlichen Zuspruchs und in der That ließen seine fast lebensgroßen Puppen und deren mannigfachen Künste für die damalige Zeit wenig zu wünschen übrig. Wenigstens glaubten wir Kinder, daß es nichts Prächtigeres in der Welt geben könnte, und daher war meine Freude an jenem denkwürdigen Abende eine sehr große. L.'s Ruf in dieser Hinsicht war selbst bis zu dem kurfürstlichen Hofe gedrungen, und man beschloß daher, den jungen Prinzen und Prinzessinnen durch eine Gastvorstellung des Puppentheaters eine angenehme Abendunterhaltung zu bereiten. L. gab dem Obersthofmeister der Familie des Prinzen Maximilian die heilige Versicherung, aller schlechten Witze bei der Vorstellung sich enthalten zu wollen, und versetzte seine Puppengesellschaft nach dem kurfürstlichen Lustschlosse zu Pillnitz in das dort befindliche, kleine Hoftheater.

Die Prinzen und die Prinzessinnen nebst einem zahlreichen Hofanhängsel waren vor dem herabgelassenen Vorhange versammelt, die Musik schwieg, der Vorhang hob sich empor und das Stück begann. Die Scenerie stellte eine Stadt bei dunkler Nacht vor, in welcher keine Laterne brannte. Ein fremder Prinz, welcher an der nicht fernen Seeküste eben Schiffbruch erlitten und sich glücklich bis zu der ihm unbekannten Stadt gefunden hatte, trat auf, also vor sich hinredend: „Wo bin ich? Ist denn niemand hier, der mir hierüber Auskunft ertheilen könnte? Horch! ich höre ein Geräusch! Wer da?“ Casperle war's, der mit leisen Schritten dem Prinzen sich näherte und auf dessen letzt gethane Frage mit einem kichernden Ton antwortete. Nachdem der Prinz auf sein nochmaliges „Wer da?“ nur ein feines Quiken zurück erhielt, hob dieser mit lauter, pathetischer Stimme an: „Bist Du ein menschliches

Wesen, so gieb irgend einen Laut von Dir!" Nun erfolgte L.'s geistreichster Witz. Casperle trat mit seiner Kehrseite dicht an den Prinzen heran, hob das eine Bein etwas empor und gab einen Laut von sich, der nicht allein den Menschen eigenthümlich ist. Wer aber beschreibt L.'s Staunen und Bestürzung, als er, statt des gewiß erwarteten, sonst stets auf diesen Witz folgenden Applaus, seine vornehme Zuschauerschaft geräuschvoll und in eiliger Flucht ihre Sitze und das Theater verlassen sieht, den Obersthofmeister mit zorniger Stimme: „Vorhang herunter!" rufen hört und schließlich die bittersten Vorwürfe wegen angeblich unsittlichen Gebahrens in den Kauf bekommt!

Armer, schwer betroffener und gänzlich niedergeschmetterter Puppendirector, der du mit deinem Witze große Ehre einzulegen gedachtest und statt dessen bitteren Undank einärndtetest! Zwar sind Prinzen und Prinzessinnen ja die allerhöchsten Potentaten, nicht frei von den fraglichen menschlichen Lauten, ihnen sogar deren ungehindertes Tönen oft sehr erwünscht; allein solche allerhöchsten Kammergeheimnisse öffentlich auf das Theater zu bringen, ist nicht recht, ist höchstens vor dem gemeinen Volke gestattet.

Der Secretair M. in der Polizei- und Armencommission besaß einen Bruder, welcher die Oeconomie des Rittergutes Glauschnitz bei Königsbrück erpachtet hatte. Dessen zweiter Sohn Fritz, mit mir in gleichem Alter, kam als Pflegesohn in unser Haus, um daselbst eine bessere Erziehung zu erhalten, als ihm eine Dorfschule geben konnte. Der Vater meines Pflegebruders und unser Wirth waren gute Freunde und frühere Nachbarn in Riesa gewesen. Dies ward die Veranlassung, daß unser Wirth eines Sonntags früh anspannen ließ und mit unsrer Familie nach Glauschnitz fuhr, auf dessen Oertlichkeit ich mich noch jetzt recht wohl entsinnen kann. In wissenschaftlicher Beziehung stand mir Fritz M. nach, dagegen ich ihm wiederum in mechanischer Kunstfertigkeit, wobei er der linken Hand den Vorzug vor der rechten gab.

Meines Vaters Mutter, welche bei demselben ein sorgenfreies, selbstständiges und ruhiges Leben führte, war ebenfalls eine Hauptperson in meinem Jugendleben. Da mein Vater nach dem Schlusse der Schule ausging und spät erst wieder heimkam, meine Mutter aber

vollauf mit der Beköstigung unsrer Armenkinder für den folgenden Tag beschäftigt war, so führte meine Großmutter das Hausregiment über uns Knaben, den Pensionair eingerechnet. Unsere Ausgelassenheit zu zügeln, bediente sie sich eines kleinen Stöckchens, das sie in ihrer Schreibkommode aufbewahrte. Sobald sie dasselbe herbeizuholen ging, nahmen wir Reißaus, so daß es nur selten unsere Rücken und Schultern erreichte. Ich für meine Person habe es fast gar nicht zu schmecken bekommen, weil meine Großmutter von mir rühmte, daß ich der Beste sei. Dann sagte mein kleiner Bruder Eduard naiv: „Großmutter, ich bin auch eine Beste!"

Am 1. December 1805 starb meine Großmutter im 79. Lebensjahre. Als sie bettlägerig ward, mußte ich ihr Gesellschaft leisten, während mein Vater in der Schule und meine Mutter in der Küche beschäftigt war. Ich vertrieb mir dann die Zeit mit dem Aufbauen und Niederreißen von Kartenhäusern und erkannte dabei, daß selbst die sonst willkommene Befreiung von der Schule doch auf die Länge der Zeit ihr Unangenehmes habe. „Wirst Du denn weinen, Gustav, wenn ich sterbe?" fragte mich einst meine bettlägerige Großmutter. Natürlich bejahte ich diese Frage, hielt aber nicht Wort, denn ich weinte nicht, als mein Vater eines Tags in die Schulstube trat und zu mir sagte: „Gustav, die Großmutter ist gestorben!" Ich hatte sie nicht sterben sehen und die Anhänglichkeit an sie war nie so groß gewesen wie an meine Mutter, an deren Tod ich nie ohne Angst und Thränen denken konnte.

Ein bedeutendes Ereigniß in meinem Jugendleben war der Besuch des russischen Kaisers, Alexander I., welcher im Jahre 1804 stattfand. Es war um die Winterszeit und die bitterste Kälte. Da man zu jener Zeit noch keine Telegraphen kannte und benutzte, so ging man sicher, indem man schon am frühen Morgen des zur Ankunft des Kaisers bestimmten Tages die Soldaten eine Doppelreihe bilden ließ, welche vom Leipziger Thore an bis in das kurfürstliche Schloß reichte. Die armen Soldaten, welche über 12 Stunden lang, ohne Mäntel, unbeweglich ausharren mußten, litten unbeschreiblich. Dabei aber konnte man sehen, was die Neugierde vermag. Außer den befehligten Soldaten

harrte noch eine weit größere Menge Zuschauer geduldig und ohne Murren der Ankunft des fremden Herrschers entgegen, obschon man Gefahr lief, Nasen, Ohren, Hände und Füße zu erfrieren. Wenn bei einer gleichen Kälte man einem, nur zwei Stunden lang dauernden Gottesdienste hätte beiwohnen sollen! Endlich, bei einbrechender Dunkelheit verkündete der Kanonendonner von Dresdens Festungswällen des Kaisers Annäherung. Unser langes, peinvolles Warten wurde durch den bloßen Anblick eines von allen Seiten fest verwahrten Reisewagens belohnt und mißmuthig kehrte Jedes nach Hause und in die warme Stube zurück. Unser Kurfürst aber hatte in der Hofchronik nachforschen lassen, wie es vor hundert Jahren bei dem Besuche des russischen Kaisers, Peters des Großen, am kurfürstlich sächsischen Hofe gehalten worden war, damit er ja nicht einen Schritt mehr oder weniger weit als sein Vorfahrer dem kaiserlichen Besuch entgegen gehe, auf keiner niedrigeren oder höheren Treppenstufe denselben erwarte u. s. w.

Die damaligen Accis- und anderen kurfürstlichen Einnehmer hatten in der Regel eine so niedrige Besoldung — monatlich kaum 5 Thaler — daß sie notorisch gezwungen waren, das zu ihrem und ihrer Familie Unterhalt Erforderliche aus der ihren Händen anvertrauten Kasse zu entnehmen und meineidig zu werden. Wer von ihnen solches auf eine kluge Weise that, blieb angesehen, geachtet und wurde weiter befördert. Im entgegengesetzten Falle, wo er sich erwischen ließ, waren Amtsentsetzung und mehrjährige Zuchthausstrafe die Folgen seiner Untreue. Dieses Loos traf einen armen Einnehmer in unsrer jetzigen Antonstadt, bei dem eine unerwartet unternommene Kassendurchsicht das Fehlen von etlichen hundert Thalern aufdeckte. Der Mann starb im Zuchthause und seine Wittwe mit zwei unerzogenen Söhnen gerieth in solche Dürftigkeit, daß die letzteren in unsere Armenschule als Kostgänger aufgenommen werden mußten. Den jüngeren der beiden Knaben, ein eben so wohl gebildetes als gut erzogenes Kind, nahmen meine Aeltern als Pflegesohn in's Haus und sie hatten keine Ursache, solches zu bereuen. Carl H. besaß ein großes Talent im Zeichnen und Erzählen. Durch letzteres erwarb er sich besonders unsere Gunst und jeden Abend baten wir Knaben flehentlich Carl H., uns etwas zu erzählen. Ich

bin fest überzeugt, daß Carl H. den ersten Grund zu meiner Vorliebe für's Erzählen gelegt habe. Carl's älterer Bruder widmete sich dem Handelsstande, jener ward Arzt und später Amtsphysikus in einer Provinzialstadt. Leider erlebte deren Mutter diese Freude nicht.

Wiederholt haben meine Aeltern einen armen Knaben oder ein armes Mädchen in unsrer Familie verpflegt und bei sich wohnen lassen. Außerdem besaßen wir noch andere Pfleglinge, wie z. B. einen Zeisig, einen Gimpel, einen Staar und in späteren Zeiten einen Hund. Jeden Morgen erhielten wir Knaben von unsrer Mutter je 3 Pfennige zur beliebigen Verwendung. Gewöhnlich kauften wir uns dafür Obst ein und durchwanderten deshalb alle Reihen der auf dem Markte befindlichen Bauerweiber. Wo wir für unsere Pfennige das meiste Obst erhielten, da kauften wir, ohne Rücksicht auf dessen Geschmack, Reife und sonstige Beschaffenheit. Bis zum Anfange der Frühschule verzehrte ich oft genug ein halbes Schock Pflaumen, oder eine Mandel großer Würzäpfel oder eben so viel Zapfenbirnen, ohne davon eine Beschwerde zu fühlen. Nicht gering war auch die Zahl und der Umfang der Butterschnitte, die wir des Nachmittags und Abends zu uns nahmen. Wie ich mir jetzt erst sage, waren die öfteren ängstlichen und schweren Träume, die mich besonders nach dem Genuß ganz frischbackenen Brotes in meinen Knabenjahren heimsuchten, eine natürliche Folge unmäßigen Essens.

In der Zeit zwischen dem Feste der Erscheinung Christi und dem Osterfeste pflegten die heiligen drei Könige ihren Umgang in Dresden zu halten. Dieselben waren sehr niedriger Herkunft: Jünglinge oder Männer des Proletariats und gewöhnlich frühere Zöglinge meines Vaters.

„Die heiligen drei Könige mit dem Stern —
sie essen und trinken und bezahlen nicht gern"

paßte ganz und gar auf sie. Gewöhnlich erschienen sie erst in der Abenddämmerung, aus Bescheidenheit, oder weil sie am hellen Tage keine Verkleidung tragen durften. Diese bestand aus Gewändern von buntem, silbernem und goldigem Papier, daher man solche nicht derb anfassen durfte. Ihre Kronen flimmerten von bunten Glasbrillanten,

ihre Scepter, Schwerter, Palmenzweige waren von Pappe gefertigt und ihre Gesichter theils mit Rußbraun, theils mit Kienruß und Milch gefärbt. Am schönsten nahm sich der Mohrenkönig, schwarz glänzend wie Ebenholz, aus, auch wurde seine eigentliche Person am schwersten von uns erkannt. Mit den heiligen 3 Königen zugleich stellte sich auch ein Jude mit großem Kinnbarte und einem Sacke ein, in welchen letzteren er die erbetenen Geschenke einsammelte. Wenn es hieß: „Die heiligen 3 Könige sind da!" so befiel uns Knaben ein heiliger, ehrfurchtsvoller Schauer und staunend betrachteten wir ihr Erscheinen, hörten wir stumm ihren Spruch mit an. Dabei drehte sich der goldige oder silberne Stern am Stengel, der Mohrenkönig fächelte mit seinem grünen Palmenzweige und zeigte dabei das Weiße der Augen in seinem rabenschwarzen Antlitze. Der Jude kauderwelschte in seinem Dialect und erhielt viel königliche Püffe. Endlich sang das Quartett:

Wir woll'n uns wieder wenden —
die Elbe geht mit starkem Eis.
Herr Nieritz heißt sein Name,
er treibt sein Amt mit allem Fleiß.

In ähnlicher Weise ward jeder der Anwesenden angesungen, auch mancher unfeine Spas mit eingeflochten. Das eine Mal hatten meine Eltern ein armes Mädchen als Pflegetochter angenommen, an welches sich die heiligen 3 Könige zuletzt wendeten.

„Wir woll'n uns wieder wenden —" sangen sie —
„Die Elbe geht mit starkem Eis.
Jungfer Hübschmann ist ihr Name,
sie pißt in's Bett mit allem Fleiß."

Das war wirklich zuweilen der Fall und der einzige Fehler des Mädchens, von dessen Vorhandensein unser Dienstmädchen die heiligen 3 Könige heimlich in Kenntniß gesetzt hatte. Die Schuldige, welche bisher mit freundig lächelndem Antlitze zugehört hatte, war wie vom Donner gerührt. Beide Hände vor das hoch erröthende Gesicht schlagend, eilte sie laut aufweinend aus dem Zimmer. Die Lection war stark gewesen, aber von einem nie erwarteten, guten Erfolge.

Die allgewaltige Polizei hat es gewagt, ihre Hand sogar an die so lange angedauerten heiligen 3 Könige zu legen und ihnen ihren

alljährlichen Umgang zu verwehren. Ja sie hat selbst die Widerstrebenden mit Gefängnißstrafe belegt und somit alle die schönen Grüße, Reime, Sinnsprüche und Gesänge der 3 Könige der Vergessenheit anheimfallen machen. Als ich die heiligen 3 Könige No. 2 schrieb und in einer Abendgesellschaft mein Bedauern darüber laut aussprach, daß ich mich jener Ansprache u. s. w. der ehemaligen heiligen 3 Könige nicht mehr erinnern könne, erbot sich ein anwesender Polizeibeamter, mir zu jener zu verhelfen. Er citirte deshalb einen Proletarier vor sich und redete denselben also an: „Ihr habt einen der heiligen 3 Könige vorgestellt?" „Ja —" versetzte jener erschrocken mit dem raschen Zusatze — „aber ich habe meine Strafe dafür bereits abgesessen." „Von einer solchen ist jetzt nicht die Rede —" beruhigte der Beamte — „sondern sollt Ihr vielmehr eine Belohnung bekommen, wenn Ihr Eure vormalige Königsrolle zu Papier bringet und sie Herrn N. einhändigt." Wer war jetzt froher als der einstige König Balthasar? Freilich waren es nur unvollständige Bruchstücke des ehemaligen Ganzen, die ich auf diese Weise erhielt, doch giebt nur ein Schelm mehr als er hat.

Das Jahr 1804 brachte Theuerung, 1805 aber gar Hungersnoth, die besonders in dem volkreichen Erzgebirge einen hohen Grad erreichte. Ich entsinne mich, daß meine Mutter den Scheffel Hirse mit 21 1/3 Thlr. bezahlen mußte. Um nicht viel billigeren Preis kaufte man den Scheffel Weizen und der Scheffel Roggen stieg bis auf 12—14 Thlr. Unser Kurfürst ließ, der Noth zu wehren, Getreide in Odessa einkaufen. Allein bevor es den damals weiten und aufhältlichen Seeweg bis nach Sachsen zurücklegte, konnten wir insgesammt verhungern. Hunderte von erzgebirgischen Männern erblickte man damals in Dresden, welche für theures Geld hier einen Scheffel Roggen einkauften und auf ihrem Schiebebocke fortfuhren, um jenen, mit Baumrinde und anderen ungesunden Surrogaten vermischt, zu Brot zu verbacken. Jahre lang hob mein Vater 2 Pfennigsemmeln aus den Jahren 1804 und 1805 auf, die kaum die Größe einer welschen Nuß hatten, während ein roggenes Groschenbrot gar nicht mehr gebacken wurde. Später stellte sich's heraus, daß diese übergroße Theuerung nicht sowohl eine Folge des Mißwachses als vielmehr eine erkünstelte gewesen war. Das konnte

man schon an den Besitzern der größeren Bauern- und Rittergüter wahrnehmen, absonderlich an denen in der reichen lommatzscher Pflege, die ihre goldene Zeit damals erlebten, in Sammt und Seide sich, ihre Frauen und Kinder kleideten, die Elle Spitzen mit 5 und 10 Thlr. bezahlten, mit Speciesthalern wie um Pfennige spielten und wie unser Herrgott in Frankreich lebten. Bevor noch die gute Aerndte des Jahres 1806 in die Scheuern geborgen war, sank plötzlich der Preis des bis auf den höchsten Punkt gesteigerten Getreides auf seinen gewöhnlichen, mäßigen Stand zurück. Was die landesherrliche Fürsorge, der allgemeine Nothschrei und das Gebot der christlichen Nächstenliebe nicht vermocht hatten, das that der Krieg, dieser sonst so treue Mitbruder der Hungersnoth. Ach, nicht einmal der Krieg selbst, sondern die bloße Kunde von dessen nahe bevorstehendem Ausbruche zwischen Frankreich und Preußen. Ueber Hals und Kopf öffnete der Landmann seine gefüllten Getreidespeicher und setzte deren lange zurückgehaltenen Vorräthe in Gold und Silber um, das er vor den beutegierigen Franzosen leichter als das Getreide verstecken konnte. So wurde selbst die blutige Schreckensgestalt, der unchristliche Krieg, zu einem Wohlthäter des Menschengeschlechts.

8. Der ersterlebte Krieg.

Die Kunde von der französischen Staatsumwälzung, von den dabei verübten Greueln, von dem Königsmorde und den Siegen der Republik über deren Feinde war bisher nur durch Hörensagen und die Presse zu uns Kindern gedrungen. Weit mehr ergriffen wurden wir durch die bildlichen Darstellungen der mörderischen Schlacht bei Austerlitz, auf welchen wir die spitzen Mützen der russischen Grenadiere aus dem sumpfreichen Schlachtfelde hervorragen sahen. Ich entsinne mich, daß mein Vater wiederholt die Contigente der deutschen Staaten zu Papier brachte und deren Gesammtzahl zusammenrechnete, wobei es uns ganz unmöglich dünkte, daß bei dieser Menge von deutschen Kriegern die Franzosen obsiegen könnten. Die uns bisher fremd gebliebene Politik trat uns jedoch näher, als Preußen im Jahre 1806, im Verein

mit Sachsen, gegen die Franzosen in's Feld rückte und ein großer Theil des preußischen Kriegsheeres durch Dresden seinen Weg nahm.

Völlig neu war uns Knaben der Anblick der vielen fremden Kriegerschaaren, so wie der eigenthümliche Klang der Hörner, unter welchem die preußischen Füsiliers zu dem Bautzner-Thore in Dresden herein marschirten. An einem Sonntag Vormittage befand ich mich, wie immer, mit den Kostgängern meines Vaters in der Kirche zu Neustadt-Dresden. Eben predigte der greise Pastor Kell, als der muntere Schall vorbei marschirender Preußen einen Theil der Kirchengänger, unter ihnen den Cantor mit seinen Chorschülern, so wie den Organisten, aus dem Gotteshause lockte. Ueber dem Schauen vergaßen Cantor, Chorschüler und Organist ihrer Obliegenheit bei dem Absingen des sogenannten Kanzelliedes. Der Prediger, die Abwesenheit der Pflichtvergessenen nicht gewahrend, gab nach dem Eingange seiner Predigt und dem Vorlesen des Textes die Nummer des abzusingenden Liedes an, von welchem er die zwei ersten Strophen hersagte. Allein vergebens schwieg und wartete er hierauf, daß in gewöhnlicher Weise der Cantor nebst seinen Chorschülern den Gesang beginnen sollte. Der betroffene Prediger richtete sein Auge nach dem Chor der Kirche hin — ach! es war leer! wie gekehrt von seinen Insassen, selbst der Bälgetreter dem untreu gewordenen Organisten nachgefolgt. Es schwieg die Orgel, der Prediger, die andächtige Gemeinde, auf welche nun der Prediger bittend und auffordernd herniederblickte. So verstrichen einige peinliche Minuten. Da erhob endlich ein ehrlicher Landmann aus dem nächsten Dorfe seine Stimme und sang. Ermuthigt durch dieses Beispiel fiel nun die ganze Gemeinde nachsingend ein und der Schall hiervon rief die höchst erschrockenen Pflichtvergessenen eiligst, wiewohl zu spät, in das Gotteshaus zurück.

Die preußischen Krieger und namentlich deren Officiere, waren von großem Selbstvertrauen, ja mit wirklichem Uebermuth erfüllt. Noch immer dünkten sie sich des großen Friedrichs unüberwindliche Streiter zu sein, und glaubten die Franzosen von Roßbach vor sich zu haben. Dieser unheilvolle Dünkel ging so weit, daß bei einem Festgelage, welches die Officiere des preußischen Husarenregiments Schimmel-

pfennig auf Reisewitz (einem öffentlichen Vergnügungsorte in Dresdens Nähe) veranstalteten, das Stäbchen (damals der unterste und als unehrlich betrachtete Soldat eines Regiments) die Rolle des Kaisers Napoleon spielen und als solcher Spießruthen laufen mußte. Jedermann weiß, wie sehr diese Geringschätzung eines Feindes gestraft wurde, und wie gar viele der preußischen Krieger vor den Franzosen zu Schnell- und Spießruthenläufern wurden. Die Häuser der Schande in Dresden erfreuten sich zahlreichen Zuspruchs von Seiten der preußischen Offiziere und die Inhaberin des vornehmsten Prostitutionsorts sah sich zu ihrer großen Freude mit lauter Goldstücken — mit schönen, neuen Friedrichd'ors — bezahlt. Wer aber beschreibt ihren Aerger und Zorn, als sich's herausstellte, daß die angeblichen Goldstücke nur übergoldete Spielmarken waren, welche genau die Form und das Gepräge der preußischen Friedrichd'ors besaßen und, außer dem Gewichte, bloß dadurch sich von diesen unterschieden, daß die Umschrift auf denselben „König von Prussen" anstatt „Preußen" lautete. Ach ja, damals war so Manches faul in dem preußischen Kriegsheere, wie auch später die schmachvolle Uebergabe der meisten preußischen Hauptfestungen bewies. Es bedurfte eines durchgreifenden Läuterungsprozesses, um wieder einen guten Geist hinein zu bringen und den alten Sauerteig auszumärzen.

Als die Schreckensnachricht von der verlorenen Schlacht bei Jena nach Dresden gelangte, war die Bestürzung um so größer und allgemeiner, als man auf einen solchen Ausgang des kaum begonnenen Kampfes durchaus nicht gefaßt gewesen war. Händeringend und in wahrer Todesangst wankte mein Vater in unsrer Wohnstube umher. Im Geiste sah er bereits die Feinde da, die Seinen gemißhandelt, sein Eigenthum geplündert, Brand, Mord und alle sonstigen Greuel des Kriegs dazu. Mehr Muth bewies meine Mutter, deren tröstender Zuspruch aber vergeblich war. Ich, der elfjährige Knabe, blickte mehr erstaunt als erschrocken auf meine Aeltern hin, die ich in solcher Gemüthsbewegung noch nie gesehen hatte. Dieselbe dauerte fort, bis mein Bruder Carl, welcher bei einem Meister in der Schloßgasse das Drechslerhandwerk erlernte, unerwartet mit der Freudenbotschaft ein-

trat, daß der sächsische Adjutant von Funk in Dresden angelangt sei und in des Kaisers Napoleon Namen und Auftrage unserm Kurfürsten die Neutralität und das Aufhören der Feindseligkeit angeboten habe. Die bereits zur eiligen Flucht reisefertig gepackten Wagen des Kurfürsten seien hierauf sogleich wieder ausgespannt und in ihren vorigen Ruhestand zurückversetzt worden. Diese Nachricht ward bald darauf den Dresdenern durch eine Schaar Postillons bestätigt, welche blasend die Straßen durchritt und den abgeschlossenen Frieden verkündigte. Dagegen erzählte aber auch das Gerücht von den Greuelthaten und Erpressungen der Franzosen, welche diese vor Abschluß des Friedens bereits in Sachsen verübt haben sollten.

Nach einigen Tagen rückten zuerst Würtemberger und dann Baiern — Napoleons Verbündete — in Dresden ein, welche gleichsam die Vorläufer der Franzosen waren. Diese theils grün, theils blau gekleideten Krieger mit ihren, uns neuen Helmen waren für uns Kinder abermals eine außerordentliche Erscheinung. Aber unsre Schaulust wandelte sich in Entsetzen und Unwillen um, als wir sahen, wie die Baiern, unsere deutschen Gäste, mit den Commißbroten umgingen, welche ihnen von unsrer städtischen Behörde verabreicht wurden und die genau von derselben Beschaffenheit waren, wie sie unsere eigenen Soldaten zur Verpflegung erhielten. Wir Kinder sahen diese Brote von der Rhänitzgasse aus bis auf den Marktplatz vor und wieder in die kleine Meißnergasse hinein dicht an einander in eine lange Reihe auf das kothige Straßenpflaster gelegt und die Baiern hohnlachend darüber hinschreiten, so daß sie die liebe, neubackene Gottesgabe mit ihren Füßen zertraten. Ueberhaupt sagte man den baierschen Kriegern nach, daß sie schlimmer noch als die Franzosen im feindlichen Lande und namentlich übel in Sachsen gehaust hätten. Deshalb gelobten die sächsischen Krieger, dafern sie einmal nach Baiern beordert würden, das Wiedervergeltungsrecht dort ausüben zu wollen, und sie sollen leider nur zu sehr ihr Wort gehalten haben. Die empörende Handlung, welche ich in meinem jungen Trommelschläger erzählt habe, nach welcher ein fremder, in einem baierschen Dorfe einquartierter Tambour sich neben das Bettlein eines todtkranken, aber des

ersten, sanften Schlafes sich wieder erfreuenden Bauerkindes gesetzt und solches durch einen donnernden Trommelwirbel aufgeschreckt hatte, so daß es in Folge dieser Tyrannei gestorben ist, wird einem Sachsen zugeschrieben.

Napoleons anscheinende Großmuth gegen Sachsen mußten wir theuer genug bezahlen. Es wurde uns eine Contribution — dieses Fremdwort klingt ja weniger schlimm als das deutsche: Brandschatzung — von sechs Millionen auferlegt und der damalige Volksglaube behauptete, daß Napoleon damit nur sechs Millionen Franken gemeint, der sächsische Minister aber so viele Thaler verstanden und — bezahlt habe, wodurch die Franzosen sehr angenehm überrascht worden wären. Außerdem überschwemmten französische Heerschaaren das ganze Sachsenland und erlebte dasselbe das noch nie dagewesene Schauspiel, daß viele Tausende von Bauernwägen aufgeboten wurden, um die französische Armee schnell weiter zu befördern und ihr die Mühe des Marschirens zu ersparen. Welche maaßlose Furcht damals die Deutschen vor jedem einzelnen französischen Krieger bewiesen!

Die ersten Franzosen, welche nach Dresden kamen, lagerten sich auf einem wüsten, jetzt zu einem Fruchtfelde umgewandelten Sandplatze nieder, welcher dem Gasthofe Kammerdieners gegenüber liegt. Dorthin pilgerten die neugierigen Dresdener in Masse und unter denselben viele Israeliten, welche gute Geschäfte mit den Franzosen machten, indem sie ihnen theils die abgeplünderten Sachen abkauften, theils ihr Fremdgeld auswechselten. Trotz dem geschlossenen Frieden erhielt Dresden einen französischen Commandant, Namens Thiard, welcher durch seine Leutseligkeit gegen den Bürgerstand sich dessen Gunst in hohem Grade erwarb.

Bald nachdem Dresden eine französische Besatzung bekommen hatte, brach ein Feuer aus. Als nun die Lärmtrommel durch die Straßen dröhnte, die große Sturmglocke der Kreuzkirche ihre laut hallenden Schläge ertönen ließ und die Menschen im Sturmlaufe und in dichten Reihen auf einen Punct hineilten, glaubten die Franzosen, daß ein allgemeiner Aufstand gegen sie, eine Art sicilianischer Vesper, im Werke sei und beeilten sich daher, ihre Vertheidigungsanstalten zu

treffen. Glücklicherweise wurde ihnen ihr Irrthum noch zeitig genug benommen.

Aus dem neutral erklärten Sachsen ward nun bald ein Bundesgenosse Napoleons, welcher die sächsische Armee mit der seinigen vereinigte. Nach der unglücklichen Schlacht bei Jena hatte Napoleon der braven sächsischen Reiterei die Pferde abgenommen und solche der seinigen zugetheilt, was er später sehr bereut haben soll, weil jene für längere Zeit nicht zu gebrauchen war.

Das gesammte Militairwesen in Sachsen erlitt nun einen gänzlichen Umsturz. In demselben hatten bisher der Adel, der Zopf, der Stock und der Gamaschendienst regiert. Die sächsischen Generale waren sämmtlich schwache, hilflose, kriegsunkundige Greise, welche lediglich durch die Länge ihrer Dienstzeit oder durch besondere Begünstigung ihre hohe Stellung erlangt hatten. Sie, welche kaum durch fremde Beihilfe ihr Pferd besteigen konnten, waren nach der verlorenen Schlacht bei Jena ein Gegenstand französischen Spottes und Hohns gewesen. Das wurde nun anders. Eben so hörte der Menschenraub: das Soldatenpressen, auf, und die Conscription, wenn auch nicht die strenge, keine Ausnahmen gelten lassende französische, trat an die Stelle. Ebenso wurden die Bekleidung und übrige Ausrüstung des Soldaten nach französischem Muster umgewandelt.

Bekanntlich ergab sich eine preußische Festung nach der andern, oftmals ohne Schwertstreich, an die Franzosen; wie denn der ganze Feldzug 1806 eine Kette von Feigheit und Verrath bei den preußischen Befehlshabern bildete. Nur Danzig und Colberg machten hiervon eine ehrenvolle Ausnahme.

Bald sahen wir in Dresden die ersten gefangenen Preußen anlangen, die in dem ehemaligen Jägerhof einquartiert wurden. Wenn nun zwar die gebieterischen Umstände Sachsen zu Frankreichs Bundesgenossen umgewandelt hatten, so waren wir im Herzen doch deutsch geblieben. Daher beeiferten sich Vornehm und Gering, den gefangenen Preußen alles Gute und Liebe zu erweisen. Man überschüttete sie mit Wäsche, Kleidern, Geld und Nahrungsmitteln, was ihre französischen Wächter nicht verwehrten. Meine Mutter, welche in dem Rufe einer

umsichtigen und leutseligen Köchin stand, erhielt den Auftrag, für die Gefangenen zu kochen, und ich entsinne mich, daß meine Mutter damals zum erstenmale die heißen Wasserdämpfe in Anwendung brachte, um große Massen Kartoffeln weich zu sieden.

Als ich aber unter mütterlichem Schutze dem Eingange des einen Saals mich näherte, in welchem die Gefangenen zusammengeschichtet waren, prallte ich betroffen von der heißen Stickluft zurück, die mir hier entgegenquoll.

Wie nach sieben Jahren die in den Schlachten bei Großbeeren und Dennewitz von den Preußen gefangen genommenen Sachsen nach Berlin eingebracht wurden, vergalt der Berliner Pöbel unsere, seinen Landsleuten erwiesenen Liebesdienste damit, daß er die sächsischen Gefangenen mit Schmäh- und Schimpfworten überhäufte, sie mit Koth- und Steinwürfen verfolgte und Schlimmeres noch, was die Feder zu schreiben sich schämt, über sie ergoß.

Unsern Kurfürst erhob Napoleon zum König, was uns Dresdenern durch einen altdeutsch gekleideten Herold zu Pferde kund gemacht wurde.

9. Jugendliche Neigungen.

Außer einer Vorliebe für Bilder besaß ich eine große Lust, Alles zu sammeln und sorglich aufzubewahren, was mir merkwürdig, selten und schön vorkam. Ich sammelte demnach von meiner frühen Jugend an Schmetterlinge, Conchylien, Mineralien, bunte Glasperlen und Erzeugnisse der Kunst aus allerlei Stoffen. Die alte Schreibecommode meiner verstorbenen Großmutter war mir zur Benutzung überlassen worden. In deren zahlreiche Kästen barg ich meine kleinen Sachen zu Sammlungen aller Art und zwar in so musterhafter Ordnung, daß ich jeden einzelnen Gegenstand im Finstern auffand. Ich besaß bereits eine ziemliche Anzahl selbst eingefangener und aufgezogener Schmetterlinge, als mir ein kleiner Vorfall diese Art von Sammlung für immer verleidete. Ich hatte einen großen Windig gefangen, nach meiner Meinung getödtet und auf einem Bretchen ausgespannt. Als ich nach acht Tagen das Thier von den Papierstreifen

befreite und vom Bretchen nahm, gab jenes, o Graus! noch schwache Zeichen des Lebens von sich. Diese unabsichtlich begangene Thierquälerei ergriff mich so mächtig, daß ich von Stund an das Sammeln von Schmetterlingen einstellte. Dafür wendete sich meine Vorliebe den Mineralien und Conchylien zu, deren Schönheit überdieß nicht der Vergänglichkeit unterworfen ist wie die der Schmetterlinge. Unsere Schulkinder förderten nach ihren Kräften meine Neigung, indem sie, theils aus Wohlwollen gegen mich, theils aus Rücksichten gegen den Sohn ihres Lehrers, meine Sammlungen durch allerlei Beiträge vermehrten.

Ich habe bereits erzählt, daß unsere ehemalige Pflegetochter Auguste als Stubenmädchen bei dem kurfürstlichen Kapellmeister Seidelmann diente. Ich besuchte zuweilen diese meine ehemalige Kinderwärterin und weiß noch heute das Haus in hiesiger Moritzstraße anzugeben, in dessen erstem Stockwerke der Kapellmeister wohnte. Dieser war verheirathet, jedoch kinderlos, und bewies sich gegen mich sehr herablassend. Einst nöthigte mich der alte, liebe Herr in seinem großgeblümten Schlafrocke und in seiner gepuderten Frisur, in sein Zimmer einzutreten, wo außer der Frau Kapellmeisterin noch deren Nichte von 10—11 Jahren sich befand. Diese letztere zeigte keine Lust zum Lernen des Clavierspiels und ich sollte sie jetzt durch das meinige beschämen. Allein es bedurfte vielen Zuredens und Drängens von Seiten des kapellmeisterlichen Ehepaars, ehe ich etwa achtjähriger Knabe meine große Schüchternheit überwand und mein erstes Schülerstückchen aus Türks Clavierschule vortrug. Gewiß nicht meines Spiels wegen, sondern wegen der störrigen Nichte, widmete mir das Ehepaar freundliche Lobeserhebungen.

Wenn bei meinen Besuchen bei der alten und doch jungen Gustel das kapellmeisterliche Ehepaar ausgegangen war, so zeigte mir jene die Pracht und Ausschmückung der Wohnung ihrer Herrschaft. Mehr als alles Andere zogen zwei kleine Pappkästchen meine Blicke auf sich, in deren vorn offenen Fächern kleine und größere Conchylien sich befanden. Als nun der liebe Seidelmann gestorben war, seine Wittwe die innegehabte große Wohnung aufgab und zu ihrer Nichte zog, bat Auguste

ihre bisherige Herrin um Ueberlassung jener beiden Kästchen mit Conchylien, um solche mir zum Geschenk zu machen. Die gütige Dame erhörte diese Bitte. Wer aber beschreibt mein Entzücken, da ich die beiden Kästen als mein Eigenthum zugetheilt bekam?! Laut aufjauchzen hätte ich mögen vor übergroßer Freude und unzähligemal wiederholte ich meine Dankesworte gegen Gustel, die sich wiederum an meiner Freude höchlich ergötzte. Auf dem Heimwege zitterte ich vor Furcht, daß irgend ein widriger Zufall den theuern, in ein Tuch gebundenen Schatz mir wieder entreißen oder vernichten könne, und freute mich dann erst meines Glückes ganz, als ich unangefochten die älterliche Wohnung betrat. Noch befinden sich jene Conchylien wohl aufgehoben und theuer geachtet in meinen Händen und wenn ich ja jemals deren Schenkgeberin vergessen könnte, so würde mich der Anblick jener alsbald wieder an sie erinnern. Nach dem Schlusse der Schule pflegte mein Vater noch auswärts Clavierunterricht zu ertheilen und dann — nach damaligem Sprachgebrauch — zu Biere zu gehen. Mein Bruder Carl war auf der Lehre und ich mit den übrigen Knaben des Hauses im Garten, daher meine gute Mutter allein und sich selbst überlassen. Hatte sie ihre Obliegenheiten der Wirthschaft erfüllt, so begehrte sie eine Erholung von des Tages Anstrengungen und Sorgen. Diese bestand in dem Lesen von — Romanen, die ich meiner Mutter aus der Leihbibliothek holen mußte. Die den meisten Kindern wie angeborene Lust, Erzählungen anzuhören, war bei mir durch unsern Pflegesohn, Carl H., ungemein gesteigert worden. Zuweilen las meine Mutter in den langen Winterabenden aus einem Buche der Leihbibliothek vor. Das war z. B. der Fall mit einem Roman von August Lafontaine, welcher eine Verbannung nach Sibirien zum Hauptgegenstande hatte und so rührend war, daß alle Zuhörer und Zuhörerinnen, aus unserm Dienstmädchen, einer Pflegetochter, unserm Pensionair Fritz M. und mir bestehend, in Thränen zerflossen. Wir beiden Buben aber flennten bloß aus Nachahmungstrieb mit, denn wir hatten nur wenig von des Buches Inhalt vernommen und verstanden. Später ward ich neugierig, zu wissen, was in den Büchern enthalten sei, das meine Mutter so sehr anzog. Ich begann ebenfalls zu lesen und in kurzem übertraf meine

Lesesucht diejenige meiner Mutter. Kaum daß ich den Schluß der Schulstunden erwarten konnte, um zu den Büchern zu eilen. Es war mir ein Leichtes, von 4 Uhr Nachmittags an bis zum Abend einen dreibändigen Roman zu verschlingen, und meine, hierin zu nachsichtige Mutter behinderte mich daran nicht, obschon ihr das Gefährliche und Schädliche dieser Leidenschaft nicht verborgen sein konnte. Abgesehen davon, daß dieses anhaltende Brüten über den Büchern mich von dem Herumtummeln in der freien, stärkenden Luft abhielt und meiner Gesundheit nachtheilig wurde, erweckten die nicht selten schlüpfrigen Schilderungen in den Romanen die ersten Regungen der Geschlechtsliebe in mir und erfüllten meine Phantasie mit Vorstellungen, die sich für das Knabenalter durchaus nicht schicken. Wenn mein Vater mich über dem Romanlesen betraf, so pflegte er zwar über die „infamen Historienbücher“ zu schelten, ohne jedoch hiervon den Grund anzugeben oder mich über das Schädliche meines Lesens zu belehren oder dasselbe ernstlich zu verhindern. Daher geschah es, daß ich nur schnell mein Buch versteckte, so bald ich meinen Vater nahen hörte, und nach seiner sehnlich gewünschten Entfernung desto begieriger weiter las. Selbst meine Sehkraft litt durch das bis zur hereingebrochenen Dunkelheit fortgesetzte Lesen, und gar vielmal hielt ich mein Buch durch das geöffnete Fenster hinaus, um, weil meine sparsame Mutter noch keine Kerze anbrennen wollte, von dem letzten Schimmer des Tageslichts zu gewinnen. Das Romanlesen reizte meine Phantasie in so hohem Grade, daß ich gar bald im Stande war, schon aus den ersten Blättern eines Romans den ganzen weitern Verlauf der Geschichte und deren verwickelte Faden zu errathen. Auf der anderen Seite verdanke ich meiner Lesesucht manchen Vortheil, ja ohne dieselbe dürfte ich kein Buch in meinem Leben geschrieben haben. Es erging mir wie den Musikern, die durch das öftere Spielen fremder Compositionen endlich selbst zum Componiren oder wenigstens zum Phantasiren auf ihrem Instrumente gelangen. Durch das viele Lesen erlernte ich die Orthographie und einen leichten Styl, ohne den geringsten Begriff von den Regeln der Grammatik zu haben. Denn damals wußte man noch wenig von einer

deutschen Grammatik; wenigstens erfuhren wir Knaben nichts davon in meines Vaters Schule.

Räuber- und Ritterromane, unter den ersteren Rinaldo Rinaldini nebst dessen vielen Nachahmern, sodann Geistergeschichten waren damals Modesache. Erasmus Schleicher zeichnete sich, trotz seiner Länge und Breite, noch vortheilhaft unter seinen Genossen aus. Cramer, Spieß, Schlenkert und Meißner waren die Heroen der damaligen Belletristik. Sie wurden verdrängt durch Gustav Schilling, August Lafontaine, Friedrich Kind, Laun, Apel, Heinrich Zschokke und Andere. Mit großem Vergnügen las ich Zschokkes Erheiterungen und dessen gefälliger Styl haftete an mir, ohne daß ich es wußte. Von Goethe und Schiller wußte und las ich weniger; nur Werthers Leiden hörte ich oftmals nennen und erwähnen. Von Gedichten war ich kein Freund. Kotzebue's Schriften wurden von mir gern gelesen, und zwar die erzählenden lieber als seine Theaterstücke. Obschon ich die Romane den andern Büchern vorzog, so las ich in deren Ermangelung auch andere Schriften nützlichen und belehrenden Inhalts, gleichwie der Hunger einen verwöhnten Gaumen zum Genusse der einfachsten Speisen nöthigt, wenn keine Leckereien zu erlangen sind. Solche einfache, aber nahrhafte Kost waren Reisebeschreibungen, moralische Erzählungen, Naturlehre und Naturgeschichte und andere wissenschaftliche Bücher. Einmal fand ich bei einem Landmann in Lockwitz, dessen Kirmeßgast ich war, ein Buch, welches über die heimlichen Sünden der Jugend geschrieben war. Wenn die meisten Aeltern und Erzieher es unterlassen, ihre Pfleglinge von dem Dasein und der Gefahr der Selbstbefleckung zu unterrichten, so thun sie es aus dem Grunde, um die Jugend nicht erst durch das Bekanntmachen mit jenem Laster, das leider verbreiteter ist als man glaubt, zu demselben hinzuleiten. Allein dieses Erhalten in einer glücklichen Unwissenheit erscheint mir bei der großen Ausbreitung jenes Lasters und bei der Einrichtung unsrer Schulen nicht als zweckmäßig. Ich habe das an mir selbst erlebt. Meine Aeltern hatten ebenfalls unterlassen, mich vor jenem entnervenden Laster zu warnen, und sich begnügt, mich im Stillen zu überwachen und vor der Verführung zu bewahren.

Sie konnten jedoch nicht verhindern, daß ich einst mit mehrern Mitschülern zu gleicher Zeit die Retirade betrat. Da übte einer derselben, dessen Name mir unvergeßlich bleibt, jenes Laster vor unsern Augen aus und fragte uns im herausfordernden, prahlenden Tone: „Könnt ihr das?“ Sogleich ahmte die unwissende Jugend, welche sich von einem ihrer Kameraden in einer angeblichen Geschicklichkeit oder Kunst nicht übertreffen lassen will, das gegebene Beispiel nach, wobei auch ich mich nicht ausschloß. Zum Glück verursachte mir der erste Versuch großen Schmerz, daher ich ihn alsbald wieder einstellte. Durch jenes in Lockwitz vorgefundene Buch wurde ich nun erst mit der eigentlichen Bedeutung und Schädlichkeit der Selbstbefleckung unterrichtet, so daß ich nicht nur für meine Person davon mich frei erhielt, sondern auch gar manchen meiner jugendlichen Freunde und Mitschüler ernstlich davor warnte. Ueberhaupt machte das gedruckte Wort einen großen Eindruck auf mich und übte einen weit nachhaltigeren Einfluß auf mich aus als die mündliche Lehre und Ermahnung. Einen schlagenden Beweis hiervon gab das zuerst im Jahre 1803 von dem bekannten Jugenderzieher, Gotthilf Salzmann, erschienene Buch: „Sittenlehre für Kinder“, welchem dessen Religionslehre für Kinder als Fortsetzung nachfolgte. Beide Bücher, welche mein Vater kapitelweise seinen Schülern vorlas und dann seiner Bibliothek einverleibte, wurden wiederholt von mir gelesen und wirkten außerordentlich auf mein ganzes Leben ein. Von Stund an ahmte ich das Beispiel der Tillmannschen Zöglinge in der Abhärtung des Körpers nach, indem ich fortan nur auf einem Strohsack, anstatt auf Federbetten, schlief, mich zur Winterzeit nie wieder mit warmem Wasser wusch, nie mein Getränke erst, wie man sagt, überschlagen ließ, mich keiner vorher durchwärmten Leibwäsche bediente und die von meiner besorgten Mutter in mein kaltes Bett gelegte Wärmflasche für immer aus demselben verwies. Ueberdieß bot ich von nun an auch der rauhsten Witterung Trotz, vermied die in jenem Buch gerügten Fehler und Laster, streifte die Gespensterfurcht und den Aberglauben von mir ab, gewann Geschmack an der Gärtnerei und übte mich vor Allem in der Tugend der Selbstüberwindung, genau in der Weise, wie Salzmann in seiner Sittenlehre die Beispiele dar-

stellt. Salzmann besaß in einem hohen Grade die Kunst, den Nagel auf den Kopf zu treffen, und in socratischer Weise die Jugend von der Wahrheit seiner Lehren zu überzeugen. Er ist mir hierin ein vorleuchtendes Bild bei meinen späteren schriftstellerischen Versuchen geworden, wie ich hiermit dankbar und zu seiner Ehre bekenne. Salzmanns Religionslehre wurde mir nicht minder nützlich als seine Sittenlehre. Sie lehrte mich vornehmlich die Wege der göttlichen Vorsehung erkennen und solche aufmerksam beobachten, wodurch mein Gottesglaube und mein Gottvertrauen gestärkt und unerschütterlich befestigt wurden. Außerdem bekam ich durch ihn die Anweisung, wie man bei dem Religionsunterricht verfahren müsse, wenn derselbe der Jugend eindringlich und überzeugend gemacht werden solle. Noch drei andere Bücher Salzmanns sind für mich einflußreich geworden. Diese waren: „Joseph Schwarzmantel“, „Ernst Haberfeld“. und „Das menschliche Elend“. Letzteres, in Romanform und in Briefen geschrieben, war für mich Knaben eigentlich eine nicht passende Lectüre, allein doch nützlicher noch als hundert andere fade, sittenverderbende Romane.

Wohlgemeinte Einwände meiner guten Mutter gegen meine Ausübung körperlicher Abhärtung und Selbstüberwindung entkräftete ich durch den Hinweis auf das gedruckte Wort im Buche.

Eines Tags besuchte ich meinen Freund, des Braumeisters Sohn. Ich fand ihn allein in der Wohnstube und er sagte geheimnißvoll zu mir: „Gustav, ich will Dir etwas zeigen.“ Hierauf erkletterte er mit Hilfe eines Stuhls und des herangeschobenen Tisches die Ecke eines hohen Schrankes und bemächtigte sich eines dort liegenden, von seinem Vater versteckten Buchs. Dasselbe enthielt die schmuzigsten, abscheulichsten Bilder und einen denselben angemessenen Text, von welchen beiden man nicht begreifen konnte, wie ein Maler und ein Schriftsteller ihre Hände zu einem so scheußlichen Werk zu rühren vermocht hatten. Die Urheber solcher Abscheulichkeiten sind moralische Ungeheuer und Todtschläger, die durch die Aussicht auf einen kleinen Geldgewinn der Verübung der ärgsten Schandthaten fähig sind. Wie vorsichtig Aeltern in Bezug auf dergleichen Geheimnisse gegen ihre Kinder sein müssen, welche die Augen überall haben, da, wo es jene nicht ahnen!

Neben seiner Schulanstalt befaßte sich Magister H. auch noch mit der Aufnahme und Verpflegung vornehmer, meistens adeliger Pensionairs, die nur selten sich zu uns bürgerlichen Buben herabließen, vielmehr ihre vornehme Abkunft uns fühlen ließen. Auch Hänse's Vater, der Canzlist B., nahm mehrere Pensionairs in seine geräumige Dachwohnung auf. Unter denselben war auch der spätere Generalleutnant und Festungscommandant v. T., so wie die Söhne und Töchter des Amtsverwalters H. in Schönfeld bei Pillnitz. Mit den beiden jungen H. befreundete ich mich innig und habe manchen vergnügten Tag in Schönfeld bei der hochachtbaren Familie H. verlebt. H's Neffe war der Artilleriegeneral Homilius, welcher bei dem Dresdener Maiaufstand 1849 durch ein abgeschossenes Eisenstück der Aufrührer sein Leben einbüßte.

Eines Nachmittags erwartete ich unsern Hilfslehrer Romberg, der mir jetzt in unsrer Wohnung Clavierunterricht ertheilte. Die angesetzte Stunde hatte geschlagen und der sonst pünctliche R. erschien nicht. Ich saß am Clavier und übte mich in Erwartung meines Lehrers, der aber ausblieb. Endlich scheuchte mich ein hohler, anhaltender Klang vom Clavier auf und nach dem Fenster. Was erblickte ich? Unsern Nachbar von gegenüber, den Cirkelschmied Nachholz in seiner üblichen Arbeitstracht, mit aufgestreiften Hemdärmeln, vorgebundenem Schurzleder und schwarzberußtem Antlitze. Eine alte Trommel hing an einem Bandelier über seinem Leibe, auf welche er, eben nicht kunstgerecht, mit allen Kräften paukte. Zugleich erscholl der mehrstimmige Ruf: „Feuer! Feuer! es brennt im Kirchgäßchen!" Da lief auch ich mit vielen anderen Leuten nach der nahen Feuerstätte. Als ich an das Neustädter Rathhaus kam, sah ich eine gewaltige Lohe aus dem engen Kirchgäßchen emporschießen, sah ich das Getümmel der Löschenden und der müßigen Neugierigen, so wie eine Menge geretteter Gegenstände in der Allee aufgestapelt. Da befiel mich eine gewaltige Angst, die mich alsbald wieder nach Hause trieb. In dem kleinen Hause des Nagelschmieds Schwenk, über dessen Hausthüre eine goldige Schnecke mit ihrem Häuschen nebst der Unterschrift: Parva, sed mea, abgebildet ist, hatte

eine Bewohnerin glühende Steinkohlenasche in einem hölzernen Gefäße auf dem Boden aufbewahrt, durch welche das Feuer entstanden war.

Auch wir konnten durch eine ähnliche Unvorsichtigkeit ein furchtbares Brandunglück erleben, wenn nicht Gottes gnädige Allmachtshand über uns schirmend gewaltet hätte. Wir hatten eines Tages 4000 Stücke Torf, anstatt der jetzt üblichen Steinkohlen, erhalten, welche unsere Schulknaben in eine unbenutzte, stockfinstere Küche im zweiten Stockwerke schaffen und daselbst aufstapeln mußten. Ein feiner Regen hatte die Torfziegel genäßt und dieser Umstand veranlaßte einen der in jener Küche thätigen Knaben zu der Frage: „Ob wohl solcher feucht gewordener Torf brennen kann?" Diese seine Neugierde zu befriedigen, öffnet der Frager die Laterne und hält ein Stück Torf über die Flamme des in jener brennenden Lichts. Nachdem der Torf zu glimmen begonnen und somit die aufgeworfene Frage beantwortet hat, drückt und schlägt der Frager das glimmende Torfstück aus und wirft es zu den übrigen auf den Haufen zurück. Die Arbeit war beendet und einige Schulmädchen bekamen am Nachmittage desselben Tages den Auftrag, den langen, finsteren, zu jener Küche führenden Gang zu kehren. Bei diesem Geschäft riechen und bemerken die Mädchen einen anwachsenden Rauch und setzen hiervon meine Mutter in Kenntniß. Als diese die mit Torf vollgestapelte Küche betritt, erblickt sie mit Schrecken einen glühenden Umkreis in jener, der durch das angezündet gewesene Torfstück hervorgebracht worden war. Etliche Trachten Wassers löschten den Brand, der ein entsetzlicher hätte werden können, wenn jene Schulmädchen ihn nicht in Zeiten entdeckt hätten. Denn in dem ganzen zweiten Stockwerk wohnte Niemand, wohl aber waren unsere Schlafkammern dicht neben jener mit Torf angefüllten Küche gelegen. Wenn das Feuer unbemerkt fortgebrannt und erst in der Nacht zum vollständigen Ausbruch gekommen wäre, so mußten wir entweder ersticken oder elendiglich verbrennen, da bei der hölzernen Beschaffenheit des zweiten, im Dachraume befindlichen Stockwerks eine Rettung unmöglich gewesen wäre.

10. Mancherlei Erlebnisse.

Das denkwürdige Jahr 1806 war vergangen. Großes, ja Unerhörtes hatte sich während desselben zugetragen. Aus einem Bundesgenossen Preußens hatte sich Sachsen in dessen Gegner umgewandelt, der im Verein mit den Franzosen das tapfer sich haltende und vertheidigende Danzig eroberte. Mit der Erhebung Sachsens zu einem Königreiche war zugleich die Gleichstellung der christlichen Confessionen ausgesprochen worden. — Hundert Jahre waren es her, daß August der Starke, unsers neuen Königs Vorfahr, den Prozeß gegen die Landstände des sächsischen Kurfürstenthums verloren gehabt, den er wegen des Rechts, Glockengeläute auf die von ihm erbaute katholische Kirche anzubringen, geführt hatte. Eben so lange schon stand die dazu bestimmt gewesene, große Glocke von mehr als Manneshöhe ungebraucht im Zeughaushofe zu Dresden, wo wir Kinder sie oftmals anstaunten und durch Berühren mit einem metallnen Gegenstande ertönen machten. Die Erhebung unsers Kurfürsten zum König erhob auch die Glocke auf den katholischen Kirchthurm und zur Königin unter ihren drei kleineren Schwestern, die später erst gegossen wurden. Bei der gelegentlichen Erwähnung des Zeughaushofs gedenke ich der damaligen Festungsbaugefangenen, welche als schwere Verbrecher dort ihr Gefängniß hatten, öfters in dem geräumigen Zeughaushofe arbeiteten, aber auch in Begleitung zahlreicher Militairwachen durch Dresdens Straßen zogen, um zu allerlei harten Verrichtungen verwendet zu werden. Diese Missethäter trugen Kleidungen von zweierlei Tuch — grauem und braunem —, schwere Beineisen, auch zuweilen einen eisernen Halsring mit dergleichen Hörnern, als Kennzeichen eines Fluchtversuchs, ferner eisenbeschlagene Eichenklötze an einer Kette, die sie am Entfliehen behindern sollten. Unter ihnen befand sich der Räuberhauptmann Karaseck mit seiner Bande und zwar auf seine ganze Lebenszeit zur Gefangenschaft verurtheilt. Eines Tags betrat ich in Begleitung der sämmtlichen Kinder unsers Wirths und deren Kinderfrau den Zeughaushof, wo Karaseck nebst seinen Genossen auf dem Steinpflaster saß und das aus

den Ritzen hervorkommende Gras ausrottete. Wir näherten uns dreist dem einst so gefürchteten Räuberhauptmann, so daß derselbe das jüngste, kaum zweijährige Töchterchen unsers Wirths auf seine Arme nehmen und liebkosen konnte. Dieß war von Seiten der Kinderfrau in so fern ein Wagniß, als früher ein Beispiel in Dresden vorgekommen war, daß ein ähnlich verurtheilter Baugefangener, der seines Lebens überdrüssig war und den Tod durch Henkers Hand einer langen Gefangenschaft vorzog, bei seinem Wege durch die Stadt das erste, ihm begegnende kleine Kind ergriffen und dessen Kopf an dem nächsten Ecksteine zerschmettert hatte. Karaseck bewies sich jedoch als Kinderfreund und gab das Kind unverletzt an die Kinderfrau zurück, die sich nachher gar sehr rühmte, mit dem berüchtigten Räuberhauptmann so nahe verkehrt zu haben.

Unter den Armenschülern meines Vaters befand sich ein Knabe, Namens Matzeck, dessen Gesicht und Augen den unverkennbaren Stempel der Verschmitztheit und Diebslust an sich trugen. Dabei war er ein Ausbund von Ungezogenheit, daher fast kein Tag verging, an welchem ihn mein Vater wegen loser Streiche nicht strafen mußte. Als Knabe wußte er listigerweise in den Kaufmannsläden das Geld aus den Kästen zu stehlen, und gab es einen Straßenunfug, so fehlte Matzeck in der Regel nicht dabei, sondern spielte die Hauptrolle und den Rädelsführer. Matzecks Vater, ein früherer Artillerist, wurde durch die fast täglich sich erneuernden Beschwerden über seinen Sohn und das fortgesetzte Einschreiten der Polizei dermaßen aufgebracht, daß er wiederholt gegen meinen Vater äußerte, wie er gern seinen Jungen in einen Sack stecken und in dem Elbflusse ersäufen möchte. Die Obrigkeit, deren Strafen bei Matzeck eben so erfolglos blieben wie die seines Lehrers und seiner Aeltern, verfiel endlich auf ein sonderbares Besserungsmittel, indem sie ihn zu dem Räuberhauptmann Karaseck in's Gefängniß sperrte. Dieser hatte mehrere Fluchtversuche unternommen und durfte deshalb nicht mehr sein Gefängniß verlassen, an dessen Mauer er mit einem Eisenringe um den Leib und mit Ketten an den Beinen fest geschlossen worden war. In Folge des Mangels an Bewegung und seines feuchten Kerkers

war er von der Wassersucht befallen worden und am ganzen Körper dick geschwollen.

An dem Zustande dieses Verbrechers und an dessen Strafe ein warnendes Beispiel sich zu nehmen, war Matzeck dem Karaseck zur Gesellschaft gegeben worden. Allein vergebens. Vielmehr bat Karaseck schon nach wenig Tagen auf das Flehentlichste, ihn von der Anwesenheit eines verruchten Buben zu erlösen, der den elenden Kranken verhöhnte, nasenstüberte, knipp, kratzte, auf alle Art quälte und ihn weder am Tage noch des Nachts ruhen ließ. Nothgedrungen steckte man den jungen Bösewicht in eine abgesonderte Zelle, aus welcher er eben so ungebessert herausging, als er sie betreten hatte. Der spätere Krieg Oestreichs gegen Frankreich im Jahre 1809 befreite endlich Dresden und wohl auch die Erde von jener bösen Wurzel, die noch gar schlimme Thaten hervorgebracht haben würde. Als nämlich in jenem Jahre der Herzog von Braunschweig mit seinem Freicorps Dresden in Besitz nahm, forderte er die Jugend auf, in seinem Rachecorps Dienste zu nehmen. Unter dem Gesindel, welches diesem Rufe folgte, befand sich auch Matzeck, der mit den Braunschweigern Dresden verließ und seitdem verschollen geblieben ist.

Im Sommer 1807 kam Napoleon nach Dresden. Große Anstalten waren zu seinem Empfange getroffen worden. Wohl mochte es unserm König Friedrich August schwer fallen, einen ehemaligen, nicht adeligen Artillerieleutnant und ein Glückskind der französischen Revolution als seines Gleichen, ja sogar als einen noch über ihm stehenden Fürsten zu begrüßen. Die glanzvollste Illumination, die ich in meinem Leben zu sehen bekommen habe, feierte den ersten Abend von Napoleons Anwesenheit in Dresden. Welch' schroffen Gegensatz bildete sie gegen das berühmte Feuerwerk, welches bei Gelegenheit der unglücklichen pillnitzer, gegen Frankreich abgeschlossenen Convention der Fürsten abgebrannt worden war!

Es versteht sich von selbst, daß, als das Lampenmeer an der großen Ehrenpforte vor dem königlichen Schlosse, an den hohen Obelisken, an den gigantischen Ordenskreuzen der Ehrenlegion auf den Brückenpfeilern und anderen Decorationen sein Licht ausstrahlte, auch unsere Familie

sich aufmachte, das nie gesehene Schauspiel anzustaunen. Mit Mühe arbeiteten sich meine Aeltern nebst uns Kindern durch die dichte Menschenmenge, welche von der Neustadt nach der Elbbrücke strömte. Hier war der Zusammenfluß am größten und keine Veranstaltung getroffen, um einige Ordnung zu erhalten, daher die Gefahr augenscheinlich. Drei dicht geschlossene Reihen von Kutschen füllten den Fahrweg der Elbbrücke und vermochten nicht von der Stelle zu kommen, weil von beiden Seiten der Brücke immer neuer Zuwachs anlangte und kein Ausweichen möglich war. Eben so verhielt es sich mit den Fußgängern, welche, da die sonst gewöhnliche Ordnung aufgehoben war, von der Altstadt wie von der Neustadt andrängten und die bereits auf der Brücke befindlichen Menschen auf das Entsetzlichste zusammenpreßten. Auch wir befanden uns bald in den gefahrdrohenden Menschenknaul eingekeilt. Unbeachtet blieben die flehentlichsten Bitten, das Weh- und Angstgeschrei der furchtbar Gepreßten, die in Gefahr standen, an dem Eisengeländer der Brücke todtgequetscht oder über dasselbe emporgehoben und in die Fluthen hinabgestürzt zu werden. Besonders waren es die handfesten Landleute, welche, rücksichtslos und taub gegen unser Nothgeschrei, auf uns Stadtbewohner andrängten. Endlich gelang es uns, zwar mit Lebensgefahr, eine schmale Schlucht durch die sechsfachen Pferdereihen zu brechen, die andere Seite der Brücke zu gewinnen und den Heimweg anzutreten. Wir dankten inbrünstig unserm Herrgott für die Errettung aus der Todesgefahr und mochten gern nichts weiter von der Illumination und deren Herrlichkeit sehen. Seit jener bestandenen Lebensgefahr weiche ich jedem voraussichtlichen Menschengedränge aus und sollte es auch mit Verzichtleistung auf ein seltenes Schauspiel geschehen. Kaum daß wir glücklich unsere Wohnung erreicht hatten, so zeigte unser Herrgott seine Allmacht, welche Kleines erhöhen und Großes in den Staub stürzen kann. Ein starkes Gewitter, das dumpf grollend und rabenschwarz seine Fittige über Dresden ausbreitete, verlöschte mit seinen herniederrauschenden Regenströmen im Nu die zahllosen Flämmchen der Illumination, verwandelte die blendende Helligkeit in dunkle Nacht und fegte die Straßen von dem dichten Menschengewühle rein. Solches geschah, nachdem kaum sämmtliche Lampen angezündet worden waren.

Wenn doch Napoleon in diesem Vorgange eine Möglichkeit auch des endlichen Erbleichens seines Glücksterns gesehen und durch eine solche Vorbedeutung seinen schrankenlosen Ehrgeiz gezügelt hätte.

Am Tage nach der verunglückten Illumination besichtigte Napoleon Dresdens Festungswerke, welche durch seinen Ausspruch, daß Dresden sich nicht zur Festung eigne, ihr Todesurtheil gefällt bekamen.

Das Glück wollte mir wohl, daß ich zufällig in die Nähe des angestaunten Kaisers kam und ihn bei seinem Ritte um die Festungswälle unsrer Neustadt begleiten konnte.

Die Greuelthaten der französischen Revolution, die uns Kindern in der grellsten, abschreckendsten Weise erzählt worden waren, die fortwährenden, uns Deutsche tief demüthigenden Siege der Franzosen, der Uebermuth und die Raubsucht derselben hatten mich längst schon zu einem eingefleischten Franzosenhasser gemacht. Dennoch brannte ich vor Begier, den Mann in der Nähe zu sehen, der ganz Europa umwälzte, in Schrecken setzte und unüberwindlich zu sein schien. Mit der Behendigkeit eines Eichhörnchens erkletterte ich die hohen Erdwälle und lief dicht neben des Kaisers Pferd dahin. Mein Antlitz nur auf das gelbliche, marmorgleiche des Kaisers geheftet, achtete ich nicht auf den Weg und meine Umgebung. Ich stürzte wiederholt, um mich eben so rasch wieder zu erheben und meinen Lauf fortzusetzen. Mein Hals und meine Lunge brannten, als wäre geschmolzenes Blei hinabgeschüttet worden, dennoch ruheten meine Füße eher nicht, als bis des Kaisers Ritt zu Ende ging.

11. Leid und Freud'.

Frühzeitig schon erhielt ich Zeichnenunterricht bei dem Zeichnenlehrer, welcher von der Polizei- und Armencommission für die Schüler der Polizeischule gehalten und besoldet wurde. Derselbe hieß Zischka und war eigentlich Maurermeister, daher sein Unterricht sich vornehmlich auf architectónische Gegenstände erstreckte. Ich war etwa 10 Jahre alt, als ich schon meinen Beitrag zur öffentlichen Kunstausstellung

eferte und der in der Zeichnung eines violetfarbigen Bücherschranks
standd, an welchen freilich mein Lehrer die nachhelfende Hand angelegt
atte. Zu jener Zeit war's gebräuchlich, ja selbst vorgeschrieben, daß
e wenigen öffentlichen, durch die Mildthätigkeit erhaltenen Schul-
nstalten ein Kennzeichen ihrer Thätigkeit dadurch gaben, daß sie zur
ljährlichen Kunstausstellung im Academiegebäude einen größeren
ahmen mit Probezeichnungen ihrer Schüler einlieferten, die in dem
tlegensten, dunkelsten und unbesuchtesten Zimmer ihren Platz erhielten.
u jener Zeit wurde die Kunstausstellung stets am 5. März, als dem
amenstage unseres Königs, eröffnet und ich drängte mich allemal hin-
t, wenn etliche größere Schulknaben den wohl 8 Quadratellen um-
ssenden Rahmen mit den verschiedenen, darauf befestigten Zeichnungen
's Ausstellungslocal schaffen mußten. Weil damals die große, erst im
ahre 1814 erbaute Freitreppe nicht vorhanden war, so mußten wir
nsern Weg über die Appareille in der Fischergasse nach dem Academie-
bäude nehmen. Hatten wir nun dort unser Geschäft abgethan, so
lustigten wir uns endlich durch allerlei Spiele in dem zu jener Zeit
enso einsamen als verwilderten Brühl'schen Garten. Plötzlich und
nz unerwartet verloren wir unsern Zeichnenmeister Zischka. Derselbe
atte, von Geldnoth bewogen, sich eines landesherrlichen Vorrechts
ngemaßt und — falsches Geld — Zweigroschenstücke — geschlagen.
llein die dazu von ihm verwendete Masse war so wenig dem Metalle
hnlich gewesen, daß eine Obsthökerin, bei welcher Zischka's Frau ein
on ihrem Manne angefertigtes Zweigroschenstück verwerthen wollte,
asselbe leicht mit ihren Fingern zerbrechen konnte, ohne deshalb ein
ngust der Starke zu sein. Zischka's Münzerlohn war das Zuchthaus
nd soll er auch darin gestorben sein. Hierbei erinnere ich mich eines
ndern Falles. Die erste französische Revolution hatte auch in einigen
egenden Sachsens, namentlich unter dem mit Frohndiensten heim-
esuchten Landvolke, Nachahmer gefunden, die jedoch ihren Revolutions-
ersuch mit dem Zuchthause büßen mußten. Ein zweiter Fall war der
ogenannte Flegelkrieg, in dem die löbliche Kleidermacherzunft die
auptrolle spielte. Ein Schneidergeselle war in einer unwichtigen
ngelegenheit auf dem Dresdener Rathhause von dem damaligen

Bürgermeister Clausnitzer vernommen und von demselben ein Fl
geschimpft worden. Dieser unverdiente Flegel wurmte nicht bloß
also Genannten, sondern dessen ganze, auf **point d'honneur**
haltende Zunft. Die Schneider Dresdens murreten laut und la
über die vom Bürgermeister sich erlaubte Ungebührniß und als ih
keine Genugthuung gegeben wurde, so verließen sämmtliche Gese
ihren Arbeitstisch und versammelten sich in ihrer Herberge und
andern öffentlichen Sälen, wo bei Bier und Branntwein die erre
Gemüther sich noch mehr erhitzten, was sich durch lautes Singen
Schreien kund gab. In diesem Flegelcrawall erblickten die Organe
Regierung den ersten, versteckt gehaltenen Anfang einer allgemei
Staatsumwälzung und trafen darnach schleunig die umfassend
Maßregeln zu deren Dämpfung. Scharf geladene Kanonen wu
an den Straßenecken aufgefahren und von Kanonieren mit brenne
Lunte bewacht. Friedrich August, damals noch Kurfürst, wurde
seiner Fahrt von Pillnitz nach Dresden von einer mächtigen Sc
schwerer Reiterei begleitet und beschützt, welche seinem fest verschlosse
Wagen vor- und nachritt. Die Gesellenversammlungen wu
vom Militair erstürmt und die Gefangenen auf dem altstädter
wandhause zusammengesperrt. Da aber die sonst als muthlos
schrieenen Schneidergesellen ihren Kopf fortwährend behaupteten
den Flegel auf ihrem Kameraden nicht sitzen lassen wollten, so mu
sich endlich der Herr Bürgermeister zu einem ihm gewiß sehr sau
Schritt bequemen. Nicht in eigener Person zwar, sondern durch ei
seine Stelle vertretenden Actuar, welcher auf der Schwelle des
wandhaussaals erschien, gab er die Erklärung ab: Wie er sich z
nicht entsinnen könne, das Wort „Flegel" gegen den betreffenden
sellen ausgesprochen zu haben, daß er aber, dafern es doch gesche
sei, dafür hiermit Abbitte leisten wolle. Dieser Erklärung folgte
Seiten der festgehaltenen Schneidergesellen der hundertfältige, donner
Gegenruf: „Er hat Flegel gesagt! Flegel gesagt! Flegel gesa
So hallte es den langen Saal entlang. Damit endete der Flegelk
Wer von den Gesellen nicht an die Arbeit und zu seinem Meister
rückkehren wollte, wurde der Stadt und des Landes verwiesen.

viele Beförderungen der glücklich beendigte Flegelkrieg bei dem Militair zur Folge hatte, kann ich nicht angeben.

Ein dritter Versuch der Empörung ward glücklich entdeckt und im Keime erstickt. Ein Instrumentmachergehülfe, Namens Mack, welcher bei dem rühmlich bekannten Pianofortebauer Rosenkranz arbeitete, hatte sich mit einer namhaften Anzahl Proletarier dahin verschworen, die Spritzen erst heimlich unbrauchbar zu machen, hierauf Dresden an mehreren Orten zugleich anzuzünden und dann in der Verwirrung die Wohlhabenden auszuplündern, schließlich auch die Republik auszurufen. Mack, der meinen Aeltern persönlich bekannt war, kam in's Zuchthaus und starb darin.

Der Vater unsers Pensionairs Fritz M. hatte, nach Ablauf seiner Pachtzeit in Glauschnitz, das Rittergut Thürmsdorf bei Königstein erkauft und dasselbe bezogen. Seitdem verlebte ich in Begleitung unsers Pensionairs meine Ferienzeit auf jenem Rittergute, in dessen dichtester Umgebung die sogenannte sächsische Schweiz mit ihren Felsenburgen, Gründen, Höhlen, mit ihren Heidel-, Erd-, Brom- und Himbeeren, mit ihren damals noch dichten Waldungen liegt. Zu der damaligen Zeit stand weder auf der Bastei, noch auf dem großen Winterberge, noch an irgend einem andern Puncte ein Hotel oder ein Gasthaus, wo den Lustreisenden jetzt der Kellner eine lange Speise- und Weinkarte vorlegt und wo man die Naturschönheiten mit Gelde aufwiegen möchte. Ein kunstloses Holzgeländer umfriedigte den Basteifelsen und von den kunstvollen Brücken über die dort tief aufgähnenden Abgründe war noch keine Spur zu finden, daher man zu jeder einzelnen Felskuppe erst durch mehrfaches Auf- und Absteigen gelangen konnte. Den durstigen und hungrigen Reisenden erwartete an den besuchtesten Puncten höchstens eine Flasche einfachen Bieres und ein schlichtes Butterbrot sammt Knackwürstchen, welche Lebensmittel von speculativen Bäuerinnen im Tragkorbe herbeigeschafft wurden. Ein Jeder mußte sich seiner eigenen Füße bedienen, indem weder für Saumrosse, noch für Tragsessel gesorgt war. Fritz M. und ich durchstreiften allein oder in Begleitung von dessen älterer Schwester und einer ihrer Freundinnen die Umgegend, dabei keines lästigen Führers bedürfend. Namentlich waren die nahegelegenen

Bärensteine mit dem Diebskeller fast das tägliche Ziel unsrer Spaziergänge, auf welchen uns die dort in Unmasse wachsenden Heidelbeeren noch einen leiblichen Genuß bereiteten. Auf einer größeren Wanderung durch die gesammte sächsische Schweiz war auch noch der Rector aus dem Städtchen Königstein unser Begleiter. Ich und Fritz waren die Aesope, welche nicht mit Körben, wohl aber mit ansehnlichen Bündeln voll Lebensmittel beladen waren. Himmel! was wir beiden Knaben den ganzen Tag über an Mundsemmeln, Braten und Wurststückchen vertilgten! Wir verzehrten mehr als die beiden erwachsenen Jungfrauen und der Herr Rector zusammen. Der Onkel meines Freundes Fritz war der Erbauer und Besitzer des damals noch ganz jungen Bades zu Schandau, das seine Blüthenzeit feierte und außerordentlich besucht war. Feuerwerke, Bälle und andere Vergnügungen wechselten in bunter Reihe ab und der sächsische Adel, der damals noch reiche und nicht kargende Glieder zählte, belebte mit seinem Dienertrosse das Städtchen. Als wir nun von unserm weiteren Ausfluge am Abend nach Schandau zurückkehrten, ließ uns der liebe Hering in einer seiner Gondeln nach Thürmsdorf zurückbringen. Es war ein wundervoller Sommerabend und der Vollmond schaute mild über die Felsenriesen hernieder in das Elbthal und versilberte die kleinen Wellen des Stroms. Jene Freundin der Schwester unsers Pensionairs war eine tüchtig geschulte Tonkünstlerin und Sängerin und hatte die damals sehr in die Mode gekommene Guitarre mit in das Schifflein genommen. Während dasselbe leise stromabwärts glitt, spielte und sang Fräulein H. die anmuthigsten Lieder, die mich die Künstlerin als ein höheres Wesen be wundern ließen. Diese meine Begeisterung verwandelte sich jedoch in eine scherzhafte Stimmung, als wir gelandet waren und Freund Fritz, welcher in einem über dem Rücken hangenden Wasserfäßchen drei Aale trug, im raschen Fortschreiten plötzlich anhielt und mit kläglicher Stimme die Ursache davon mittheilte. Durch die Bewegung beim Gehen hatte das Aalfäßchen seine Lage verändert und sein weites Spundloch nach unten gekehrt, des Wassers Schwere das nicht fest genug eingedrückte Rasenstück herausgedrängt und nun einen Wasserstrom, mit welchem die darin befindlichen Aale zugleich entwichen, über des Trägers Rücken

lassen. Es kostete ziemliche Mühe und Zeit, die schlüpfrigen, Flüchtlinge bei Mondesschimmer und im Grase wieder zu er- was endlich unter vielem Gelächter gelang.

sere Rückreise nach Dresden geschah auf der größeren Bade- des Onkels Hering, die uns zwei Knaben früh um 8 Uhr bei :ädtchen Königstein aufnahm und nach 8stündiger Thalfahrt in n absetzte! Diese Wasserfahrt ähnelte meiner früheren Landfahrt gelben Kutsche, nur daß jene ohne empfindliche Stöße abging. ıs zugleich befand sich in der Gondel der Hofrath Becker nebst Familie und einem Clavier, so daß wir Knaben unsere Plätze en Ruderern einnehmen mußten. Becker, der Herausgeber des liebten Taschenbuchs zum geselligen Vergnügen, kehrte von einer : aus Schandau heim. Er und die Seinen sahen, wie wir zwei die Langeweile der Wasserfahrt durch Aufzehren unsrer mit- tenen Eßvorräthe vertrieben, und erstaunten über unsern ge- : Appetit. Man erzählte sich, daß der Hofrath Becker sich und nen die täglichen Nahrungsmittel zuwog, um regelrecht zu leben er Ueberfüllung des Magens vorzubeugen, da ja die meisten chkeiten und Krankheiten davon herrühren. Dennoch gab es)wächlicheren und leidenderen Familienglieder und Kinder als Hofraths Becker. Gleichsam das Maß unsrer Gefräßigkeit zu ı, reichte uns die Frau Hofräthin etliche um das ganze Brot ene, mit Butter reichlich gestrichene Scheiben dar, die noch : mit Cervelatwurstschnitten belegt waren. Die Familie er- aft, als ihre Gaben mit nicht minderer Schnelligkeit zwischen zermalmenden Zahnreihen verschwanden als unsere früher rein rten Vorräthe.

Zischka's Stelle trat als unser Zeichnenlehrer ein Herr L. : war früher Friseur gewesen, hatte später zur Kunst sich ge- ınd bekleidete bei der königlichen Kunstacademie die Stelle eines ılehrers. Als er sein Amt in unsrer Schule antrat, begann er r kleinen Prüfung, zu deren Gegenstand er die verschiedenen :ichnen vorkommenden Linien wählte. „Welches ist —" fragte ltesten unter uns Knaben — „eine Horizontal-, eine Diagonal-

und eine Perpendicular-Linie?" Als der Examinand verlegen die Antwort schuldig blieb, erfolgte von Seiten seiner Mitschüler ein schadenfrohes Auslachen, in welches ich am lebhaftesten mit einstimmte. Die Strafe dafür folgte dafür auf dem Fuße, indem Herr L. nun seine Frage an mich wiederholte und ich eben so wenig wußte als der von mir Verlachte. Diesen Denkzettel habe ich mein Lebtage nicht vergessen. Zeichnen und Malen waren meine größte Lust und sie ist selbst in den spätesten Jahren nicht in mir erstorben.

Im Jahre 1808 verließ unser lieber Romberg den Dienst meines Vaters, weil ihm die Mädchenschule des Leibgrenadierregiments anvertraut wurde. Mit seinem Abgange hörte auch der mir von ihm ertheilte Clavierunterricht auf und mußte ich durch eigenes Studium mich vervollkommnen. An Rombergs Stelle trat als Hülfslehrer in unsere Schule ein beurlaubter Kanonier, der Bruder des Armenarztes H. ein, der aber schon nach einigen Jahren das Schulamt mit dem Amte eines Landgensdarmes vertauschte. Meines Vaters Behörde kümmerte sich durchaus nicht darum, wen mein Vater zu seinem Gehülfen im Lehrfache annahm. Also war damals das Volksschulwesen in Sachsens Hauptstadt bestellt! Gedachter Nachfolger Rombergs ergab sich als Gensdarmes dem Trunke, vernachlässigte seinen Dienst, verlor deshalb denselben und suchte bettelnd mich nach 40 Jahren auf. Nach H.'s Abgange ward ein ehemaliger Diener L., ein schon bejahrter Mann, Hülfslehrer an unsrer Schule. Derselbe war in seiner Jugend mit den an England verkauften Hessen als Recrut nach Halifax in Nordamerica transportirt worden, um dort gegen die rebellischen Nordamericaner zu fechten. Zum Glück für ihn und seine Gefährten hatte England, kurz vor ihrer Ankunft, sich zu einem Friedensabschlusse genöthigt gesehen. Dieser neue Hülfslehrer, dessen Kinder ebenfalls meines Vaters Schule besuchten, war wie dieser schwerhörig und prügelte seine Schüler so sehr, daß er deshalb wieder entlassen werden mußte. Da sich nun kein passender, mit geringem Einkommen sich begnügender Mann als Hülfslehrer auffinden ließ, so übernahm meine gute Mutter dieses für eine sanfte Frau gewiß sehr schwere Amt. Dieselbe vereinigte nunmehr das Amt einer Köchin, einer Stricklehrerin

und eines Lehrgehülfen in sich. Daß weder bei dem Kanonier H., noch bei dem Bedienten L., noch bei meiner lieben Mutter die Rede von einem katechetischen Religionsunterrichte, noch von Denkübungen und Begriffsentwickelungen sein konnte, kann man sich denken. Leseunterricht nach dem alten Schlendrian war die Hauptsache, zu welcher sich noch das Einüben und Ueberhören kleiner Verschen, Bibelsprüche und der 10 Gebote, sowie der Anfang im Schreiben und Rechnen gesellten.

Die Noth, einen passenden, genügsamen Lehrgehülfen für die Unterclasse zu erlangen und auf die Dauer zu behalten, war es, welche meine gute Mutter bewog, mich schon frühzeitig zum Lehrfach zu bestimmen, obgleich ich die entschiedenste Abneigung dagegen empfand und solche auch nicht verheimlichte. Aber ich vermochte nicht den beweglichen Bitten und tief begründeten Vorstellungen meiner geliebten Mutter zu widerstehen, und preise noch am Abende meines Lebens mich glücklich, daß ich nicht meinem eigenen Willen gefolgt bin, der ich einen ganz andern Beruf in's Auge gefaßt hatte. Ueberhaupt habe ich in meinem Leben die Wege der göttlichen Vorsehung so deutlich wahrgenommen, daß ich der undankbarste Mensch wäre, wollte ich jemals mein Gottvertrauen aufgeben. Ein Beweis hiervon war ein beabsichtigter Hauskauf von Seiten meines Vaters. Eine Schule, wenn zumal deren Schüler der unteren Volksclasse angehören, wird selten in einem Hause gern gesehen, weder von dem Eigenthümer, noch von den übrigen Mitbewohnern. So erging es der Schule meines Vaters, welche dreimal ihr Local im polnischen Brauhause wechseln und mit dem sich begnügen mußte, welches ihr der Besitzer anwies. Hierzu kam die öftere Steigerung des Miethzinses, die nicht nur das Schullocal, sondern auch unsere Privatwohnung mit betraf und also meines Vaters Ausgaben vermehrte. Die zwischen meinem Vater und unserm Wirth eingetretene Spannung trug auch bei, daß der Erstere den Besitz eines eigenen Heerdes und Hauses immer sehnlicher wünschte.

Diesen Wunsch zu stillen, zeigte sich jetzt eine passende Gelegenheit, indem das Haus- und Gartengrundstück des Präsidenten von G. in der Neustadt zum Verkauf ausgeboten wurde. Gedachtes Grundstück liegt in der Casernenstraße, dem Cadettenhause gegenüber und eignete

sich, seinen Räumlichkeiten nach, vollkommen für meines Vaters Absichten. Des verstorbenen Präsidenten Sohn stellte die Forderung des Kaufpreises auf 7000 Thlr. Mein Vater bot hierauf 6300 Thlr, eine Summe, welche dessen erspartes Vermögen um mehr als die Hälfte überstieg.

Allein meine Aeltern gedachten das Fehlende zu verzinsen und nach und nach abzuzahlen. Da der Verkäufer auf seiner ersten Forderung bestand, so steigerte mein Vater sein Angebot nach und nach bis auf 6500 Thlr. Ich und mein Bruder erhöhten durch unsere dringenden Bitten und Aufmunterungen die älterliche Kauflust, so daß endlich mein Vater unsere Mutter mit dem Auftrage absendete, 6600 Thlr. zu bieten.

Unsere Mutter ging, fühlte sich aber unterwegs plötzlich von einer schweren niederdrückenden Herzensangst ergriffen, die sie als von Oben kommend ansah und zum Umkehren bewog. Dabei faßte sie den Entschluß, unsern Wirth von dem beabsichtigten Hauskauf in Kenntniß zu setzen und ihn als Sachverständigen um seinen Beirath zu bitten. W. bezeigte sich sogleich willig, das fragliche Grundstück in Begleitung meiner Mutter zu besichtigen. Hierbei gestand er zu, daß für einen Baulustigen jenes zwar sich wohl eigne, aber auch, daß der geforderte Kaufpreis eben kein niedriger sei. Ob auf den letzteren Ausspruch der Umstand einwirkte, daß im Falle des Kaufabschlusses unser Wirth das ihm von meinem Vater dargeliehene Capital auszuzahlen hatte, wag' ich nicht zu entscheiden. Meine Mutter aber fand sich durch den Ausspruch unsers Wirths bewogen, den Auftrag meines Vaters zu unterlassen, und dieser pflichtete hierauf dem vollkommen bei. Die kurz vorher noch so hitzige Kauflust war plötzlich bei meinen Aeltern verraucht, obgleich Herr v. G. nunmehr seine Forderung mehr und mehr herabstimmte und sogar bis auf 6400 Thlr. herunterging. Mein Bruder und ich vergossen aber ganze Ströme von Thränen und waren ganz untröstlich über unsere vereitelte frohe Hoffnung, die besonders auf die Erwerbung eines Gartens gerichtet war. Erst nach Jahren erkannten wir, wie uns Gottes weise und liebevolle Vorsehung durch die Vereitelung des Hauskaufs vor großem Elend, vor Armuth, Jammer und

Schande, ja wohl gar vor dem Tode unsrer Aeltern bewahrt hatte. Die unerträglichen Lasten der Einquartierung in den Jahren 1813 bis 1815 brachten selbst schuldenfreie Hausbesitzer an den Bettelstab und uns hätte jedenfalls ein solches Schicksal betroffen, das weder mein Vater noch meine Mutter überstanden haben würde. So erflehen wir zuweilen von Gott, was unser größtes Unglück sein würde, und klagen wohl gar in unserm Unverstand, wenn wir unerhört bleiben.

Bei Gelegenheit dieses unterbliebenen Hauskaufs erhöhte unser Wirth abermals den Zinsfuß des ihm von unserm Vater dargeliehenen Capitals um ½ Procent.

Außer den beiden Dörfern Schönfeld und Thürmsdorf war noch ein drittes, Lockwitz, ein Schauplatz meiner glücklichen Jugendzeit. Dort wohnte der Vater unsrer Braumeisterin, ein Mehlhändler, der zugleich Besitzer einer ländlichen Nahrung war. Derselbe erschien mir wie ein ehrwürdiger Patriarch, und wirklich war er ein Ehrenmann, den das ganze Dorf mit Hochachtung betrachtete. Er besaß eine zahlreiche Familie, von welcher damals der älteste und jüngste Sohn, mindestens um 20 Jahre von einander unterschieden, und eine Tochter, das bildschönste Landmädchen, noch daheim waren. Seine Frau, eine herzensgute, wohlgenährte Matrone hielt wöchentlich dreimal mit Mehl feil auf Dresdens Altmarkte. Zum Kirmeßfeste rückten wir Kinder gewöhnlich in Lockwitz ein. Dann gab es daselbst regelmäßig Karpfen, Gänsebraten, Kuchen und herrliches Obst. Wir durften die Pflaumenbäume im Garten abschütteln und uns die dabei gemachte Beute zueignen. Welche Fülle süßsaftiger Birnen und würzig duftender Aepfel in den Kammern aufgespeichert lag! Selbst das unharmonische Geschrei grauer und weißer Gänse, welche in großer Menge das Dorf belebten, erfreute unser Ohr. Wir durchstreiften den Thalgrund in des Dorfes Nähe und kehrten mit vollen Bündeln gepflückter Haselnüsse zurück. Wir krebsten im Mühlbache und trachteten selbst der hurtigen Forelle nach. Gewöhnlich ließ ich mich mit einem Kuchenstücke in der Hand auf der Dorfgasse sehen, weshalb die Bauernknaben mich „Kuchentav“, anstatt Gustav riefen.

Einst war die Braumeistersfamilie, aus Mutter, drei Töchtern und

zwei Söhnen bestehend, ferner meine Mutter mit mir und meinem Bruder Carl, zur Kirmeß in Lockwitz. Die beiden Väter wurden durch ihren Beruf in Dresden zurückgehalten. Die allgemeine Freude wandelte sich aber bald in Schreck und bange Besorgniß um, indem das jüngste, etwa 3jährige Braumeisterstöchterchen mit weißen Bohnen gespielt und eine davon in ihr kleines Näschen gesteckt hatte, die nicht wieder herauszubringen war. Man ängstete des Kindes Mutter durch die ausgesprochene Befürchtung, daß die Bohne in der feuchten Nase anquellen, keimen und dann gar nicht beseitigt werden könne. Der herbeigerufene Dorfbarbier bemühte sich vergeblich, mit einem hakenförmigen Instrumente die Bohne zu erfassen und zu entfernen. Nebst kleinen Brocken derselben entquollen der Nase und dem Munde der gewaltig schreienden Kleinen rothe Blutströme und da die Kunst des Dorfarztes am Ende war, wurde die sofortige Rückkehr nach der Stadt beschlossen. Zu jener Zeit gehörte Lockwitz einer Gräfin Schall an. Deren schöner, kostbarer Staatswagen sollte nach Dresden geschafft werden, und diese Fahrgelegenheit kam uns Kirmeßgästen ganz gelegen. Zwei elende Ackergäule wurden vor die Staatskutsche angespannt und auf den überaus hohen Kutschbock schwang sich ein Knecht im grauen Leinkittel.

Das Innere der Kutsche nahm unsere beiden Familien auf, die somit in eine Arche Noä umgewandelt wurde. Wer uns begegnete, lachte, und mit Schamröthe übergossen rumpelten wir im Schritt durch Dresdens Straßen. Mein Bruder, der das Rückwärtsfahren nicht vertragen konnte, bekam die Seekrankheit und warf, das klägliche Bild vollständig zu machen, die genossenen Tafelfreuden der Kirmeß über Bord. Auf die Bohneninhaberin dagegen hatten das Fahren und Rumpeln einen glücklichen Einfluß ausgeübt, indem die Bohne tiefer herabgerutscht war. Sie wurde in Dresden von dem Doctor Lorenz mit Hülfe einer Haarnadel gar leicht beseitigt und somit die Noth gehoben. Obschon ich sehr gern nach Lockwitz ging, so befiel mich doch jedesmal beim Abendläuten der Glocke vom Kirchthurme ein tiefes Heimweh und eine mächtige Sehnsucht nach meiner heiß geliebten

Mutter. Ich weinte dann stets und mußte meine Thränen verbergen, um nicht von meinen Jugendfreunden deshalb verspottet zu werden.

Dieses Heimweh und dieses nagende Sehnen nach meinen abwesenden Lieben, hervorgerufen durch das Abendlauten eines Dorfglöckchens, haben mich durch mein ganzes Leben hindurch begleitet. Ein halbes Jahrhundert war seit meiner fröhlichen Jugendzeit mir dahin geschwunden, als ich das Dorf Lockwitz aufsuchte, um mich der einst hier verlebten Tage zu erinnern. Ach, welche Veränderungen seitdem eingetreten waren! Alle waren todt, unter deren gastfreundlichem Dache ich so oft gewohnt hatte. Nur die Tochter jenes Mehlhändlers T., jenes einst bildschöne Landmädchen, war noch am Leben, aber zur Greisin geworden, dazu erblindet und in einem Nachbardorfe bei ihrem Schwiegersohne wohnhaft. Wie klein und unansehnlich erschien mir jetzt das in fremden Besitz übergegangene Bauergütchen! Wie beschränkt der sonst mir so groß vorgekommene Garten! Voll tiefinniger Wehmuth blickte ich zu dem kleinen Kammerfenster auf, hinter welchem ich so viele mal sanft geruht und früh beim Erwachen dem Zwitschern der Schwalbe gelauscht hatte, die ihren Sitz auf dem Fenstersimse einnahm. Seufzend schlich ich endlich davon, der nahen Zeit gedenkend, wo auch von mir Alles verwehet sein wird.

Nach vierjährigem Aufenthalte in unsrer Familie kehrte Fritz M. zu seinen Aeltern zurück und trat dann seine Lehrzeit als Kaufmann bei seinem Onkel Hering in Schandau an. Diese Trennung erkaltete jedoch unser Freundschaftsbündniß nicht. So oft Feiertage kamen, besuchte ich Fritz in Thürmsdorf und später in Schandau, wo ich als gern gesehener Gast willkommen geheißen wurde. Aber auch mein zweiter Spielgenosse und Freund, unsers Braumeisters ältester Sohn, Gottlob, schied von mir, um bei seinem Großvater in Lockwitz allerlei ländlichen Beschäftigungen obzuliegen. Meiner besten Freunde beraubt, suchte und fand ich in anderen Knaben meines Alters einen, wenn schon lange nicht genügenden Ersatz. Jene neuen Gespielen hatten den Palaisgarten in unsrer Neustadt zu ihrem Tummelplatze erwählt und dorthin richtete auch ich nun meine Schritte nach dem Schlusse der Schule. Der Lärm, den wir bei unsern verschiedenen Spielen erregten,

mißfiel nicht selten dem Hofgärtner und mehr wie einmal wurden die Wildesten unsrer Gesellschaft von den aufgestellten Militairwachen fortgewiesen, mit der Arretur bedroht, ja einmal wirklich fest genommen, um auf die Hauptwache transportirt zu werden. Doch wie hätten es die schwerfälligen Soldaten mit der quecksilbernen, flinken Jugend aufnehmen können! Bevor sich's die Schildwache versah und festzuhalten vermochte, war ihr der arretirte Bube entschlüpft und entging allen Verfolgungen, indem er, über das hölzerne Gartengeländer hinwegsetzend, das nahe Elbufer gewann und dort in Sicherheit sich befand. Von der Wache arretirt zu werden, meinen Aeltern diese Schande und Unkosten obendarein zu machen, erschien mir als das Schrecklichste, daher ich mich von den allzu wilden Spielen und der dichten Nähe meiner Gefährten sorgfältig ausschloß. Diese aber theilten meine Furcht nicht. Ihre Luchsaugen erspähten in der Regel die Gefahr schon von weitem, wenn der Hofgärtner mit seinen Leuten und den aufgebotenen Schildwachen gegen das wilde Heer herangeschlichen kam. Dann sprang dasselbe mit einem gewaltigen Satze auf die oben breit abgedeckte, hölzerne Umfriedigung, welche den Palaisgarten von dem Elbufer schied, und nun wartete die lange Reihe querreitender Wildfänge in gemüthlicher Ruhe die völlige Annäherung ihrer Verfolger ab die sie bis auf wenige Schritte an sich herankommen ließen. Gleichwie die Frösche bei dem Geräusch nahender Tritte von dem Ufersaum in den rettenden Teich springen, eben so jetzt die höhnisch auflachenden Knaben von dem Holzgeländer hinab in das sichere Asyl des Elbufers. Eine der Schildwachen wurde einst so sehr erbittert über das Verhöhnen der Buben, daß sie in ihrer Wuth mit dem Bajonett nach einem der hinüber voltigirenden Reiter stach. Derselbe war ein Adeliger, ein Herr v. E. und trotz seinem höheren Stande sein Stiefel in so schlechtem Zustande, daß das den Fuß des Springers treffende Bajonett eine Trophäe in Gestalt einer wandelbaren Stiefelsohle aufspießte und davontrug.

Einer dieser jugendlichen Palaisgartenspieler war der Sohn des Nagelschmieds S. Demselben hatte sein Vater die Erlaubniß ertheilt, bis um 5 Uhr im Palaisgarten weilen zu dürfen, weil er dann den Blasebalg ziehen sollte. Was aber achtet die spiellustige Jugend auf

das Schlagen der Thurmuhren, wenn sie gerade in der besten Lust schwelgt? Als der Nagelschmiedssohn über die festgesetzte Zeit ausbleibt, macht sich der erzürnte Vater, wie er vom Ambose kommt, im Schurzleder, mit aufgestreiften Hemdärmeln und schwarzrußigem Antlitz, auf den Weg nach dem Palaisgarten. Siehe! da vernimmt er beim raschen Durchwandern der Laubhecken und Gänge die laute, ihm wohlbekannte Stimme seines Söhnchens, welches mit dem Antlitze auf einer Steinbank niedergebeugt liegt und — man spielte „angebrannt" (eine Art Versteckens) schreiend zählt: „Eins, zwei, drei, vier, fünf —" In seinem Eifer überhört der Zählende das Heranschleichen seines Vaters, dessen Gegenwart er eher nicht gewahrte, als bis die hornharte, breite, väterliche Hand auf sein vorgestrecktes Hinterkastell loshämmert und die Vaterstimme dabei das Fortzählen übernimmt — „sechs, sieben, acht, neun, zehn — und dann hinzufügt: „Ist das um 5 Uhr heimgekommen, wie ich Dir geboten habe, heilloser Bube? Willst Du gleich fort?!" Das Spiel war nun vorbei, doch nicht der Tanz, indem unser armer S. vor seinem Vater hertanzte und dabei den Tact aufgeschlagen bekam. Der betroffene Knabe war zum sündigen Adam geworden, den ein zürnender Cherub aus dem Paradiese trieb. Und ach! ein Rudel schadenfreudiger und laut lachender Spielkameraden sah dieser Vertreibung zu und steigerte den Schmerz und die Scham des jugendlichen Pflichtvergessenen.

12. Die Kreuzschule. Der zweite Krieg. Der Vetter.

Wenn es nach meines Vaters Willen gegangen wäre, so würde ich in dessen Schule verblieben und nach meiner Confirmation zu dem Garnisonscantor Pfeilschmidt in die Lehre gekommen sein, damit derselbe mich, wie einst meinen Vater, zum Lehramte geschickt mache. Meiner umsichtigen und mein Bestes im Auge behaltenden Mutter verdankte ich's, daß ich zu Ostern 1808 in die Kreuzschule und zwar zu dem Lehrer, Magister Klengel, der den Titel Regent führte, geschickt wurde.

Mein Vater hatte gegen dieses mütterliche Unternehmen nichts ein-

zuwenden, nur wollte er zu dergleichen Dingen erst einen äußeren Anstoß erhalten und das geschah von Seiten meiner Mutter. Mein Vater hatte zwar einmal angefangen, nach Anleitung der Bröderschen Grammatik im Lateinischen mich zu unterrichten, allein da, wie schon gesagt, Väter in der Regel wenig Lust und Geduld zum Unterrichten ihrer eigenen Kinder besitzen, so hatte auch mein Vater seinen Unterricht im Latein gar bald wieder eingestellt. Demnach mußte ich hierin ganz von vorn wieder anfangen. Der Regent Klengel hatte als unterster Lehrer die letzte und siebente Classe zu unterrichten. Allein er war ein eben so vorzüglicher Pädagog als Mensch und brachte seine Schüler meist so weit vorwärts, daß sie, mit dem Ueberspringen der zwischen inne liegenden Classen, aus der siebenten sogleich in die zweite übergehen konnten. Zu diesem Behufe ertheilte er nach den festgesetzten, gewöhnlichen Lehrstunden täglich noch zwei Privatstunden, an welchen der größere Theil seiner Schüler sich betheiligte. Mit welchen Gefühlen ich die Kreuzschule betrat! Dieses einzige Gymnasium der sächsischen Haupt- und Residenzstadt besaß ein Gebäude hinter der nahen Kreuzkirche, das innen und außen einem Gefängnisse und einer Ruine ähnelte. Das Vorzimmer, durch welches man in unsere Classe gelangte, besaß weder Kreuzstöcke, noch Fensterrahmen, noch Glasscheiben, sondern nur leere Fensteröffnungen, zwischen welchen zahllose Spinngewebe ausgespannt waren und wo Schwalben und Fledermäuse, Ratten und Mäuse, Katzen und andere vierbeinige Besucher ihren ungehinderten Ein- und Ausgang fanden. Unser Lehrzimmer, mit seinen zwei Fenstern nach der Schulgasse hinaus gehend, wurde während meines dreijährigen Schulbesuchs nicht ein einziges Mal geweißt, hatte eine schwarzbraune Balkendecke, große Löcher in den Dielen, so daß man den Fuß darin sich vertreten konnte, und im Ganzen nur drei lange Schultafeln, an welchen auf beiden Seiten die mit jenen nicht verbundenen Bänke standen. Diese Subsellien, so wie der Lehrtisch, der keine Aehnlichkeit mit einem Katheder besaß, zeigten keine Spur von einem farbigen Oelanstrich, waren wurmstichig und vielfach mit Messern zerschnitzelt. In dem kleinen Schulhofe, wo in gleich erbärmlicher Weise für die Retirade gesorgt war, lagen ansehnliche Schutthaufen aufgethürmt, welche über

re offenen Fenster hinaufreichten und daher bis in unser Vorzimmer
gedrängt hatten. Ich lernte mit Leichtigkeit und Lust meine latei-
ꞏen Aufgaben, so daß ich bald meine älteren Mitschüler einholte.
ꞏch die lateinische Grammatik lernte ich nun erst die deutsche kennen.
n lieber Klengel erachtete mich für geeignet zum Studiren und
m sollte ich auch das Griechische bei ihm erlernen. Allein mein
er erschrak vor dem Gedanken, daß er bei einem jährlichen Gehalt
nur 200 Thaler mindestens eben so viel seinem Sohne auf der
versität darreichen müsse, und da ich nur sein Lehrgehülfe werden
e, so fanden die Wünsche meines Klengel bei ihm kein geneigtes
ör.
Unter meinen Mitschülern befanden sich die Söhne angesehener
ilien Dresdens. Z. B. die drei Söhne des berühmten Kapell-
ters Naumann, Carl, Moritz und Peter; ferner zwei Söhne des
uchdruckers Meinhold; ein Sohn desselben Doctors K., der meinen
der Eduard unter die Erde laxirte; die Brüder des Kunsthändlers
st Arnold, der wackere Hofpianist Carl Krägen, der Kaufmann
wald, zwei Brüder Krempe, von denen der jüngere die Roman-
ftstellerin Ida Frick heirathete, der nachherige Besitzer des Rade-
er Mineralbades Dr. Klose, der als Conrector an der Kreuzschule
orbene Dr. Sillig u. a. m. Selbst ein Jude, Namens Collin,
aber einer Musikalienhandlung, war mein Mitschüler. Mein Weg
Kreuzschule führte mich täglich viermal über den Altmarkt, wo die
erweiber und Hökerinnen Obst aller Arten feilhielten. Für mich
liebhaber eine starke Versuchung und sehr verführerisch für meine
ge Einnahme an täglich drei Pfennigen! Einst hatte ich mir für
ge Pfennige ein Viertelmäßchen gedörrter Aepfel eingehandelt und
e, in Ermangelung eines andern Aufbewahrungsmittels, in das
er meines Huts geborgen. Vor der Kreuzschule traf ich auf meinen
er K. Höflichkeit und Ehrfurcht machten, daß ich meines Hut-
ꞏstes gänzlich vergaß und tief meinen Hut abzog, wobei natürlich
Regen gedörrter Apfelstücken den Gruß begleitete, deren Anblick
mit einer hohen Schamröthe übergoß. Wenn die zwei ersten Lehr-
den früh um 10 Uhr vorüber waren, so machte unser lieber Klengel

eine viertelstündige Pause, während welcher er sich hinauf in seine Wohnung begab. Diese Zeit benutzten meine Mitschüler oft, um kleine Reitergefechte auszuführen. Die größeren und stärkeren Schüler luden die kleineren auf ihren Rücken und nun begann der Kampf der Reiterei theils gegen die feindlichen Reiter, theils gegen das Fußvolk, welches die Reiter von ihren Rossen zu ziehen bemüht war. Ich für meine Person hielt mich von solchen Kämpfen zwar fern, fand aber eine lebhafte Freude an dem Zuschauen, und nur die Furcht vor dem Ertappen hielt mich von der thätigen Theilnahme zurück. Einst ging es absonderlich hitzig zu und Peter Naumann vertheidigte sich eben muthvoll gegen drei Infanteristen, die ihm arg zusetzten. In ihrer Hitze des Streits bemerkten die Kämpfer nicht, daß unser Klengel schon seit geraumer Zeit die Thüre leise geöffnet hatte und still verwundert dem Gefechte zusah. Erst da er seine Stimme hören ließ, warf jedes Roß seinen Reiter hastig ab und die Krieger wurden wieder zu gehorsamen Schulknaben, die sich schamvoll an ihre Sitze schlichen. Zur Osterzeit hatten wir allemal unsere Schulprüfung, an welcher weiter kein Mensch Antheil nahm, als der alte ehrwürdige Superintendent Tittmann und der Stadtrichter Fehre. Eine solche Prüfung mochte für die beiden Herren wohl eine sehr langweilige Sache sein, denn während wir Phädri Fabeln, den Cornelius Nepos und Justinus übersetzten, bemerkten wir mit verletzter Eigenliebe, daß sich die Augen des Superintendenten wiederholt zu einem sanften Schlafe schlossen. Erst das Verlesen unsrer Censuren ermunterte den Greis und derselbe ermahnte dabei namentlich die drei Naumänner, ihrem berühmten Vater nachzufolgen und dessen Namen noch im Grabe durch Fleiß und sittlich gutes Betragen zu ehren. Das Band der Freundschaft, welches ich damals mit mehrern meiner Mitschüler schloß, ist für meine ganze Lebensdauer fest geblieben und nur Wenige, welche zu höhern Aemtern und Würden gelangten, schämten sich des niederen Schulmeisters und verleugneten die frühere Kameradschaft.

Unter meinen Mitschülern befand sich, wie schon erwähnt, auch der nachherige Hofpianist, Carl Krägen. Denselben hatte sein Vater, ein Registrator, von der frühesten Jugend an zum Virtuosen bestimmt und

ihn von dem tüchtigen Musiklehrer Fiedler im Pianofortespiel unterrichten lassen. Der arme Knabe mußte vom frühen Morgen bis zum spätesten Abend am Pianoforte sitzen und sich üben. Schon damals lernte ich einsehen, um welch hohen Preis die Virtuosität erkauft sein will und wie man ihrer wegen die körperliche Gesundheit und eine mehrseitige Geistesbildung hintenansetzen muß. Zunächst zog mich Krägens größere Fertigkeit im Malen zu demselben mehr hin als zu meinen übrigen Mitschülern. Als ich später Krägen besuchte und auf dem Pianoforte spielen hörte, erkannte ich meine eigene Stümperei in der Musik, die mir freilich nur sehr unvollkommen von meinem Romberg gelehrt worden war. Meine Hauptgebrechen waren Mangel an Takt, an richtigem Fingersatz und gefühlvollem Vortrag. Im letztern bewies sich Krägen als Meister. Seinem Umgange verdanke ich hauptsächlich, was ich auf dem Pianoforte geleistet habe. Mein lieber Lehrer Klengel starb als Rector an der Annenschule zu Dresden in keinem hohen Alter. Ehre seinem Andenken!

Im Jahre 1809 bekriegte Oestreich Frankreich und mit demselben auch den Rheinbund. Das für Oestreich unglücklich ausgefallene Ende dieses Krieges ist bekannt. Unsere Armee kämpfte mit den Franzosen in Oestreich und nur wenige unsrer Soldaten blieben zum Schutze des eigenen Vaterlandes zurück. Zu schwach, um den vereinigten Oestreichern, Hessen und Braunschweigern die Spitze zu bieten, welche unter den Befehlen des Fürsten von Lobkowitz und des Herzogs von Braunschweig-Oels anrückten, zog sich Dresdens schwache Besatzung auf die Anhöhen von Gorbitz, Pennrich und Kesselsdorf zurück und überließ die Stadt, welche durch Napoleons Ausspruch aus der Reihe der Festungen gestrichen worden war, dem Feinde. Es war an einem Sonntage, als dieser Dresden besetzte und sogleich dessen Thore sperrte, so daß sehr viele der Spaziergänger nicht wieder herein konnten, sondern während der Nacht ein anderweites Unterkommen suchen mußten. Noch kann ich mir recht gut die Hessen vorstellen, welche mit brennender Lunte neben den geladenen Kanonen in die wehrlose Stadt rückten. Sie hatten ungewöhnlich lange und breite Bajonette. Das braunschweigische Corps der Rache in seiner schwarzen Uniform mit den langen, vorn über den

Czakko und das Antlitz herabhangenden Roßschweifen mit dem Todtenkopf und den darunter gekreuzten Todtenbeinen auf dem Czakkoschilde bot einen ungewöhnlichen Anblick dar, während die böhmische Landwehr in ihrer graubraunen Montur, nur mit der Flinte und dem Bajonett bewaffnet, ohne Seitengewehr, ein desto harmloseres Aussehen hatte. Natürlich stand ich wieder auf Seiten der Deutschen und gegen den französischen Unterdrücker, wünschte daher jenen den Sieg, wurde aber in meinem Gemüthe wankend gemacht, als ich etliche Wagen mit verwundeten und gefangenen Sachsen in unsere Neustadt einbringen sah. Es waren diese die ersten Verwundeten, die mein Auge erblickte, und die weißgekleideten, von Blut starrenden und mit blutigen Binden umwundenen Krieger machten mir gleichsam einen stillen Vorwurf, daß ich auf der Feinde Seite stand, demnach gegen meine eigenen Landsleute war.

Ein schändlicher Verräther, ein Maurer, welcher die in Dresden noch vorhandenen Waffenvorräthe und andere zur Ausrüstung des Militairs gehörigen Sachen im hiesigen Zeughause hatte einmauern helfen, zeigte den Oestreichern diese verborgenen Schätze an, welche sogleich als gute Beute angesehen und stracks nach Böhmen abgeführt wurden. Die großen, eisernen Kanonen, welche bisher Dresdens Festungswälle gespickt hatten, waren bereits bei dem Ausbruche des Krieges in die neu angelegte Festung Torgau auf Elbkähnen fortgeschafft worden. Der Feind konnte sich nicht lange in Dresden halten, weil der König von Westphalen, Hieronymus Napoleon, mit seiner ganzen Armee und den zu ihm gestoßenen Sachsen die Oestreicher zum Rückzuge nach Böhmen nöthigte. Von dem durch seine Ausschweifungen entnervten, weibischen Hieronymus, der zu jener Zeit das Brühl'sche Palais in Dresden bewohnte, erzählte man, daß er täglich durch ein Weinbad sich gestärkt habe, eine Verschwendung, die uns sparsamen Dresdenern als eine ungeheure Sünde erschien und uns den ohnehin nicht geliebten Westphalenkönig noch verächtlicher machte.

Die böhmische Landwehr, welche, nach dem baldigen Abmarsch der Hessen und Braunschweiger, noch Dresden besetzt gehalten, hatte sich musterhaft und nicht wie Feinde betragen. Zwei von ihnen, welche mit

mehrern ihrer Kameraden im polnischen Brauhause einquartiert lagen, besuchten uns fleißig, um auf dem Positiv meines Vaters, das in der Schulstube stand, zu spielen.

Die Schlacht bei Wagram machte dem kurzen Feldzuge ein Ende. Unser König erhielt zum Lohne seiner Beihülfe einige kleine Enklaven Böhmens, welche Oestreich an Sachsen abtreten mußte, deren Annahme aber unser König lange Jahre hindurch beanstandete, so daß jene vormals östreichischen Ortschaften herrenlos blieben und weder Abgaben zahlten, noch Recruten stellten. Noch muß ich erwähnen, daß mein Vater, dessen Gehör mehr nnd mehr abnahm, deshalb das Teplitzer Bad gebrauchte, von wo er aber schon nach zwölf Tagen durch den Ausbruch des Krieges nach der Heimath zurückgetrieben wurde. Damals war der Werth des östreichischen Papierguldens bis auf dreizehn und vierzehn Pfennige herabgesunken, so daß der Westenstoff, den mir mein Vater aus Teplitz mitbrachte, sechzehn Gulden gekostet hatte. Diese Weste, so wie alle unsere Mannskleidung, fertigte ein alter Schneidermeister, der weitläufig mit uns verwandt war, darum Herr Vetter Seidel genannt wurde und im dritten Stockwerke desjenigen Hauses wohnte, welches noch heute in der Hauptstraße „zum Bienenkorbe“ heißt. Vetter S. war ein Mann von altem Schrot und Korn, daher er weder mit der Zeit, noch mit der Mode fortging, darum aber auch alle Kleider verhunzte und seine Kundschaft verlor, so daß er endlich ohne Gesellen und Lehrburschen arbeitete. Dennoch konnten sich meine Aeltern nicht entschließen, einen andern Kleiderverfertiger zu wählen, theils weil sie Mitleid mit dem alten, sonst wackern Manne, theils Furcht vor ihm hatten und die lang gepflogene Freundschaft nicht in Feindschaft verkehren wollten. Nur mein Bruder hatte seinen Willen durchgesetzt und den Vetter abgedankt, weshalb er jedes Zusammentreffen mit dem Vetter und der Frau Muhme sorglich meiden mußte. Vetter S. war kinderlos und seine, für eine Schneidersfrau ungewöhnlich gebildete Ehehälfte, deckte durch ihre Freundlichkeit und ihren heitern Umgang die künstlerischen Mängel ihres Mannes zu, so daß mein Vater und ich dessen Sclaven ferner blieben. Nachdem ich confirmirt worden war, erachtete es Vetter S. für nicht schicklich, mich

fernerhin zu duzen. Mich „Sie" zu heißen, dünkte ihm aber zu viel für mich halbwüchsigen Burschen, daher er einen Mittelweg einschlug, indem er mich Er nannte. „Mache Er den Arm krumm — drehe Er sich um" u. s. w. sprach nunmehr der Vetter mit den stark buschigen Augenbrauen, unter welchen zwei schöne blaue Augen blinkten, wenn er mir das Maaß zu einem neuen Rocke nahm. Mich verdroß das „Er" gewaltig, nahm es aber stillschweigend hin, während die Frau Muhme einer milderen Redeweise sich bediente, indem sie z. B. sagte: „Gustav möchte wohl den neuen Rock gern zum Sonntage haben? Gustav macht gewiß große Fortschritte auf der Kreuzschule?" u. s. w.

Während des Maaßnehmens, wo ich unbeweglich still stehen mußte, schweiften meine Blicke in dem geräumigen, jedoch niedrigen Zimmer umher. Am längsten hafteten sie au zwei Glaskästen, in welchen sich eine Schmetterlingssammlung befand, die für mich von großem Interesse war. Von derselben wendete ich öfters meine Augen nach zwei Kommoden hin, deren Oberfläche mit Porzellanfiguren und Tassen besetzt war. Darunter befand sich auch ein Apfel von Porzellan und derselbe ist's, den ich nach langen Jahren in meiner Erzählung: „Der goldene Knopf" benutzt habe. Dieser von mir gewagte Spas hat mich aber in große Verlegenheit gebracht, indem manche meiner Leser, welche die ganze Erzählung für wahr hielten, bei mir jenen Porzellanapfel zu sehen wünschten.

Uebrigens ist jenes Haus, der Bienenkorb, für mich noch denkwürdig genung geworden und niemals gehe ich an demselben vorüber, ohne Gott für die Erhaltung meines Lebens und für seinen Schutz zu danken. Eines Abends schickte mich nämlich meine Mutter mit einem Auftrage an die Muhme Seidel. Als ich die erste Treppe zu deren Wohnung hinaufstieg, stieß ich auf ein Hinderniß, das mir das Weitergehen verwehrte. Da mich die schwärzeste Finsterniß umgab, so nahm ich die Hände zu Hülfe, um mich durch das Gefühl von der Beschaffenheit jenes Hindernisses zu unterrichten. Ich entdeckte zwei quer vorgezogene Latten, deren Zwischenräume aber weit genug waren, um meinen Körper hindurchzulassen. Da ich mir den Zweck der vorgezogenen Latten durchaus nicht zu erklären vermochte, vielmehr an einen

ıack dachte und nicht wußte, daß im Hinterhause noch eine
reppe vorhanden war, so glaubte ich, um jeden Preis einen
mir bahnen zu müssen. Eine dunkle oder vielmehr bängliche
bewog mich jedoch, als ich unter jenen Latten hindurchschlüpfte,
ıem ausgestreckten, rechten Fuße erst nach festem Grund und
ı tasten, bevor ich diesen unter meinem linken Fuße aufgab.
ppender Fuß fand erst in einer weitern Entfernung die gesuchte
stufe und nachdem ich auf derselben Posto gefaßt hatte, schwang
en Körper nebst dem linken Fuße nach. Als ich nun unge-
ie Treppe weiter hinaufstieg, trat die Hausbesitzerin mit einem
en Lichte in der Hand aus ihrer Wohnung im ersten Stockwerk
mich mit stiller Betroffenheit heraufkommen. Ich aber wendete
ıen Blick rückwärts und entdeckte bei dem Lichtschimmer, daß
r zwei Treppenstufen herausgenommen waren und an deren
ne schwarze, tief aufgähnende Kluft, die jedenfalls mein frühes
worden wäre, hätte ich weniger vorsichtig meinen Weg fort-
Welch' einen Jammer der schmutzige Geiz einer reichen Haus-
, welcher dieselbe von dem Aufstellen eines brennenden
ns oder eines zweckmäßigeren Verhaues abgehalten hatte, in
Familie anrichten konnte, wäre Gottes väterlicher Schutz mir
e gewesen!

13. Familienereignisse.

n Bruder Carl erlernte, wie bereits gedacht worden, das
n und hatte seine fünfjährige Lehrzeit bis auf ein Jahr zurück-
Eine starke Recrutirung, welche der Krieg mit Oestreich 1809
ıachte, bewirkte, daß mein Bruder sein Handwerk aufgab und
ere Berufsart erwählte. Mein Bruder und meine Aeltern mit
ırchteten nämlich, daß Bruder Carl wegen seiner Länge zum
n gepreßt werden könnte, und da man solches als ein großes
betrachtete, so erwählte man ohne Zaudern das Mittel, jenem
ıen. Solcher Mittel oder Hinterthüren, dem Soldatenstande
hen, gab es damals mehrere. Erfreuten sich doch sogar die

Sänftenträger der Befreiung vom Recrutiren, weshalb viele junge, rüstige Leute Sänftenträger-Expectanten wurden. Als Ableiter des Recrutirens erwählte mein Bruder ein gar mächtiges, die wichtigsten Angelegenheiten des menschlichen Lebens ausfechtendes Ding — die Schreibfeder! Mit derselben bewaffnet, saß er als freiwilliger und darum unbesoldeter Arbeiter im königlichen Justizamte an einer langen Tafel, an welcher noch eine ganze Anzahl gleicher Soldatenfeinde ihren Sitz hatte und die Krakelfüße der Rechtsgelehrten rein oder leserlich abschreiben mußte. Dieser Berufswechsel errettete zwar vom Soldatenstande, aber nicht vor dem Verhungern, denn, wie gesagt, erhielt keiner jener jungen Schreiber irgend eine Besoldung. Demnach brachte diese Soldatenfurcht dem Fiskus insofern großen Nutzen, als er brauchbare Arbeiter in seinem Weinberge ohne Bezahlung erhielt. Um sich eine Rückkehr zu seinem früheren Berufe offen zu lassen, machte mein Bruder sein Gesellenstück und wurde als Drechslergeselle losgesprochen. Ein geringfügiger Umstand, der aber in Gottes Hand zu einem mächtigen Glückshebel ward, entriß meinen Bruder der trostlosen Aussicht, viele Jahre hindurch seinen Aeltern zur Last zu fallen. Einst war im Justizamte ein in französischer Sprache verfaßtes Actenstück abzuschreiben und mein Bruder der einzige unter seinen Schreibgefährten, welcher, als des Französischen kundig, die verlangte Abschrift fertigen konnte. Wider Erwarten vergalt der Oberamtmann dieselbe mit vier Groschen und rühmte nebenbei gegen den Garnisoncantor Pfeilschmidt die Geschicklichkeit des von demselben ihm empfohlenen jungen Mannes! Bald darauf befragte ein anderer Bekannter Pfeilschmidt's, der Generalkriegszahlmeister H., denselben, ob er ihm nicht einen jungen Mann zuweisen könne, um ihn als Diätist — Tagarbeiter — in seiner Expedition anzustellen. Wie viel, ja wie fast Alles auf Empfehlungen ankommt! Pfeilschmidt hatte nichts Eiligeres zu thun, als meinen Bruder zum Diätisten vorzuschlagen, und diese Stellung war die erste Staffel des Glücks, welche meinen Bruder einer neuen Laufbahn entgegen führte. Als mein Bruder seinen ersten Monatsgehalt — zehn Thaler — heimbrachte und in dreißig blanken Achtgroschenstücken breit auf den Tisch hinzählte: wer wollte da unser Aller Freude beschreiben?!

Mein entzückter Bruder erhöhte meine frohe Theilnahme durch das Geschenk eines Achtgroschenstücks, das ich theuer aufhob. Aus einem Gesellen des mehr und mehr zurückgekommenen Drechslerhandwerks st mein Bruder, von Stufe zu Stufe steigend, nach fast 50jähriger Dienstzeit als Kriegszahlmeister mit jährlich 1056 Thaler 26 Sgr. pensionirt und mit dem Ehrenkreuze ausgezeichnet worden. Wer wollte nicht hierin abermals die väterlich waltende göttliche Vorsehung erkennen? Weil die französische Sprachkenntniß meines Bruders erster Glückstern geworden war und die französischen Krieger mehr in Deutschland als n ihrem Vaterlande hauseten, so sollte auch ich das Französische erernen. Sehr erstaunte ich eines Tages, als nach dem Schlusse des nachmittäglichen Unterrichts und der Entfernung unsers Klengel, der Finanzcanzlist B., der Vater unsers Hausgenossen Hänse, in unsere Klasse trat, seinen dreieckigen Hut ablegte und, nach seiner Gewohnheit, beide Backen wiederholt aufblies. „Das ist" — lautete auf meine hastige Frage die Antwort eines meiner Mitschüler, „unser französischer Sprachlehrer. Er prügelt tüchtig, wenn wir ihm etwas nicht recht machen."

Diese Eigenschaft mochte vielleicht Ursache sein, daß, als ich ebenalls an dem französischen Unterricht Antheil nahm, unser Hausgenosse abgedankt und ein anderer Finanzbeamter, Namens Koretzky, an seine Stelle angenommen worden war. Aber, wie übel erging es mir bei demselben! Ich, der nicht einmal das französische Abc, geschweige das Französische zu lesen verstand, sollte mit meinen übrigen, bereits weit vorgeschrittenen Mitschülern sofort conjugiren. Meine bescheidene Einwendung dagegen fruchtete nichts und so kauderwelschte ich denn auf das Gerathewohl mit. Ich weiß mich noch genau zu entsinnen, daß ich conjugiren sollte: Quand j'aurois parlé, quand je n'aurois pas parlé, aurois-je parlé, n'aurois-je pas parlé u. s. w. Dabei brachte nun meine deutsche Zunge so ungereimte Klänge hervor, daß ich selbst über sie lachen mußte. Da bekamen meine Achseln Koretzky's spanisches Röhrchen zu fühlen, was mir ganz außer dem Spaße war. Während meiner ganzen Schulzeit hatte ich nur ein einziges Mal und zwar von meinem Vater eine körperliche und schmerzliche Züchtigung

erhalten, die ich überdieß nicht einmal mit Recht verdiente, sondern woran lediglich die Schwerhörigkeit meines Vaters schuld war, der meine auf seine examinirende Frage gegebene Antwort falsch verstanden hatte. Damals bekam ich von ihm mehrere Hiebe mit jener alten Degenscheide auf meine Handflächen, allein die Spitze dieses Strafmittels traf noch weit über die Hände hinaus und erzeugte blau unterlaufene Striemen über dem Adergewebe der Arme, weshalb meine Mutter, der ich meine Noth und Schuldlosigkeit klagte, meinem Vater unter vier Augen sein Verfahren liebreich verwies. Man ersieht aber aus diesem einen Beispiele, wie nachtheilig gerade bei einem Lehrer die Schwerhörigkeit einwirken kann.

Bei dieser Weise des französischen Sprachunterrichts würde ich im ganzen Leben nichts gelernt haben. Ein glücklicher Umstand errettete mich aber bald aus meiner Sprachnoth. Der jüngste Sohn jenes Mehlhändlers in Lockwitz und Bruder unsrer Braumeisterin stand, wie früher mein Bruder, in Gefahr, zum Soldaten gepreßt zu werden, obgleich sein Vater das Dorfrichteramt bekleidete. Damals war's noch möglich, daß der junge Mann der ihm drohenden Gefahr dadurch entgehen konnte, daß er als Lehrgehülfe in die Dienste meines Vaters trat. Auch er hatte auf keinem Seminar eine pädagogische Vorbildung erhalten, sondern, wie zu jener Zeit die meisten Volksschullehrer, bei einem erfahrenen Schulmeister, seinem Schwager, in der Lehre gestanden. Wie weit oder vielmehr wie zurück Gottlob T. im Lehren war, ging unter Anderem daraus hervor, daß er, über das vierte Gebot catechisirend, schon nach Verlauf von 5 Minuten mit dem gesammten Inhalt und Stoff desselben fertig war. Das aber hatte nichts weiter auf sich und Gottlob T. lösete meine gute Mutter in ihrem Lehreramte ab, so daß sie sich ganz wieder ihren übrigen Pflichten widmen konnte. Weil nun damals das Erlernen der französischen Sprache nicht bloße Modesache, sondern eine dringende Nothwendigkeit war, so nahm auch unser neuer Hülfslehrer Unterricht in jener Sprache und zwar bei demselben Hänse B., welcher in früherer Zeit die Zielscheibe unsers Spottes gewesen, jetzt aber Secundaner auf der Kreuzschule war und sich zur Universität vorbereitete. Da monsieur Jean nicht mehr wie

ten Groschen (zwölf Pfennige) für eine Lehrstunde verlangte, so achten meine Bitten bei meiner Mutter es dahin, daß sie das Honorar r wöchentlich zwei Unterrichtsstunden bei Jean bewilligte und ich eichfalls dessen Schüler ward. Ihm vorzüglich habe ich zu verdanken, as ich von dem Französischen weiß, und zeigte sich's hier recht deutlich, as eine richtige Lehrweise zu leisten vermag. Meine Fortschritte im ranzösischen waren so ersichtlich, daß ich bald Koretzky's Liebling ward, dem er der irrigen Meinung war, daß mein Wissen sein Werk und erdienst sei. Mein junger französischer Lehrmeister erfreute sich einer ngemein glücklichen Laufbahn. Kaum von der Universität zurück, ard er schon Accisinspector, bald darauf Senator, dann Stadtrichter nd endlich ein höherer Staatsbeamter, den ich noch jetzt dankbar hochhätze.

Von Kindheit an erfüllte mich eine große Vorliebe für einen Garten nd für die Gärtnerei, die mir noch im spätesten Alter verblieben ist. n unserm polnischen Brauhause wohnte ein Kriegsrath R. nebst Frau, ochter und Sohn. Derselbe hatte von dem Schänkwirth ein kleines, bgezäuntes Stück Garten erpachtet, das oft der Gegenstand meines illen Neides war. Obschon ein Kriegsrath weit über einen Polizeihullehrer und dessen Familie stand, so ließ sich doch des Kriegsraths m mehrere Jahre älterer Sohn so weit herab, daß er mich zu den orstellungen seines kleinen Puppentheaters einlud und mich sogar der hre würdigte, in den Zwischenacten die zahlreiche und meistens erachsene Zuhörerschaft durch mein Clavierspiel unterhalten zu dürfen. o stümperhaft, ja erbärmlich jenes Puppentheater und dessen Direction ar, übte es dennoch eine große Anziehungskraft auf mich aus und nie rfehlte ich eine Vorstellung desselben. Als später der Kriegsrath starb nd dessen Familie auszog, erpachteten wir das Gärtchen für jährlich ur 2 Thaler und nun erachtete ich mich für den glücklichsten Sterbhen. Mit welchem Entzücken ich die Wiederkehr des Frühlings und s erste Emporkeimen der perennirenden Pflanzen unsers Gärtchens grüßte, dessen Bearbeitung ausschließlich mein Amt war! Wie viele ergnügte Stunden ich in der schlichten Laube, die ein hoher Birnbaum berschattete, verlebt habe!

Am 5. März 1810 beschenkte, nach zehnjähriger Pause, meine Mutter uns mit einem kleinen Brüderchen, das abermals den Vornamen Eduard erhielt.

Unser Onkel Israel setzte sich, nach einem vielbewegten Leben, zur Ruhe, indem er sein Haus in hiesiger Palmstraße nebst der darin befindlichen Branntweinbrennerei verkaufte und dagegen ein größeres in der Moritzstraße erwarb, von dessen Zinsenertrag das bejahrte, kinderlose Ehepaar seinen Lebensbedarf zu bestreiten gedachte. Käufer und Nachfolger des Onkels Israel war ein Vetter S. aus Dobrilugk, welcher seinen bisherigen Beruf als Arzt dort gegen den eines Destillateurs vertauschte und mit Frau und drei Söhnen nach Dresden zog. Bei dieser Gelegenheit kündigte mein Vater unserm Hauswirth W. das ihm dargeliehene Capital von 2000 Thaler, um solche dem Vetter S. als unbezahlte Kaufgelder gegen vier Prozent Zinsen vorzustrecken. Es hatte nämlich unser Braumeister Z. meinem Vater im Vertrauen offenbart, daß es mit seinem Dienstherrn nicht zum Besten stehe und er daher wohl thue, wenn er in Zeiten sein Darlehn zurückfordere. Ein naher Verwandter meiner Mutter, welcher Fourier bei einem sächsischen Dragonerregimente war, besaß drei Töchter, von denen die mittelste in unsere Familie aufgenommen wurde, um, nach zurückgelegten Schuljahren, ihre weitere Ausbildung in Dresden zu erhalten. Vetter St., der sein Standquartier in Lübben hatte und uns etliche Mal besuchte, war das Muster eines strengen, wohl disciplinirten Soldaten, welcher seine Uniform hoch in Ehren hielt. Seine Leidenschaft neben der Soldatenehre war das Tabakrauchen und dieses sein Erstes beim Aufstehen, so wie sein Letztes bis zum Einschlafen. Den Berg von Tabak hätte ich sehen mögen, welchen Vetter St. in seinem langen Leben aus der Pfeife verdampft hat.

Zweiter Abschnitt.

Die Jünglingsjahre.

---

14. Das Seminar.

Zu Ostern 1841 verließ ich die Kreuzschule und meinen lieben ehrer Klengel. Das Jahr vorher war ich confirmirt worden, bei elcher Gelegenheit mein Vater mich mit einer alten, dreigehäusigen aschenuhr beschenkt hatte.

Wiederum verdankte ich es meiner Mutter, daß ich meine Ausbil- ung zum Lehrer auf dem Seminar zu Friedrichstadt Dresden erhalten lte. Dessen Director H. war als Candidat Lehrer in der Pfeil- midtschen Schule gewesen und hierdurch mit meinem Vater bekannt worden, was mir nun sehr zu Statten kam. Dennoch klopfte mir s Herz gewaltig, als ich in Begleitung meines Vaters den Weg zum minar antrat, dessen Einrichtung mir gänzlich unbekannt war. Wir rden freundlich aufgenommen und mein Eintritt in das Seminar ort genehmigt, ohne daß der Director vorher eine Prüfung mit mir nahm. Da ich aber das vorschriftsmäßige Alter eines Seminaristen 7 Jahre) nicht besaß, so hätte ich als sogenannte Novize und als orschüler eintreten müssen. Allein da ich einen unüberwindlichen derwillen gegen das Singen in den Straßen, das ich als eine her- würdigende Bettelei betrachtete, empfand und zu erkennen gab, so nannte mich der gütige Director zum Hospes, eine Bezeichnung,

deren Sinn ich nicht verstand, obgleich ich meinen lateinischen Schriftsteller las.

Als ich am bestimmten Tage im Seminar, wo die Lehrstunden früh vor 7 Uhr begannen, erschien, bekam ich meinen Sitz an der Novizentafel angewiesen, die in einem Winkel neben dem Ofen stand. Dieselbe war mit etwa einem Dutzend angehender Jünglinge meines Alters besetzt, unter welchen ich den letzten Platz einnahm. Vor uns hatten wir das Katheder des Directors und eine Reihe von Subsellien, welche von 40 bis 45 Seminaristen besetzt waren, die zum Theil bereits das Mannesalter erreicht hatten. Mehrere von ihnen und namentlich die ältesten an den vordersten Tafeln erschienen zu meiner großen Verwunderung nur halb bekleidet, brachten ihre noch nicht angelegten Kleidungsstücke mit und vollendeten unter des Directors Augen und während der Lehrstunde ihre Toilette. Nach beendigter, erster Lehrstunde über den Religionsunterricht, den der Director nach einem Lehrbuche Dinters ertheilte, catechisirte ein Seminarist mit einer Anzahl Knaben aus der mit dem Seminar verbundenen Realschule über einen Lehrsatz aus dem Dresdener Kreuz-Katechismus, worauf nach Entfernung der Schüler der Director in Gegenwart sämmtlicher Seminaristen die eben abgehaltene Catechisation einer genauen Beurtheilung unterwarf. Von 9 bis 11 Uhr war eine Pause, während welcher ein Theil der Seminaristen in den verschiedenen Classen der Realschule Unterricht ertheilte, ein anderer dagegen ausging, um durch Privatstunden einigen Gewinn zu erzielen. Die Novizen und ich mit ihnen wohnten nun eine Stunde hindurch dem ersten Unterrichte im Lesen bei, welchen der Vicedirector S., ein mit Recht sehr geliebter Lehrer, nach der damals noch neuen Lautirmethode Stephani's ertheilte. Da der Weg nach meiner Wohnung in der Neustadt sehr weit war, so verweilte ich, allerdings unter tödtlicher Langeweile, bis zum Wiederbeginn des Unterrichts in dem leeren Lehrzimmer der Seminaristen. Mit dem Schlage elf verließen die Schulkinder lärmend die Classen. Dafür stellten sich die Seminaristen wieder ein, um, wie man mir sagte, der Concertstunde beizuwohnen. Diese hielt der Cantor F. ab und zwar in dem Saale des Seminargebäudes, wohin auch ich mich nun begab.

Hier wurden Musikpulte aufgestellt, an welchen einige Seminaristen mit Geigen, Bratschen und einem Cello Platz nahmen, während ein anderer die Orgelbank bestieg. Die Sänger theilten sich in vier Haufen nach den verschiedenen Stimmen, und ich mischte mich auf das Gerathewohl unter die Altisten. Meine Stimme, welche früher einen nicht unangenehmen Sopran abgegeben hatte, war eben im Uebergange begriffen und hätte darum besonderer Rücksicht und Pflege bedurft. Endlich erschien der Cantor. Er war ein kräftiger, ja schöner, Ehrfurcht erweckender Mann mit weißer Frisur, eine Geige in der Hand, ein Notenpackt unter dem Arme. Nachdem die Noten vertheilt waren, begann das Concert, welches aus einer Kirchenmusik bestand. Da fiel nach einer Weile des Cantors durchdringendes Auge auf meine kleine Person, die aber bald eine große Störung verursachte. Es stieg nämlich eine hohe Zornesröthe in dem Cantorantlitze auf und auf dessen Stirne trat eine starke Ader mächtig hervor. Das Concert plötzlich unterbrechend, kam der Cantor von seinem Dirigentenplatze herab und schritt, die Geige unter dem Arme, auf mich zu.

„Was will Er hier?" fuhr er mich gröblich an. „Wer ist Er denn? Ich kenne Ihn ja gar nicht!"

In großer Verlegenheit stammelte ich meine Antwort her, nannte meinen Namen und den Stand meines Vaters, von welchem ich einen Empfehl ausrichtete. „Ich kenne Seinen Vater nicht" — tönte es zurück — „und hat Er hier gar nichts zu suchen, indem Er sich nicht bei mir angemeldet hat." Vergebens wendete ich meine gänzliche Unwissenheit mit den hier bestehenden Verhältnissen ein. Der Cantor war nicht zu besänftigen. Dabei hafteten hundert Augen durchbohrend, sengend, lachend, ja zum Theil schadenfroh auf mir Angedonnerten, der ich vor Scham und Schmerz hätte in die Erde versinken mögen. Vernichtet wankte ich aus dem Saale. Eine solche niederbeugende Behandlung war mir im Leben noch nicht widerfahren. Selbst die paar Hiebe des hitzigen, aber sonst gutmüthigen Koretzky hatten lange nicht so geschmerzt als wie die Worte des Cantors. Welch' ein anderer Lehrer war mein lieber Klengel dagegen gewesen! Hätte mein Wille nur etwas Energie besessen, so würde ich auf der Stelle dem ohnehin

mir aufgezwungenen Lehrstande valet gesagt haben. Kaum daß ich meine quellenden Thränen vor den Leuten auf der Straße verbergen konnte, als ich zerknirscht meinen Heimweg antrat. Später erst erfuhr ich die wahre Ursache von des Cantors demüthigendem nnd gröblichem Auftreten gegen mich. Derselbe war überaus ehrgeizig, lebte mit dem Seminardirector in Feindschaft und hielt das Unterlassen meiner Anmeldung bei ihm für eine vom Director absichtlich hervorgerufene Mißachtung seiner Person und Stellung. Da der Cantor an dem Director seinen Zorn nicht auslassen konnte, so mußte ich für jenen leiden. Möchte doch jeder Vorgesetzte bedenken, welch' einen unverlöschbaren Eindruck der erste Empfang auf ein jugendliches Gemüth hervorbringt! Noch denselben Tag machten mein Vater und ich dem Cantor unsere Aufwartung, welcher sein Verfahren gegen mich damit entschuldigte, daß er den Namen meines ihm wohlbekannten Vaters nicht verstanden habe. Später konnte ich dem rechtschaffenen Cantor meine Hochachtung nicht versagen, allein mit Vertrauen, Liebe und Anhänglichkeit ihm nicht entgegenkommen.

Der, dem Range nach, zweite Seminarlehrer war der Vicedirector S., ein überaus gutmüthiger, herzlicher und liebevoller Mann, daher von allen Seminaristen wieder geliebter und geachteter, obgleich seine hauptsächlichsten Lehrstunden weder von einer Vorbereitung, noch von klarer Fassung zeugten. Dieß galt besonders von dem Unterrichte in der Logik und Psychologie, daher ich in diesen Wissenschaften ein arger Ignorant blieb. Die Schuld daran lag an der überaus kärglichen Besoldung (so viel ich weiß, betrug diese bei dem Director vier und bei dem Vicedirector dreihundert Thaler!), welche den wackern S. als Vater einer zahlreichen Familie nöthigte, anderem Broterwerb nachzugehen, daher ihm wenig Zeit zu seiner eigenen Vorbereitung verblieb. Dann war auch der Unterricht in der Logik und Psychologie auf die ganz unpassende Mittagsstunde 1 Uhr verlegt, wo die Denkkraft weder bei dem Lehrer noch bei dem Schüler eine aufgeweckte war und sein konnte. Der Vicedirector unterrichtete die Seminaristen auch in der lateinischen Sprache, wöchentlich zwei Stunden. Ach, Himmel, auf welcher niedrigen Stufe jene in dieser Kenntniß standen und verblieben! In meinem

ern mußte ich lachen, wenn ich die erwachsenen Männer übel decli-
n, conjugiren, kleine Sätze übersetzen und sie dabei Böcke schießen
e, welche der unterste Kreuzschüler sich nicht zu Schulden kommen
. Eben so übel stand es um den Unterricht im Französischen, den
Cantor wöchentlich in einer einzigen Lehrstunde ertheilte und der
fast nur auf das Lesenlernen beschränkte, was der gute Cantor
st nur mangelhaft verstand. In diesem Fache, so wie im
hnen, übertraf ich meine Lehrmeister. Zeichnenlehrer war ein ge-
er B., der das Amt eines Zuckerstreuers am königlichen Hofe be-
ete, von der Zeichnenkunst aber gar nichts verstand, daher er seine
legeblätter, die ganz miserabel waren, von andern Pfuschern her-
en ließ. Nach einem von ihm eingeführten Schlendrian mußte
r seiner Schüler, er mochte nun Talent zur Kunst haben oder nicht,
ganze Reihenfolge seiner numerirten Vorlegeblätter durchmachen,
ei er selbst niemals die verbessernde Hand anlegte, weil er solches
t vermochte. Das Ende dieses übrigens rechtlichen Mannes war
trauriges. Bereits 76 Jahre alt, suchte und fand er seinen Tod
en Fluthen der Elbe, wozu ihn drückende Nahrungssorgen vermocht
en.

Ein fünfter Seminarlehrer war endlich ein kleines, dürres
nnchen mit einem französischen Namen, aber mit einem ehrlichen
schen Herzen, welcher uns den Schreibunterricht gab, zugleich aber
als Lehrer der ersten Mädchenclasse vorstand.

Mit Ausnahme des Zeichnenlehrers wohnten die Seminarlehrer
Seminargebäude, auch besaß jeder von ihnen ein kleines, abgeson-
es Stück von dem das Hauptgebäude umgebenden Seminargarten.
er wirkliche Seminarist hatte gleichfalls ein Beet zu seiner freien
utzung inne, an dessen Beschaffenheit und Pflege man recht gut den
racter seines Besitzers erkennen konnte. Die Seminaristen be-
nten je zu Zweien eine einfensterige Dachkammer, deren Reinigung
n alten, buckeligen Weibe — aus triftigen Gründen — übergeben
. Von den fünfzig Seminaristen erhielten nur fünfzehn eine Be-
zung und darunter drei durch die Güte der Meißner Ritterschaft,
übrigen auf Landesunkosten. Aber, lieber Himmel! was für eine

Beköstigung war dieß! Wie gut haben es dagegen jetzt unsere gemeinen Soldaten in der Kaserne!

Punct 12 Uhr fanden sich die zwölf königlichen Kostgänger (die ritterschaftlichen drei aßen in der Wohnung der Köchin) in unserm Lehrzimmer ein, wo sie ihren Sitz an unsrer Novizentafel hinter dem Ofen einnahmen. Ein armer Seminarist, welcher für seine Dienste mit einem kleinen, in der Schüssel zurückgelassenen Speiseüberrest belohnt wurde, versah das Amt eines Truchseß (richtiger: Trugsessen) und die Tafel mit einem Tischtuch von grobem Zwillich, mit zwölf flachen Zinntellern, mit Löffeln, Messern und Gabeln. Dann holte er aus der am Ende des Seminargartens befindlichen Wohnung der Köchin das Essen in einer großen Schüssel herbei, worauf der Seminarist du jour oder vielmehr der Woche die Austheilung des Essens übernahm. Dasselbe bestand an vier Wochentagen aus Gemüse, in Wasser gekocht, Sonnabends aus Milchhirse und Mittwochs wie Sonntags aus Fleisch- und beziehentlich Bratenspeise. Die Portion Gemüse für einen im vollsten Wachsthum befindlichen Jüngling bedeckte just den Boden des Zinntellers und der sonnabendliche Hirsebrei bestand in einem Klecks, der, vermöge seiner Dichtigkeit, sich nicht breit machen lassen wollte. Man wird sich einen Begriff von der Qualität und Quantität dieser Kost machen können, wenn man erfährt, daß diejenigen Seminaristen, deren Mittel den Genuß einer besseren Mittagskost in einem Speisehause erlaubten, ihre Eßportion für den üblichen Preis von — drei Pfennigen an ihre dürftigeren Kameraden verkauften. Der Hunger bewirkte, daß auch ich wiederholt für drei Pfennige eine Portion Hirsebrei erkaufte und verzehrte, gegen welche diejenigen unsrer Armenkinder mindestens doppelte waren. An den beiden Fleischtagen besorgte der Seminarist von der Woche die Zertheilung, was an dem kleinen, knochenreichen Fleisch- oder Bratenstücke eine große Kunst war. Da der Zertheiler selbst die zuletzt übrigbleibende Portion erhielt, so mußte er sich der gleichmäßigsten Theilung befleißigen. Man wird gestehen, daß unsere Behörde auf diese Weise ihre Landschulmeister zu gar trefflichen Vorschneidern bei Tauf-, Hochzeit- und Kirmeßschmäusen heranbildete, sie auch in Zeiten an Dürftigkeit, so wie an Entbehrungen

wöhnte. Das Beste bei der ganzen Beköstigung war ein Brot von eben Pfunden, welches allwöchentlich die fünfzehn Kostgänger zugetheilt ekamen und von guter Beschaffenheit war.

Nur einige Tage erst besuchte ich das Seminar, als einer der ltesten Seminaristen mit befehlendem Tone zu mir anhob: „Höre N., ole mir für drei Pfennige Butter drüben bei F." Die genannte üchen- oder Victualienwirthschaft befand sich in der vor dem Seminarofe liegenden Straße. Verdutzt empfing ich die Kupfermünze und blich tief gedemüthigt davon, um das Butterstückchen, in einem schmalen apierstreifen mir eingehändigt, herbeizuholen. Von nun an mußte h den gehorsamen Diener der Seminaristen abgeben, welcher fleißig ie Victualienhändler, die Fleischer und Obsthökerinnen in Nahrung tzte. Nicht immer war die von mir überbrachte Waare nach dem Wunsche des Käufers, daher ich sie dem Verkäufer wieder zurücktragen nd dafür bittere Worte hinnehmen mußte. Dieses Dienergeschäft war ir mich verwöhntes Muttersöhnchen eine harte Nuß und verleidete mir bermals meinen Beruf. Zwar sagte ich mir selbst, daß die älteren Seminaristen noch weit weniger als ich 16jähriger Bursche ihre Bedürfnisse herbeiholen könnten, und daß, nachdem ich als wirklicher Seminarist eingerückt sein würde, mir dasselbe Recht über die Novizen ustände. Auch wußte ich, daß ja Luther als jüngster Mönch noch weit iedrigere Dienste hatte leisten müssen. Nichts desto weniger schmerzte mich meine untergeordnete Stellung, bis endlich einige meiner Kameraden, die ich zu Freunden gewonnen hatte, mir im Vertrauen steckten, aß ich als Hospes nicht die Pflichten der Novizen zu erfüllen hätte, nd als ich nun, muthig gemacht, mein Recht geltend machte, so sah ich mich jener Dienergänge enthoben.

Da meine Kenntniß der lateinischen und französischen Sprache meinen Kameraden nicht lange verborgen blieb, so ersuchten mich einige erselben, ja selbst ältere Seminaristen, ihnen Privatunterricht in beiden Sprachen zu ertheilen. Gern kam ich diesem Wunsche nach, da mir ie freie Zeit zwischen 9 und 11 Uhr Vormittags qualvoll lang wurde nd ich solche mit passender Beschäftigung nicht auszufüllen verstand. lls Honorar für meinen Unterricht erhielt ich sechs Pfennige für die

7*

Stunde und mußte mich dabei oft noch lange mit der Bezahlung gedulden, indem die Kasse meiner Schüler nicht immer in guten Umständen war.

In meinem älterlichen Hause herrschten gute Zucht und Sitte. Ach aber, was mußten meine Ohren mit anhören, als ich unter sechzig junge Leute kam, von denen fast die Mehrzahl die schmutzigsten, unkeuschesten Reden führte und ohne Scham und Scheu von ihren geschlechtlichen Ausschweifungen sprach! Der sittliche Ruf der Seminaristen war damals und nicht mit Unrecht kein guter. Mehrere von ihnen unterhielten ernstliche Liebschaften mit Mädchen; Andere besuchten gemeine Tanzböden, brachten zechend die Abende in Schänkwirthschaften zu, spielten Karte, ja verkehrten selbst mit verrufenen Frauenzimmern. Nächtliches Uebersteigen der Gatterthore des Seminarhofes war keine Seltenheit und wenn des Abends der Präfect nach dem Gebet die Namen der Seminaristen verlas, so antworteten Andere mit verstellter Stimme für die abwesenden Kameraden, was bei der herrschenden Dunkelheit im Lehrzimmer, das dann nur ein einziges Kerzenlicht matt erleuchtete, möglich war.

Diejenigen Seminaristen, welche sich mit Privatunterricht oftmals viel verdienten, verschmähten die Annahme geringerer Schulmeisterstellen, betrachteten das Seminar mehr wie eine bequeme Abwarteanstalt als wie ein Lehrinstitut, und griffen dann erst zu, wenn sich eine ihren Anforderungen entsprechende Versorgung ihnen darbot. Es gab Seminaristen, welche 6—8 Jahre hindurch das Seminar bewohnten und hierdurch Anderen die Aufnahme erschwerten.

Nicht lange nach meinem Eintritt in's Seminar feierte einer der ältesten Seminaristen, welcher eine gute Schulmeisterstelle erhalten und eine Fleischerstochter zur längst erkorenen Braut hatte, seinen Abschiedsschmaus, zu welchem sämmtliche Seminaristen und Novizen, auch ich, eingeladen wurden. In dem Saale des Gasthauses zum Elephanten in Friedrichstadt-Dresden fand der Schmaus statt. Zwei lange Reihen von Schänktafeln mit doppelten Bänken standen in des Saales Mitte, welcher durch düster brennende Talglichter erhellt wurde. Die Enden der Tafeln hielten die Aeltesten der Seminaristen als Tafelmeister

besetzt, die sich durch das donnernde Aufschlagen mit dicken Prügeln auf die Tafelplatten Gehör verschafften. Es gab bei dem Schmause weder Teller, noch Messer und Gabeln. Jeder von uns empfing ein mächtiges Stück Schwarzbrot, dazu eine Bratwurst, so wie eine Sauer- und eine Pfeffergurke, die wir, so gut man konnte, zu gewältigen suchen mußten. Zunächst begann das Mahl mit dem, den Studenten nachgemachten, mir bisher gänzlich unbekannt gebliebenen Commerciren, auf deutsch: mit einem wüsten Saufgelage, das einem Jedem zumuthete, ein volles Kannenglas Bier, ohne abzusetzen, auszutrinken, während der Chor hierzu eine gewisse Singweise anstimmte. Als die Reihe des Trinkens an mich kam, that ich mein Möglichstes, um der an mich ergangenen Anforderung zu genügen, vermochte aber mein Glas nicht bis zur Hälfte zu leeren, was mir vielfache Verhöhnung zuzog. Das unaufhörlich fortgesetzte, viehische Bierzechen mit seinen darauf folgenden Rohheiten widerte mich dermaßen an, daß ich mich bald heimlich fortschlich und nie wieder einem derartigen Gelage beiwohnte.

Ach, wenn meine ehrbare, züchtige Mutter geahnt hätte, was ich unter meinen Kameraden, welche die zarte Jugend bilden und zur Tugend, so wie zur Gottseligkeit führen sollte, zu sehen und anzuhören bekam: sie würde gewiß, selbst mit Aufopferung ihres Lieblingwunsches, mich dem verderblichen Beispiele entrissen haben. Einst erschien ganz unerwartet der sächsische Oberconsistorialpräsident von F. nebst einem spanischen Granden im Seminar, welcher Letzterer den sächsischen Volksschulunterricht und dessen Leistungen kennen lernen wollte. Der Präsident beauftragte unsern Director, zunächst eine Catechisation über das vierte Gebot mit den Realschülern abzuhalten und dann mit denselben das Kopfrechnen vorzunehmen. In neuerer Zeit hat man dasselbe Denkrechnen umgetauft! Als wenn das Tafelrechnen kein Denken erfordere! Noch sehe ich in der Erinnerung unsern Director verlegen seine Tabaksdose etlichemal aus einer Hand in die andere wandeln lassen, bevor er seine Gedanken so weit gesammelt hatte, um den erhaltenen Auftrag ausführen zu können. Als er jedoch nach der Catechisation zum Kopfrechnen überging, schwamm er in seinem Elemente und der Herr Grande erstaunte über die Leistungen der Schüler. Wahr

ist's, daß unser Director seine Schulknaben zu tüchtigen Kopfrechnern zu bilden wußte, welche gar oftmals hierin die Seminaristen übertrafen und über diese sich lustig machten. Auch über mich machte man sich lustig und zwar wegen meiner, vom Vetter S. gefertigten altmodischen Kleidung. Mein Sonntagsanzug bestand damals aus einem Frack und aus Hosen von lichtgrauem Tuch. Die Schößel des Ersteren reichten mir bis in die Kniekehlen hinab und standen so weit auseinander wie an den Röcken unsrer Sänftenträger, was mir das Ansehen eines Maikäfers gab, welcher seine Flügel noch nicht wieder unter deren braune Deckmulden zurückgezogen hat. An einem Sonntage spazierte ich in unserer Neustadt die Allee auf und nieder. Da gewahrte ich einen Trupp junger Herren, welche mich beim Vorübergehen scharf musterten, höhnisch auflachten und mit lauten Worten meinen Anzug bespöttelten. Das Klügste wäre unstreitig gewesen, wenn ich mich entfernt hätte. Solches ließ aber mein Stolz nicht zu. Ich wollte mich nicht als feig bezeigen und verlängerte vielmehr meinen Spaziergang. Da trennte sich endlich einer der jungen Herren von dem Haufen, kam auf mich zu und fragte unter höhnischem Lächeln nach dem Namen des Schneiders, welcher meinen so überaus modischen Frack gefertigt habe. Ich hatte so etwas erwartet und mich bereits darauf vorbereitet. Dennoch kochte es in mir und gern hätte ich dem Frager, obschon er ein Jahrzehnt älter als ich war, durch ein Paar Maulschellen geantwortet, allein die Nähe der Hauptwache und die Furcht, arretirt zu werden, drängten jede Lust zur Gewaltthätigkeit in mir zurück. Höflich entgegnete ich dem Frager, wie ich bedauere, ihm nicht die gewünschte Auskunft geben zu können, indem ich meinen Anzug direct von Paris bezöge, und fügte hierzu meine Vermuthung, einen Schneidergesellen vor mir zu sehen, welcher sein Wohlgefallen an meinem Anzuge habe und durch dessen Nachahmung seine Kunst zu vervollkommnen gedenke. Jetzt gerieth mein Spötter in Verwirrung, lehnte meine Vermuthung ab und zog sich nicht ohne Beschämung zurück. Von Stund' an aber erklärte ich meiner lieben Mutter, wie ich mich wegen des Vetters ungeschickter Arbeit nicht länger auf öffentlicher Straße verhöhnen lassen könnte, und daher meines Bruders Schneider auch zu dem meinigen

erwählen würde, was denn auch geschah und die älterliche Genehmigung erhielt.

Vorgesetzter des Seminars war der jedesmalige Oberhofprediger, damals der berühmte Kanzelredner Reinhard, welcher alljährlich die Schulamtscandidaten öffentlich zu prüfen hatte. Einmal nur und zwar nach Michaelis 1811 hörte ich Reinhard bei einem solchen Examen und da nach seinem, am 6. September 1812 erfolgten Tode die Oberhofpredigerstelle nicht sogleich wieder besetzt wurde, so examinirte in jenem Jahre der erste Hofprediger H., der, wenn auch kein Reinhard, doch ebenfalls ein beliebter Kanzelredner war, dessen würdevolles Aeußeres allein schon für ihn einnahm. Unter seinen Beichtkindern befand sich auch ein alter Advocat, welcher schlicht, ja fast dürftig gekleidet einherging, und von dessen Praxis wenig oder nichts verlautete. Er war unbeweibt, darum kinderlos, hatte eine kleine Wohnung inne und machte keinen Aufwand. Als er starb, hatte er in seinem Testament den Hofprediger H. zu seinem alleinigen Erben eingesetzt. Derselbe jedoch, in der irrigen Voraussetzung, daß die Begräbniß- und anderen Kosten den anscheinend geringen Nachlaß des Erblassers übersteigen dürften, entsagte gerichtlich und ohne allen Vorbehalt der Erbschaft, die aber bei der darauf erfolgten Untersuchung durch die Obrigkeit gar nicht gering, man sagt, auf 8000 Thlr. — sich herausstellte. Diese Nachricht, verbunden mit den lieblosen und schadenfrohen Reden der Menschen. kränkte den würdigen Mann, welcher eine zahlreiche Familie besaß, nicht wenig, ja man behauptete sogar, daß sie ein Nagel zu seinem Sarge geworden sei. Des Einen Unglück gereicht aber nicht selten dem Andern zum Glücke. Eine brave, aber blutarme Soldatenswittwe, die mir zu meiner Gertrud gesessen hat, war damals Wäscherin bei meiner Mutter und als diese in den Zeitungen die Edictalien las, welche die etwaigen Anverwandten jenes Advocaten aufriefen, entsann sie sich, daß unsere wackere Frau M. denselben Familiennamen wie der Erblasser trug, und machte sie darum mit dem Aufrufe bekannt. Wirklich war die arme Frau eine weitläufige Anverwandte jenes Advocaten und so glücklich, einen Antheil der Hinterlassenschaft zugesprochen zu bekommen, was ihr ein

sorgenfreies Alter bereitete und auch ihren Kindern zu großem Nutzen gereichte.

15. 1812.

Napoleon I. befolgte den von seinem Neffen später ausgesprochenen Grundsatz, daß man, um sich auf Frankreichs Thron zu erhalten, aller drei Jahre Krieg führen müsse. Darum beschloß er im Jahre 1812 Rußland zu bekämpfen und veranstaltete in dieser Absicht einen Fürstencongreß zu Dresden um die Pfingstzeit des gedachten Jahres. Bei dieser Gelegenheit war der König von Preußen, Friedrich Wilhelm III., ein Gegenstand der allgemeinen Theilnahme des Volks und darum der Platz vor seiner Wohnung im königlichen Schlosse stets von einer zahlreichen Volksmenge umlagert, welche nach dem Anblick des selbst in seinem Unglück noch erhabenen Fürsten haschte und ihre Vorliebe für denselben laut äußerte. Auf diesem Congreß war es auch, wo Napoleon, vielleicht zum letzten male in seinem Leben, so recht aus Herzensgrund gelacht hat, wovon eine höchst untergeordnete Person im Königsschlosse die Ursache war. Da der Congreß von fast allen deutschen Fürsten beschickt worden war, so gab es der hohen Gäste so viele im Königsschlosse, daß die damals noch sehr zahlreiche Dienerschaft in demselben kaum ausreichte und daher Hofbeamte zu Diensten verwendet wurden, welche man zu ganz anderen Obliegenheiten besoldete. So hatte z. B. der Hoftrompeter B. — ein Riese, der einen breiten Rücken für drei und einen Dickbauch für fünf Männer besaß, das Amt eines Thürstehers vor der Zimmerreihe Napoleons zugetheilt bekommen. Als nun derselbe eines Tages aus der Fürstenversammlung, in welcher er den Bann über Rußland ausgesprochen hatte, in seine Wohnung zurückkehrte, so riß B., bei dem Geräusch der nahenden Sporenschritte des Kaisers, die Flügelthüre weit auf und blieb dann in tiefster Unterwürfigkeit neben derselben stehen. So streicht der wehrlose Kauffahrer seine Segel vor dem stolz daher rauschenden Linienschiffe, das auf die Nußschale des Kaufmanns voll Verachtung niederblickt!

Des Hoftrompeters Verbeugung vor dem Weltenstürmer war so

überaus tief, daß Napoleon von einem, mit einer schwefelgelben Hof- livree bekleideten Menschenkörper weiter nichts vor sich erblickt, als eine horizontale, einem blühenden Rübsenfelde ähnelnde Fläche, auf deren vorderem Ende ein schwarzseidener Haarbeutel nur mühsam seine Lage behauptete. Und an der einen Seite dieses gelben Elephantenrückens und zwar zwischen demselben und dem dicht angeklemmten Arme erhob sich hoch ein großer, dicker Silberknopf mit einem gelbbraunen spanischen Rohre, ähnlich der vergoldeten Spitze eines Blitzableiters. Bei dem Anblick dieses kopflosen Ungeheuers wurzelten des Eroberers dröhnende Schritte fest. Seine Arme legten sich in der oft abgebildeten Weise in und unter einander und die Lüfte erbebten unter einem donnernden, dreimal sich wiederholendem: „Ha! ha! ha!" Hierauf verschwand der Kaiser in seinen Zimmern und der dicke Hoftrompeter, sich glücklich preisend, dem Mächtigsten der Erde ein Lachen entlockt zu haben, richtete sich wieder auf, wie ein Seeschiff, dessen Masten der Sturm bis auf die Wogenspitzen niedergebeugt hat. Der dicke Hoftrompeter ruht längst in seinem Grabe, auf dessen Denkstein man füglich die Inschrift setzen könnte: „Hier ruht Napoleons letzte Lache." Denn da dem gefällten Beschlusse, Rußland zu bekriegen und zu demüthigen, die baldige Ausführung nachfolgte, so bekam Napoleon weder in dem eisigen Rußland noch nach der Leipziger Schlacht, noch auf Elba und Helena jemals wieder Ursache zu einer herzlichen Lache.

Bevor noch die französischen Kriegerschaaren ihren Weg durch Deutschland nach der russischen Gränze antraten, ereigneten sich in unserm Kreise manche, nicht unwichtige Veränderungen. Unser Wirth W., auf dessen sonst immer heitrer Stirn jetzt finstere Wolken sich lagerten, maß seinem Braumeister Z. das Mißrathen etlicher Gebräude Bieres zu und kündigte ihm deshalb den Dienst auf. Mit Trauer und Bedauern sahen wir die uns liebe und werthe Braumeisterfamilie fortziehen, deren Haupt die Brauerei in dem nicht gar weit entfernten Dorfe Röthnitz erpachtet hatte. Auch dort setzten wir unsere Freundschaft und Verbindung fort, indem wir oftmals unsern Weg nach Röthnitz in die Brauerei nahmen. Der neue Braumeister unsers Hauswirths konnte aber auch nicht dessen leer gewordene Kasse durch

seine Geschicklichkeit wieder füllen, daher plötzlich die unglaubliche Nachricht durch alle Räume des polnischen Brauhauses lief: „Unser W. ist bankerott geworden und hat seine Zahlungsunfähigkeit selbst auf dem Rathhause angezeigt.“ Wie? der Mann, den wir Kinder für unermeßlich reich, für einen Millionair oder Crösus gehalten und beneidet hatten, konnte seine, auf mehr wie 80,000 Thlr. sich belaufenden Schulden nicht bezahlen, war ärmer als wir geworden und sollte sogar Noth leiden? Ach, das war ja noch nicht genug! Unbekannt mit dem Wechselrechte, hielt unser W. seine Freiheit für ungefährdet, bis zu seinem und der Seinen großen Schrecken unvermuthet ein Wechselgläubiger seinen bankerott gewordenen Schuldner in's Gefängniß abführen ließ. Unser lieber, freundlicher, oft gegen uns Kinder so freigebig gewesener Wirth ein Gefangener! ein Verbrecher! Ein Grausen erfaßte mich, so oft ich das schmale, finstere Gäßchen zwischen unserm Rathhause zu Neustadt-Dresden und dem vormaligen Schulhause betrat und zu dem halb vermauerten, mit dicken Eisenstäben verwahrten Fenster emporblickte, hinter welchem unser lieber W. nicht bloß Tage, Wochen und Monate, sondern eine Reihe von Jahren seufzend und gefangen verlebte. Aber noch gar viele Andere seufzten mit: die von unserm W. um das Ihrige gebrachten Gläubiger, die zum Theil aus Wittwen und Waisen bestanden. Das von W. bisher besessene Grundstück unsers Brauhauses erhielt nun einen Administrator, sowie einen Pachter der Brauerei. Die Familie des Bankerotteurs aber verblieb in ihrer dermaligen Wohnung und versorgte ihr Oberhaupt im Gefängnisse mit der täglichen Nahrung. Der Zutritt zu demselben wäre mir nicht verwehrt worden, allein ich konnte mich nicht entschließen, ihn zu besuchen, indem mein Gefühl dagegen sich sträubte, einen Mann als Züchtling und in seiner Erniedrigung wieder zu sehen, den ich noch immer liebte und achtete.

Mein Vater pries sich glücklich, daß er noch zur letzten Stunde sein Kapital von W. zurückerhalten und wußte es seinem Warner, dem Braumeister Z., großen Dank, der ihn von seines Dienstherrn mißlichen Verhältnissen unterrichtet hatte. In dem später ausgebrochenen Kriege und bei der jahrelang deshalb andauernden Einquartierung

fremder Truppen vermißten wir gar sehr die Anwesenheit eines entschlossenen und gerechten Hauswirths, den in vorkommenden streitigen Fällen der entfernter wohnende Administrator durchaus nicht ersetzen konnte.

Der Sommer 1812 sah Napoleons Macht auf ihrem höchsten Gipfel entfaltet. Mehr wie eine halbe Million trefflich ausgerüsteter Krieger trat ihren Weg nach dem weit entfernten Rußland an. Noch sehe ich im Geiste die endlosen, glanzvoll ausgestatteten Schaaren von Kuirassiren, Uhlanen, Husaren, Dragonern, berittenen Jägern und Gensd'armes über Dresdens Brücke wallen, sehe ihre gold- und silberblinkenden Helme mit den wehenden Pferdeschweifen, ihre prachtvollen, zum Theil versilberten und vergoldeten Doppelküraſſe, ihre feinen, bunten Uniformen, ihre blitzenden Säbel, ihre Piken, ihren ungeheuern Artilleriepark, das dichte Gewimmel der Infanterieregimenter mit ihren voranschreitenden Musikchören und langbärtigen Zimmerleuten, welche, die ganze Breite der Brücke sowie der Straßen einnehmend, mit lustig klingendem Spiele ihrem schmählichen Untergange entgegenzogen. Am Vortheilhaftesten zeichneten sich unter der ganzen Menge die holländischen Garden durch die Schönheit ihrer Gestalten und die Feinheit ihrer weißen Uniformen aus. Es gab unter ihnen, namentlich unter ihren Officieren, Männer von einer solchen Schönheit, wie ich sie seitdem nicht wieder gesehen habe. Von ihnen allen habe ich nicht einen Einzigen zurückkehren sehen.

Bald genug verkündeten französische Bülletins in gewohnter, pomphafter Weise die Siege der großen Armee über die russische, die nirgends Stand hielt und ihren Feinden die reichsten Magazine, oft ohne Schwertstreich, in die Hände fallen ließ.

Smolensk war erstürmt, die blutige Schlacht bei Borodino gewonnen, Moskau ohne Schwertstreich besetzt worden. Heller denn je erglänzte Napoleons Siegesstern und unser Dresden zugleich, wegen Moskau's Einnahme, in einer unbefohlenen Illumination. Es war schon ziemlich kalt bei der vorgerückten Jahreszeit, als wir die Lichtpyramiden vor der Hauptwache in unsrer Neustadt betrachteten und in unseren Herzen alle Hoffnung auf die heiß ersehnte Befreiung von

dem französischen Joche aufgaben. Dasselbe war uns, je länger, desto drückender geworden. Wir Deutsche sahen die Scheiterhaufen lodern, deren Flammen die von ihren Inhabern längst bezahlten englischen Waarenballen verzehrten, welche jenen von bewaffneten französischen Räubern gewaltsam und ohne alle Entschädigung entrissen worden waren. Wie Schade war's um die Massen von Nanquin, Manchester, Sammet und anderen Stoffen, welche nutzlos dem Feuer anheimfielen! Was der Gewalt der Flammen Widerstand leistete: die herrlichen Stahlwaaren englischen Ursprungs und andere ähnliche Erzeugnisse, zerschlugen die Räuber in nutzlose Trümmer. Nicht den Engländern fügte man durch dieses mehr als kindische Gebahren einen Schaden zu, sondern den deutschen Kaufleuten, welche, als Frankreich noch nicht mit England in Feindschaft lebte, für ihr theures Geld jene der Vernichtung geweihten Waaren erhandelt hatten. Einer jener französischen Räuber, die man wegen der Uebermacht ihrer Helfershelfer, nicht aufhängen durfte und konnte, ahmte wenigstens jenem Heiligen nach, welcher den reichen Gerbern das Leder stahl, um armen Leuten Schuhe daraus zu fertigen. Es war der General Rapp, welcher, anstatt die geraubten Stoffe zu verbrennen, solche seinen Soldaten zu Hosen von Nanquin, Manchester und Sammet verabreichte. Sollte Deutschland jemals vergessen können, was Alles es unter der französischen Knechtschaft erlitten hat?

Der Winter 1812 trat zeitig und mit wachsender Strenge ein. Es klang wundersam und wie Musik, wann die Wagenräder über den laut singenden Schnee dahinfuhren. An diesem, jeden Morgen lauter tönenden Klingen konnte man die gesteigerte Kälte errathen, noch bevor man diese zu fühlen bekam. Da ich jeden Morgen schon nach 6 Uhr aus der älterlichen Wohnung in der Neustadt nach dem Seminar in Friedrichstadt gehen mußte, so bekam ich die Kälte aus der ersten Hand zu schmecken. Damals hatte und kannte man noch nicht alle die Palliativmittel gegen die Kälte wie gegenwärtig, als: wollene Shawls um den Hals wie eine Boa gewickelt, wollene Pulswärmer, Respirators, Ohrenklappen, Gummiüberschuhe und dergleichen Verweichlichungssachen. Nur reiche oder hochbejahrte Leute trugen Pelze mit hohen,

weit über die Ohren heraufreichenden Kragen, Pelzstiefeln und große Müffe. Ich in einem dünnen, kurzen Tuchmäntelchen, in einem Filzhute und mit pelzgefütterten Fausthandschuhen trotzte allen Kältegraden und lachte über diejenigen, welche aller theuren Pelze ungeachtet, über erfrorene Hände, Nasen und Ohren klagten. Das verdankte ich dem frühzeitigen Lesen und Befolgen der Salzmann'schen Jugendschriften. Ich schlief damals in einer kalten Bodenkammer, wo ich keine Uhr schlagen hörte. Auch hatte man noch kein Mittel, schnell und leicht Licht zu erzeugen. Hierzu bediente man sich des Feuersteins, des Stahls, des Zunders und des Schwefelfadens und nicht selten erforderte das Verfahren damit eine geraume Zeit. Ich war genöthigt, durch Fühlen an die Zeiger meiner Taschenuhr die Stunde und Zeit zu errathen, was erst nach geraumer Gewohnheit ohne Irrthum abging. Es war eine bittere Nuß, wenn nach wiederholtem Befühlen der Uhrzeiger ich mich endlich aus dem lieben, warmen Bette erheben, im Finstern in der eiskalten Dachkammer mich ankleiden und ohne den Genuß einer Tasse warmen Getränkes, weil unser Dienstmädchen länger schlief als ich, hinaus über die lange Elbbrücke eilen mußte, wo der Wind mir oftmals Eisgraupen, die gleich Nadelspitzen stachen, in's unbedeckte Antlitz trieb. Ich darf mich rühmen, daß, während meines $3\frac{1}{2}$jährigen Besuchs des Seminars, ich nur dreimal etwas zu spät in die schon um $6\frac{3}{4}$ Uhr beginnende Lehrstunde gekommen bin.

Noch ahnte man im Volke nichts von dem Untergange der großen französischen Armee, deren Schicksal dem des ägyptischen Königs Pharao, nur mit dem Unterschiede, ähnelte, daß dieses plötzlich von den Fluthen des rothen Meeres verschlungen, jenes dagegen durch leise herniederfallende Schneeflocken und erkaltete Luft umgekommen war. Oft genug mögen die frierenden, hungernden und obdachlosen Franzosen nach den Quartieren Deutschlands und nach den Kalbsbraten, Würsten, Schwarzbroten und anderen Gerichten sich zurückgesehnt haben, welche sie in ihrem früheren Uebermuth verächtlich aus den Fenstern auf die Gasse geworfen hatten!

Plötzlich durchlief eines Morgens die staunenerregende Kunde unsere Stadt, daß Napoleon in der verwichenen Nacht in Dresden an-

gelangt und nach einer kurzen Unterredung mit unserm Könige sogleich weiter nach Paris geeilt sei. Man erzählte sich dabei, daß der mächtige Kaiser in einem schlechten Bauernschlitten seinen Einzug gehalten und sich von unserm Könige ein — Hemde erborgt habe. Dagegen riefen Napoleons Anbeter und Schmeichler aus: „O seht den großen Mann, wie höchst originell er wieder ist! Da er jetzt bei seiner Armee, die zu Moskau ruhig und schwelgend ihre Winterquartiere hält, überflüssig ist, so unternimmt er während dem eine Spazierfahrt von mehr als 500 Wegstunden, um die Weihnachtsfeiertage in Paris zu verleben und seiner Gemahlin ein frohes Neujahr zu wünschen!"

Bald aber langten schlimmere Nachrichten an, die man sich erst nur heimlich in die Ohren zu flüstern wagte, aus Furcht vor dem französischen Spionnetze, welches Napoleon über fast ganz Europa gezogen hatte. Nach und nach ward man beherzter, je niederschlagender und kläglicher die Neuigkeiten für die Franzosen lauteten. Man erzählte sich offen, wie die unüberwindliche große Armee zwar nicht durch die Russen, wohl aber durch die Kälte und den Mangel zum Rückzuge gezwungen worden sei; wie zuerst die Pferde zu vielen Tausenden erfroren und ihnen dann die Menschen in gleicher Weise nachgefolgt wären; wie zuletzt die allein noch berittenen Officiere, Generale und Marschälle ein heiliges Bataillon gebildet und den Kaiser schützend umgeben hätten, bis endlich Napoleon seine Armeeüberreste verlassen hätte und nach Paris zurückgeeilt wäre, um eine neue Armee aus der Erde hervorzustampfen. Nun begannen der Spott, die Schadenfreude, der Haß und der lange zurückgehaltene Grimm gegen die Fremdherrschaft ihr feiges Spiel, indem Zerrbilder über Napoleon, selbst über dessen Marschälle, Armee und deren schauervollen Rückzug, ferner Spottgedichte und aufreizende Schriften auftauchten und die Schaufenster der Buch- und Kunsthändler bedeckten. Später sahen wir selbst die traurigen Ueberreste der großen Armee in dem kläglichsten Zustande zurückkehren. Die so pracht- und glanzvolle Ausrüstung war verschwunden und hatte einem nackten Elende Platz gemacht, das nun einen um so schroffern Gegensatz zu jener bildete. Die Trümmer der großen französischen Armee zeigten sich unsern

Blicken als vereinzelte, langsam daher wankende Gestalten in dem abenteuerlichsten Anputze von der Welt, halb Mann, halb Weib: in Frauenröcken und Mannshosen, in Frauen-Umschlagetüchern und durchlöcherten Männermänteln. Anstatt der hohen Bärmütze des Gardegrenadiers, vor dessen bloßem Anblick schon der Deutsche ehemals zitterte, anstatt des gold- oder silberblinkenden Helms und des Czakko's, deckte die geraubte Pelzmütze einer deutschen Bäuerin des Kriegers Haupt, unter welcher ein abgezehrtes, faltenreiches, gelbes und schmutzig beräuchertes Todtenantlitz mit glanzlosen, tief eingefallenen Augen sichtbar wurde. Dieselben Lippen, welche früher den Namen Gottes dann nur ausgesprochen hatten, wann ihnen der nur zu häufige Fluch: „Sacre nom de Dieu!“ entfuhr, öffneten sich jetzt zu einem zitternd kläglichen: „Miséricorde! Au nom de Dieu, donnez moi quelque chose!“ Und die Hand, welche sonst die Speisen und den Gerstentrank ihrer deutschen Wirthe durch das Fenster auf die Straße geworfen und die Geber derselben noch obendrein gemißhandelt hatten, streckte sich nunmehr aus, um dankbar eine kleine Gabe in Empfang zu nehmen.

Diesen einzelnen Trümmern folgten später andere, noch zusammenhaltende und furchtgebietende. Es waren französische und sächsische Truppen, welche unter des Generals Reynier Befehlen aus Rußland zurückkamen und Dresden besetzten. Dessenungeachtet blieben die Spottbilder an den Schaufenstern ausgehängt und drohende Volksaufläufe fanden statt, als Reynier Anstalten traf, um einen Pfeiler und zwei Bögen unsrer steinernen Elbbrücke in die Luft zu sprengen. Denn näher und näher rückte die russische Armee herbei, mit welcher die preußische sich verbunden hatte. Aufreizende Schriften, von preußischen Heerführern an uns Sachsen erlassen, in welchen wir zum Abschütteln des fremden Jochs und zum kräftigen Widerstande gegen die französischerseits beabsichtigte Sprengung der Elbbrücke aufgefordert wurden, halfen das Feuer der Empörung anschüren. Wiederholt behinderte die erregte und tobende Volksmenge die zur Brückensprengung angeordneten Arbeiten, warf die hierzu gebrauchten Werkzeuge und Materialien in den Fluß und hätte den die Oberaufsicht führenden französischen In-

genieurofficier jenen nachgeschickt, wenn ihn nicht ein sächsischer Officier noch in dem letzten Augenblicke aus den Händen seiner Feinde befreit hätte. Von der Elbbrücke hinweg, nach der Augustusstraße, wo der General Reynier seine Wohnung im Brühl'schen Palais aufgeschlagen hatte, wälzte sich die erhitzte Volksmenge, um unter lauten Verwünschungen und Drohungen dem General die Fenster einzuwerfen. Anstatt die Schreier und Werfer durch eine Kugelsalve hinwegblasen zu lassen, lachte der gutmüthige Reynier über die zertöpferten Fensterscheiben, die ja nicht auf seine, sondern der Zertrümmerer Kosten wieder hergestellt werden mußten. Man nahm etwa ein Dutzend der lautesten Schreier, sämmtlich der Volkshefe angehörend, beim Schopfe und schaffte sie auf die Festung Königstein, von woher sie nach dem Einmarsch der Russen und Preußen wohlbehalten zurückkehrten. Bald jedoch veränderte sich nach der Ankunft des Davoust'schen Corps, das noch gegen 12,000 wehrhafte Krieger zählte, die Sachlage. Dresdens aufsätzige Bewohner einzuschüchtern, rückten die Franzosen in zusammenhängenden, die ganze Straßenbreite einnehmenden Säulen in die Stadt und sofort ergingen die schärfsten Verbote gegen alle erneuten Straßenaufläufe. Von nun an wagte kein Dresdener mehr, die Sprengarbeiten an der Elbbrücke zu verhindern, ja nur laut dagegen zu sprechen. Da die vereinigten Russen und Preußen sehr langsam heranrückten, so währte das Unterminiren der Brücke viele Tage lang und ich, mit den übrigen Bewohnern, schritt täglich wenigstens viermal über die eingesenkten Pulverfässer hinweg, welche unsere schöne Elbbrücke zu zerstören bestimmt waren. Sächsische Bergleute wurden bei dem Unterminiren verwendet. Außerdem begannen die Franzosen, unsere Neustadt nach Kräften wieder zu befestigen, nachdem unser Dresden, auf Napoleon's Anrathen, aus der Reihe der Festungen gestrichen und seiner festen Werke beraubt worden war.

Man fällte zu vielen Tausenden die stärksten Kiefern im nahen Walde und verwandelte sie in Pallisaden, mit welchen man einen hohen Gürtel um die Neustadt zog. Ueberdieß versah man die noch vorhandenen, bisher der Abtragung entgangenen Stadtmauern, so wie die Thore, mit spanischen Reitern und zog auf der Elbwiese, unterhalb

unsers Brauhauses, eine lange Schanze nebst Graben, um einer feindlichen Landung durch Schiffe den Zugang streitig zu machen. Welche nutzlose Verschwendung im Kriege getrieben wird! Es scheint, als suchten und fänden die Befehlshaber der Krieger eine wahre Freude in der Verwüstung alles dessen, was dem Volkswohle dienlich oder unentbehrlich ist. Die unersetzliche Verwüstung unsers Waldes, die Sprengung unsrer Elbbrücke und das rastlose Arbeiten von mehr wie tausend Händen hielten den Feind nicht auf und würde derselbe, wenn er gewollt hätte, alle ihm entgegen gestellten Hindernisse bald und leicht beseitigt haben und in unsere Stadt eingezogen sein.

16. Kriegsereignisse.

Der 19. März 1813 war zum Sprengen unsrer Elbbrücke bestimmt und den Tag zuvor durch eine öffentliche Bekanntmachung die Einwohnerschaft angewiesen worden, auf das Zeichen von 3 Kanonenschüssen die Straßen zu räumen, in die Häuser sich zurückzuziehen und sich ruhig zu verhalten. Nach dem, was wir vernommen hatten, mußten wir glauben, einen furchtbaren Krach bei der zu erwartenden Explosion zu hören und die Stadt mit einem schweren Steinhagel überschüttet zu sehen.

Am Morgen des 19. März blieben die Straßen und Gassen Dresdens menschenleer und todtenstill. Während aber die älteren Leute angstvoll sich verkrochen, begaben wir jüngeren Bewohner unsers Brauhauses uns in das Malzhaus, dessen hinterer Seitenflügel mit seinen drahtvergitterten Fenstern am weitesten nach der Elbe hinausgelegen war und uns die volle Aussicht auf den zu sprengenden Theil der Brücke verstattete. Die drei Signalschüsse hatten die stille Stadt durchdonnert und so lauschten wir denn mit pochendem Herzen des furchtbaren Anblicks. Es war ein milder, sonnenglänzender und lieblicher Frühlingstag, der nach dem harten und langen Winter dem menschlichen Gemüth unendlich wohlthat und Jedermann aus den dumpfig kalten Häusern hinaus in's Freie trieb. Jetzt glichen wir

Lauscher an den Drahtgittern eingesperrten Vögelchen, die, gegen das Gitter ihres Kerkers gedrückt, mit sehnsüchtigen Blicken hinausschauen.

Endlich sahen wir das feste Gemäuer der Brücke wanken, bersten und unter einem dumpfen Krachen, das wir uns hundertmal lauter vorgestellt hatten, auffliegen. Die erwartete, bis zum Himmel emporschießende Feuersäule blieb ebenfalls aus; dagegen erhob sich eine braune, gleich einer Garbe sich ausbreitende Erdwolke bis zu einer mäßigen Höhe, um alsbald, einen Steinregen in ihre nächste Wasserumgebung ausspeiend, wieder niederzusinken. Die beiden Brückenbögen wurden von der Stein- und Erdmasse verdämmt, so daß die dagegen andringenden Wasserwogen nicht darüber hinwegkonnten, schäumend zurückweichen und einen andern Durchweg suchen mußten. Die Elbe sendete einige wild brandende Wellen an ihre sonst friedlichen Ufer und floß dann in ihrer gewöhnlichen Ruhe wieder dahin. Wir dagegen verließen schnellen Fußes unsern Versteck und eilten durch den Garten hinaus auf die Elbwiese, wo der Schauplatz der Verwüstung näher vor unsern Augen lag. Die Elbbrücke ist für Dresdens Bewohner ein so großes und allgemeines Bedürfniß, ein so lieber Freund und Diener, der uns sicher, bei Tage wie bei Nacht, bei Sonnenschein und Sturm, bei Eisgang und hohem Wasserstande, ohne einen Lohn zu begehren, über den breiten Strom setzt, daß wir jetzt voll tiefer Trauer wie vor einem schändlich gemordeten Freunde dastanden und die ohnehin tief gehaßten Franzosen verwünschten. Diese selbst hatten eine weit stärkere Explosion gefürchtet und darum die Zündröhre bis in die gewölbte Hausflur des Finanzgebäudes zurückführen lassen. Vor dem Abbrennen jener hatten die damit beauftragten Officiere an einem Tische in der Hausflur gefrühstückt und von den dabei genossenen Mundsemmeln der Rindenkrumen viele zurückgelassen.

Diese Ueberbleibsel fand mein Bruder noch am andern Tage vorhanden und hob solche lange Jahre hindurch als Reliquien einer denkwürdigen Begebenheit auf.

Außergewöhnliche Ereignisse verdrängten bald unsere Trauer über die theilweise zerstörte Elbbrücke und über unsere dadurch bewirkte Trennung von der Altstadt. Die ersten Russen zeigten sich nämlich vor

unsrer Neustadt und zwar auf dem freien Umkreise, welcher damals dieselbe von der jetzigen Antonstadt trennte und zum Theil aus dem Glacis der vormaligen Festung bestand. Es waren Kosacken, diese den flüchtigen Franzosen in Rußland so furchtbar gewordenen Krieger, welche bald einzeln, bald truppweise auf ihren kleinen, aber flinken Pferden umhergaloppirten und zuweilen eine Pistole gegen die hinter der Pallisadenreihe umherschleichenden, auf die Feinde feuernden Franzosen und Sachsen löseten. Wir friedlichen Bewohner hingegen brannten vor Begierde, die Russen, unter welchen wir uns Wilde in abenteuerlicher Kleidung vorstellten, vom Angesicht zu sehen. Mit der Freude über das Nahen unsrer Befreier von dem französischen Joch vermischte sich jedoch die Furcht vor den ungebildeten Horden von Europa's äußerster Gränze, zumal wenn wir an das erste, feindliche Auftreten der fein gebildeten Franzosen in unserm Vaterlande zurückdachten, wobei sie sich arger Schandthaten schuldig gemacht hatten. Ueberall standen Gruppen von Männern, Frauen und Kindern beisammen und schauten mit langen Hälsen nach den Kosacken aus. Zu einer solchen Gruppe der gebildeteren Classe auf dem Palaisplatze trat der damalige Stadtrichter von Neustadt, K. Zu jener Zeit zeichneten sich unsere städtischen Beamten, vom Bürgermeister bis zu dem untersten Rathsdiener und Bettelvoigt herab, durch Mißachtung der Einwohner und durch eine maßlose Grobheit aus, und unser Stadtrichter K. war der Allergröbsten Einer. Daher verwies er in den beleidigendsten Ausdrücken jener Menschengruppe deren unzeitige Neugierde und befahl ihr, sich sofort nach Hause zu verfügen, wobei er mit dummen, albernen Gänsen gegen die ehrbaren Frauen um sich warf. Stillschweigend ward diesem Befehle gehorcht. Wie sich seitdem die Zeiten und Menschen geändert haben! Jetzt dürfte eine derartige Sprache ein gleiches Echo finden, ja wohl gar mit einer Tracht Prügel beantwortet werden.

Wie mochte es den Bewohnern der jetzigen Antonstadt ergehen, welche die wilden Russen bereits zu ihren Gästen hatten?! Nicht lange währte es, so sollten auch wir erfahren, ob die Russen leibhaftige Menschenfresser oder nur gewöhnliche Krieger seien. In Folge einer

getroffenen, friedlichen Uebereinkunft überließ das kleine französisch-sächsische Kommando in der Neustadt dieselbe dem Feinde und schiffte in einigen Kähnen über die Elbe nach der Altstadt.

Unter laut schallendem Chorgesange zogen die ersten Russen, aus einer Abtheilung grün gekleideter Jäger bestehend, durch das Bautzner Thor in unsere Neustadt ein. Ihnen folgte eine Wolke blauer Kosacken mit langen Piken nach. Mit einem Gemisch von Neugierde, Furcht und Freude sah ich die angeblichen Ueberwinder der großen französischen Armee an mir vorüberziehen. Keiner von ihnen plünderte oder verübte irgend eine Gewaltthätigkeit. Vielmehr nickten mir mehrere Kosacken gar freundlich zu. Einquartiert wurden diese Truppen nicht, sondern sie bevouakirten auf den freien Plätzen der Neustadt. Aber meine Aeltern bekamen am Spätabende desselben Tages einen gewaltigen Schreck. Unsere Wohnstube lag im Erdgeschoß neben dem Thorwege des polnischen Brauhauses und dieser wurde allabendlich um 10 Uhr verschlossen. Es war in der elften Stunde und ich längst schon im Bett, als meine noch muntere Mutter an unsern Fensterladen pochen und eine weibliche Stimme um Einlaß bitten hörte. Dienstbereit wie immer, begiebt sich meine Mutter mit dem Schlüssel hinaus und schließt die Pforte auf. Da kommt mit einem jungen Mädchen, das im Hause diente und sich verspätigt hatte, zugleich ein wildbärtiger Kosack herein; die Urheberin dieses unwillkommenen Besuchs eilt davon und überläßt es meiner guten Mutter, mit dem fremden Krieger fertig zu werden, welcher in unverständlichen Worten ein Anliegen vorbringt und meiner Mutter in die Wohnstube nachfolgt. In dieser Angst und Noth holt man mich aus dem Bette, um errathen zu helfen, welches das Begehren des Kosacken sei. Als ich, noch ganz schlaftrunken, in unsere Wohnstube trat, fand ich hier den Kosacken mit zwei Pistolen im Gürtel und einem krummen Säbel an der Seite, der mich mit Küssen empfing und auf eine kleine hölzerne Tabakspfeife in seiner Hand zeigte, deren Zustand nicht ganz in Ordnung sein mochte. Ich, als Nichtraucher, verstand mich natürlich nicht darauf, den durch Zeichen angedeuteten Uebelstand zu erkennen oder ihm abzuhelfen. Meinen Vater hingegen, einen eifrigen Raucher, hatten Angst und Furcht fast

besinnungslos gemacht. Er schwitzte Angstschweiß und bot dem Krieger eine seiner besten Tabakspfeifen zum Geschenk an, das aber jener zurückwies und auf der Heilung seiner Tabakspfeife bestand. Mein Bruder, der als gelernter Drechsler den Schaden sofort erkannt haben würde, wohnte in einem andern Gebäude unsers Brauhauses und konnte daher nicht herzugerufen werden. Nachdem wir allerlei Dinge, die jedoch der Kosack verwarf, herbeigeholt hatten, half dieser sich endlich selbst, indem er von seinem alten Taschentuche ein Stück abriß und solches um das Ende seines kurzen Pfeifenrohrs wickelte, wodurch er das fernere Lockerwerden des Schlammsacks sammt dem Pfeifenkopfe verhinderte. Es war bereits Mitternacht, als endlich der Kosack sich entfernte und uns von einer großen Angst befreite.

Nachdem die Russen in größrer Menge anlangten und Anstalt trafen, auf einer bei Stadt Neudorf geschlagenen Klöppelbrücke über den Elbstrom zu gehen, räumten die wenigen Franzosen auch Dresdens Altstadt und zogen davon. Nun belebte sich wie durch Zauberei der Fluß mit Fahrzeugen aller Art, welche die Franzosen vorher insgesammt an das jenseitige Ufer versetzt hatten. Während man arbeitete, die weggesprengten Pfeiler der Elbbrücke durch einen hölzernen Einbau zu ersetzen, errichteten die Russen oberhalb Dresdens und zwar in der Gegend, wo jetzt das sogenannte Elisium steht, eine zweite, überaus breite Schiffsbrücke mit doppeltem Geleis und drei Geländern aus Fichtenzweigen. Man hatte hierzu 60 der größten Elbkähne verwendet, die allein einen Werth von 120,000 Thlrn. besaßen und ihren rechtmäßigen Besitzeru weggenommen worden waren.

Unser König aber war nebst seinen Brüdern und den übrigen Gliedern seiner Familie geflüchtet und nach längerem Umherreisen in Prag seßhaft geworden.

Indeß langte die Kernmasse des russisch-preußischen Heeres in Dresden an. An seiner Spitze der Kaiser Alexander I. und der ritterliche König Friedrich Wilhelm III. Vor dem Bautzner Thore empfing der Magistrat die beiden herannahenden Herrscher. Eine Schaar blühender, weißgekleideter Jungfrauen und Mädchen, darunter auch meine damals 10jährige Frau, bestreute mit Blumen den Pfad und

überreichte auf sammetnem Kissen den Monarchen ein Lob- und Bewillkommnungs-Gedicht. Das in gedrängter Menge versammelte Volk schrie mit lauter Stimme sein Hosianna, um nach wenig Wochen dasselbe Spiel mit Napoleon zu wiederholen. Beide Herrscher nahmen ihre Wohnung in der Neustadt; Alexander in dem Hofmannsegg'schen Hause am Wiesenthore und Friedrich Wilhelm in dem neben dem japanischen Palais gelegenen v. Rackwitz'schen Grundstücke. Nunmehr bekamen wir die verschiedenartigsten Krieger zu sehen, welche durch Dresden zogen. Die russischen und preußischen Garden waren lange und schöne Leute. Sie trugen an ihren Czakko's hohe Stütze von weißen Schweinsborsten und schienen mit ihrer enggepreßten, die freie Bewegung hindernden Kleidung mehr für die Parade als das Schlachtfeld zu passen. Die russische Reiterei und Artillerie hatten vortreffliche Pferde, aber die Kirgisen und Baschkiren mit ihren Lanzen, Bogen und Pfeilen halfen gewiß wenig oder nichts in der Schlacht, vielmehr nur den endlosen Nachtroß der russischen Armee noch vermehren. Welch' eine ungeheure Menge von Fuhrwerken der sonderbarsten Art und mit einem durchdringenden Geruche von Juchtenleder jeder russischen Heersäule nachfolgte! Am merkwürdigsten waren und blieben mir die aus Kalmücken gebildeten Reiterregimenter, weil jeder Mann von ihnen mit seinen klein geschlitzten Augen, mit seiner platten und langen Nase und seinen breiten, hervorstehenden Backenknochen dem Andern so täuschend ähnlich war wie ein Ei dem andern. Man begriff nicht, wie deren Befehlshaber ihre Untergebenen von einander zu unterscheiden vermochten.

Die preußischen Krieger, und unter ihnen vorzugsweise die freiwilligen Jäger, hatten ihre Brust faustdick gegen die feindlichen Kugeln ausgestopft und wattirt. Wer mochte sie deshalb tadeln oder verhöhnen wollen? Unter diesen voll- und hochbusigen Kriegern erblickte man bejahrte Männer, unreife Jünglinge, selbst knabenhafte Gestalten und sogar Verwachsene, die, voll Vaterlandsliebe und bittern Franzosenhasses, ihre Arme, ihre Gesundheit, ihr Leben der Freiheit zum Opfer darbrachten. Es galt ja keinem Kampfe, den ein selbstsüchtiger Fürst zur Befriedigung seines Ehrgeizes oder für die Erhaltung seiner

Dynastie auf dem Throne unternimmt! Die Befreiung von einem immer unerträglicheren Fremdjoche zu erringen, griff fast jeder preußische Mann und Jüngling zur Waffe. Solches geschah von den Männern des Friedens, die bisher nur die Feder, den Pinsel, den Zeichnenstift, das Handwerkzeug, den Ackerpflug, die Elle und sonstigen Beigaben des Lehr= und Nährstandes geführt hatten. Die edelsten und höchsten, wie die niedrigsten und ärmsten Familien hatten ihre geliebtesten, oft einzigen Sprößlinge dem Vaterlande dargebracht, sie zum Siege, ach, zugleich zum Tode eingesegnet. Welch' ein Unterschied gegen das Jahr 1806! Keine Spur mehr von dem damaligen Uebermuthe der preußischen Krieger! Nicht etwa auf den alten, siegreich gewesenen Fritz pochten sie mehr, sondern vor ihrem Abgange zum Heere genossen die freiwillig eingetretenen Kämpfer das heilige Liebes= und Brudermahl, ließen sie sich vor dem Altare feierlich einsegnen, lautete ihr jetziges Feldgeschrei: „Gott mit uns!" Ja, ja, derselbe ist der rechte Kriegsherr und wer im gläubigen Vertrauen zu ihm in den gerechten Kampf zieht, wird nicht zu Schanden werden.

Der einst bildschöne Alexander I. war seit seinem ersten Besuche in Dresden gealtert, dicker und sein damals vollgelocktes, lichtblondes Haupthaar sehr dünn und durchsichtig geworden. An der Seite des stets ernsten Preußenkönigs erblickte man einen Jüngling in schlichter, blauer Uniform und Tuchmütze. Es war der nachherige König Friedrich Wilhelm IV., der mit mir in gleichem Alter stand.

Endlich drang die verbündete Armee weiter vor und sehr einsam ward es in unserm Dresden. Die noch vorhandenen sächsischen Truppen hatten sich vor den Russen und Preußen in die Festung Torgau zurückgezogen, wo sie die weiteren Befehle unsers Königs erwarteten.

Es war in den ersten Tagen des Maimonats 1813, als zu uns die Kunde kam von der ersten, großen Schlacht, welche in der Nähe des Städtchens Lützen und des Dorfs Großgörschen geschlagen worden war. Dort hatte eine neue, große, französische Armee, welche Napoleons rastloser Geist und Feuereifer gebildet, den herandringenden Russen und Preußen sich entgegengestellt.

„Wir haben —" schloß ein an den Straßenecken angeschlagener,

preußischer Bericht von jener Schlacht — „einen schönen Sieg errungen; den Feind geschlagen und das Schlachtfeld behauptet.“

Dieser Bericht glich völlig dem Ausspruch eines Arztes, der, nachdem er sich von dem hoffnungslosen Zustand eines Kranken überzeugt hat, denselben doch noch mit einer Besserung und Wiederherstellung tröstet. Denn nur zu bald zeigte sich's, daß es mit dem erfochtenen schönen Siege eine große Unwahrheit war. Nicht allein, daß lange Reihen von Wagen mit Verwundeten der Siegesnachricht nachfolgten; sondern es schlossen sich denselben ungeordnete Kriegerhaufen an, welche rückwärts flüchteten.

Der Preußenkönig kehrte nach Dresden in seine vorige Wohnung zurück, vor welcher sich eine große Menge bekümmerter Einwohner ansammelte. Die Angst wuchs, als man den König nebst seinem Sohne den Reisewagen besteigen sah, und jene war's, welche dem Volkshaufen den Muth verlieh, den König um den Stand der Dinge zu befragen. Ich war Ohrenzeuge der Antwort, welche der König leutselig ertheilte und die also lautete: „Seid ruhig, Kinder! Wir haben einen schönen Sieg erfochten. Es wird noch Alles gut werden.“

Die Trostworte standen aber mit der That nicht im Einklange, denn der König fuhr durch dasselbe Thor davon, durch welches er vor wenig Wochen als unser freudig bewillkommneter Befreier seinen Einzug gehalten hatte. Bald schwand auch der letzte Zweifel, auf wessen Seite der Sieg gewesen sei. In drei dichten Heersäulen wälzte sich die verbündete Armee dem Elbstrome zu und ergoß sich, bunt durchmengt, in eiliger Flucht über die drei Brücken daher. Wie contrastirten dieser Rückzug und das schmerzliche Wimmern der Schwerverwundeten bei dem Rumpeln der Bauerwägen über das harte Straßenpflaster mit den schönen, warmen Maitagen! wie sehr das freudige Jubiliren der Lerche in der blauen, sonnigen Luft mit dem dumpfen Schweigen der Regimentsmusik! Keine Trommel, keine Trompete, kein Horn regelten mit ihren Klängen den eilenden Marsch der Krieger, die nur darauf bedacht waren, den schützenden Strom zwischen sich und den verfolgenden Feind zu bringen. Wie vordem die Franzosen, so zogen jetzt die Verbündeten alle Fahrzeuge an das diesseitige Stromufer.

Ich aber machte mich am frühen Morgen auf, um meinen alltäglichen Gang nach dem Seminar anzutreten. Als ich an den hölzernen Einbau der weggesprengten Brückenbögen gelangte, bemerkte ich, daß einige der Vorübergehenden aufmerksam über das Brückengeländer hinab in die Tiefe schauten. Ein Gleiches thuend, sah ich jeden Balken und jede Stütze des Einbaues mit Stroh dick umkleidet und Pechkränze daran befestigt, überdieß noch eine Menge Männer beschäftigt, Petarden, gefüllte Granaten und andere Zerstörungsmittel unter das Gebälk zu legen. Ei, wie rasch ich jetzt auf den Heimweg bedacht war! Aber heute versteckte ich mich nicht wieder hinter die Drahtgitter unserer Malzhausfenster, um die bevorstehende Zerstörung des Brückeneinbaues mit anzusehen. Da die Sprengung der steinernen Bögen so gefahrlos vorübergegangen war, so war von dem Abbrennen des Holzeinbaues noch viel weniger zu befürchten, daher ich meinen Standpunct auf der Elbwiese und dicht am Ufer nahm. Es war in den Stunden des Vormittags, als endlich der Zugang zur Brücke gesperrt und das Zeichen zum Anbrennen gegeben wurde. Unter dem Krachen der angebrachten Petarden und Sprengschüsse loderten die Strohbündel, die Pechkränze und das Holzwerk hoch auf und hüllten den Einbau in Rauch und Flammen ein. Bereits wichen die Grundstützen; es wankte der Fußboden — da jagte noch ein Pferdegespann mit einem tonnenbeladenen Wagen durch Rauch und Flammen; später sogar noch ein einzelner Kosack, der wüthend sein zurückscheuendes Roß mit der Knute vorwärts peitschte. Unversehrt kam der kühne Reiter mit seinem Thier aus den Flammen hervor; nicht so der Wagen, der, wie die Ladung, in hellen Flammen stand, daher der Fuhrmann rasch seine Pferde ausspannen und den Wagen preisgeben mußte. Nachdem unsere Elbbrücke abermals ungangbar gemacht worden war, errichteten die Preußen auf derselben und zwar auf der Neustädter Seite, eine Schanze, die sie mit zwei Kanonen besetzten, um mit ihnen die ganze Länge der Brücke zu bestreichen. Die bei Stadt-Neudorf befindliche Klöppelbrücke wurde an das diesseitige Ufer gezogen, die schöne Schiffbrücke dagegen ebenfalls den Flammen übergegeben. Welch' ein unbeschreiblicher Anblick, als 60 der größten Elbkähne, zu einer langen Reihe mit einander

verbunden und eine breite, gedielte Doppelstraße bildend, langsam, majestätisch und flammend den Strom herabgeschwommen kamen und sich quer vor die steinernen Brückenpfeiler legten, wo sie insgesammt bis auf den Wasserspiegel abbrannten. Dieses in seiner Art einzige Schauspiel und Feuerwerk kostete den Besitzern der 60 Elbkähne mindestens 150,000 Thlr. Sie mußten sich den an ihnen begangenen Raub geduldig gefallen lassen, weil im Kriege das Sittengesetz nichts gilt. Die unglücklichen Schiffsherren beantragten zwar später bei der sächsischen Regierung eine Entschädigung für ihren erlittenen Verlust, allein es hat nicht verlautet, daß ihr Gesuch erfüllt worden ist.

Nun war das linke Elbufer wieder in dem Besitz der Franzosen, das rechte dagegen von den Russen und Preußen besetzt, welche den Rückzug ihrer Armeen möglichst lange gegen den nachrückenden Feind decken sollten. Französische Schützen besetzten die kleinen Häuser des sogenannten italienischen Dörfchens am Flußrande, so wie das platte, hochgelegene Dach der katholischen Kirche, von beiden Orten ein lebhaftes Feuer gegen ihre Feinde am jenseitigen Ufer unterhaltend, das von diesen ebenso aus dem Blockhause und den beiden Einnehmerhäuschen am Ende des Blockhausgäßchens erwidert wurde. Ueberdieß hatten die Franzosen einige Kanonen auf dem noch nicht abgetragenen Zwingerwall, die Russen dagegen auf den Wall im Palaisgarten postirt, von wo aus beide Theile ihre fast niemals treffenden Schüsse wechselten.

Auf dem Malzhausdache des polnischen Brauhauses steht heute noch eine Art von Sternwarte in Form einer großen Feueröffe, aber mit vier, nach allen Himmelsgegenden gerichteten, durch hölzerne Fensterladen zu verschließenden Oeffnungen. Von hier aus hätten wir (die schaulustige Jugend der Brauhausbewohner) den ganzen Bereich des gegenseitigen Kampfes übersehen können. Weil aber die Franzosen sehr leicht Spione in uns bloß neugierigen Beobachtern hätten vermuthen können, so verwehrte man uns weislich den Zutritt zu jener Warte. Dafür nahmen wir abermals unsern Stand hinter den Drahtgittern der Malzhausfenster. Hier sahen wir die Gewehrblitze auf dem Dache der katholischen Kirche und aus den Fenstern des italienischen

Dörfchens und hörten die krachende Antwort der preußischen Scharfschützen am diesseitigen Ufer. Zuweilen donnerte auch ein Kanonenschuß darein, ohne daß wir von diesem gegenseitigen Schießen irgend einen Erfolg bemerkten. Hierdurch verlor sich bei Alt und Jung alle Furcht vor dem Kugelwechsel, so daß Männer, Kinder, ja selbst Frauen sich in die Nähe der russischen Kanonen auf dem Palaisgartenwalle aufstellten und gemüthlich dem Feuern zusahen, obgleich die feindlichen Geschütze auf dem Zwingerwalle ihr Ziel hierher gerichtet hatten.

Einer französischen Kanonenkugel, welche dicht bei den unberufenen Gaffern auf dem Palaisgartenwalle vorübersauste und sich auf dem Steinpflaster vor dem Meißner Thore in zwei Hälften zertheilte, liefen unsere Schulknaben eben so nach, wie ein Pudel einen weit fortgeworfenen Stock oder Stein apportirt. Glücklich fanden sie die eisernen Todesboten und überbrachten solche mir, der ich sie lange Jahre hindurch zum Andenken an jene denkwürdige Zeit aufbewahrt habe. Während das gegenseitige Schießen im vollsten Schwunge war und die französischen Schützen hinter Steinkegeln und anderen Gegenständen sich gegen die preußischen Kugeln deckten, pflanzte sich ein französischer Gardist mit untergeschlagenen Armen keck und herausfordernd am jenseitigen Brückenende auf. Nicht lange und eine Büchsenkugel klatschte an das Messingschild seiner hohen Bärmütze, welche sofort von ihrem Träger Abschied nahm und zu dessen Füßen niederfiel. Der Bramarbas hob und stulpte sie wieder auf, fand aber doch für gut, seiner Wege zu gehen! Einen anderen, bürgerlich gekleideten Mann sahen wir unter dem heftigsten Kugelregen in den Winkeln und Vorsprüngen der katholischen Kirche sich herumdrücken und zwar in keiner andern Absicht, als um die gegen die Kirchenmauern anklatschenden Bleikugeln in einen Sack anzusammeln! Weil ein Theil der französischen Schützen ihren Hauptsammelplatz und Standort an der Ecke des der Brücke zunächst gelegenen Häuschens (in welchem sich jetzt die Helbig'sche Restauration befindet) genommen hatte, so richteten die Russen ihre Kanonen auf dem Palaisgartenwall dorthin. Zuerst kam eine Kartätschenladung angeflogen, die aber, für ihr Ziel zu kurz, vor demselben, gleich Erbsen, in das Wasser fiel und solches vielfach aufsprützen machte. Die Voll-

kugel eines zweiten Schusses traf in die Ecke des Ziegeldachs, so daß wir aus demselben eine Staub- und Steinregenwolke aufsteigen sahen. Bald aber wurde unsere ganze Aufmerksamkeit einem andern Schauspiele zugewandt. Wir erblickten eine große, blaudunkle Schaar von unbewaffneten Franzosen, welche langsam, wie auf einem Spaziergange begriffen, um die rechte Seite der katholischen Kirche dahergeschlendert kam und sich der Elbbrücke näherte. In einer kleinen Entfernung folgte ihnen ein gewöhnliches Lastfuhrwerk, mit zwei Pferden bespannt und mit langen Leitern beladen, das von einem nicht soldatischen Kutscher geleitet wurde. Auch er nahm seinen Weg nach der Elbbrücke, die doch unfahrbar gemacht worden war. Die verschiedenen Werkzeuge, wie Hacken, Schaufeln u. s. w. in den Händen der Franzosen sagten uns, daß dieselben sogenannte Ouvriers waren. Mit pochendem Herzen sahen wir jetzt die ganze Schaar an der Brücke und in die gerade Schußlinie der preußischen Kanonen auf der Brückenschanze anlangen. Jeden Augenblick erwarteten wir, daß die preußischen Geschützkugeln ganze Reihen der tollkühnen Franzosen niedermähen würden. Ha, jetzt! feuerspeiend entladen sich die preußischen Kanonen — betäubender Donner hallt durch die Lüfte und mehrfach wieder an den Mauern des königlichen Schlosses. Doch auch nicht ein Franzose sinkt getroffen zu Boden, vielmehr glaubten wir ihr schadenfrohes Gelächter von drüben herüber zu vernehmen. Abermals krachen die Kanonen auf der Brücke, doch unbeirrt und unbeschädigt verfolgen die Franzosen ihren Weg und ihr Ziel, welches die durch das Wegsprengen der beiden Brückenbogen entstandene Lücke ist. Hier hält auch das Fuhrwerk und entledigt sich seiner Ladung von Leitern, welche die Franzosen in die Tiefe gleiten lassen und auf ihnen hinabsteigen. Da bekanntlich jede Brücke einen Bügel oder Bogen bildet, dessen beide Enden weit niedriger liegen als ihr Mittelpunct, so flogen die preußischen Kugeln von der nicht hoch genug angelegten Brückenschanze weit über die Köpfe der Franzosen hinweg und trafen das königliche Schloß in der Höhe des ersten Stockwerks.

In das Knattern der Flintenschüsse mischte sich plötzlich das festliche ...ute sämmtlicher Glocken in der Altstadt. Wie wir nachher erfuhren,

hrte man eine Wiederholung derselben Scene auf, welche bei dem
inzuge der verbündeten Monarchen vor dem Bautzner Thore gespielt
orden war. Heute aber galt das Glockengeläute, das Vivatschreien,
e Ueberreichung von Lobgedichten durch festlich geschmückte Jung-
auen so wie die feurige Bewillkommnung von Seiten des Stadtraths
icht dem Russenkaiser und Preußenkönig, sondern deren Feinde, dem
ranzosenkaiser, welcher seinen Einzug in Dresdens Altstadt hielt.
Solche Schmeichler, Heuchler, Zweiächsler und Mantelhänger nach dem
Winde erzieht der Krieg!

Am Spätabend desselben Tages dröhnte ein lang andauernder
anonendonner, gleich dem Grollen eines schweren Gewitters, zu
nsern angstvoll lauschenden Ohren. Die Ursache davon war Napo-
ons Versuch, in der Nähe des Dorfes Pieschen einen Uebergang über
e Elbe zu erzwingen, den jedoch die russischen Kanonen vereitelten.

Am andern Morgen trieben mich die Neugierde und müßige Zeit
s unserer Wohnung die große Meißnergasse hinab und dem Block-
use zu, um zu erspähen, wie die Sachen ständen. Längs der Häuser
n Marktplatze lagen preußische Krieger auf dem Trottoir und ver-
rrten unthätig. Als ich in den Bereich der französischen Schußlinie
n Ende der Straße treten wollte, kam ein preußischer Officier auf
ch zu, der mich mit ernststrengem Tone folgendermaßen anredete:
Was wollen Sie hier? Haben Sie etwas hier zu suchen? Oder treibt
r sträfliche Neugierde Sie hierher? Uns gebietet die Pflicht das
erbleiben; Sie aber wollen Ihr Leben ohne Noth bloßstellen und
hren Aeltern ein bitteres Herzeleid dadurch zufügen. Darum gehen
ie, woher Sie gekommen sind und dahin, wo Ihr Platz ist."

Diese Worte eines edeln Mannes trafen mich gleich einem Donner-
hlage. Tief beschämt und reumüthig kehrte ich um. Schwerlich dürfte
ner wackere Krieger, obschon er jung war, noch am Leben sein.
ankbar aber drücke ich ihm im Geiste die Hand und ehre in ihm
einen Lebensretter. Denn in noch weit größerer Entfernung als ich
ich befunden, hatte eine französische Flintenkugel dem Aufwärter von
r sogenannten Charité, H., als er quer über die Hauptstraße in der
eustadt gehen wollte, ein Bein zerschmettert und hierdurch seinen Tod

veranlaßt. Eben so redete mich noch desselben Tages einer unsrer
maligen Schulknaben an, welcher jetzt Zeitungsträger war, inde
mir zugleich eine platt gedrückte Bleikugel und einen großen
Messingknopf von seinem Rocke vorwies: „Da sieh nur, Gustav
sprach er — „was mir eben begegnet ist. Ich stehe am König
metallenen Reiterstatue Augusts II.) — da schießt ein Franzose dr
von der katholischen Kirche nach mir, trifft mich auf die Brust,
glücklicherweise auf diesen Knopf; die Kugel schießt den Henkel ab,
ein Loch in das Tuch und quetscht mir eine Beule auf der B
Kugel und Knopf, wie Du sie hier siehst, fallen mir vor die Füße
ich habe beide zum Andenken aufgehoben." Dieser Vorfall, für
Wahrheit ich bürge, ist eine von den wunderbaren Begebenheiten,
solche im Kriege nicht selten geschehen.

Nachdem die französischen Ouvriers die Trümmer der eingeäsch
Interimsbrücke hinweggeräumt und die Bresche derselben gangba
macht hatten, kletterten die französischen Tirailleurs die Leitern
und wieder diesseits herauf. Zu gleicher Zeit ließ Napoleon ein
Geschütze auf Elbfähren über die Elbe setzen und zahlte den Fährl
für jede übergesetzte Kanone einen Napoleonsd'or. Während
arbeiteten viele Zimmerleute Tag und Nacht hindurch an der
stellung eines neuen, hölzernen Brückeneinbaues, und zwar unte
Aufsicht eines — Schneiders, des nachherigen Brückenzolleinnehm
welcher sich gegen Napoleon anheischig gemacht hatte, diesen Ba
dreimal kürzerer Zeit zu vollenden, als der Dresdener Stadtrath
dessen Gerichtsbezirk die Elbbrücke gehört, sich ausgesprochen.

Napoleon selbst widmete dem Brückenbau wiederholt seine G
wart, ja er soll selbst dabei mit Hand angelegt haben, wie ein da
erschienenes Bild darstellt. Noch waren nicht sämmtliche Holzböcke
Stützen in der Brückenlücke aufgestellt, als bereits die französisch
mee über das schwankende Bauwerk hinübereilte. Unter ihren
tritten wie unter den Hufen der Rosse und unter dem noch un
stärkeren Dröhnen der Geschütze verstummte der Lärm der unter i
arbeitenden Zimmerleute, die oft befürchten mußten, daß ihr noch
Machwerk über ihren Häuptern zusammenbrechen und sie beg

möchte. Einen ganzen, langen Maitag hindurch marschirte Regiment um Regiment in den breitesten Reihen über die Elbbrücke und durch das Bautzener Thor den Verbündeten auf dem Fuße nach, deren Nachhut ohne weiteren Widerstand unsere Neustadt geräumt und sich auf ihr Hauptheer zurückgezogen hatte. Bereits waren die ersten Franzosen über die Elbbrücke nach der Neustadt vorgedrungen, als sich in deren Hauptstraße noch ein einzelner, verwegener Kosack sehen ließ. Die Feinde besser beobachten zu können, hatte er sich kerzengerade auf seinen Sattel gestellt und jagte nicht eher von dannen, als bis ihm die Franzosen ganz nahe gerückt waren.

Nun erlaubte man uns, die Sternwarte auf unserm Malzhause zu besteigen, um der fliehenden, so wie der solche verfolgenden Armee nachzusehen. Nicht lange und wir erblickten nach Osten hin eine ungeheure Rauchwolke den Horizont verhüllen. Es war die Stadt Bischofswerda, welche, von den Franzosen ganz unnöthigerweise in Brand gesteckt, in vollen Flammen stand.

17. Noch immer Krieg.

Bisher hatten die Hausbesitzer während der stattgefundenen Kriege in so fern am meisten zu leiden gehabt, weil sie allein die sämmtlichen Lasten der Einquartierung tragen mußten. Nunmehr wurden jedoch auch die Miethsleute zur Mitleidenschaft gezogen und meine Aeltern machten hierin den Anfang. Da das polnische Brauhaus eine Besitzung von vier großen Häusern bildet, so richtete sich hiernach auch die Menge der Einquartierung.

Immer neue Kriegerschaaren folgten einander jetzt auf dem Fuße nach. Eines Tages kamen 120 Franzosen mit dem Quartierbillet in dem polnischen Brauhause an, wo man, schon auf ihre Ankunft vorbereitet, sie in den weiten Räumen des Malzhauses unterbrachte. Alle Miethleute im Hause mußten für diese zahlreichen Gäste einen Beitrag an Messern, Gabeln, Schüsseln und Löffeln liefern. Ein Strohlager für dieselben zu beschaffen, verursachte noch größere Mühe, jedoch gelang es. Die Frauen im Hause hatten unsrer Wirthin, deren

Mann noch immer in Wechselhaft saß, bei der Zubereitung der Abendmahlzeit beigestanden und endlich glücklich die fremden Krieger zufrieden gestellt.

Auffällig war der Unterschied zwischen den französischen und russischen Soldaten in so fern, als jene, nach Ablegung ihrer Flinten und Tornister, sich zu putzen begannen und dann Arm in Arm mit einander neugierig die Stadt durchwanderten, mochte auch ihr eben erst zurückgelegter Marsch der anstrengendste gewesen sein. Die Russen hingegen pflegten ihres Leibes und der Ruhe, entledigten sich ihrer Kleidungsstücke bis auf das allernöthigste, hockten in ihrer Stube oder schauten höchstens verstohlen und über ihr fast adamitisches Kostüm sich schämend, hinter der Hausthüre hervor auf die Straße. Einen Alles vertragenden Magen besaßen ferner die Russen. Neun Kosacken z. B., welche in unserm Gartenhäuschen einquartiert lagen, mengten in einen großen Topf unter einander: rohes Sauerkraut, Kartoffelsalat, Buttermilch, Häringe, Wurst, Inseltlichter u. s. w. und verzehrten diesen Mischmasch mit dem größten Appetit.

Doch zurück zur Einquartierungsnoth! Es war endlich ruhig und still geworden in unserm Brauhause. Die 120 Franzosen hatten sich nach befriedigter Schaulust endlich schlafen gelegt und ich ein Gleiches gethan. Meine Schlafkammer befand sich damals hinter unsrer großen Schulstube im ersten Stock des Seitengebäudes. Da weckte mich aus dem ersten Schlafe — es war gegen 10 Uhr — plötzlich ein großer Lärm, der aus der Schulstube in meine Ohren drang. Ich vernahm das derbe Auftreten vieler Füße, das klirrende Aufstampfen von Musketen und das Gepolter abgeworfener Tornister. Erschrocken warf ich mich in die Kleider, öffnete leise die Thüre und schlich mich still durch 80 wilde Krieger, italienische Garden, hindurch, welche, unangesagt, so spät noch einquartiert worden waren und jetzt Besitz von den ersten, besten, noch leeren Räumlichkeiten in unserm Hause nahmen.

Welche große Sorge für meine Mutter, welche nun für so viele hungerige Mägen eine warme Mahlzeit und für eben so zahlreiche Leiber ein Nachtlager bereiten sollte! Ueberdieß kam ein Soldat nach dem andern in unsere kleine Küche herab, um das energisch ausgesprochene

Begehren an meine Mutter zu richten, für ihn ein den Landleuten weg- stiebitztes Huhn, eine Ente oder Gans zu braten. Die Italiener nicht ungeduldig werden zu lassen, mußte mein Bruder Carl hinauf in das Schulzimmer gehen und die pathetisch gesprochenen Worte an sie richten: „**Messieurs, le souper sera aussitôt préparé!**“

Mein Vater dagegen erinnerte sich, daß er seine Rasirmesser nebst Streichriemen und Seifennäpfchen oben auf dem Positiv in der Schul- stube aufbewahrte, und daß solche nicht mehr ganz sicher dort sein dürften. Als er aber noch in der ersten Viertelstunde sein Eigenthum herabholen wollte, war es bereits von einem langfingerigen Italiener ausgekundschaftet und bei Seite gebracht worden. Meine arme Mutter schwitzte vor Angst und Hitze am hellen Heerdfeuer und that das Mög- lichste, um das Essen baldigst herzustellen. Kaum daß die dampfenden Schüsseln hinauf in die Schulstube getragen worden waren und meine Mutter mit leichterem Herzen freien Athem schöpfte, drangen wieder 80 neue Krieger in unser Haus und begehrten ein Unterkommen für die Nacht, deren elfte Stunde bereits vorüber war. Es waren bairische Truppen, welche sofort Besitz von dem im zweiten Stockwerke befind- lichen Arbeitssaal unsrer Schüler nahmen. Aber dießmal bewiesen sich die Baiern ungleich menschlicher und besser als bei ihrem ersten Besuche im Jahre 1806. Sie begehrten von uns weder Essen, noch Trinken, noch ein Strohlager, sondern baten bloß um ein wärmendes Ofenfeuer, das ihnen gern bereitet wurde. Die todtmüden Krieger legten sich auf die harten Dielen und ihre Tornister als Kissen unter den Kopf. In aller Frühe gingen sie wieder.

In dieser Nacht beherbergte also unser polnisches Brauhaus 280 Krieger und waren die weiten Räume, welche unsere Schul- und Ar- beitsanstalt besaß, jetzt zu unserm Unglück und die Ursache vielfacher Belästigungen, für welche meine Aeltern von keiner Seite entschädigt wurden.

An ein weiteres Schlafenlegen war für diese Nacht nicht zu denken, daher wir nebst den Kindern unsers Wirthes in unsrer Wohnstube verblieben, durch Erzählen die Zeit uns kürzten oder auf den Stühlen zu schlummern suchten. Die am Morgen zur Schule sich einstellenden

Kinder wurden wieder heimgeschickt, weil wir größere und, was die Italiener betraf, ungezogenere Schüler bekommen hatten.

Nach dem Frühstücke erborgten sich die Italiener ein Faß von meiner Mutter und füllten dasselbe in unserm Garten mit den ausgerauften Pflanzen der sogenannten Hundeblume, welche dann meine Mutter mit kochendem Wasser brühen mußte. Hierauf nahm fast jeder Italiener eine Portion davon, soviel als er mit zwei Fingern erfassen konnte, und verzehrte dieselbe. Aus welcher Absicht solches geschah und ob diese abgebrühten Blätter irgend ein Arzneimittel seien, habe ich nicht erfahren können.

Dresden und vorzugsweise unsere Neustadt war andauernd mit fremden Truppen angefüllt. Bald wurde die Schlacht bei Bautzen geschlagen. Tausende von Leichtverwundeten, welche noch Kraft zum Gehen hatten, langten in Dresden an. Viele von ihnen hatten als Stützen sich der Stacketen bemächtigt, welche die weitläufigen ländlichen Besitzungen des Grafen Marcolini vor dem Bautzner Thore einfriedigten. Die meisten dieser Franzosen waren an den Händen verwundet und man gab als Ursache davon an, daß die Preußen zu hoch geschossen und daher nur die bei dem Einstoßen des Ladestocks in den Flintenlauf erhobenen Hände ihrer Feinde getroffen hätten. Nicht wenige dieser Franzosen sollen sich selbst auf diese Weise und zwar vorsätzlich verwundet haben, um dem ferneren Kampfe und somit auch größerer Lebensgefahr zu entgehen. Unser Haus bekam 60—80 solcher Leichtverwundeter zugetheilt, welche in den Gartenhäusern untergebracht wurden und meist selbst für ihre Beköstigung zu sorgen hatten. Da war es beweglich, aber auch lächerlich mit anzusehen, wie allemal zwei Menschen vereint ein leichtes Geschäft verrichteten, das sonst von einem Einzigen besorgt wird. Wenn z. B. diese Krieger sich Staudensalat bereiteten, so hielt der eine Franzose mit der unverwundeten Hand die Salatstaude, während der Andere in gleicher Weise die Blätter ablösete, u. s. w. Dabei pfiffen, sangen und scherzten diese Leute, sich glücklich preisend, noch so wohlfeilen Kaufs aus der mörderischen Schlacht entkommen zu sein. Später langten Schwerverwundete auf Wagen und Schiebeböcken an. Die Fahrer der Letzteren, aus hierzu

gepreßten Landleuten bestehend, warfen ihre lebende Last nicht selten vom Schiebebocke herab, sobald sie solches unbemerkt thun konnten. Solches geschah namentlich dann, wann der Weg über eine Brücke führte, wo der Sturz in die Tiefe oder in's Wasser manchem Schwerverwundeten den Mund auf immer verschloß. Dergleichen Grausamkeiten ruft der Krieg hervor!

Indessen hatte Napoleon unsern König genöthigt, in sein Land und in seine Residenzstadt zurückzukehren. Bei seinem festlichen Einzuge, welchen Napoleon veranstaltete, mischten sich unter die damals üblichen Vivathochs der Volksmenge bereits die Rufe: „Vivat Brot!", denn es begann der Mangel, erzeugt durch die große Zahl der fremden Mitesser, in Dresden sich einzustellen.

Inmitten alles Kriegslärms besuchte ich, mit wenigen und kurzen Unterbrechungen, das Seminar in gewohnter, täglicher Weise. Zuweilen nicht ohne Lebensgefahr, wenn mir auf der, hinter unserm Garten über die Elbe geschlagenen Schiffbrücke, welche kein schützendes Geländer besaß, lange und breit marschirende französische Heersäulen und Wagenburgen entgegenkamen und mich an den äußersten Rand der Brücke drängten. Zuweilen steckte ich mitten zwischen den Pferden eines dichten Reitertrupps und verdankte es nur der Zahmheit der Thiere, daß ich weder getreten, noch geschlagen, noch niedergeritten wurde.

Dresden war zu einem Hauptdepot der französischen Armee geworden, das man auf's Neue zu befestigen bedacht war. Tausende von Landleuten beiderlei Geschlechts wurden beordert und gezwungen, unter den Befehlen französischer Ingenieurs vor Dresdens Thoren und Schlägen zu schanzen. Außer den vereinzelten Redouten, welche vor den Schlägen der Altstadt errichtet wurden, war die sogenannte Kaiserschanze vor dem Bautzner Thore die größte und festeste. Auch die Spitze des Weisenbergs in der Nähe des Waldschlößchens krönte eine französische Schanze und selbst das dort gelegene Chausseegelder-Einnahmehaus wurde in eine kleine Festung umgewandelt. Quer über unsere Elbbrücke zog man eine Pallisadenreihe und ließ bei dem daran befindlichen Thore nur so viel Raum, als für den Weg eines Fuhr-

werks nöthig war. Junge, französische Recruten sah man täglich mit der Waffenführung sich vertraut machen.

Nachdem das französische Heer bis Breslau siegreich vorgedrungen war, schlossen die streitenden Parteien einen längeren Waffenstillstand. Diese bedurften allerseits desselben auf das Dringendste, um ihre Armeen zu verstärken und neue Hülfsquellen für die noch bevorstehenden Kämpfe zu eröffnen. Denn an einen Friedensabschluß durfte man nicht denken, noch einen solchen wünschen. Während Preußen in der Ruhe des Waffenstillstands einen furchtbaren Gegner Napoleons in seiner Landwehr heranbildete, rief dieser seine noch in Spanien vorhandenen Kerntruppen, ja selbst seine Seesoldaten, nach Deutschland herbei.

Napoleon nahm jetzt seinen bleibenden Wohnsitz in dem weitläufigen Gartengrundstück des Grafen Marcolini zu Friedrichstadt-Dresden. Genannter Graf war als Page an den sächsischen Hof gekommen, mit dem König Friedrich August aufgewachsen und innig befreundet worden, daher er von einem gut lohnenden Ehrenposten zu dem andern emporstieg und schließlich ein, wenn schon nur kleiner Nachfolger des berüchtigten Grafen Brühl wurde.

Die sich mehrenden Grillen Napoleons zu vertreiben, wurde die französische Hofschauspielergesellschaft (unter ihr auch Talma) nach Dresden berufen und mitten unter Waffengeklirr und dem heillosen Walten des Mars ein Tempel Thalia's eröffnet.

Sonderbar! wo zu jener Zeit die Zuchtruthe Europa's als ein leuchtender Komet umherwandelte und einen langen Schweif von funkelnden Nebensternen nach sich zog — wo über der Völker Wohl und Wehe verhandelt und entschieden wurde — wo Talma durch seines Spieles Kunst die Zuschauer entzückte und die Schaar feiler Schmeichler und Höflinge die langen Reihen prachtvoll geschmückter Zimmer füllte: da seufzen und stöhnen gegenwärtig arme Kranke; da schleichen in den schattigen Laubgängen des weiten Gartens und an dessen marmornen Kunstgebilden vorüber die Genesenden, denn — jenes gräfliche Palais ist zum städtischen Krankenhause umgewandelt worden!

Zu jener Zeit konnte man den großen Kaiser jeden Tag sehen. Allein der Zauber, welcher früher seine Person umfing, und auch mich

einst an die Tritte seines Rosses heftete, war verschwunden und gleichgültig, ja mit stillem Ingrimm blickte man auf den früher angestaunten Besieger Europa's hin, wenn er uns in den Weg kam. Napoleon schien während des Waffenstillstands Dauer weiter nichts zu thun zu haben, als alltäglich über seine Garden Musterung zu halten. Dieses geschah in dem sogenannten großen Gehäge zu Friedrichstadt-Dresden. Es war, als wollte er sich an dem Anblick seiner treuen, ihm blindlings ergebenen und mit ihm unter den Pyramiden Aegyptens gewesenen Schaaren neuen Lebensmuth und neue Ausdauer zur Kampfesfortsetzung erholen.

So bringt der Knabe alltäglich seine Schachtel mit hölzernen oder bleiernen Soldaten herbei, packt sie aus, stellt sie auf und ergötzt sich an ihrem Anblick, um sie dann wieder in Ruhe zurückzuversetzen. Aber dieses kaiserliche Soldatenspielen stürzte die Hausbesitzer der mit Einquartierung überfüllten Friedrichstadt in Verzweiflung und Armuth. Ungehört und unbeachtet blieben deren Vorstellungen und Bitten. Für die, Monate hindurch währende Einquartierung, welche den Besitzer eines kleinen Häuschens 10 bis 20 kaiserliche Gardisten täglich zu ernähren zwang, sind, wie verlautet, lange Jahre nach beendigtem Kriege, allen Hausbesitzern zusammen eine Entschädigung von nur 3000 Thlrn. zugesprochen worden, eine Summe, welche kaum den erlittenen Verlust eines Einzelnen deckte!

Ueberhaupt war die damalige Gesetzgebung über Einquartierungs- und andere Kriegslasten eine so ungenügende und unbillige, daß eine große Anzahl der Hausbesitzer Dresdens gänzlich bankerott und an den Bettelstab gebracht wurde, die übrigen aber verarmten. Da der Krieg ein allgemeines Uebel ist, so sollte auch jeder Bewohner eines mit Krieg überzogenen Landes zur Mitleidenschaft gezogen werden. Bisher aber traf die ganze Kriegslast meist nur diejenigen, welche ihren Wohnsitz an der Heerstraße oder in der Nähe derjenigen Plätze innehatten, um deren Besitz gekämpft wurde.

Ein aufmerksamer Beobachter wird erkannt haben, daß das französische Volk, als ein eitles, leicht bewegliches und heißblütiges, die Veränderung, die Zerstreuung, das Schaugepränge, äußeren Glanz und

öffentliche Ehrenzeichen liebt. Gleichwie man einem verwöhnten Gaumen durch Senf, Caviar, Sardellen, Gewürze und ähnliche Reizmittel immer neue Lust zum Essen schafft, ebenso trachten die neueren Herrscher Frankreichs durch ähnliche Mittel sich bei ihrem Volke beliebt zu machen und auf dem unsichern Throne fest zu erhalten. Napoleon mochte bemerken, daß seine Krieger, namentlich die jüngeren, das unaufhörliche Kriegen allgemach satt bekamen. Daher bereitete er ihnen eine willkommene Zerstreuung, wozu er seinen Geburtstag benutzte. Weil dieser jedoch erst nach schon abgelaufenem Waffenstillstand herbeikam, so feierte ihn Napoleon um etliche Wochen zeitiger. Eine drollige Sache das!

In der Allee unsrer Neustadt, in unserm geräumigen Garten, auf der Elbwiese vor demselben und an andern freien Plätzen wurden lange Tafeln mit Sitzbänken errichtet, große, schöne Zelte für das Officiercorps aufgeschlagen, zahllose Gerichte und Speisen bereitet und damit sämmtliche, in Dresden anwesende Krieger bewirthet. Es floß der Wein und er begeisterte die Schmausenden zu dem lauthallenden Rufe: „Es lebe der Kaiser!“ Dazu spielte die Musik der Regimenter, donnerte das Geschütz das Amen darein. Und am Abend dieses Tages erglänzte die Stadt in einer erzwungenen, festlichen Beleuchtung und längs des rechten Elbufers aufgestellte Bataillons sendeten Tausende von Leuchtkugeln aus ihren Musketen zu den himmlischen Lichtern empor und unter betäubendem Geprassel flammte das auf der Elbbrücke angebrannte Feuerwerk auf. Während dem unterhielten andere Bataillons in der Nähe des Dorfes Pieschen ein fortdauerndes Heckenfeuer aus ihren Flinten, das wie das Leuchten zahlloser Johanniswürmchen sich ausnahm.

Eine Erinnerung an jene Zeit habe ich in meinem „kleinen Eskimo“ niedergelegt.

Die Friedensvermittelungen, welche der Fürst Metternich in Oestreichs Auftrage bei Napoleon versuchte, blieben bekanntlich erfolglos. Man erzählt, daß dabei Napoleon, im höchsten Zorne über Metternichs Vorschläge, demselben vorwurfsvoll eingehalten habe: „Was zahlt Ihnen England für die schimpflichen Bedingungen, die Sie

mir machen?" Metternich soll über diese Frage vor Aerger bleich geworden und so ergrimmt sein, daß er sich nicht einmal herabließ, den Hut Napoleons, welchen derselbe bei dem heftigen Auf- und Niedergehen im Zimmer aus der Hand hatte fallen lassen, aufzuheben. Gewiß ist, daß an sich sehr klein erscheinende Dinge zuweilen die größten Wirkungen nach sich ziehen. So viel steht fest, daß Metternich unverrichteter Sache und als Napoleons Gegner zu seinem Kaiser Franz zurückkehrte, welcher, durch Metternichs Einwirkung, von nun an die Waffen gegen seinen eigenen Schwiegersohn ergriff.

18. Schlacht bei Dresden.

So wie Napoleon, nach gekündigtem Waffenstillstand, mit seiner Armee in Schlesien vordrang, brachen die vereinigten Armeen der Russen, Preußen und Oestreicher aus Böhmen in Sachsen ein, vertrieben die Franzosen aus Pirna und langten vor Dresden an, um solches in dem Rücken Napoleons zu nehmen. Die nur wenige Tausende starken Franzosen zogen sich fechtend auf unsere Stadt zurück und vertheidigten dieselbe tapfer gegen die feindliche Uebermacht. Man erzählte sich, daß die Verbündeten so fest auf Dresdens schnelle Einnahme rechneten, daß viele Hunderte böhmischer Weiber, mit Tragkörben versehen, ihre Landsleute begleiteten, um die sicher verhoffte, reiche Beute in Empfang zu nehmen und davon zu tragen.

Wenn man damals schon den electromagnetischen Telegraphen gekannt und angewendet hätte! So mußten aber Eilboten zu Roß nach Schlesien jagen, um Napoleon nebst seinem Heere zur Hülfe herbeizurufen. Daß solche anlangte, war die höchste Zeit. Bereits tobte der Kampf dicht vor Dresdens Vorstädten, deren angsterfüllte Bewohner vor den einschlagenden feindlichen Kanonenkugeln in das Innere der Stadt flüchteten. Jene verirrten sich sogar bis in unsere Neustadt herüber und gefährdeten die friedlichen Bewohner. Die Preußen hatten den königlichen großen Garten besetzt und dehnten ihre Streitkräfte bis zum linken Elbufer bei dem Dorfe Blasewitz aus. Die Oestreicher dagegen erstürmten die Redoute bei Mozinski's Garten und durchbrachen

die Pallisadenreihe. Da langte in den entscheidenden Augenblicken Napoleon mit seiner Armee in Eilschritten aus Schlesien an. Die ganze Breite der Chaussee einnehmend, quollen die blauen Schaaren die Anhöhe beim Waldschlößchen herab. Fußvolk, Reiterei, Artillerie, letztere vierfach neben einander fahrend, eilten im bunten Gewühl der Stadt zu. Dabei wurden die Franzosen von den Kugeln der Preußen begrüßt, welche diese von dem jenseitigen Elbufer herübersendeten.

Ungeachtet des weiten und anstrengenden Eilmarsches der Franzosen aus Schlesien, rückten diese sogleich gegen den Feind aus. Bald genug hörten und sahen wir die Folgen hiervon. Zuerst den die Lüfte erbeben machenden Kanonendonner, dann die zahllosen Verwundeten, die größtentheils über die vor unserm Garten über die Elbe geschlagene Schiffbrücke und durch unsern Hof geschafft wurden. Es war am 26. August, als dieser Kampf um Dresdens Besitz und Abwehr begann. Ein starker, mehrtägiger Regen strömte vom Himmel hernieder und vermehrte noch die Noth der Streitenden, die keinen trocknen Faden am Leibe behielten und in dem aufgeweichten Erdreich fast versanken. Da des Regens wegen keine Flinte und Pistole losbrannte, so mußte der blutige Kampf durch das Bajonett, den Säbel und die Kanonen ausgefochten werden. Aus unsern beiden Hinterhäusern konnten wir die Blitze der feindlichen Geschütze, welche die Bergkette des weiten Elbthales krönten, wahrnehmen und zählen. Geraume Weile nachher vernahmen wir erst den Knall.

Welche grauenvolle Bilder des menschlichen Elends unsere Augen zu sehen bekamen! Eine gar nicht endende Reihe von Verwundeten schleppte sich und wurde geschleppt durch unsern Garten herauf und durch den Hof in die eiligst errichteten Lazarethe. Auf ausgehobenen Thüren, auf Leitern, auf zu Tragen umgewandelten Flinten und andern mißlichen Transportmitteln brachte man die Schwerverwundeten herbei. Ich entsinne mich unter Anderem eines Kriegers, der durch einen aufgeflogenen Pulverwagen in einen kohlschwarzen Neger verwandelt worden war und im halb gebratenen Zustande ausgestreckt auf einer Thüre wimmerte, die etliche Kameraden trugen. Wiederum saß ein bärtiger Gardist, welcher stramm und siegesfreudig in die Schlacht

gezogen war, auf dem Eisenrohr seiner Flinte, deren Enden zwei seiner Gefährten gepackt hielten. Mit beiden Armen umschlang er die Hälse seiner Träger und bewahrte hierdurch seinen Körper vor dem Zusammensinken. Erloschen war der feuerige Blick, schon halb gebrochen das muthige Auge und eine gelbliche Todesblässe bedeckte das bereits hypokratische Antlitz in dem tief zur Brust herabgesenkten Haupte. Immer neue und schreckenvollere Gestalten naheten sich und machten uns bei dem Gedanken an die schwere Rechenschaft schaudern, die der Urheber eines Krieges einst abzulegen haben würde. Bald verdrängte ein anderes Schauspiel das der Verwundeten. Von der steinernen Elbbrücke daher und die große Meißnergasse herauf nahte sich unsrer Wohnung ein langer Zug östreichischer Gefangener, denen die Habgier ihrer Gegner nur die nothdürftigste Kleidung gelassen hatte. Sie wurden von französischen Kriegern begleitet und überwacht. Uns gegenüber, vor dem Hause eines Bäckers hielt der Zug an. Von jeher scheint die östreichische Armee an der nöthigen Verpflegung Mangel gelitten zu haben. So hatten auch dießmal die Oestreicher bereits vor Beginn der Schlacht wenig oder nichts zu essen bekommen und in der ausgesogenen Umgegend Dresdens weiter keine Nahrungsmittel erlangen können als unreifes Obst. Jetzt standen die Gefangenen, hungernd und bis auf die Haut durchnäßt, stundenlang auf dem Straßenpflaster, und der in Anspruch genommene Bäcker konnte oder mochte kein Brot für die Aermsten schaffen. Zu den Leiden des Hungers gesellten sich noch theilweise das Weh empfangener Wunden und der Todmüdigkeit. Besonders erregte ein junger, schwächlicher Oestreicher unser tiefstes Mitleid. Derselbe hatte einen Schuß in's Bein erhalten, so zwar, daß er bei jedem gethanen Schritte tief zusammenknickte und hinzustürzen drohte. Ihm sendete meine Mutter durch mich eine kurze Stange als Krücke und ein Stück Brotes zu, welches beides auf das Dankbarste angenommen wurde. Nach langem, vergeblichem Harren mußten die Gefangenen unerquickt weiter wandern.

An dem Spätabende dieses Schlachttages gerieth ein mit Stroh, Heu und Hafer angefülltes Magazin, am linken Elbufer und unserm Brauhause gegenüber, in Brand. Es war ein furchtbar schönes

Schauspiel, das aber leicht der ganzen Stadt zum Verderben hätte ge reichen können. Denn mehrere Hunderte, mit Kugeln und Pulver ge füllte Wagen bedeckten in einer langen Reihe die Schiffbrücke und unser Elbwiese. Wenn einer der zahllos die Lüfte durchfliegenden Feuerfunken das Pulver entzündete, so erlebte Dresden ein noch schrecklicheres Schicksal als Eisenach und Leyden.

In dem weiteren, dreitägigen Verlaufe der Schlacht wurden immer neue Haufen namentlich östreichischer Gefangenen eingebracht, deren Zahl sich auf 12,000 steigerte. In Ermangelung anderer, hierzu passender Räumlichkeiten sperrte man diese Gefangenen in Dresdens Kirchen, mit alleiniger Ausnahme der katholischen und der evangelischen Hofkirche, so wie in das leerstehende Orangeriehaus der Ostra-Allee

Kaum daß die letzten Schüsse in Dresdens nächster Umgebung ver hallt waren, so trieb mich die Neugierde, in Begleitung vieler Semi naristen, das noch buchstäblich rauchende Schlachtfeld zu betreten. Di Neugierde ist in einer ereignißreichen Zeit eine Leidenschaft, welche selbst sonst ernstbesonnene Männer beherrscht. Auch unser ehrwürdige Cantor F. machte hierin keine Ausnahme, indem er, gleich mehreren Seminaristen, während der tobenden Schlacht das kleine Thürmchen auf dem Seminargebäude bestiegen und von dort aus nach den Käm pfenden ausgeschaut hatte, bis einige wohlgezielte Kugeln des Feindes welcher in den Neugierigen Kundschafter vermuthete, jene rasch wieder vertrieben. Wir wanderten aus dem Löbtauer Schlage und sahen bal die weite Fläche mit Menschen- und Pferdeleichen, mit Kugeln un zerschossenen Wagen u. s. w. bedeckt. Auch einen Russen fanden wi noch lebend, welcher mit beiden Händen sein zerschmettertes Knie um faßt hielt und laut jammerte. Wir hatten nichts Eiligeres zu thun al solches einigen Arbeitern zu melden, welche auf dem Schlachtfelde tief Gruben ausschaufelten und die Gebliebenen einscharrten. Gleichmüthi entgegneten sie uns, daß sie nur für das Begraben der Todten ge miethet wären und bezahlt würden, aber nicht für das Unterbringen der Lebenden. In der von uns betretenen Gegend lagen lauter Oest reicher und namentlich viele Ungarn, schöne, kräftige Gestalten. Da sie Mangel an Nahrung gelitten hatten, erkannte man an den unreife

Aepfeln, welche viele der Todten neben sich liegen hatten. Der Tod war in mancherlei Gestalten hier dargestellt und immer mehr gewöhnte sich der erst entsetzte Blick an die reichlich gehaltene Aerndte des bleichen Sensenmannes. Am dichtesten war dieselbe vor der Redoute bei Mosinsky's Garten, die von den Oestreichern bereits genommen worden war. Hier lagen die östreichischen Czakko's wie gesäet umher und die Erde war mit Menschenblut reich gedüngt. Die Seele von dem Geschehenen erfüllt, kehrte ich wieder heim.

Am andern Tage darauf strömte fast die ganze Bevölkerung Dresdens hinaus auf das weite Schlachtfeld, auf welchem die indeß gänzlich ausgeplünderten Todten in völliger Nacktheit die Erde bedeckten. Die Feder möchte vor Scham erröthen, indem sie niederschreibt, wie die Mehrzahl dieser Besucher aus Frauen und Jungfrauen bestand, welche, im Sonntagsschmuck prunkend, die nackenden Kriegergestalten mit schamlosen Blicken musterten und entweihten. Sonst für ehrbar und züchtig gehaltene Frauen und Jungfrauen, selbst aus den gebildeten Ständen, befanden sich unter den weiblichen Schaaren, welche zwischen den ausgestreckten und verstümmelten Schlachtopfern, gleich wie in einem Garten zwischen Blumenbeeten, umher wandelten und eine entsetzliche Lüsternheit verriethen. Auch unsere Wirthin nebst ihren sämmtlichen Töchtern nahm Theil an dieser unzüchtigen Heerschau. Es erhellt aus dem Gesagten, wie sehr der Krieg alle gute Zucht und Sitte vernichtet. Sehr groß war die Zahl der Frauen und Jungfrauen, welche den Verlockungen der bei ihnen einquartierten jungen und hübschen Krieger unterlagen und ihrem sonst unbescholtenen Namen einen unaustilgbaren Makel anhängten, während noch ungleich mehr Sünden dieser Art, unter dem Deckmantel der Heimlichkeit begangen, nicht zur Oeffentlichkeit gelangten. Einer unsrer geachtetsten Aerzte sagte damals aus, daß man erstarren würde, erführe man, wie er, bis in welche hohe und edle Familien das ansteckende Gift der Lustseuche durch die Franzosen eingedrungen sei.

Von nun an bekamen die Miethleute ihren Antheil von der reichlichen Einquartierung. Wir hatten bald einen Officier, bald etliche Gemeine u. s. w. zu beherbergen und zu beköstigen. Unser Stadtrath

hatte durch öffentlichen Straßenanschlag bekannt gemacht, was und wie viel Dresdens Bewohner ihrer Einquartierung an Speise und Trank zu verabreichen hätten. Eine solche Speisekarte lautete gar nicht übel für die Krieger, desto übler aber für die Geldbeutel der Gastgeber. Nach jener Vorschrift hatte ein Officier, vom Hauptmann bis zum Leutnant herab, des Morgens eine Portion Kaffee mit Mundsemmeln, Mittags eine Suppe, Fleisch mit Gemüse, Braten mit Salat oder Compot, Brot, Butter und Käse, so wie eine ganze Flasche Wein zu erhalten; Abends wieder warmes Essen oder kalte Küche mit Braten und eine halbe Flasche Wein. Die Zahl der Gerichte und der Flaschen Weins mehrten sich mit dem höhern Grade des Officiers, so daß ein General ein Vielfraß sein oder platzen mußte, wenn er das ihm Zugebilligte Alles genießen wollte. Das ordnete unser Stadtrath an, woher aber den Aufwand dafür hernehmen, sagte er nicht.

Diejenigen Hausbesitzer und Miethbewohner, welche sich mit der oft ungestüm auftretenden Soldateska nicht befassen mochten, verdingten ihre Einquartierung in Hotels und an gewinnsüchtige Leute, welche aus vorkommenden Mißhandlungen sich wenig machten. Für jeden gemeinen Soldaten zahlte man in der Regel täglich einen Thaler, für einen Leutnant drei und so höher aufsteigend bis zum General, der 10 und mehr Thaler zu unterhalten kostete.

Auch unser hochbetagter Onkel Israel gehörte zu diesen friedliebenden Hausbesitzern. Obgleich die Altstadt lange nicht so viel Einquartierung zugetheilt bekam als die Neu- und Friedrichstadt, so mußte der Onkel dennoch mehr wie 2000 Thlr. für seine Einquartierung bezahlen. Meine nachherigen Schwiegerältern, welche ein großes Haus in der Neustadt besaßen, wurden durch die jahrelang andauernden Lasten der Einquartierung fast an den Bettelstab und um ihr Haus gebracht. Die Zahl der bei ihnen Einquartierten stieg bis auf 20,000 und man wird die Größe dieser Last ermessen können, wenn man erfährt, daß meine Schwiegerältern auf einmal 150 Gemeine und 18 Officiere zugetheilt bekamen, während ein Stockwerk ihres Hauses von der französischen Apotheke in dauernden Besitz und ohne Entschädigung genommen war. Von Seiten der Regierung und des Magistrats geschah nichts,

um diesen entsetzlichen Druck zu mindern oder gleichmäßiger zu vertheilen. Während in Preußen die Hypothekengläubiger nach dem Kriege ihren Schuldnern eine mehrjährige Frist der Geduld gestatten mußten, brachte man in Sachsen die Grundstücke der durch die Einquartierung ruinirten Besitzer sofort unter den Auctionshammer, wo dann jene zu und unter den Spottpreisen losgeschlagen wurden.

In der ersten Zeit der französischen Einquartierung im Mai 1813 erhielten die Hauswirthe eine Zubuße von Fleisch für ihre Einquartierung. Daß hierbei starke Unterschleife vorkamen, versteht sich von selbst. Später aber hörte auch diese Beihülfe auf. Zwei bei meinen Aeltern einquartierte Westphäler bekamen aus dem Militairmagazin Reisportionen zu ihrer Verpflegung zugetheilt. Diese beiden Portionen rohen Reises täglich füllten eine Kaffee-Obertasse kaum halb und mußte daher meine Mutter mehrere Tage diese Portionen ansammeln, ehe sie ein einziges Reisgericht zusammenbrachte. Schon damals schienen die französischen Machthaber das bevorstehende Ende ihrer Herrschaft zu ahnen und darum auf Unkosten ihrer Untergebenen sich zu bereichern.

Unsere Stadt gerieth durch die enormen Ausgaben für die fremde Einquartierung und andere Kriegsanforderungen in eine erdrückende Schuldenlast, welche sie nach mehrern Jahrzehnten und durch schwere Auflagen abzutragen vermochte. Dresdens Einquartierung betrug vom 26. Februar bis mit 31. December 1813 in Summa 7,376,947 Köpfe, im Jahre 1814 2,712,345, darunter 2497 Generäle, welche meistens die Hausbesitzer verpflegen mußten. War es da ein Wunder, wenn diese verarmten?

Unsere Schule war, wie schon gesagt, eine Armenschule, in welcher 70 von unsern Schülern täglich ihr Essen und ihr Brot bekamen. Dieses Essen, dessen Preis für den Frieden und für wohlfeile Zeit berechnet war, in der harten, theuren Kriegszeit zu beschaffen, war für meine Mutter eine gewiß schwere Aufgabe, die sie dennoch glücklich lösete. Eben so verhielt es sich mit dem Herbeischaffen und Austheilen des Brotes, welches jetzt allemal bei abendlicher Dunkelheit und heimlich von dem Bäcker geholt werden mußte, um nicht die Raubsucht der zahlreichen, oft darbenden Krieger zu erwecken. Damit das frischbackene

Brot nicht durch den leicht wahrnehmbaren Geruch sein Vorhandensein verrathe, verbargen wir es in unserm Keller und eben so verstohlen geschah dessen Vertheilung an die Zöglinge, die ihre empfangene Gabe auf dem Heimwege vor den Augen der Soldaten gleichfalls verbergen mußten. Zur Ehre unsers Bäckers erwähne ich hier, daß derselbe, sogar in den Tagen der höchsten Noth und einer lange andauerden Belagerung unsrer Stadt, stets unsern Brotbedarf geschafft hat. Wie ihm solches möglich war, als französische Gensdarmen alle Backöfen Dresdens überwachten und die fertig gebackene Waare zunächst für ihre Leute in Beschlag nahmen, ist mir noch heute unbegreiflich.

Nach der Schlacht bei Dresden, welcher Vandamme's Gefangennehmung bei Kulm auf dem Fuße folgte, begann Napoleons rastloses Hin- und Herziehen zwischen Böhmen, Sachsen und Schlesien. Mein älterer Bruder, welcher bereits im Kriege 1809 mit seinem Kriegszahlmeister und der Kriegskasse vor den anrückenden Oestreichern geflüchtet und bis Sangerhausen in Thüringen gekommen war, mußte jetzt abermals in's Feld rücken. Eine sächsische Kriegskasse, welche unsern, mit den Franzosen auf Berlin losmarschirenden Truppen einen Geldbetrag von etwa 150,000 Thlrn. zuführen sollte, war von den Kosacken in einem Walde unvermuthet überfallen und genommen worden. Der Officier, welcher die aus sächsischer Leibgarde bestehende Bedeckung der Kriegskasse befehligte, hatte, im sorglosen Vertrauen auf die weite Entfernung der feindlichen Armee, zwischen welcher er noch die französisch-sächsische wußte, seine Leute weder scharf laden lassen, noch kampfbereit zusammengehalten. Mit der militairischen Bedeckung zugleich wurde auch der Kassenbeamte gefangen genommen, daher die Reihe des Marschirens nun meinen Bruder traf. Derselbe machte die Schlachten bei Großbeeren und Dennewitz mit und kam nach der großen Völkerschlacht mit der Kriegskasse nach Leipzig zu stehen, von wo er nach Dresden zurück berufen wurde.

Hier verlebten wir indeß unruhige Tage. Immer mehr nahm der Mangel an Nahrungsmitteln überhand. Eines Tages kam ein französischer Officier an das Parterrefenster geritten, an welchem meine Mutter nähend saß. „Madame“ — redete er diese an, indem er einen

Napoleonsd'or herhielt — „Brot!“ Gern hätte meine Mutter, schon aus Erbarmen, den Wunsch erfüllt, allein solches war, der vielen, in der Nähe befindlichen Franzosen wegen, nicht rathsam, daher meine Mutter kopfschüttelnd das Begehren abwies, worauf der Officier traurig fortritt.

An einem andern Vormittage trat ein im polnischen Brauhause einquartierter Franzose in unsere, am Anlauf gelegene Wohnstube und begehrte mit Ungestüm ein Bettstück für sich. Als ihm meine Mutter verneinend antwortete, näherte er sich unserm Pianoforte, unter welchem mein 3jähriger kleiner Bruder Eduard auf seinem kleinen Deckbette sanft schlief. Hastig zog der Franzose das Bettstück unter dem jugendlichen Schläfer hinweg, so daß derselbe mit dem Kopfe unsanft auf die Dielen aufschlug und weinend erwachte, während der Franzose mit seinem Raube davon ging. Jedoch sei erwähnt, daß meine Mutter nach dem Abmarsch der Einquartierung das Bettstück im Malzhause wiederfand.

Am übelsten erging es den Gefangenen in den Kirchen und in dem Orangeriehause. Man reichte ihnen nicht einmal Stroh zu einer Lagerstätte, daher sie dieselbe in den hölzernen Kirchenständen und auf den kalten, harten Steinplatten der Kreuzgänge aufschlagen mußten. Nur nothdürftig bekleidet und gänzlich vom Regen durchnäßt, froren sie gewaltig in den hohen, weiten und mehr als kühlen Hallen, die sie nur auf kurze Minuten verlassen durften, um in einem nahe gelegenen Winkel ihre Nothdurft zu verrichten. Fast lediglich auf die Nahrungsmittel beschränkt, welche ihnen das Mitleid der Einwohner und der Vorübergehenden schenkte, gesellte sich zur Kälte noch der Hunger, der einen preußischen Gefangenen im Orangeriehause dahin brachte, freiwillig sich den Tod zu geben, indem er von dem höchsten, mühsam erkletterten Balken des Dachstuhls sich in die Tiefe herabstürzte. Das Loos der preußischen Gefangenen in Dresden, im Kriege 1806, war dagegen ein goldenes zu nennen. Daß es unsern bei Großbeeren und Dennewitz gefangenen Sachsen in Berlin noch schlimmer erging, habe ich bereits erwähnt. Als die herbstliche Kälte die Kirchen mit einer Eisluft erfüllte und die Gefangenen durch die Ruhr hinwegzuraffen

begann, erlaubten deren Wächter ihnen endlich, die hölzernen Kirchenstühle, Bänke, Stände und sonstigen Sitze als Feuerungsstoff zu benutzen. Als daher nach mehr wie einjähriger Zeitfrist die Kirchen endlich geräumt und ihrer Bestimmung zurückgegeben wurden, fand sich in deren Schiffen kein Holzspan mehr vor, so daß das Verbrannte mit einem großen Kostenaufwande wieder hergestellt werden mußte. Die schöne Frauenkirche hatte keine Gefangenen zu beherbergen bekommen, aber nur aus dem Grunde, weil sie das Hauptmagazin der Franzosen und mit Vorräthen aller Art angefüllt worden war. Auch ihr Inneres mußte gänzlich erneuert werden.

Wie war dir so wehmüthig um's Herz, kleines, zusammengeschmolzenes Häuflein gläubiger Kirchengänger, als du dich nach langer, langer Pause in dem beschränkten, niedrigen Raum des Fechtsaales im Kadettenhause zum ersten Gottesdienste wieder versammeln durftest! Wer lebt, wer weiß es noch von euch, unter welchen Gefühlen wir uns auf die kunstlosen, aus allen Winkeln herbeigesuchten Bänke ohne Rückenlehne niederließen, des hehren Orgelklanges entbehrend, unsere Stimmen zu dessen Lobe erschallen ließen, der uns inmitten eines mörderischen Krieges und tausendfacher Gefahren am Leben erhalten hatte? Wer sieht noch im Geiste unsern alten, ehrwürdigen Pastor Kell auf den zur Kanzel umgewandelten Katheder treten und seine eindringliche Predigt mit dem gewohnten Spruche beginnen: „Herr, lehre du mich thun nach deinem Wohlgefallen, denn du bist unser Gott; dein guter Geist leite mich auf ebener Bahn. Amen?"

Wann ich früh in der siebenten Morgenstunde meinen täglichen Weg von der Neu- nach der Friedrichstadt in's Seminar zurücklegte, traf ich fast regelmäßig auf den Vater unsers Königs Johann, den Prinzen Maximilian, welcher in Begleitung eines Kammerdieners aus seiner, im königlichen Schlosse gelegenen Wohnung nach seinem in der Ostra-Allee befindlichen Gartengrundstücke ging. Der Prinz war ein großer Freund vom Vogelstellen und diese Liebhaberei war's, die ihn, selbst bei strenger Winterkälte, in aller Frühe hinaus auf seinen Garten trieb und zwar stets zu Fuß. Jetzt aber war eine edlere Triebfeder die Ursache seiner zeitigen Ausgänge. Jenes alte Orangeriehaus, in welchem

in Theil der Gefangenen eingesperrt war, stand in der Sommerzeit leer, weil die Orangenbäume mit ihren Erdkübeln die Räume des Zwingers schmückten. Seine hohen und breiten Fenster waren dann durch hölzerne Läden verschlossen, welche dem Tageslichte den Zutritt verwehrten und den weiten, innern Raum zu einem finstern Keller umgestalteten. Vielfach angebrachtes, zum Stützen des leicht gebauten Hauses nöthiges Gebälk in der Höhe machte deren Erkletterung möglich, was von den Gefangenen benutzt wurde, um mit Hülfe von Taschenmessern kleine Oeffnungen in den obern Rand der Läden zu schneiden und durch dieselben losgetrennte, an langen Bindfäden befestigte Kleidertaschen herauszuhängen. Diese hangenden Beutel, viele Hundert an der Zahl, waren in fast unaufhörlicher Bewegung und vertraten die Stelle von bittend ausgestreckten Händen. Sie senkten sich bald in die Tiefe hernieder, bald fuhren sie wieder empor. Dabei ertönte aus dem verschlossenen, finstern Innern dumpf und hundertfältig die flehentliche Bitte um eine Gabe, wobei sich die Russen durch den Ruf unterschieden: „Muhter, gibb! gibb!" Aber noch ergreifender war der Anblick einer langen Reihe von Menschenhänden, welche, dicht an einander gereiht und längs des weit hin sich erstreckenden Gebäudes aus der Erde oder dem Grabe hervorgewachsen zu sein schienen. Die armen Gefangenen hatten Muße genug gehabt, um auszuforschen, daß die Vordermauer ihres Gefängnisses den oberflächlichsten Grund von der Welt besaß. Daher war es ihnen möglich geworden, nach Art der Maulwürfe und Hamster, eine Höhle unter den Mauersteinen zu graben, durch welche ihr möglichst lang ausgestreckter Arm seine Hand hinaus an das Tageslicht zu bringen vermochte. Daß sie dabei auf dem Bauche liegen mußten, versteht sich von selbst. Auch diese Hände befanden sich, wie die hangenden Taschenbeutel, in steter Bewegung und schlossen sich in dem Augenblicke, wo sie eine Gabe hinein fallen fühlten, worauf die beschenkte Hand zurückgezogen wurde und verschwand, um in der nächsten Minute ihr Bittgeschäft von Neuem zu beginnen. Wenn nun der menschenfreundliche Prinz Maximilian auf seinem frühen Ausgange an dieses Orangeriehaus, an welchem ihn sein Weg vorüberführte, gelangte, so winkte er seinem Kammerdiener hinter sich

und derselbe hob an bei der ersten, aus der Erde hervorwachsenden Hand und bei dem ersten auf und nieder hüpfenden Schubsack bis zu dem letzten Bittenden und steckte oder legte eine kleine Silbermünze hinein, von welcher er einen ansehnlichen Vorrath bei sich führte. Dabei gab der mitleidige Fürst genau Acht, daß keine Hand und keiner der Beutel übersehen wurde, indem er mit seinem Spazierstocke da und dorthin wies, wo noch auszutheilen war.

Mit jedem Tage mehrten sich des Krieges Greuel. Die umliegenden Dörfer waren verödet, Alles, was zur Nahrung diente, war geraubt worden vom Feinde wie vom Bundesgenossen. In die Wage des Rechts wirft ja der Krieger sein Schwert als Gewicht! und das eigene Besitzthum ist zur leicht platzenden Seifenblase geworden. Auf der vormaligen, jetzt zu einem öffentlichen Park umgeschaffenen Bürgerwiese in Dresden waren viele Hunderte, von den Franzosen geraubter Stücke Rindviehs zusammengesperrt worden. Diese armen Thiere, welche aus der zerstampften und bereits längst abgegrasten Wiesenfläche kein nährendes Hälmlein raufen konnten, erfüllten die Luft mit ihrem kläglichen Gebrüll des Hungers und Durstes. Ein einzelner Franzos, welcher zwei geraubte Kühe trieb und für solche nicht gleich einen Käufer fand, schenkte sie einem unsrer Schüler, einem armen Fischerknaben, der ihm gerade in den Weg kam und hocherfreut die Kühe seinen Aeltern zuführte. Diese stellten die Thiere in ihre, im Erdgeschoß gelegene Küche ein und zehrten lange von dem Fleische, das sie so unerwartet geschenkt bekommen hatten. Zahllos war die Menge der ländlichen Fuhrwerke mit ihrem Gespann, welche unsere Bundesgenossen ihren Besitzern abgepreßt hatten und wochenlang mit sich herumführten, bis endlich der Herr oder dessen Knecht verzweifelte und Wagen nebst Gespann im Stiche ließ. Unsere Nachbargasse, der Kohlmarkt, war mit solchen herrenlosen Wagen angefüllt, und fielen diese endlich diebischen Händen anheim, an welchen es damals in unsrer Stadt nicht mangelte. Mich erbarmte es einst, als ich ein Ochsengespann sah, das in dem strohreichen Düngerhaufen unseres Hofes nach irgend einer Nahrung umherwühlte.

Ein Advocat und Dichter, Namens Hohlfeld, bewohnte zu jener Zeit das erste Stockwerk unseres Hinterhauses, in welchem früher die wahnsinnige Jungfrau nebst ihrem Vater und Bruder seßhaft gewesen war. Hohlfeld, der eine Urania, die jüngere, geschrieben hat, die in Dresden nicht unberühmt war, vertauschte über Hals und Kopf diese seine Wohnung mit einer anderen in der Altstadt, weil diese weniger mit Einquartierungslasten heimgesucht wurde als unsere Neustadt. Dieser Wohnungswechsel kam meinen Aeltern sehr erwünscht, indem diese ihr am Anlaufe gelegenes Quartier mit dem ruhigeren Hohlfelds vertauschten, obschon sie dafür mehr Miethzins entrichten mußten. Dieser Wohnungswechsel geschah zu Michael 1813.

Hier schalte ich die Bemerkung ein, daß mein Vater seinen Lehrgehülfen, den jungen T. aus Lockwitz, nicht mehr besaß, sondern daß abermals meine gute Mutter dessen Stelle übernommen hatte. Dieselbe möglichst gewissenhaft zu vertreten, hatte sie bei einem ausgezeichneten Zöglinge unseres Seminars, einem Jugendfreunde meines älteren Bruders, Unterricht in der Lautirmethode genommen, woran auch ich Antheil nahm. Dieser Lerneifer einer in Jahren vorgerückten Frau, deren Zeit ohnehin durch vielfache Geschäfte in Anspruch genommen war, ist gewiß hoch zu rühmen. Mir blieb als Seminarist nur so viel Zeit übrig, daß ich täglich von halb 10 bis halb 11 Uhr eine Unterrichtsstunde der Schule meines Vaters widmen konnte. Sämmtliche Schüler und Schülerinnen, so wie deren Aeltern titulirten mich nicht anders als: „Mosje Gustav“.

19. Die erste Privat-Schülerin. Kriegsnoth.

Im Spätsommer des Jahres 1813 befragte mich achtzehnjährigen Jüngling eines Tages unser Seminardirector, ob ich in einer adeligen, in unserer Neustadt wohnenden Familie den ersten Elementarunterricht bei deren sechsjähriger Tochter übernehmen wollte? In solchem Privatunterricht bestand der Haupterwerb der Seminaristen, und ich, der ich von meinem Vater monatlich 4 Thaler erhielt, wofür ich mich kleiden, den französischen Unterricht des Professors Bruel bezahlen und alle

meine kleinen Nebenbedürfnisse bestreiten mußte, nahm dankbar und freudig das gütige Anerbieten an, dessen mich mein Director, trotz meiner Jugend, würdigte. Der Schwager desselben, ein Doctor der Rechte, war Anwalt bei jener Adelsfamilie und hatte von derselben den Auftrag übernommen, ihr für ihr ältestes Töchterchen einen passenden Lehrer zu verschaffen. Jene Familie hatte bisher einen ihr gehörigen Weinberg in Dresdens Nähe bewohnt und selbst dann noch dort ausgeharrt, als das feindliche Heer im Anzuge gewesen war. Allein ihr Vertrauen auf die Großmuth und Ehrlichkeit der Feinde war schrecklich getäuscht und sie selbst von russischen Kosacken gänzlich ausgeplündert worden. Die wilden Krieger hatten nicht nur alles Geld und Geldeswerthe geraubt, sondern auch das, was sie nicht gebrauchen oder mit fortnehmen konnten, vernichtet. Unter Anderem waren die kostbarsten meißener Porzellantassen in den Etagèren und auf den Kommoden in kleine Stücke zerschlagen worden. Zuletzt hatten alle Glieder der Familie, um Mißhandlungen und weiteren Erpressungen zu entgehen, die Flucht ergreifen und, auf des Weinbergs Höhe versteckt, schreckenvolle Stunden verleben müssen. Einer Wiederholung ähnlicher Erlebnisse zu entrinnen, hatte die Familie von Z. eine Wohnung in einem Hause der Hauptstraße unserer Neustadt bezogen, in welche ich mich jetzt einführen sollte.

Die große Ehrfurcht, welche zur damaligen Zeit, in Folge der tiefen, zwischen dem Adel- und Bürgerstande befindlichen Kluft, der Bürgerliche gegen den Adeligen, namentlich gegen den reichen und hochgestellten, hegte und in verstärktem Maaße meine Aeltern erfüllte, war auch auf mich äußerst schüchternen Jüngling übergegangen. Daher trat ich meinen ersten Gang in jene adelige Familie mit bang und heftig klopfendem Herzen an. Vier Treppen hatte ich zu steigen, denn Herr von Z. hatte eine Dachwohnung gemiethet, zahlte aber, wie man mir entschuldigend mittheilte, ebensoviel Miethzins als der Inhaber der dritten Etage, weil er sich die Verschonung mit Einquartierung ausbedungen hatte.

Auf mein furchtsames Anklopfen an die Thüre erfolgte ein einladendes „Herein!“ und ich stand in der nächsten Secunde vor einem Herrn

t schwarzem, empor gekräuseltem Haupthaar, ferner vor einer kleinen,
:dlichen Dame und deren kaum 17 Jahre zählenden, jedoch hoch auf-
schossenen und schönen Schwester, denen sich meine künftige Schülerin,
i jüngerer Bruder und eine etwa zweijährige Schwester anschlossen.
orher schon hatte meine Mutter mich unterrichtet, wie ich „gnädiger
err", „gnädige Frau", „Euer Gnaden" und das Wort „unterthänig"
ufig in Anwendung zu bringen hätte, und that mein Möglichstes,
eser mütterlichen Belehrung zu entsprechen. Da die Lehrstunden im
eminar mit Ausnahme der freien Mittwochs- und Sonnabends-
achmittage, bis 4 Uhr dauerten, so wurde nothgedrungen die nächst
rauf folgende Stunde für den von mir zu ertheilenden Unterricht
stimmt und meine Forderung von 3 g. Gr. für jede Lehrstunde ohne
nwand bewilligt. Da Herr von Z. wünschte, daß mein Unterricht
cht später als 4¼ Uhr beginnen möchte, so erbat und erhielt ich von
:inem Director die Erlaubniß, die letzte Unterrichtsstunde im Seminar
ie halbe Viertelstunde vor dem Schlusse verlassen zu dürfen. Um
er den sehr weiten Weg in der angegebenen kurzen Zeit zurückzu-
gen, mußte ich denselben im raschen Lauf vollbringen. Meine über-
oße Aengstlichkeit, ja nicht über die festgesetzte Zeit einzutreffen, hätte
r beinahe das Leben gekostet, wie ich später erzählen werde. Am
chlusse der ersten von mir ertheilten Unterrichtsstunde händigte mir
:au von Z. eine Marke ein, die aus einem Stück französischen
rtenblattes mit einem daraufgedrückten Siegel des Familienwappens
stand. Die mehr und mehr gangbar gewordene Gewohnheit, für eine
heilte Unterrichtsstunde eine Marke auszuhändigen, ist entweder durch
ien, keine Ordnung beobachtenden Lehrer oder durch den schmuzigen
iz der Herrschaften in's Leben gerufen worden. Nobel ist sie nicht.
ie oft ist mir's begegnet, daß man vergaß, mir die schuldige Marke
behändigen, und großer Ueberwindung, so wie langer Zeit bedurfte
ehe ich an die vergessene Marke zu erinnern wagte. Wie oft geschah
daß, wenn ich auch zur bestimmten Zeit bei einer vornehmen Herr-
aft mich einstellte, ich mit den Worten fortgewiesen wurde: Die
rrschaft ist ausgefahren — Ihr Schüler ist unwohl — hat Besuch
ommen, u. s. w. Dann erhielt ich natürlich keine Marke und die

Stunde sammt dem verhofften Verdienste war für mich verloren. Die vornehmen Herrschaften — denn meistens führten nur diese die fatalen Marken — sollten doch bedenken, daß sie dem Lehrer ihrer Kinder eine bestimmte Stunde des Tages abgemiethet haben und daß jener seine anderweiten Dienste nicht sofort einer anderen Familie anbieten kann, wenn durch die Schuld des Schülers oder dessen Aeltern eine Lehrstunde ausfällt oder ihm abgesagt wird. Uebrigens waren Herr und Frau von Z. mit der Art und Weise, so wie mit dem Erfolge meines Unterrichts sehr zufrieden und verkündeten beides in dem Kreise ihrer Bekannten mit solchem Lobe, daß ich sehr bald darauf eine neue Schülerin — die Tochter eines Geheimen Finanzrathes in demselben Hause — zugewiesen bekam. Dessen Wohnung im zweiten Stockwerk war ungleich schöner und prachtvoller als die des Herrn von Z. Zum erstenmale in meinem Leben betrat ich eine Zimmerreihe mit spiegelglattem Parquetboden, mit deckenhohen Spiegeln, Mahagonimöbeln und kostbaren Teppichen. Der Geheime Finanzrath R. war ein Bürgerlicher, aber ein mit Recht in großem Ansehen stehender verdienstvoller Mann von sehr ruhigem Gemüth; seine Frau, klein und völlig das Gegentheil, indem sie, bei einem sehr hübschen Aeußeren, lebhaften Geistes, leicht erregbar und — gefallsüchtig sich erwies. Seit anderthalb Jahren bereits hatte sie selbst ihre jetzt sechsjährige Tochter Agnes im Lesen unterrichtet und zwar nach der jetzt gänzlich verschollenen Methode des vormaligen Directors der Stadtschule in Zittau und später der Friedrich-Augustschule zu Dresden. Krug hatte die verschiedenen Buchstaben des Alphabets nach ihrer Entstehungsweise benannt, z. B. Hauchlaut, Sauslaut, Zischlaut, Schnurrlaut, Lippenschluß, Zahnschluß, Kehlbrummer u. s. w. Diese Namen alle dem Gedächtnisse eines 4½jährigen Kindes einzupfropfen, hatte 1½ Jahr Zeit gekostet und der Erfolg aller dieser aufgewendeten Mühe war ein kläglicher. Bei meinem Leseunterrichte bediente ich mich einer kleinen tragbaren, von mir selbst hergestellten Lesemaschine und erst später des Lesebuchs.

Wie glücklich pries ich mich, der ich jetzt für zwei Stunden täglichen Privatunterrichts monatlich 6 Thaler verdiente!

Von meinen Angelegenheiten kehre ich jetzt wieder zu den öffent-

lichen zurück, welche sich immer kläglicher gestalteten. Die unglücklichen Bewohner des flachen Landes umher waren allen Leiden und Plagen des Kriegs ungleich mehr als die Stadtbewohner ausgesetzt. Zuerst vernichteten Freund und Feind den Ertrag der Felder, Wiesen und Gärten, raubten den lebenden wie den todten Inhalt der Ställe, Scheunen, Vorrathskammern und Keller, bald auch die sorgsam versteckten, klingenden Schätze des Landmannes. Man verbrannte zunächst die hölzernen Gartenzäune, dann die Thore, Thüren und Fensterrahmen der Dorfhäuser, zuletzt sogar die Dielen und Dachsparren, um Wachtfeuer und dergl. zu unterhalten. Selbst das unentbehrlichste Hausgeräth übergab man den gefräßigen Flammen. Es blieb den gemißhandelten und mit dem Tode bedrohten Landleuten bald nichts mehr übrig, als weinenden Auges und als Bettler ihrem bisherigen Besitzthume den Rücken zu kehren und das bloße Leben in Sicherheit zu bringen. Tausende von solchen Landleuten aus Dresdens Umgegend flüchteten mit Weib und Kind in die Stadt und auch bei uns suchten und fanden zwei Familien ein Asyl. Sie waren die Braumeisters-Familie Z., unsere vormaligen Hausgenossen und lieben Freunde aus dem Dorfe Röthnitz, und die Mutter nebst den Geschwistern der Braumeisterin aus Lockwitz, in deren Hause ich als Knabe so manchen glücklichen Tag verlebt hatte. Der Aufenthalt beider Familien in unsrer Wohnung dauerte mehrere Monate und bis zur endlichen Uebergabe Dresdens an die Verbündeten.

Nachdem Napoleon, müde des Schachspiels, welches ihn zwischen Böhmen und Schlesien, wie in einen Zauberkreis festbannte, mit seiner Hauptarmee nach Leipzig aufgebrochen war, wobei er unsern König mitgenommen hatte, wuchs die Noth in dem von einem feindlichen Heere eng eingeschlossenen Dresden, über dessen einige dreißig tausend Mann zählende Besatzung der französische Marschall Gouvion de Saint Cyr den Oberbefehl führte, immer höher. Der anstrengende Dienst, welcher die Franzosen in den Verschanzungen, hinter den Gartenmauern der Vorstädte, unter freiem Himmel und in herbstlicher Nässe und Kälte unausgesetzt auf den Beinen erhielt, erzeugte, verbunden mit dem Mangel an warmer, kräftiger Nahrung, zunächst eine

fast allgemeine Ruhrkrankheit und dann ein bösartiges Nervenfieber, so daß die zahlreichen Lazarethe die Kranken kaum mehr fassen konnten. Zugleich riß unter den Franzosen eine unbeschreibliche Demoralisation ein, welche sich vom General bis auf den untersten Beamten und Krankenwärter erstreckte. Jeder von ihnen suchte, das schnell herbeinahende Ende der französischen Herrschaft erkennend, sich noch möglichst auf Unkosten seiner niederen Kameraden zu bereichern. Ohne Scheu und Scham verkauften die französischen Oberen die für die gemeinen Krieger aufgehäuften Vorräthe von Lebensmitteln, und Fourage an Dresdens Bewohner; ja es ging so weit, daß französische Generale die Linden des großen Gehäges niedersägen ließen und an unsere Tischler verhandelten. Dasselbe thaten die Militairärzte mit dem für die Kranken bestimmten Wein, Zucker und mit den anderen Erquickungen. Gewinnsüchtigen Christen und Juden vertraute man die Verpflegung und Abwartung der zahllosen Kranken in den Lazarethen an, von denen nur wenige diese Pesthöhlen lebend wieder verließen. Die Lazareth-Inspectoren, welche für jeden Kranken täglich 20 Kreuzer Verpflegungsgelder erhielten, bereicherten sich mit dem Blutgelde, indem sie ihre Kranken darben ließen, die bereits seit einigen Tagen Gestorbenen noch immer als lebend in ihren Listen fortführten und, um die Zwanziger länger fortbeziehen zu können, die Todten neben den Lebenden so lange liegen ließen, bis der Verwesungsgeruch zu unerträglich wurde. Bei meinem täglichen Gange nach dem Seminar erblickte ich fortwährend lange, lange Reihen ausgemergelter, blutjunger Franzosen, welche den Tod bereits in dem erdfahlen, eingefallenen und mit hohlen Augen um sich stierenden Antlitz tragend, am Erdboden kauerten und, unbeirrt durch die Vorübergehenden, der Natur und Ruhr ihren Tribut zollten. Mein Weg führte mich täglich hinter den neuen, königlichen Ställen in der Nähe des Zwingers vorbei, welche ebenfalls in ein Lazareth umgewandelt worden waren. Dort an der Gartenmauer war eine hölzerne Hütte errichtet, bestimmt zur einstweiligen Aufbewahrung der täglich Gestorbenen. Hier mußte sich mein Auge an des Todes Bild in den mannigfachsten und schrecklichsten Erscheinungen gewöhnen, während die Nase sich gegen das Einathmen

iner pestilenzialischen Atmosphäre sträubte. Noch entsetzlicher ging es in demjenigen Lazareth zu, welches alle Räume des großen, quer unten vor der Moritzstraße gelegenen Hauses inne hatte. Dort warf man Tag für Tag die zu hunderten gestorbenen, nackend ausgezogenen Franzosen aus den Fenstern aller drei Stockwerke herab auf die unten stehenden Leichenwagen und trat sie mit den Füßen fest zusammen, wie man mit Heu- und Strohbündeln zu thun pflegt. Man hat die Zahl der damals in Dresden gestorbenen Franzosen — gering gerechnet — auf 12 bis 14 Tausend angegeben, welche in Dresdens nächster Umgebung so oberflächlich eingescharrt wurden, daß man sie nach Jahresfrist tiefer betten mußte, weil der Verwesung Geruch die Luft verpestete. Als ein Heilmittel gegen die Ruhr wendeten die gewissenlosen französischen Aerzte den Phosphor in so starken Gaben an, daß die Excremente der unglücklichen Kranken im Dunkeln leuchteten! Wohin man sah und kam, stieß man auf junge französische Krieger, welche in beschmuzten, mit Brandlöchern ausgestatteten Mänteln, mit schwarzrußigem Gesicht und wankenden Füßen umherschlichen, kaum noch die Flinte tragen konnten oder solche als Stütze gebrauchten und mit bleichen, zitternden Lippen und flehenden Worten die Einwohner um eine Gabe baten. So weit war es mit den einst so gefürchteten übermüthigen Kriegern und Weltstürmern gekommen, welche früher die deutschen Gerichte und Getränke mit sträflicher Verachtung auf die Straßen warfen und schütteten! Sie, von denen vormals ein Einzelner die Bewohner eines deutschen Dorfes zittern machte, ließen sich jetzt die Schmähungen und sogar die Mißhandlungen der Hökerinnen gefallen. Die Letzteren boten auf Dresdens öffentlichen Plätzen und in den besuchtesten Straßen Lebensmittel verschiedener Art feil. Ihre aufgestellten Tische waren für hungernde Mägen gar einladend und verführerisch mit Semmeln, Brötchen, Obst, vollen Branntweinflaschen und anderen Nahrungsmitteln bedeckt, für welche sie den vierfachen Kostenpreis forderten. Wenn nun ein verschmachtender Franzose dem Kram sich näherte und, mit seinem schmuzigen Finger auf einen Gegenstand tippend, stammelte: „Wie viel?" — so versetzte die Hökerin, indem sie dem zeigenden Finger sammt dessen Hand einen derben Klapps

versetzte: „Marsch! du kaufst doch nichts!" Und der alte, kranke Löwe, den ein Esel geschlagen hatte, wankte seufzend und traurig von dannen!

Zu jener Zeit hatten wir einen französischen Capitain zur Einquartierung. Der vom Stadtrath vorgeschriebene Speisezettel hatte längst schon durch die Noth seine Geltung verloren und daher begnügte sich unser Capitain gern mit derselben Kost, die wir genossen, und mit dem einfachen Biere, wie es unser Brauhaus lieferte. Eines Abends riß es heftig an unsrer Klingel und des Capitains Stimme rief eben so laut als zornig: „Jeanette! Jeanette! Licht! Licht!"

Unser Capitain war im Finstern über die ausgestreckten Beine dreier unglücklicher Franzosen gestolpert, welche in dem Treppenwinkel vor unserer Gangthüre ein stilles und gesichertes, wenngleich steinhartes Ruheplätzchen gefunden hatten. Als bei dem Scheine des von unserm Dienstmädchen herbeigebrachten Lichts der Capitain seine Kameraden erblickte, welche ihre Torninster zu ihren Kopfkissen gemacht und ihre Flinten neben sich gestellt hatten, schäumte er vor Wuth. Nicht hörend auf unsere und der Aermsten flehentliche Bitte, welche hier nichts weiter zu wollen vorgaben, als ruhig zu sterben, riß der Capitain mit starkem Arm einen Krieger nach dem andern beim Kragen empor und warf ihn die Treppe hinab, ihnen hierauf mit den Füßen die Tornister und Flinten nachschickend. „Sterbt, ihr feigen Hunde!" schrie er ihnen zu — „an euch ist nichts verloren!" — „Anstatt —" fuhr er ruhiger zu uns fort — „mit ihren tapferen Kameraden die Stadt gegen den Feind zu vertheidigen, verkriechen sich diese Elenden gleich Maulwürfen. Ha! sie hätten verdient, daß ich sie mit meinem Degen durchbohrte!"

Den umfangreichen Garten des polnischen Brauhauses hatten polnische Uhlanen in dauernden Besitz genommen, sich häuslich darin niedergelassen und eingerichtet. Sie wurden von unserer Wirthin weder beköstigt noch durch sonst eine Darreichung unterstützt, sondern sie selbst sorgten für ihren und ihrer Pferde Unterhalt, indem sie auf Razia's in Dresdens Umgegend ausritten und fouragirten, das heißt:

lündeten. Bei ihrem langen Verweilen wuchsen die Pferdedünger-
aufen zu ansehnlichen Hügeln an, die, bis an die Aeste der Bäume
eichend, den Polen und deren Thieren zu einer warmen Schutzmauer
egen die herbstliche Witterung dienten. Einige polnische Weiber,
velche ihre Männer in den Krieg begleitet hatten, besorgten die Küche,
velche im Freien aufgeschlagen war und mit ihrem weißlichen Rauche
ie Luft weit umher erfüllte. Solcher Kochfeuer gab es unzählige in
er Stadt und noch heute kennen meine Geruchsnerven den ganz
igenthümlich riechenden Rauch derselben. Gleichwie die Spinne in
em Winkel ihres ausgespannten Netzes auf sorglos nahende Fliegen
nd Mücken: ebenso lauerten unsere Polen auf jeden in ihre Nähe
ommenden Hund, welcher weggefangen, kunstgerecht geschlachtet und
ebraten wurde. Einst erblickte ich in unserm Garten drei solcher ab-
ehäuteter Thiere von eben so vielen Gattungen an einem langen höl-
ernen Bratspieß stecken. Ach, wie mancher Hundebesitzer zerbrach sich
en Kopf bald darüber, warum doch sein Phylax, Caro, Bello, Wald-
nann und Spitz nimmer wiederkehrte!

Nachdem Dresdens Umgegend kein Stück Vieh mehr aufzutreiben
nd die geraubte, zahlreiche Rinderheerde verzehrt worden war, schlach-
eten die Franzosen auf der vor unserem Garten gelegenen Elbwiese
äglich ein Viertel bis ein halbes Hundert Pferde, deren Fleisch an die
treitfähigen Krieger vertheilt wurde. Einst bot sich mir ein schauerlicher
Anblick. Ein abgetriebenes und bis zum Gerippe ausgemergeltes Zug-
ferd war an der, unsrer Wohnung zunächst gelegenen Straßenecke ge-
allen und von seinem Führer als verloren liegen gelassen worden.
Nicht genug, daß die Räder der vorüberfahrenden Wagen über die
usgestreckten Beine des armen Thieres hinwegfuhren, fand sich auch
och ein Franzose herbei, welcher dem noch lebenden und hochauf-
thmenden Pferde ein ansehnliches Stück Fleisch aus der einen Hüfte
chnitt und mit dieser Beute davonging. Es fiel Niemandem ein, das
equälte Thier vollends zu tödten, sondern überließ dieses dem Gange
er Natur.

Von allen Greueln und Schrecknissen des Krieges war unser Haus-
virth befreit, weil ihm selbst die Freiheit abging. Noch immer verlebte

er seine Tage und Nächte in festem Gewahrsam, seufzte er hinter dicken Gefängnißmauern und Eisengittern, konnte er nur aus der Ferne und durch Seitenblicke auf ein beschränktes Stück der Hauptstraße sehen. Niemand von uns Allen beneidete ihn wegen seiner ungestörten Einsamkeit.

Als mit der immer enger werdenden Einschließung Dresdens durch einen österreichisch-russischen Heerhaufen die Zufuhren an Lebensmitteln ausblieben, wurden die Bewohner von dem Marschall Saint Cyr aufgefordert, ihre Vorräthe an Nahrung für Menschen und Thiere genau und gewissenhaft anzugeben. Diejenigen, welche keine mehrmonatliche Verproviantirung nachweisen würden, sollten aus der Stadt getrieben werden. Strenge Hausuntersuchungen über die Richtigkeit oder Unrichtigkeit der abgeforderten Angaben, so wie schwere Strafen über jede Fälschung wurden angedroht. Es versteht sich, daß man trotz dieser Drohung keineswegs gesonnen war, den immer verhaßteren Franzosen die reine Wahrheit zu offenbaren. Wohl kein Bewohner hielt jetzt die Lüge für Sünde, ja der Unwille gegen die fremden Machthaber gab sich sogar durch spöttische und lächerliche Angaben kund. Einer z. B. schrieb seinen bisher als Verzehrer betrachteten Pudel als nunmehrigen Ernährer auf, indem er ihn zu schlachten und zu verspeisen gedächte; ein Anderer bezeichnete als seine noch übrigen Nahrungsmittel ein Stück Tiegelwurst, 13 Stück Kartoffeln, 2 saure Gurken, etliche Kohlrabi und Sellerieknollen u. s. w. Auch meine Mutter, die sonst so wahrheitsliebende und gewissenhafte Frau, hatte ihre reichen Vorräthe an Gemüse und Pökelfleisch verschwiegen und solche in ein, neben der Treppe befindliches, kleines Behältniß gebracht, dessen in unsere Putzstube ausmündende Thüre durch einen hohen Kommodenschrank dergestalt verdeckt wurde, daß ein Fremder nicht leicht dahinter den Eingang zu unserer Vorrathskammer vermuthete. So oft meine Mutter etwas aus derselben benöthigt war, hob und schob ich mit einem, zum Hebel umgeschaffenen Holzstücke den Schrank abseits und dann wieder an seine Stelle zurück. Das angedrohte Aussuchen fand nur in beschränkter Weise statt und war auch bei der großen Menge der Wohnungen schwer ausführbar. So viel ist gewiß, daß, wenn

damals Dresden in seinem Gouverneur Gouvion de Sainte Cyr einen Vandamme oder Davoust besessen hätte, erst sämmtliche Einwohner hätten verhungern müssen, bevor dieses Loos einen Franzosen betroffen hätte, während solches gerade umgekehrt der Fall war. Zwar schrieen, drängten und schlugen sich jeden frühen Morgen Hunderte von Menschen vor sämmtlichen Bäckerläden um Erlangung von Brot und Semmeln; dennoch ist mit Gewißheit anzunehmen, daß auch nicht ein Bewohner Dresdens damals aus Nahrungsmangel gestorben ist. Bei allem scheinbaren Mangel hielten die Höckerinnen noch immer öffentlich ihren für hungernde Mägen so verlockenden Kram feil und man hörte nicht, daß ein Franzose oder ein anderer Hungriger mit Gewalt in den Besitz von Eßwaaren sich gesetzt hätte. Sehr übel waren die vielen Seminaristen daran, deren Aeltern und Versorger ihren Wohnsitz außerhalb Dresdens hatten. Da nur etwa der vierte Theil auf Landesunkosten freien Tisch besaß und jegliche Zufuhr abgeschnitten war, so schritt, auf des Directors Anzeige und Bitte, das königliche Oberconsistorium helfend ein. Aber wie! Man kaufte einige Scheffel Roggen, Erbsen und Kartoffeln ein. Der Roggen wurde in der Dresdener Nudelmühle geschroten und sammt der Kleie zu grobem Brot verbacken. Die Erbsen, ohne bei dem Kochen die Hülsen zu beseitigen, tischte man, mit den grob geschnittenen Kartoffeln vermengt, tagtäglich und ohne Abwechselung auf. Dieses cynische Mahl ward keineswegs durch die Noth bedingt, denn für etwas mehr Geldaufwand waren noch andere Gemüse, ja selbst Fleisch aufzutreiben. Erhielten doch unsere 70 armen Kinder noch fort und fort ihre weit bessere Kost in üblicher Weise und Abwechselung! Es fiel keinem unsrer höheren Vorgesetzten ein, die Kost der ihrer Sorge anvertrauten Seminaristen zu prüfen, die, an sich schon kläglich, durch ihre tägliche Wiederholung noch abschreckender wurde.

Mittlerweile machte Dresdens Besatzung wiederholte Ausfälle und kehrte nicht selten mit eroberten Kanonen und anderer Beute siegreich zurück. Fast kein Abend verging, an welchem der Himmel nicht von dem Feuerschein eingeäscherter Dörfer unsrer Umgebung geröthet gewesen wäre. Den immer enger seinen Gürtel um unsere Stadt

ziehenden Feind noch in deren Straßen zu bekämpfen, verbarrikadirten die Franzosen dieselben durch Pallisaden, Verhaue, steingefüllte Zuckerfässer und andere Mittel. Eines Morgens zog ein großer Theil von ihnen durch das Leipziger Thor auf der Großenhainer Straße davon, um ein Durchbrechen des Feindes zu versuchen. Wir jubelten aber vor der Zeit über das Entfernen unsrer Dränger, denn noch desselben Tags kehrten sie unverrichteter Sache zurück. Nun errichteten die Franzosen am innern Ende der Ostra-Allee und zwar vor der ehemaligen Zwingerbrücke des Stadtgrabens eine Schanze, deren Kanonen die lange Ostra-Allee bestrichen. Hierbei mußten einige der riesigen Kastanienbäume unter den Schlägen der Axt fallen, wodurch die schöne, einzige Allee geschändet wurde.

Eines Morgens ging ich in gewohnter Weise durch den Zwinger nach dem Seminar. Da rief mich die am Thurmthore des Zwingers aufgestellte Wache an: »Qui vive!« Es war halb sieben Uhr und daher noch ziemlich dunkel, jedoch nicht so sehr, daß man nicht die Umrisse eines einzelnen Menschen hätte unterscheiden können. Bei dem Hasse, den wir fast ohne Ausnahme gegen unsre Zwingherren hegten, ärgerte mich der Anruf. Welche Antwort sollte ich darauf ertheilen? Meinen Namen nennen, den der Franzose nicht kannte? „Gut Freund" rufen, der ich nicht war? Daß ich ein Mensch und kein Thier oder Gespenst sei, sah der Frager. Ich schwieg trotzig und näherte mich, meinen Weg fortsetzend, der Schildwache. Dieser ungebürliche Trotz hätte mir aber leicht das Leben kosten können und würde kein Hahn darüber gekräht haben, wenn der Franzose seine scharf geladene Flinte gegen mich losgefeuert hätte. Ich konnte noch von Glück sagen, daß der Franzose unter wildem Fluchen nur sein Bajonett gegen meine Brust stieß und zwar auch so gelind, daß die Spitze nicht einmal durch meine Kleidung drang. Als ich ihm in französischer Sprache dieß verwies, antwortete er bloß durch neues Fluchen, ließ mich aber ungehindert weiter ziehen.

Eines Morgens traf ich an der Ecke der Weißeritz- und Seminarstraße einen Franzosen an, welcher auf dem Straßenpflaster und in den letzten Zügen lag. Trotzdem, daß Dresdens Bewohner insgesammt

mit Haß gegen die gesunden Franzosen erfüllt waren, so hatte derselbe doch nicht das Mitleid gegen die kranken und elenden ertödten können. Daher umgab eine Schaar armer Frauen den Sterbenden und bemühte sich, durch Einflößen von warmem Kaffee, ihn wieder auf die Füße zu bringen, was freilich nicht gelang.

Als ich eines Tags dem Fräulein von Z. den gewohnten Unterricht ertheilte, meldete das Dienstmädchen: „Gnädige Frau, es steht ein bettelnder Franzose draußen.“ „Lieber N. —“ wendete sich hierauf die Gnädige mit verdrießlichem Tone an mich, der ich doch wegen anderer Geschäfte anwesend war, — „weisen Sie doch den Menschen fort.“

Nun, als der unterthänige Diener, den ich mich bei meinem Eintritt in's Zimmer stets nannte, gehorchte ich dem empfangenen Befehle; anstatt aber den armen, elenden Menschen schnöde gehen zu heißen, beschenkte ich ihn mit einer, meiner Bezahlung für eine Unterrichtsstunde gleichkommenden Geldgabe, weil mich der Anblick des Franzosen erbarmte.

Das bösartige Nerven- und Lazarethfieber, welches die Franzosen zu Tausenden hinwegraffte, verbreitete sich nun auch über Dresdens Bewohner und bahnte sich bis in unsre Wohnung, wo etliche von unsern aufgenommenen Gastfreunden erkrankten. Es war damals nichts Seltenes, daß solche Fieberkranke aus den Hütten der zum Kampfplatze umgewandelten oder in Brand gerathenen Dörfer flüchten und in voller Fieberhitze tagelang im Freien herumirren mußten. In dem polnischen Brauhause starben 9 Personen an diesem Fieber. Unsere Familie blieb zur Zeit noch davon verschont. Zu unsern nächsten Verwandten und trauten Freunden gehörte die Bäckerfamilie B. in unsrer Nähe. Auch sie hatte, im Besitze eines Hauses, unendlich viel unter der drückenden Einquartierunglast zu leiden. Meine Muhme, die junge Bäckersfrau, hatte, als sie eines Morgens in das Zimmer ihrer zur Musterung ausgerückten Einquartierung trat, einen entsetzlichen Anblick, der namentlich ein Frauengemüth tief erschüttern mußte. Mitten im Zimmer, auf einem Stuhle, saß ein Franzose ohne Haupt, dessen auseinander gesprengten Theile sammt dem blutigen Gehirn

theils an der Zimmerdecke, theils an den Wänden klebten. Zwischen den Beinen des Selbstmörders ruhte die Flinte, mit deren Ladestock der Franzose den ausgespannten Hahn losgedrückt hatte. Das blutige Ende des Flintenlaufs steckte noch in dem vorhandenen Unterkiefer. Doch genug von solchen grauenvollen Einzelheiten einer drangsalsvollen Zeit!

Der engen Einschließung Dresdens ungeachtet, drang doch die Kunde von der bei Leipzig geschlagenen und für die Franzosen unglücklich ausgefallenen Völkerschlacht zu unsern Ohren und wir empfingen sie bei aller unsrer Noth mit lebhafter Freude. Allein noch währte Tag für Tag das Dröhnen des groben und kleinen Geschützfeuers in unsrer nächsten Umgebung fort, bis endlich nach Verlauf mehrer Wochen uns die Stunde der Erlösung schlug und die Freudenbotschaft die Stadt durchflog, daß, in Folge einer getroffenen Uebereinkunft, unsere Stadt in die Gewalt der österreichisch-russischen Blokadearmee übergänge. Bald bestätigte eine öffentliche Bekanntmachung dieses Gerücht und wurde die abgeschlossene Capitulation in ihren Einzelheiten den Einwohnern mitgetheilt.

In Abtheilungen von 8- bis 10,000 Mann streckte die noch immer gegen 30,000 starke französische Besatzung Dresdens die Waffen vor dem Freiberger Schlage, an den Ufern der Weißeritz, und abermals trieb mich die Neugierde, ein Augenzeuge dieses noch nie gesehenen Schauspiels zu werden. Mit klingendem Spiel und in geschlossenen Rotten rückten die Infanterieregimenter herbei; aber finsteren Blicks und mit verbissenem Grimm stellten sie ihre Flinten in Pyramiden zusammen, warfen sie die Seitengewehre auf einen hoch sich thürmenden Haufen. Eben so die zu Fußgängern verwandelte Reiterei, deren Pferde theils aus Futter-, theils aus Fleischmangel geschlachtet worden waren. Die schweren Geschütze blieben in den Verschanzungen und auf den Wällen der Stadt zurück. Vor und während dieser Entwaffnung verschenkten oder verkauften viele Franzosen ihre Waffen für ein Spottgeld. Auch ich erwarb durch Kauf einen Carabiner und ein Seitengewehr, welches letztere ich noch als Andenken aufbewahre. Als einer meiner Bekannten nach mehrern Jahren zufällig auf den obersten,

sonst unbesuchten Boden seines Wohnhauses kam, fand er 24 französische Flinten um den Schornstein gestellt, welche seine Kriegseinquartierung heimlich zurückgelassen hatte. Einer der bei uns Einquartierten war ein von den Franzosen gefangen gehaltener Spanier, welcher als Officiersbursche verwendet wurde und deshalb in unserm Hofe neben den Pferden seines Herrn auf einem Heulager schlief. Da der arme Mensch uns klagte, wie er seit langer Zeit in kein weiches und wärmendes Bett gekommen sei, so bereitete ihm ein solches meine Mutter in einer unsrer Kammern. Die sanft und süß verschlafene Nacht mußte der Spanier jedoch theuer bezahlen, indem er bei seinem frühen Aufstehen eins der seiner Obhut anvertrauten Pferde aus dem verschlossenen Hofe gestohlen fand und daher von seinem Dienstherrn harte Ahndung zu befürchten hatte.

Der österreichische Oberbefehlshaber, Fürst von Schwarzenberg, verweigerte der mit Dresdens Besatzung abgeschlossenen Uebereinkunft seine Genehmigung, weil er die Bedingung verwarf, daß die Franzosen frei in ihr Vaterland zurückkehren sollten. Er verlangte daher, daß der vorige Stand der Sache wieder hergestellt werde, die Franzosen ihre Waffen und Dresdens Besitz zurückerhalten und von den Verbündeten auf's Neue belagert werden sollten. Ob diese Verwerfung jener Capitulation Schwarzenbergs Ruhm vermehrt oder vermindert habe, mag der Leser beurtheilen. Wäre aber Schwarzenbergs Wille erfüllt worden, so dürfte Dresden ein schreckliches Schicksal erlebt haben. Dank daher dem edelmüthigen Marschall Gouvion de Saint Cyr, welcher es vorzog, mit seinen Leuten in die Gefangenschaft zu gehen, als den letzten Act eines großen Trauerspiels auszuspielen. Bevor die Verhandlungen zwischen dem französischen Marschall und dem Fürsten beendigt wurden, verstrichen einige Wochen, während welcher die armen, wehrlosen Franzosen in der Nähe von Altenburg still liegen und in kalten Scheunen und Ställen wohnen mußten, daher sie vollends wie die Fliegen hinwegstarben.

Dresden kam nun in die Gewalt der Russen und Oesterreicher, welche letztere jedoch bald wieder abmarschirten und den Russen die Herrschaft über das Königreich Sachsen einräumten. Dieses erhielt

einen Generalgouverneur in der Person des Fürsten Repnin, welcher seine Wohnung in dem Brühlschen Palais nahm. Gleich nach Dresdens Uebergabe erhielten wir einen österreichischen Feldbäckermeister zur Einquartierung. Dieser, ein Mann in den Fünfzigen, erzählte uns, daß er früher ein Mönch gewesen sei, daß die Franzosen sein Kloster in Besitz genommen, ihn, so wie seine übrigen Mönchsbrüder, auf eine Schütte Stroh gelegt und mit Stockprügeln durchgebläut hätten. Da man auswärts die übertriebensten Gerüchte von der in Dresden herrschenden Hungersnoth verbreitet gehabt, so hatte unser Feldbäcker einen ansehnlichen Vorrath von roggenem Brotzwieback (den er jedenfalls bei Seite zu schaffen gewußt), mitgebracht, um aus dessen Verkauf einen ansehnlichen Gewinn zu erzielen. In seiner Erwartung sich getäuscht sehend, schenkte er meinen Aeltern drei mächtige Schlagfässer voll solchen Zwiebacks. Der vormalige Mönch mußte sich, wie alle Proviantbeamten, gar nicht übel stehen. Alltäglich z. B. ließ er sich eine Flasche Wein für 25 Sgr. holen, die er aus seiner Tasche bezahlte. Auch nahm er einen unserer Schulknaben zu seinem Diener an und belohnte ihn nicht knickerig. Ein Faß mit Zwieback schenkten meine Aeltern unsrer Wirthin, welche denselben für ihre Familie und ihre russische Einquartierung verwendete. Den Inhalt der beiden übrigen Fässer benutzten wir theils zu unserer Nahrung, theils trieb ich mit dem Zwieback einen Handel bei meinen Kameraden im Seminar, welche sich um meine Waare rissen. Man mußte dieselbe mit dem Hammer oder Beile zerschlagen und eine ganze Nacht hindurch in Wasser einweichen, um sie dann zu Suppe u. s. w. verwenden zu können, allein Mangel und Hunger verstehen sich wohl zu noch mühvolleren Dingen. Unsern Antheil an der russischen Einquartierung, welche unsere Wirthin allein beherbergte und verpflegte, mußten wir in klingender Münze bezahlen, was allwöchentlich geschah. Diese Steuer, welche nach der Höhe des Miethzinses berechnet wurde, belief sich bei uns allein auf wöchentlich 4 Thaler, und da mein Vater einen monatlichen Gehalt von nur 16 Thlr. 20 Sgr. erhielt, so blieb ihm, nach Abzug der Einquartierungskosten, noch 20 Sgr. für unsern Bedarf übrig! Diese drückende Abgabe lastete volle 18 Monate lang auf uns! Wer es

aber vermochte, zahlte weit lieber als daß er sich selbst mit der rohen Soldateska befaßte. Dieselbe unausgesetzt in seiner Wohnung um sich zu haben, ihre Launen und Anforderungen ertragen zu müssen, war die allerärgste Plage des Kriegs, schlimmer noch als der Kampf, das Schießen und der Brand. Ruhe, nur Ruhe! flehte der gequälte Bürger.

Wie gut jetzt, daß mein Vater in besseren Zeiten auf die Ersparung eines Nothpfennigs bedacht gewesen war! Wie gut, daß aus jenem Hauskaufe, dessen Vereitelung von uns Kindern so bejammert, nichts geworden war! Ein volles Jahr hindurch erhielt mein Vater seine Besoldung nicht ausgezahlt, weil dessen Behörde die Mittel dazu nicht besaß. Nur für die Beköstigung unserer Armenkinder beschaffte sie das nöthige Geld. Hierzu gesellte sich eine andere Noth. Das sächsische Papiergeld fiel fast bis auf die Hälfte seines Werthes herab und gleichwohl erhielten sämmtliche Beamte ihre Besoldung halb in Silber und halb in Papiergeld! Auch meine Mutter erlitt hierdurch große Verluste, obschon sie auf jeden Thaler Papiergeld eine Entschädigung von 5 Sgr. zugebilligt bekam.

Dresden wurde nunmehr von seinen Barrikaden, Verhauen, Pallisaden und — Düngerhaufen befreit. Aber es verödete auf eine lange Zeit. Unser König nebst seiner Gemahlin und Tochter war in der Schlacht bei Leipzig zu Gefangenen gemacht worden und lebte als solcher, fern von uns, in Friedrichsfelde. Seine Brüder und deren Familien weilten in Prag und nur drei hochbejahrte Prinzessinnen bewohnten noch ihre Zimmer im königlichen Schlosse. Alle reichen Adelsfamilien und vornehmen Fremden, die vordem ihre Einkünfte in Dresden verzehrt hatten, waren längst schon fortgezogen. Handel und Gewerbe lagen gänzlich darnieder; zahllose Bankerotte und Concurse brachen in Folge der auf die Hausbesitzer geworfenen, maaßlosen Einquartierung aus. Der Häuserwerth fiel auf Null herab und nicht wenige Hausbesitzer trugen die Schlüssel ihrer Häuser auf das Rathhaus mit der Erklärung, wie sie keinen Theil mehr daran hätten und zu Bettlern herabgesunken wären. Das Nervenfieber, als eine französische Hinterlassenschaft, wüthete mit jedem Tage grausamer unter

Dresdens Bewohnern, die bis beinahe auf die Hälfte ihrer früheren Zahl sich abminderten. Die wöchentliche Todtenliste umfaßte 200 und mehr noch an gestorbenen Einwohnern und des Sonntags erblickte man in den Kirchen selten einen Andächtigen, der keine Trauerkleider an sich trug.

Die Einquartierungslasten minderten sich keineswegs. Vielmehr langten immer neue Schaaren russischer Landwehr in Dresden an, welche von dessen Bewohnern den Spottnamen Lohkuchen erhielten. Aber in der sächsischen Luft und auf sächsische Unkosten verwandelten sich diese Lohkuchen mit ihren braunen grobfadigen Kitteln, mit ihren abscheulichen viereckigen Filzmützen und ihren plumpen Piken in wohl ausexercirte Krieger mit neuer, grüntuchener Montur, mit weißtuchenen Mänteln, mit netten Czakko's, blitzenden Flinten und blankem Seitengewehr. Als nun die Leipziger Zeitung in einem Berichte aus Dresden und in aller Unschuld erzählte, daß die in Dresden ausgerüsteten russischen Heerhaufen fort und fort der großen Armee nachgesendet würden, so wurde der Berichterstatter vor den mehr als 100,000 Augen in Dresden von dem russischen Gouvernement Lügen gestraft und gezwungen, seinen Bericht als unwahr zu widerrufen. Wie schnell die Russen es den Franzosen nachzuthun gelernt hatten! Jedenfalls hatte man bei der Kriegsausrüstung dieser russischen Truppen die Rechnung mit doppelter Kreide, mit russischer und sächsischer, geschrieben, von welcher letzterem der russische Kaiser aber nichts wissen durfte. Gleichwie einst die römischen Landpfleger in Palästina, eben so wärmte sich der russische Generalgouverneur, Fürst Repnin, in Sachsen, wobei natürlich auch seine Umgebung sich nicht vergaß. Hierbei standen ihm, o Schmach! adelige, sächsische Staatsdiener hülfreich zur Seite, buhlten kriechend um die fürstliche Gunst und nahmen Theil an der Aussaugung ihrer Landsleute. Repnin verstand es, sich Freunde mit dem ungerechten Mammon zu erhalten und zu erwerben. So oft ein vornehmer, russischer General, z. B. wie Tolstoi und Andere, nach Dresden kam, sah er sich wie ein gekröntes Haupt mit 101 Kanonenschüssen, mit allgemeiner Illumination, mit Feuerwerk und ähnlichen Schmeicheleien empfangen und gefeiert.

Bevor die Russen ihr Herrscheramt über Sachsen an Preußen abtraten, legten sie erst dem ausgesogenen, ausgeplünderten und verwüsteten Lande eine schwere Kriegssteuer auf, deren angegebener Betrag jedoch durch die schändliche Habsucht der damit beauftragten hohen und niederen Zöllner verdoppelt wurde. Eine gleiche Brandschatzung, nur in anderer Form, wiederholte sich bei Einberufung sämmtlicher waffenfähiger Männer Sachsens unter die Landwehr. Wer nämlich wegen seiner Körperuntüchtigkeit, oder wegen seines Amtes, Alters oder anderer Verhältnisse nicht unter die Fahnen gestellt werden konnte, mußte, unter dem Vorwande eines Beitrags zu den Ausrüstungskosten der Landwehr, eine namhafte Geldsumme zahlen, über deren Erträgniß und Verwendung niemals öffentlich Rechnung abgelegt worden ist. Auch ich, obschon noch nicht zwanzigjährig, mußte mich vor der Landwehr-Commission stellen. Ohne Weigerung würde ich mich haben anwerben lassen, obschon sich durch die Gefangenhaltung unsers vielgeliebten Königs und das Aussaugen meines Vaterlandes meine bisherige Vorliebe für die Russen, Preußen und Oestreicher gewaltig verringert hatte, wäre ich nicht zur Stütze meines Vaters bestimmt gewesen. Zwei Zeugnisse meiner Unentbehrlichkeit und Berufstüchtigkeit von Seiten der Armencommission und des Seminardirectors befreiten mich von dem Waffendienste, so wie von einer klingenden Ranzion.

20. Pulverexplosion. Nervenfieber. Vermischtes.

Den russischen Kriegern hat der französische Krieg vielfach genützt, indem sie als halbe Barbaren auszogen und als gebildete Männer wieder heimkehrten. Höchst lächerlich waren anfänglich ihre Exercitien mit anzusehen. So oft z. B. ein Officier bei einer Schildwache vorüberging, drehte sich diese auf dem Absatze um und um, stampfte mit dem rechten Fuße den Erdboden und präsentirte dabei das Gewehr. Welch' ein Geräusch und welche Erschütterung, wenn ein ganzes Bataillon dieses Fußstampfen ausführte! Nicht unerhört war es, daß höhere Stabsofficiere ihre Leutenants öffentlich mit Ohrfeigen und

Maulschellen bedienten, daß russische Schildwachen die Vorübergehenden um Geld anbettelten, oder ihnen die Tabakspfeifen, von denen sie große Liebhaber waren, aus den Rocktaschen zogen und sie unter dem erdichteten Vorgeben, daß ihre Besitzer auf der Straße geraucht hätten, sich selbst aneigneten. Spießruthenlaufen gehörte nicht zu den Seltenheiten, und ich selbst sah einst einer solchen Execution zu, bei welcher der Delinquent mit vieler Ruhe durch die Reihen seiner zuhauenden Kameraden hinschritt und keinen Schmerzenslaut hören ließ. Die in unsern Wäldern wachsenden Pilze und Schwämme waren für die Russen die gesuchtesten Leckerbissen, daher sie in Schaaren nach der Dresdener Haide auszogen und am Abende mit großen Bündeln voll Pilze und Schwämme heimkehrten, unter welchen die meisten von uns für giftig oder wenigstens für ungesund gehalten wurden. Doch die russischen Magen verdauten sie insgesammt ohne Nachtheil. Der gemeine Russe war zwar roh, jedoch gutmüthig, dabei ein großer Kinder- und Musikfreund. Das Pianofortespiel mußte mit großer Vorsicht geübt werden, wollte man nicht unwillkommenen Russenbesuch erhalten und sich gezwungen sehen, eine ganze Nacht hindurch die Tasten zu schlagen.

Eines Vormittags saß ich in dem Saale des Seminargebäudes oben auf der Orgelbank und das sogenannte Concert sollte beginnen, als plötzlich wie durch einen Zauberschlag sämmtliche in den Saal einmündende Thüren, 5 an der Zahl, krachend aufsprangen und die Fenster klirrten. Im ersten Augenblicke waren wir Alle wie versteinert, im zweiten dagegen stürmten wir, an unsrer Spitze der Herr Cantor mit seiner Geige unter dem Arme, hinaus in den Seminarhof. Hier blickten wir forschend umher und bemerkten bald, daß eine mächtige, weiße Dampfwolke über den, nach der Neustadt zu gelegenen Häusern emporstieg. Dieser Anblick führte uns auf die richtige Vermuthung, daß eine Pulverexplosion stattgefunden habe. Bald wurde diese Vermuthung zur Wahrheit. Die große, von den Franzosen angelegte Kaiserschanze vor dem Bautzener Thore, in deren mit Baumstämmen und Erdreich überdecktem Innern ein beträchtliches Pulver- und Kugelmagazin befindlich, war durch die Unvorsichtigkeit der Russen,

welche Pulver faßten und jedenfalls dabei Tabak geraucht hatten, in die Luft geflogen.

Diese Explosion hatte auf die russische, in den nahen Kasernen einquartierte Besatzung einen panischen Schreck ausgeübt, indem sie nicht anders glaubten, als daß die Dresdener Einwohnerschaft im vollen Aufruhr begriffen sei, um sich des lange und schwer auf ihr ruhenden russischen Jochs zu entledigen. In dieser Meinung ergriffen die Russen, wie sie gingen und standen, die wildeste Flucht. Sie stürzten aus ihren Gemächern auf die Gänge und nach den Treppen, die sich unter dem entsetzlichsten Gedränge rasch verstopften, daher viele von ihnen aus den Fenstern des ersten Stockwerks herabsprangen und sich ihren Gefährten anschlossen, welche aus den Kasernen auf die Straße und nach der Elbbrücke zustürmten. Erst in der Nähe der am Anfange der Brücke befindlichen Hauptwache gelang es den russischen Officieren, ihre Leute zum Stehen und dann zum Umkehren zu bringen. Auch lehrte der Augenschein, daß die friedlichen Einwohner an nichts weniger als an eine sicilianische Vesper dachten, indem sie eben so erschrocken über die Katastrophe waren wie die ihnen aufgezwungenen, fremden Gastfreunde. Die Explosion war eine furchtbare gewesen und hatte die dicken Baumstämme, welche das Pulvermagazin überdeckten, weit umher, ja selbst bis auf den Neustädter Marktplatz geschleudert. Durch den ungeheuern Luftdruck waren die Fensterscheiben in der Umgebung zersprungen, anderer größerer Verwüstungen nicht zu gedenken. Das ganze, der Schanze zugekehrte Dach der neustädter Kirche war abgedeckt und keine Scheibe in den hohen Kirchenfenstern ganz geblieben. Von den verschiedenen vierspännigen Wagen nebst deren russischer Begleitung, welche das Pulver hatten fassen und davonfahren sollen, fand man erst in weiter Entfernung die zerrissenen Theile vor. Da die Schanze in der Nähe mehrer belebten Straßen lag, welche die Neustadt mit der jetzigen Antonstadt verbinden, so waren nicht wenige der Vorübergehenden, namentlich die auf den Markt sich begebenden Frauen und Mädchen, von den niederfallenden Trümmern getödtet oder schwer verwundet worden. Ein Knabe, welcher auf dem Wege nach der Neustadt war, fühlte sich plötzlich von einem natürlichen

Bedürfnisse heimgesucht, das ihn nöthigte, in den halb verschütteten Stadtgraben vor dem Bautzner Thor hinabzusteigen und unter einem Bogen der noch nicht abgetragenen Stadtgrabenbrücke eine Zuflucht zu suchen. Kaum hier angelangt, erfolgte die Explosion und der tödtlich erschrockene Knabe sah rechts und links einen Regen von brennenden Balken, von Erdreich, von Kanonenkugeln und anderen Gegenständen niederfallen. Die Kriegsräthin B., die Mutter eines meiner Freunde, saß arbeitend an dem einem Fenster des dritten Stockwerks in ihrem, auf der Kasernenstraße gelegenen Hause. Da fällt ihr bei, ob das Dienstmädchen ihrer Anweisung, das Fleisch an das Feuer zu setzen, wohl nachgekommen sei. Um hierüber Gewißheit zu erlangen, verläßt sie ihren Sitz und begiebt sich in die Küche. In diesem Augenblicke erbebt das Haus, eine halbe Granate fliegt durch das Fenster, an welchem die Kriegsräthin so eben gesessen hatte, zertrümmert das Nähtischchen und den Stuhl und würde die Dame getödtet haben, wenn dieselbe noch zugegen gewesen wäre. Solcher Beispiele von wunderbarer Rettung gab es damals noch mehrere.

Während aber die Russen feig die Flucht ergriffen, eilte der sächsische Artillerieleutenant von Schirnding mit seiner Mannschaft nach der Kaiserschanze und löschte hier den Brand, welcher bei weiterem Umsichgreifen eine zweite, ebenfalls mit Pulverfässern angefüllte Abtheilung des Magazins ergriffen und größeres Verderben über die Stadt ausgeschüttet haben würde.

Noch immer decimirte das durch die Franzosen eingeschleppte Nervenfieber Dresdens Bewohner, die bis auf 52,000 herabgeschmolzen waren. Damals strotzte ich in voller Jugendkraft und Gesundheit, so daß unser Cantor F. wegen meiner rothen Wangen von mir sagte, ich sei übergesund. Aus übertriebener Pünctlichkeit, daß ich mit der festgesetzten Minute meine Unterrichtsstunde bei der Familie von Z. beginne, lief ich aus dem Seminar im vollen Trabe nach unsrer Neustadt. Wann ich auf die Elbbrücke gelangte, zwang mich Mangel an Athem, aus dem Laufen in einen raschen Schritt überzugehen. Es war um die Zeit, wo der Winter in den Frühling übergeht, wo Thauwetter und Regen die Straßen mit Wasser und Schmutz anfüllen, wo

laue Winde mit eiskalten abwechseln und Schlagflüsse am häufigsten vorkommen. Die auf der Elbbrücke wehende Zugluft wurde von meiner erhitzten Lunge eingesogen und während mein ganzer Körper nicht selten mit Schweiß bedeckt war, froren die durchnäßten Füße. In diesem Zustande mußte ich zwei Stunden still sitzen und konnte erst nach Beendigung meines Unterrichts meine Strümpfe und Stiefeln daheim wechseln, so wie mein spätes Mittagsmahl einnehmen. Was thut nicht der Deutsche für Geld?! Bald fühlte ich meinen Kopf von einem dumpfen Schmerze eingenommen, der damals des Nervenfiebers Vorläufer war. Hätte zu jener Zeit nicht gerade das Nervenfieber in Dresden grassirt, so wäre ich jedenfalls mit einem gewöhnlichen Schnupfenfieber weggekommen. So aber nahm das Kopfweh zu und nachdem ich mehrere Tage lang mit dem Unwohlsein gekämpft hatte, erlag meine Kraft und ich mußte fiebernd das Bett aufsuchen. Da es oft vorgekommen war, daß Nervenfieberkranke in der Fieberhitze Hand an ihr Leben gelegt hatten, ihren Wärtern entwischt und aus dem Fenster gesprungen waren, so trug ich selbst noch Sorge, daß alle Gegenstände, mit denen ich mir hätte ein Leid zufügen können, aus meiner Nähe entfernt wurden. Nicht lange, so begann ich zu phantasiren und wollte aus dem Bette, so daß mehrere Menschen mit Gewalt mich darin fest halten mußten. Dieses Festhalten war mir fürchterlich. Ich wähnte, gleich den Söhnen Eduards, mit meinen Bettpfühlen erstickt zu werden, und arbeitete in Todesangst, um mich von den über mich aufgethürmten Bettstücken zu befreien. Vergebens flehte ich meine angeblichen Feinde an, mich in Frieden und davon gehen zu lassen. Ermattet mußte ich endlich den ungleichen Kampf aufgeben. Später war ich in meiner Einbildung gestorben und dieser Glaube war mit einem unbeschreiblich süßen Gefühle verbunden. Leicht, wie ein Vogel in der Luft, schwebte mein vom Leibe geschiedener Geist über der Erde. Ueber derselben hing der Himmel grau und tief herab und eine dicke, Alles verhüllende Schneedecke lag über sie ausgebreitet. Ich erblickte den entlegenen Kirchhof mit seinen halb im Schnee vergrabenen Umfassungsmauern und dem Todtengräberhäuschen. Mein eigener Leichenzug bewegte sich lang- und mühsam durch den ellenhohen Schnee

dahin. Neben dem schwarzbehangenen Leichenwagen, dessen Räder bis an die Achse in der weißen Winterdecke versanken, wadeten keuchend die, in ihren dreieckigen Hüten und schwarzen Mänteln Dohlen ähnelnden Leichenträger nebenher, während meine tiefgebeugten Aeltern weinend hinter dem Wagen einherwankten. Ich aber freute mich und lachte bei dem Gedanken, daß mich meine Aeltern betrauerten, der ich doch so unbeschreiblich selig mich fühlte. Aus diesem schönen Traume riß mich die Anordnung meines Arztes, daß mir eine Anzahl Blutegel an die Schläfe und den Hals gesetzt werden sollte. Mit der Ausführung dieser Maßregel betraute er seinen Gehülfen, den nachmaligen Doctor B. Bei diesem Geschäfte entfuhr demselben die allerdings unüberlegte Aeußerung: „Hier ist meine Mühe vergeblich und dem jungen Manne nicht mehr zu helfen.“ Diese Worte waren für meine arme, ohnehin schon trostlose Mutter von vernichtender Wirkung und nie in ihrem Leben konnte sie dieselben wieder vergessen, auch deshalb den sonst wackern Arzt nicht mehr leiden. Bei aller meiner Geistesschwäche erkannte ich doch in der von meinem Haupte und Halse herniederrinnenden rothen Flüssigkeit mein Blut und starrte dasselbe staunend an. Mit großem Widerwillen nahm mein Mund die mir eingeflößten Kampherpulver ein, aber bis zum letzten aller Arzneimittel, dem Moschus, kam es nicht. Wie lange meine Todesgefahr andauerte, weiß ich nicht. Nachdem die Macht des Fiebers gebrochen war, versenkte mich die eingetretene große Schwäche in Phantasieen minder schrecklicher Art. In meinem Krankenstübchen stand jetzt derselbe alte Kommodenschrank, den wir vordem zur Verbergung der zu unsrer Vorrathskammer führenden Thüre benutzt hatten. Durch das öftere Herumrücken war oben ein Stück Randleiste abgebrochen worden, das an dem einen Ende noch festhing und mit dem andern emporgerichtet stand. Dieses Stück Leiste hielt ich für einen auf der Schrankecke sitzenden Vogel, der mich unverrückt ansah. In der Höhlung meines Ofens lag ein Bindfadenknaul, dessen eines Ende lang herabhing. Da malte meine Phantasie einen Schneider vor, welcher an dem Ende des herabhangenden Bindfadens hing und verzweifelte Anstrengungen machte, an jenem emporzuklimmen. Wiederum zauberte sie mich in eine paradiesische Gegend,

wo ich die schönsten Landschaften aufnahm. Sogar in der Schriftstellerei machte ich während dieser Phantasieen die ersten Versuche, die freilich nicht auf das Papier kamen. Eines Tags äußerte ich ein unwiderstehliches Verlangen, Clavier zu spielen. Man hob mich aus dem Bette und auf den Stuhl vor meinem in der Nähe stehenden Clavier. Mit zitternden Händen und baumelndem Haupte begann ich die Tasten zu bewegen, indeß mein Vater außer sich war, weil ein eben solcher Kranker, wie ich, ein gleiches Verlangen gehabt hatte und am Clavier gestorben war. Dieses Loos traf mich nicht, aber schon nach wenig Griffen auf den Tasten verging mir die Lust und ich verlangte nach meinem Bett zurück. Mit dem Gefühl der langsam wiederkehrenden Gesundheit empfand ich ein inniges Behagen an meinem traulichen Krankenstübchen. Mit Vergnügen sah und hörte ich das Feuer in meinem Ofen prasseln, roch ich den Duft des Königskerzenthees und der verschiedenen Räuchermittel, durch welche man den bösen Geist Asmodi zu vertreiben und die Luft im Krankenstübchen zu verbessern suchte. Wie dankbar war ich für den stärkenden Schlaf, für das gemüthliche Lauschen auf meinem Krankenbette, für die tiefe Stille umher! Wie köstlich schmeckten mir die spärlich zugetheilten Zwiebäcke zu meinem versüßten Königskerzenthee, die weich gedünsteten Borsdorferäpfel mit den darüber gestreuten, süßen Corinthen! Wie erfreute mich die Theilnahme der Angehörigen meiner vornehmen Privatschüler, die täglich nach meinem Befinden sich erkundigen ließen und meinen Stellvertreter, einen Seminaristen, den ich ihnen zugewiesen hatte, schon nach der ersten Unterrichtsstunde mit dem Bedeuten wieder fortgeschickt hatten, daß sie lieber ihre Kinder während der Dauer meiner Krankheit ohne Unterricht lassen, als einen andern Lehrer annehmen wollten. Ja, die Frau Geheime Finanzräthin hatte mir zu wiederholten Malen feine Leckereien zugesendet.

Nachdem ich so weit gekräftigt war, daß ich einige Schritte fortwanken konnte, nahm ich während der Tagesdauer meinen Aufenthalt in unsrer Wohnstube. An eine stete Thätigkeit gewöhnt, wurde mir die Zeit entsetzlich lang. Ich wollte dieselbe am Pianoforte verkürzen, aber, o Himmel! welche schrecklichen Töne ließ das Instrument von sich

hören! Wie verstimmt waren alle Saiten! Meine angegriffenen Nerven vermochten die Klänge nicht zu ertragen. Nun nahm ich meine Zuflucht zu den Büchern. Ha! das waren keine Buchstaben, sondern schwarze Ameisen, welche auf den Buchblättern rasch durch einander liefen. Allein ich bezwang die Schwäche meines Hauptes und meiner Sehkraft und nöthigte endlich die Buchstaben zum Stillstehen. Diesem vorzeitigen Lesen schreibe ich meine jetzige Gedächtnißschwäche zu, die von jener Zeit an ihren Anfang nahm und sich besonders durch das Vergessen der Namen und Personen kund gab. Mein Vater war in der Schule beschäftigt, meine Mutter in der Küche oder als mein Stellvertreter ebenfalls in der Schule, mein älterer Bruder Carl in seiner Expedition und mein jüngerer, erst vierjähriger Bruder Eduard für mich 19jährigen Burschen kein angemessener Gesellschafter, daher mich ein freundschaftlicher Besuch unendlich erfreut haben würde. Allein man floh die Nähe der Nervenfieberkranken und absonderlich in deren Genesung, weil dann die Ansteckung am meisten zu befürchten war. Eines Vormittags saß ich einsam und mich langweilend im hohen Lehnstuhle. Da öffnete sich die Stubenthüre und herein trat die im Hause wohnende Mutter meines jugendlichen, französischen Sprachlehrers, die Canzlistensfrau B., welche meine Mutter zu besuchen kam. Freudig begrüßte ich die Hausfreundin und wollte, von meinem Stuhle mich erhebend, ihr entgegengehen. Allein ihr Antlitz durchzuckte ein gewaltiger Schreck, als habe sie ein Gespenst erblickt, und, ohne ein Wort zu sagen, entfloh sie im Nu.

Mein wackrer Arzt, Schrag mit Namen, meinte bei seinem letzten Besuche, daß er mir noch eine Purganz verordnen wolle, um meinen Körper vollends zu reinigen. Allein ich protestirte dagegen höflich, theils weil ich des Verschluckens der übel schmeckenden Arznei überdrüssig war, theils weil ich an meinen gestorbenen Bruder dachte, dem nach endlich überstandenem Keuchhusten eine Purganz den Tod gebracht hatte. Aber einige Zeit nachher behielt mein erfahrener Arzt doch Recht, indem ich die peinlichsten, namentlich des Nachts am heftigsten tobenden Schmerzen in meinen Beinen fühlte, die sich von den Knöcheln

rauf bis zu den Knieen rötheten und mit einem trockenen, salzartigen usschlag überzogen wurden.

Als ich das erste Mal, auf einen Stock mich stützend, auf die Straße trat, war mir wie einem Betrunkenen zu Muthe, um den sich lles im Kreise umherdrehte. Schnell jedoch kehrten die verlorenen räfte zurück und nach fünfwöchentlicher Abwesenheit konnte ich schon ieder das Seminar besuchen und meinen Privatunterricht beginnen. Meine kleinen Schülerinnen begrüßten mich freudvoll und deren Aeltern empfingen mich mit herzlichen Glückwünschen.

Das Jahr 1813, welches anfänglich mit der furchtbaren Kälte eines Vorgängers fortgefahren war, schloß sich mit einer desto wunderarern Milde, so zwar, daß an den Weihnachtsfeiertagen die öffentchen Concerte noch im Freien abgehalten wurden und dessen Besucher leichfalls unter den, zwar jetzt entlaubten Gartenbäumen sitzen konnten. Dasselbe war sogar noch am Neujahrstage 1814 der Fall, bis endlich m Feste der Erscheinung Christi der Winter mit aller Strenge auftrat. Diese, so lange hinausdauernde milde Witterung war für das chwer heimgesuchte Sachsenland eine gütige Schickung Gottes, indem ie gänzlich ausgeplünderten Landleute, denen durch Englands großüthige Unterstützung das nöthige Samengetreide übermittelt worden war, ihre Felder bestellen konnten. Wundersam blieb es, wie schnell as geraubte Vieh jeglicher Art auf dem Lande wieder ersetzt wurde, so aß die Fleischpreise nicht höher hinaufgingen, während sie gegenwärtig iber das Doppelte gestiegen sind.

Als ich, nach meiner Genesung, eines Sonntags die Elbrücke betrat, war der Eisstoß im vollen Gange und ich sah, wie fast alle Menschen auf der Brücke plötzlich auf die, dem Strome entgegen stehende Seite eilten. Mechanisch folgte ich ihrem Beispiele nach. Ursache dieses Zusammenströmens war eine böhmische, vom Eisgange mit fortgerissene Abschiffmühle, die mit ihrem zusammengebrochenen Gebälke und Dachoden in diesem Augenblicke gegen den steinernen Brückenpfeiler anrallte, so daß sie unter lautem Krachen aus ihren letzten Fugen wich nd in einzelne Theile sich auflösete. Mit Entsetzen hatten die Zuschauer zwischen dem Gebälk drei Männer entdeckt, welche, bewußtlos

und mit dem Antlitz nach dem Boden gekehrt, ausgestreckt lagen. Nur ein treuer Hund saß wachend neben ihnen und rief mit kläglichem Geheul die Zuschauer um Hülfe für seine Herren an. In dem Augenblicke, wo der Stoß gegen die Pfeiler erfolgte, richtete sich der eine von den drei Unglücklichen mit halbem Oberleibe auf und starrte die Menschen über sich mit träumerischem Blicke an. Im nächstfolgenden versank er schon mit seinen Gefährten in die über ihnen auf immer sich schließende Wassertiefe. Der Hund dagegen kam unterhalb der Brücke wieder hervor und rettete sich über die Eisschollen in das sogenannte große Gehäge, wo er von einem mitleidigen Bürger angenommen wurde. Seit dieser Katastrophe werden alljährlich bei dem Eisgange Rettungsnetze vor den mittelsten Brückenbögen ausgespannt.

Nach meiner Genesung fühlte ich in mir eine unerträgliche Leere und ich wußte nicht, wie ich meine arbeitfreien Stunden und namentlich die langen Abende zubringen sollte. Meinen ehemaligen Schulfreunden des Gymnasium, die größtentheils die Universität bezogen hatten, konnte ich mich nicht mehr anschließen, und von den Seminaristen stieß mich deren ziemlich niedrige Bildungsstufe zurück. Diejenigen von ihnen, die hierin eine Ausnahme machten, hatte das Nervenfieber hinweggerafft und noch immer schwang der Tod seine mörderische Sense über Dresdens Bewohner. Da auch viele Aerzte der allgemeinen Seuche erlegen waren und die noch lebenden nicht alle Kranken bedienen konnten, so unterzog sich unser menschenfreundlicher Vicedirector, der anfänglich Medicin studirt gehabt hatte, der ärztlichen Pflege, jedoch nur auf ausdrückliches Verlangen der Kranken und obendarein unentgeldlich. Dabei wendete er die damals noch ziemlich unbekannte Kaltwassercur an, die in dem Begießen des Nackens, der Kopfseiten und der Brust mit kaltem Wasser bestand. Der liebe Mann hatte die Freude, mehrere seiner Schwerkranken am Leben zu erhalten, während aber auch einige von ihnen dem Tode anheimfielen.

Mit mir auf derselben Bank im Seminar saß Ernst Oehme, der Sohn eines Generalacciseinnehmers in der Friedrichstadt. Doch bald schon gab er seinen Entschluß, Volksschullehrer zu werden, wieder auf und ward der Gehülfe des Thorschreibers unter dem vormaligen pirna-

ischen Thore zu Dresden. Wie mich, erfüllte auch ihn eine unwiderstehliche Lust zur Malerkunst, die er in seinen freien Stunden am Expeditionsfenster ausübte. Aus jener Zeit besitze ich noch heute von ihm eine gelungene, in Wasserfarben gemalte Crocusblume. Später versuchte er, ohne alle Anweisung, die Oelmalerei.

Erst mit der Niederlassung des genialen Dänen Dahl in Dresden, der hier eine neue Epoche in der Landschaftsmalerei hervorrief, gewann Oehme's planloses Umherschweifen in der Kunst einen festeren Halt. In ähnlicher Weise, wie der nachmalige Kapellmeister Naumann der Schüler des berühmten Italieners Tartini wurde, errang sich Oehme die Gunst, Dahls Schüler zu werden. Als solcher wurde er durch des Majors Serre Vermittelung dem Prinzen Friedrich August empfohlen und durch die Unterstützung dieses edlen Beförderers der Künste in den Stand gesetzt, das Studiren der Kunst sorgenfreier fortzusetzen. In derselben machte Oehme bald große Fortschritte und neigte er sich dabei, in Bezug auf ein tiefpoetisches Gefühl, dem schwermüthigen Maler Friedrich zu, der bekanntlich in Nacht- und Mondschein-Landschaften sich berühmt machte.

Ein zweiter Berufsgefährte auf derselben Bank, der hier eine weitere Erwähnung verdient, war der einzige Sohn des Todtenbettmeisters P. in der Friedrichstadt. Seine beiden Aeltern starben schnell hinter einander am Nervenfieber, als er kaum 18 Jahre zählte, und in der damaligen, an großen Weltereignissen reichen Zeit kümmerte sich keine vormundschaftliche Behörde um den unmündigen Erben, welcher daher nach seinem Belieben mit dem älterlichen Nachlasse gebahren durfte. Freund P. sang bis zu seinem Uebertritt in das Jünglingsalter einen ausgezeichneten Sopran, weshalb er bei Gesangaufführungen vielfach verwendet wurde. Als ganz junger Mann wurde er Hauslehrer bei dem Grafen von B., der selbst keine Kinder besaß, aber diejenigen eines nahen Verwandten erziehen ließ. Als nach einigen Jahren der Graf starb, wurde dessen ganz verschuldete, grundherrliche Besitzung nothwendigerweise versteigert und seine Gattin rettete aus dem entstandenen Concurs die Summe von etwa 5 bis 6 tausend Thalern. Die Gräfin Wittwe, obschon sie, den Jahren nach, ihres Hauslehrers Mutter sein

konnte, heirathete denselben, welcher die Schulmeisterstelle in einem kleinen Dorfe dicht an der böhmischen Grenze und in der rauhesten Gegend erhalten hatte, und vertauschte ihr schönes, weites Schloß mit der strohgedeckten, niedrigen Schulmeisterwohnung. Hier verlebte das ungleiche Paar, geschieden von allen Zerstreuungen, von den feineren Genüssen und von dem Umgange mit gebildeten Menschen, mehr als 25 Jahre in wahrhaft idyllischer Liebe, Eintracht und Genügsamkeit. Die hochgeborene Frau Schulmeisterin fühlte sich jetzt weit glücklicher als da sie noch die Gemahlin eines gräflichen Standesherren war, und verlangte nie nach einer Verbesserung ihrer ärmlichen Lage. Von den Trümmern ihres Vermögens erbaute sie ihrem geliebten Manne ein etwas besseres Schulhaus als die alte Strohhütte war, und obgleich ihre Ehe kinderlos blieb, so störte auch dieser Umstand ihr eheliches Glück keineswegs. Die vormalige Gräfin, aus einer altadeligen Familie abstammend, besaß noch zwei Brüder, von denen der eine am königlichen Hofe die höchste Ehrenstelle bekleidete und der andere ebenfalls ein hoher Staatsdiener war. Da beiden der bankerotte Graf lieber gewesen war als der arme ehrliche Dorfschulmeister, so ignorirten sie denselben gänzlich. „Unsere Schwester —" sagten sie — „ist für uns todt." Als beide einmal eine Reise über das Gebirge nach dem Badeort Teplitz unternahmen, ließen sie sich bis in die Nähe des Dörfchens fahren, in welchem mein Freund P. Schulmeister war. Dann hielten sie an und der eine Bruder sprach zum andern, indem er den Arm zeigend ausstreckte: „Sieh, dort in jener elenden Hütte hauset unsere Schwester, die einstige Gräfin."

Hierauf lenkten sie links ab und fuhren weiter.

Die rauhe Gegend und die Beschwerlichkeiten seines Amtes hatten endlich meines Freundes P. Gesundheit untergraben und ihm schmerzhafte Anfälle von Gicht zugezogen, was ihn eine Veränderung seines Wohnorts und seines Berufs dringend wünschen machte. Er strebte daher, in Dresden irgend eine Anstellung in einer der vielen hier vorhandenen Canzleien zu erhalten, wobei ihm nicht etwa seine vornehme Schwagerschaft, sondern einer seiner ehemaligen Dorfschüler behülflich war. Es hätte von Seiten des hohen Hofbeamten nur eines

pfehlenden Wortes bedurft, um dem armen Schwager ein bescheidenes, eres Auskommen zu bereiten, allein was diese Herren in der Regel : ihre Dienerschaft thun, war dem vornehmen Schwager nicht mög-). Durch die rührende, unermüdliche Verwendung seines ehemaligen hülers erhielt endlich Freund P. eine Expedientenstelle in einer nzlei mit einem Jahrgehalte von nur 120 Thalern, der sich nach relanger, treufleißiger Dienstführung bis auf 300 Thaler steigerte. ährend dem starb, von ihm beweint und bis an sein Ende tief be-uert, seine Gattin, ohne daß deren Brüder sich mit ihr ausgesöhnt r eine Kenntniß von ihrem Ableben genommen hätten. Mein eund P., später von der Gicht fast gänzlich gelähmt und zu jeder beit unfähig, mußte seinen Abschied nehmen und zwar mit einer nsion von nur 160 Thaler jährlich. Sein vornehmster Schwager er setzte einen Wohlthätigkeitsverein zum Universalerben seiner an-mlichen Verlassenschaft ein, ohne mit einem Worte seines nothleiden-n Blutsverwandten zu gedenken, und wurde dafür in den öffentlichen lättern hoch gepriesen.

Unsere Zeit weiset der Beispiele mehrere auf, selbst unser Königshaus ten zwei, wo die höchsten Prinzessinnen weit tiefer unter ihren Stand verheirathet haben, als solches der Fall mit der einstigen Gräfin und n niedern Schulmeister war, ohne darum von ihren Angehörigen stoßen oder verachtet worden zu sein.

Fürst Repnin, der wenigstens das Gute gehabt hatte, zu Dresdens rschönerung beigetragen und die polizeiliche Pflege gar sehr verbessert haben, zog endlich mit seinen Russen fort. Der Landpfleger Felix te sich vollgesaugt und machte nun dem Festus Platz, daß derselbe ich ihm thue. Die Preußen waren es, welche an die Stelle der ssen traten und in Sachsen den letzten Act des Trauerspiels aus-elten. Sie hatten den Ausspruch ihres Königs Friedrich II. nicht gessen, welcher während des siebenjährigen Krieges von dem gänz-) ausgesaugten Sachsenlande sagte: „Sachsen kommt mir vor wie ı Mehlsack, der, obschon leer, doch immer noch stäubt, wenn man f ihn schlägt."

Nun, dieses Daraufschlagen verstanden die Preußen eben so gut

wie die Russen, und was der leere Mehlsack hergeben mußte, b
wieder ein paar Milliönchen, von denen eine in die preußische St
kasse, die andere in die Seckel der einsammelnden Zöllner floß.

Endlich waren die zu Wien versammelten Staatsköche mit
Breies Bereitung zu Stande gekommen. Unser König und unser
waren zum allgemeinen Sündenbock auserlesen worden. Weil
König, als sein Land gänzlich in der Gewalt der Franzosen sich be
nicht auf die Seite von deren Gegnern sich schlagen wollte und ko
wenn er seine Unterthanen nicht der grausamen Willkür der fr
sischen Herrschaft aussetzen wollte, so büßte er die Hälfte seiner
staaten ein.

Andere Fürsten, welche Napoleon I. ihre Erhebung oder die
größerung ihres Besitzthums, auf Kosten des übrigen Deutschla
verdankten, versetzten ihrem einstigen Wohlthäter und Bundesoberh
verächtliche Fußtritte und erhielten dafür neuen Länderzuwachs.
selben preußischen Heerführer, welche durch feuerige Aufrufe
Sachsen zur Empörung gegen unsern Landesherrn und Bekämp
der Franzosen, als diese noch unsere Bundesgenossen waren, a
fordert hatten, ließen nunmehr sächsische Soldaten bei Lüttich ni
schießen, weil diese von jener Theilung nichts wissen und keinem an
Monarchen als ihrem bisherigen dienen wollten. Dieselben H
hatten sich mit ihrem gedruckten Worte verpfändet, daß Sachsen
getheilt werden sollte, damit wir desto eher an ihren Köder b
möchten.

Es war im Maimonat 1815, als die Preußen aus Dresden
Sachsen fortzogen. Sie thaten solches mit brennenden Lunten
scharf geladenen Waffen, aus Furcht, daß wegen der betrau
Theilung des Landes unser Valet ein feindseliges werden könne.
wir Dresdener dachten in unsrer Freude, endlich die fremden Esser
Brandschatzer los zu werden, an keine Rache, sondern hätten wohl
abziehenden Feinde gar noch eine goldene Brücke erbaut. Nun
holten wir nach langer, langer Zeit wieder freien Athem und verg
schnell der überstandenen Noth.

21. Nach dem Kriege.

Die Verluste, welche Sachsen, das der hauptsächlichste Tummelplatz des Kriegs gewesen war, erlitten hatte, sind nicht zu berechnen. Am meisten hatten diejenigen zu erdulden, welche in der Nähe der Heerstraßen und in den großen Städten wohnten. Von keiner Behörde wurde eine gleichmäßige Herbeiziehung aller Landesbewohner zur Tragung der Kriegslasten vermittelt. Selbst in Dresden, wo jene gar leicht zu ermöglichen war, geschah in dieser Beziehung nichts, so daß z. B. die Neu- und Friedrichstadt, im Vergleich mit der Altstadt und deren Vorstädten, durch die Einquartierungslasten fast erdrückt wurden und namentlich die Hausbesitzer verarmten. Vom Frühjahr 1813 an bis beinahe in die Mitte des Jahres 1815 war Dresden mit bald mehr bald weniger starker Einquartierung belegt gewesen, deren Ernährung enorme Summen verschlang und die Quartiergeber an den Bettelstab brachte. Das Haus meiner nachherigen Schwiegerältern, welches 25 bis 30 tausend Thaler werth ist, wurde in Folge der durch die Einquartierungslast insolvent gewordenen Besitzer für nur 7360 Thlr. an den Meistbietenden veräußert. Mein Vater hatte auf ein zweistöckiges Haus mit Branntweinbrennerei in hiesiger Palmstraße 2000 Thlr. als unbezahlte Kaufgelder dargeliehen. In Folge des Krieges erhielt er 10 Jahre lang keine Zinsen, so daß er hieran 800 Thlr. einbüßte. Als das Haus endlich ebenfalls nothwendigerweise subhastirt wurde, ging das für 4500 Thlr. verkaufte Haus für nur 880 Thlr. weg, für welchen Preis es mein Vater erstehen mußte, um sein Capital nicht gänzlich zu verlieren.

Aus diesen beiden Beispielen erhellt, wie sehr die Grundstücke damals im Werthe gesunken und wie übel diejenigen daran waren, welche ihr Vermögen hypothekarisch auf Grundstücke ausgeliehen hatten.

Die Werthlosigkeit der Häuser und Gartengrundstücke währte noch mehrere Jahre fort. Diejenigen Plätze, welche nach völliger Abtragung der Festungswerke, von dem meißner bis zum bautzner Thore, gewonnen wurde, bot in der hierzu angestellten Versteigerung der Regierungscommissar Stück für Stück — 6 bis 8 tausend Quadratellen

jedes umfassend — mit nur 5 Thlrn. an und zahlten auch die meisten Ersteher nicht mehr dafür. Nach 30 Jahren erhielten sie so viele Tausende, als sie einzelne Thaler gegeben hatten.

Mein Vater hatte, wie schon gedacht, 800 Thlr. Zinsen an seinem Capitale von 2000 Thlrn. eingebüßt; 400 Thlr. baute er in das sub hasta erstandene Haus und verkaufte es später für nur 1800 Thlr., so daß er, außer den Prozeßkosten, einen Verlust von 1400 Thlrn. erlitt. Und im Vergleich mit noch gar vielen anderen Hausbesitzern und Capitalisten kam er noch gut hierbei weg.

Bisher hatte ich in meines Vaters Schule nur des Vormittags eine Unterrichtsstunde ertheilen können, in der übrigen Schulzeit meine gute Mutter die Stelle eines Hülfslehrers ausfüllen müssen. Endlich von diesem anstrengenden Amte entbunden zu werden, war ihr eben so sehnlicher als gerechter Wunsch. Derselbe bestimmte mich, mein Schulamts=Candidaten=Examen vorzeitig und zwar im Herbste des Jahres 1814 zu machen. Noch vor demselben, das für den November des gedachten Jahres anberaumt war, ging ich vom Seminar ab und trat mein Amt als Hülfslehrer in meines Vaters Schule an. Deren sämmtliche Schüler nannten mich damals immer noch Musje Gustav, welcher Name nach längerem Zeitraume sich, durch Vermittelung meines Vaters und zwar nicht ohne viele Mühe, in Musje Nieritz verwandelte und bis lange nach meiner Verheirathung derselbe blieb.

Die Drangsale des Kriegs und die hierdurch herbeigeführte Armuth hatte die Vermehrung unsrer Kostgänger von 70 bis auf 100 gesteigert. Hierzu kamen noch 80 andere Schüler, von denen ein kleiner Theil Extraner war und Schulgeld bezahlte.

Dennoch erhielt mein Vater seine geringe Besoldung von nur 200 Thlrn. jährlich fort und mußte seinen Hülfslehrer aus seinen eigenen Mitteln bezahlen. Ich empfing von ihm Kost, Wohnung und monatlich 4 Thlr.

Der jedesmalige Oberhofprediger vollzog die Schulamtscandidatenprüfung der Seminaristen. Auf den ehrwürdigen Reinhard war Dr. Ammon in der Oberhofpredigerstelle gefolgt und die mit uns anzustellende Prüfung seine erste dieser Art. Vor derselben stattete er dem

seiner Oberleitung anvertrauten Seminar einen Besuch ab. Nachdem er das Innere des Gebäudes einer genauen Besichtigung unterworfen hatte, wendete er seine Aufmerksamkeit den Gartenbeeten der Seminaristen zu. Als nun Dr. Ammon nicht wenige dieser Beete verwildert und mit wucherndem Unkraut überdeckt fand, wendete er sich mit der lächelnd ausgesprochenen Frage an den ihn umringenden Seminaristentroß: „Ei, ei, meine Herren! (mit diesem höflichen Ausdruck hatte noch kein Oberer die Seminaristen beehrt,) haben Sie nicht guten Samen auf Ihren Acker ausgestreut? Woher das viele Unkraut?" Ermuthigt durch die Leutseligkeit des hohen Vorgesetzten, antwortete keck einer aus dem Haufen: „Hochwürden Magnificenz! das hat der Feind gethan" und mit uns zugleich lachte Dr. Ammon herzlich.

Während ich die Kreuzschule besuchte, wo in unsrer Classe der Religionsunterricht nach Rosenmüllers Lehrbuche vorgetragen wurde, hatte ich die Hauptstücke des lutherischen Catechismus fast gänzlich verlernt. Da aber zu vermuthen stand, daß unser Candidaten-Examen über eins derselben stattfinden könne, so beeilte ich mich, das Vergessene wieder aufzufrischen. Dieses that ich täglich auf dem dreiviertelstündigen Wege nach einem Weinberge, dem Eigenthum der Aeltern meiner adeligen Schülerin, den sie erst nach der Ausplünderung durch die Kosacken im Frühjahre 1813 mit einer Wohnung in der Stadt vertauscht und nun, nach wiederhergestellter Sicherheit, wieder bezogen hatten. Für den täglich zurückzulegenden, anderthalbstündigen Weg hatte ich nur 2 Gr. beansprucht und gern zugestanden erhalten. Ich bekam sonach für eine 2½stündige Anstrengung nur 5 Gr. im Ganzen, die Abnutzung an Stiefelsohlen und Kleidung, die durch die Witterungslaunen schneller erfolgte, nicht zu rechnen. Warum ich eine so geringe Entschädigung für meine Mühe beanspruchte? Einmal hatte mich meine, auf dem ersten Hinauswege stehen gebliebene Uhr über den Aufwand an Zeit getäuscht und zweitens scheuete ich mich, eine Familie zu übertheuern, die angeblich durch die Kosacken einen Verlust von 10,000 Thlrn. erlitten hatte und mich überdieß mit großer Freundlichkeit behandelte. Diese Freundlichkeit erstreckte sich nun zwar nicht bis auf den nervus rerum, das Geld! Das Ertheilen von Marken für meine Lehrstunden

z. B. währte fort und wenn die gnädige Frau oder meine Schülerin mir eine solche zu verabreichen vergaß, war ich blöde und schüchtern genug, um sie zu verlangen, so daß ich für manche Lehrstunde und manchen Gang unbelohnt blieb. An einem Sommertage war ich mit einem neuen und für meine Verhältnisse theuern Sommerrock angethan, als ich in den Hof des Weinberghauses trat. Da kam mir der seiner Kette entledigte Hund bellend entgegengesprungen, fiel mich grimmig an und riß mir ein Stück Zeug aus meinem schönen Rocke. Ich mußte noch froh sein, daß es nur mein Kleid, nicht mein Fleisch betraf.

„Was hatte nur der Hund mit Ihnen!“ fragte mich bei meinem Eintritt in's Zimmer die gnädige Frau, welche oben am Fenster den Vorfall mit angesehen hatte. „Er hat Sie doch nicht gebissen?“

„Mich nicht —“ antwortete ich betrübt, indem ich den erhaltenen Riß im Rocke vorzeigte — „aber meinen neuen Rock.“

„Das abscheuliche Thier!“ lautete die Gegenrede und dabei blieb es. Von einer Entschädigung war keine Rede. Vor ähnlichen Fällen mich zu sichern, nahm ich von nun einen tüchtigen Stock mit und wirklich traf es sich zu meiner heimlichen Freude schon nach kurzer Zeit, daß der Kettenhund abermals los war und seine Zähne wieder an meiner Kleidung oder meinem Körper versuchen wollte. Aber da empfing er von meiner Hand einen so nachdrücklichen Stockstreich, daß er heulend die Flucht ergriff und mich fortan unbelästigt ließ. „Das haben Sie recht gemacht!“ lobte mich die Gnädige, ob aber auch wirklich aus Herzensgrund, weiß ich nicht.

Mehrmals in der Woche konnte ich, nachdem ich von dem Weinberge heimkehrte, erst um 6½ Uhr Abends mein Mittagsmahl verzehren, einige mal dagegen um 4½ Uhr und nur etlichemal zur gehörigen Mittagsstunde. In der Jugend erträgt sich eine solche regellose Lebensweise, wiewohl die schädlichen Folgen oft erst später nachfolgen.

In der Schulamtscandidatenprüfung erhielt ich die Censuren: in der Religion, im Catechisiren und in der Musik gut, im Schreiben vorzüglich, im Rechnen rühmlich. Ich würde wohl rühmlicher noch bestanden haben, wäre meine schwere Krankheit, die eine große Gedankenschwäche und Vergeßlichkeit zurückgelassen hatte, nicht vorher-

gegangen gewesen, und hätten meine Mitbewerber, unter denen ich der jüngste war, nicht aus den tüchtigsten Männern bestanden. Auch hielt mich meine übergroße Schüchternheit ab, manche, nicht unmittelbar an mich gerichtete Frage zu beantworten. Meine allerschwächste Seite war die Musik und daran trug unser Cantor F. die Hauptschuld. Ich spielte besser vom Blatte als die meisten meiner Kameraden; dagegen besaß ich nicht die geringste Kenntniß von der Generalbaßlehre. Anstatt nun mit deren Anfangsgründen bei mir zu beginnen, setzte der Cantor deren Kenntniß voraus und darum erlangte ich nie einen richtigen Grund in dieser Wissenschaft. Des Cantors Hitze und Ungeduld fürchtend, wozu noch der Mangel an Vertrauen sich gesellte, gestand ich ihm nicht offen meine Unwissenheit ein und blieb deshalb ein Stümper in der, zum Orgelspiele so nöthigen Generalbaßlehre.

Seit einer langen Reihe von Jahren — von des wackern Kriegsraths Schmieder Tode an — hatte sich niemand um die Beschaffenheit unsrer Schule gekümmert, weder der Vorstand unsrer Behörde, noch der Superintendent, noch einer unserer Herren Geistlichen sie besucht oder beaufsichtigt. Auch würde man wenig Erbauliches oder Erfreuliches aufgefunden haben. Beide Lehrclassen, an 170 bis 180 Schüler zählend, waren zu jener Zeit in ein einziges Lehrzimmer eingepfercht. Weil mein guter Vater fast gänzlich taub war, mußten dessen Schüler ihre Antworten überlaut herschreien, was natürlich eine arge Störung bei den Schülern der unteren Classe hervorbrachte und einen großen Lärm verursachte. Erst auf dringendes Ansuchen meines Vaters bewilligte nach meinem Amtsantritte die Behörde die geringen Kosten, welche das Versetzen einer Scheidewand und die Anschaffung noch eines Ofens erforderten. Die sonstige Ausstattung unsrer Schule an Subsellien u. s. w. war die armseligste von der Welt, daher nicht wenige meiner kleinen Schüler und Schülerinnen die Sitzbänke zur Unterlage für ihre Schreibebücher benutzen und vor denselben auf den Knieen liegend die Feder führen mußten. Wie oft dabei die Tintengläser von den Bänken herabgeworfen, die Dielen und Kleider der jugendlichen Schreiber besudelt wurden, kann man sich denken.

Bis jetzt hatte ich nach meinem Tagewerke die Abendstunde daheim

verlebt und mich dabei, besonders nach meiner Wiederherstellung vom Nervenfieber, sehr gelangweilt. Meinem älteren Bruder verdankte ich's, daß ich an den langen Winterabenden eine Tabagie besuchte, die, von einem ehemaligen Hofbedienten errichtet, in unserer Neustadt lag und von vielen jungen Leuten, darunter mehrere meiner einstigen Schulkameraden, belebt wurde. Von diesen, mit welchen ich unser altes Freundschaftsbündniß erneuerte, wurde ich zum Billardspiele verleitet, das ich fortan mit aller Leidenschaft betrieb.

Der Inhaber unsrer Restauration besaß vier Töchter, von denen die älteste, etwa achtzehnjährige, einen außergewöhnlich reizenden Kopf besaß, dessen dunkelbraunes Haar sie à la Titus gelockt trug. Besonders bezaubernd in dem schönen Antlitze waren ihre großen, seelenvoll sprechenden Augen. Obschon sie nicht selbst die Gäste bediente, so war sie doch regelmäßig des Abends in den Gastzimmern anwesend, wo sie die lauten wie stillen Huldigungen nicht nur der jüngeren, sondern auch der älteren Gäste empfing. Für mich, der ich bisher in keinen näheren Umgang mit jungen Mädchen gekommen, war sie ein höheres Wesen, das ich nur ehrfurchtsvoll zu grüßen, doch niemals anzureden wagte. Als sie solches einst that, vermochte ich vor Blödigkeit und freudiger Ueberraschung kaum zu antworten. Ich war der festen Meinung, daß nur eine hohe und reiche Standesperson, ein Baron oder Graf, ihr einstiger Gatte werden könne. Wie ward ich enttäuscht, als ich eines Vormittags mit einem Freunde die bisher nur Abends besuchte Tabagie betrat, um eine Partie Billard zu spielen! Anstatt einer schönen, reizend geschmückten Prinzessin erblickte ich jetzt mit Staunen ein Aschenbrödel, welches, den Kopf mit zahllosen Papierwickeln, gleich einem Medusenhaupte, behangen, in einen theilweise befleckten Schlafanzug gehüllt, mit niedergetretenen Schuhen und verdrießlichem Gesicht vor uns eiligst die Flucht ergriff. Zugleich wurde mir klar, weshalb die Schöne bisher stets so züchtig bis oben an den Hals verhüllt gewesen war. Ach, der reizende Kopf, von Lilien und Rosen verschönt, ruhte auf einer schwarzgrauen, starkknochigen und fleischlosen Büste.

Wie ich bereits früher erwähnt habe, war das erste Theater,

welches ich als kleiner Knabe in Gesellschaft unsers Dienstmädchens und dessen Liebhabers betrat, das Puppentheater eines gewissen Lorgie.

Später verdankte ich es meiner Tante Israel, daß mich ein kurfürstlicher Logenschließer gegen ein Trinkgeld in eine Galerieloge sperrte, die so ziemlich dem Käfig für wilde Thiere glich. Ueber drei etagenmäßig vorgezogenen Querlehnen hingen die zum Stehen genöthigten Zuschauer die Köpfe heraus, drückten sich die Brust schmerzend an der ungepolsterten Holzleiste und gemahnten genau an Gefangene, die durch das Gitter ihres Kerkers schauen. Man gab eine italienische Oper, von der ich kein Wort verstand, daher ich mich entsetzlich langweilte und froh war, als ich endlich aus dem Schwitzkasten erlöset wurde. In meinen Jünglingsjahren entzückten mich die Vorstellungen im Sommertheater des Linke'schen Bades, dessen Unternehmer Seconda hieß. In Verbindung mit einem gewissen Ruth führte Seconda Schauspiele, Opern und Ballets auf, bei welchen letzteren mehrere unsrer Armenschüler mitwirkten. Ach! wie bezauberten mich damals die Kreuzritter, das Donauweibchen, die Teufelsmühle, das Ballet Hora und Kloska! Ein Jude Miller war lange Zeit der erste Tenor und Liebling des Publikum, und eine Cramer die Bravoursängerin. Noch später erlangte ich durch einen Zimmermann des Hoftheaters, dessen Kinder unsere Schule besuchten, die Vergünstigung, nach meinem Belieben den Feuerboden besteigen und von da aus in das Herz der Schauspielkunst hinabblicken zu dürfen. Ach, wie ganz anders gestaltete sich dieselbe hier!

Wann die Spielenden hinter den Coulissen eifrig in ihren Rollen studirten und mit Spannung des Augenblicks harrten, wo sie hervortreten und agiren sollten, dann erkannte ich, daß es kein Spiel, sondern eine schwere Arbeit sei, und wenn in einem Trauerspiele die vergiftete oder erstochene Heldin nach heruntergelassenem Vorhange lachend aus ihrem Sarge auf ihre Füße sprang und im lustigen Tanze auf der Bühne sich herumschwenkte, so war jede Täuschung dahin. Das nicht zahlende Publikum auf dem Feuerboden war endlich so zahlreich und laut geworden, daß eines Abends der ganze Feuerhimmel gewaltsam geräumt und gesäubert wurde. Glücklicherweise entging ich der Schmach dieser Vertreibung aus dem Paradiese dadurch, daß ich an jenem Abende von

dem Besuche des Theaters abgehalten worden war. Mit demselben war es von nun an aus — denn meine Mittel erlaubten es nicht.

Sogar meine unbedeutende Person wurde empfindlich berührt, indem unter der ansehnlichen Zahl von Staatsbeamten, welche in preußische Dienste übertrat, sich auch mein Geheimer Finanzrath befand, wodurch ich eine Einbuße an meinem Einkommen von monatlich 6 Thalern erlitt.

In der Familie von Z. setzte ich meinen Unterricht fort und zwar im Sommer täglich und im Winter wöchentlich zweimal, wo ich dann einige Lehrstunden hinter einander abhielt. Man behandelte mich hier, wie ich dankbar bekennen muß, mit vielem Wohlwollen und lud mich zu den Festlichkeiten der Familie und Schmausereien ein, an welchen viele vornehme Gäste Theil nahmen. Dieser Umgang mit den höheren Ständen war für mich in mancher Beziehung bildend und nützlich.

Meinen Unterricht ertheilte ich in dem Wohnzimmer und unter den Augen der Frau von Z. Wenn nun fremder Besuch eintrat, erhob ich mich jedesmal von meinem Sitze und machte eine tiefe Verbeugung, was, wie ich später erfuhr, nicht in der Ordnung war. Solches that ich auch eines Tags, als bald nach meiner Ankunft ein ältlicher Herr von ehrwürdigem und vornehmem Anstande aus einem Seitenzimmer hereintrat, der meinen ehrfurchtsvollen Gruß nur durch eine stumme, leichte Kopfneigung erwiederte. Als er bei mir vorüberging, entdeckte ich in den gepuderten Haaren seines Hinterkopfs einen gewöhnlichen Kamm quer über stecken und meine kleine Schülerin belehrte mich kichernd, daß ich den Haarkräusler ihrer Mutter vor mir gehabt hätte. Es kostete mich viele Ueberwindung, in Zukunft mich nichts angehende Besuche unbeachtet zu lassen und unbeweglich auf meinem Sitze zu beharren.

Einst war ich wieder zu einem Feste eingeladen worden. Man tanzte, speiste, trank viel Wein und tanzte wieder, wobei ich nur den unbetheiligten, stillen Zuschauer abgab, indem ich nicht tanzen konnte und überdieß aus Schüchternheit keine von den adeligen Damen aufzuziehen gewagt haben würde. Als das Fest endigte, entfernten sich,

in der Nacht, die Musiker, so wie die Gäste, die zu Wagen, zu
rde und zu Fuß den Heimweg antraten. Unter den Letzteren be-
d sich ein junger, schöner Reiterofficier, der, als Oberst und mit
den bedeckt, vor einigen Jahren gestorben ist. Da derselbe ohne
ntel erschienen und die Nacht sehr kühl geworden war, so nahm er
Dank meinen, ihm angebotenen Ueberwurf an, den ich eher ent-
ren konnte, da ich nicht durch Tanzen erhitzt und überdieß von
 Hausherrn zum längeren Verweilen dringend aufgefordert worden
:. Die Frau vom Hause hatte sich nebst ihren beiden Schwestern
ihr angränzendes Schlafzimmer zurückgezogen, weil der berauschte
tand der noch vorhandenen wenigen Gäste den Damen ein längeres
weilen nicht gestattete. Wie erstaunte und entsetzte ich mich, als
ne Ohren nunmehr die unkeuschesten Reden, wie solche je kaum von
ausschweifendsten Seminaristen gefallen waren, anzuhören bekamen!
: schlimmste Sprecher, ein Kammerjunker von nicht mehr ganz
ndlichem Alter, vergaß sich so weit, daß er seine Unflläthereien laut
h das Schlüsselloch desjenigen Zimmers rief, in welchem sich die
nen befanden. In dieser Nacht erkannte ich, daß rohe und üble
te nicht bloß in den niederen Volksschichten wurzele, sondern selbst
den höchsten Regionen sich vorfinde. Endlich war der Schwätzer
nummt und hatte, da das Sopha bereits von andern Schläfern be-
war, sein Lager auf den Stubendielen aufgeschlagen; wo ihn der
ısherr mit seinem Mantel zudeckte. Der Letztere aber sprach zu
, dem völlig Nüchternen: „Nun, lieber N., wollen wir unser Glas
in in aller Ruhe trinken und uns die übrigen Stunden der Nacht
h das Lesen der Landtagsacten verkürzen.“ Dagegen wagte ich
ts einzuwenden, wiewohl ich die Acten der damaligen Landtags-
handlungen als das wirksamste aller Schlafpulver erachtete und mich
er im voraus mit möglichster Geduld bewaffnete. Herr von Z.
te die zahlreich umherstehenden, noch nicht gänzlich geleerten Wein-
chen zusammen, stellte sie auf einen Pfeilertisch, dazu zwei Gläser
eben so viel Stühle und begann seine Vorlesung, über welcher
bald die Augen zufielen. Sicher dürfte ich fest entschlafen und zu
nes Vorlesers großem Schrecken plötzlich vom Stuhle gefallen sein,

hätte nicht der auf den Dielen ausgestreckte Kammerjunker durch ein Intermezzo unbeschreiblicher Art jener drohenden Gefahr mich enthoben.

In Folge dieses Zwischenspiels erhob sich der Kammerjunker auf seine wankenden Füße, um schon nach wenigen Schritten gleich einem stürzenden Coloß darniederzuschmettern. Als wir ihn aufrichteten, fand sich's, daß mit Ausnahme einer großen Beule an der Stirne, keins seiner Glieder gebrochen oder sonst beschädigt worden war. In Folge dieses Falles war der Kammerjunker munter geworden und während wir seine Beule abwechselnd mit einer flachen Messerklinge drückten und mit Essig wuschen, verlangte er nach einem Spiegel, um sein Antlitz darin zu beschauen. Ueber diesem Beschauen stammelte er lachend: „Heute habe ich Dienst bei der Prinzessin Auguste. Wenn sie mich fragt, wie ich zu meiner Brausche gekommen sei, werde ich ihr antworten: Königliche Oh—eit! ich ha—a—abe mich an einer offenstehenden Thüre gest—o—oßen! ha! hà! ha!

22. Allerlei.

Nachdem im Frühjahre 1815 die letzten Preußen unser schwer heimgesuchtes Sachsenland verlassen hatten, waren dessen Einwohner zunächst darauf bedacht, ihren aus der Gefangenschaft heimkehrenden Landesvater recht festlich zu empfangen. Aber Manchem unter ihnen pochte auch das Herz sehr unruhig bei dieser Gelegenheit. Wie überall, so gab es auch bei uns Menschen, welche den Mantel nach jedem Winde hängen. Diese hatten in der festen Meinung, daß der Sachsenkönig nie wieder in seine Staaten zurückkehren würde, dessen Verhalten während des letzten Kriegs laut und öffentlich getadelt und dagegen, um sich bei der neuen Regierung einzuschmeicheln, die preußische bis zum Himmel erhoben. Ein solches Verfahren hatte sich sogar einer der unteren Hofbeamten unsers Königs zu Schulden kommen lassen und sich deshalb sehr verächtlich gemacht. Als nun die Rückkehr unsers Königs zur Gewißheit geworden war, sann jener treulose Diener auf ein Mittel, wie er sich in der Gunst seines Dienstherrn und in dessen

Diensten erhalten könne. In dieser Absicht beredete er einige Bürger Dresdens zur Theilnahme und begab sich in deren Begleitung nach Friedrichsfelde zu dem gefangenen König, um demselben die Versicherung unwandelbarer Treue und Anhänglichkeit, sowie den Schmerz über die lange Abwesenheit des heißgeliebten Landesvaters kund zu geben. Da die Fürsten nicht allwissend sind, so nahm der liebe Monarch die erheuchelten Gesinnungen seines falschen Dieners als aufrichtige an und belohnte denselben später durch die Verleihung seines neu gestifteten Verdienstordens. Allein dessen Tragen hat wohl noch keinem Menschen so viele Schande und Verachtung zugezogen als jenem Hofbeamten.

Ein Finanzcanzlist Dorn hatte einen Spottvers auf denselben gedichtet, mit dessen Absingen er von sämmtlichen Gästen einer Tabagie, die er allabendlich zu besuchen pflegte, empfangen und für immer daraus vertrieben wurde.

Jener Canzlist war eine sehr bekannte Persönlichkeit Dresdens und auffällig schon durch sein lahmes Bein, das ihn zum Gebrauch einer Krücke nöthigte. Der damalige Finanzminister, Graf von W., stand in dem Rufe großer Grobheit. Als Dorn bei demselben sich um eine Anstellung bewirbt, entgegnet ihm W. polternd: „Am Ende kommen noch alle Lahme, Blinde und Krüppel, um bei mir angestellt zu sein.“ „Verzeihen Ew. Excellenz —“ antwortet Dorn gelassen — „ich habe nicht gewußt, daß man in Ihrem Departement mit den Füßen arbeitet.“ „Sei Er nicht grob!“ entgegnete der Minister überrascht, erfüllte aber des Bittstellers Gesuch.

Von jenem Minister W. erzählte man sich eine Menge von Anekdoten, unter denen ich nur zwei hier aushebe.

In der Ostraallee zu Dresden, neben dem Gartenpalais des Prinzen Max, befand sich eine renommirte Conditorei, welche besonders von der höheren Aristokratie fleißig besucht wurde. Solches that auch der Graf W., welcher als täglicher Gast einen bestimmten Sitz einnahm, den ein Jeder kannte und darum frei ließ. Da findet der Graf eines Nachmittags einen Fremden auf seinem Stuhle sitzen, der auf die verblümten Reden des Ministers nicht von der Stelle weichen

will. Dieser wird endlich grob und fährt den Fremden mit den Worten an: „Sie sitzen auf meinem Stuhle — ich nehme jeden Tag diesen Platz ein — suchen Sie sich einen andern!" Der Fremde blickt von seinem Zeitungsblatte auf und entgegnet ruhig: „Dieser Ort ist ein öffentlicher und kann darum jeder eher kommende Gast nach seinem Belieben einen Sitz und Stuhl sich wählen." „Herr!" ruft jetzt zornig der Graf aus — „wissen Sie, wer ich bin? Ich bin der Minister, Graf von W.!" „Solche Bursche —" antwortet der Fremde gelassen — „habe ich genug in meinen Diensten!" und sieht wieder in sein Zeitungsblatt. Nicht wenig betroffen prallt W. zurück und wendet sich an die Inhaberin der Conditorei mit der leisen Frage: „Wer ist denn das!" „Des Königs von Schweden Majestät!" lispelt jene leise. Wirklich war es der durch seine Sonderbarkeiten und seinen Eigensinn sich auszeichnende König Gustav IV, der später des Throns verlustig wurde und im Exil starb.

Einst hatte sich Graf W. über einen treulosen Verwalter eines seiner Rittergüter schwer geärgert. Gerade in der größten Aufregung des Grafen hierüber, kommt dessen Sachwalter und legt ihm die Reinschrift des gräflichen Testaments zur Unterzeichnung vor. Der Graf ergreift die Feder und unterschreibt in üblicher Weise jede Seite seiner letztwilligen Verfügung. Nach beendigter Arbeit übergiebt er das Schriftstück dem Sachwalter, welcher alsbald voll gerechten Erstaunens ausruft: „Aber, Excellenz, was haben Sie denn gemacht?" Es fand sich nämlich, daß der Graf in seiner Wuth jede Seite des Testaments mit den Worten unterschrieben hatte: Dieß ist mein letzter Verwalter — anstatt „Wille!" Das Testament mußte deshalb nochmals gefertigt werden und dürfte dieser Fall — angenommen, daß der Graf inzwischen starb, — einem Romanschreiber einen willkommenen Stoff zu einer schweren Verwickelung geben.

Am 7. Juni 1815, welcher von sächsischen Patrioten noch lange Jahre hindurch hochfestlich begangen wurde, kehrte Friedrich August der Gerechte nach beinahe 2jähriger Abwesenheit aus der Gefangenschaft in seine Residenz zurück. Das lang Entbehrte begrüßt man stets mit verdoppelter Liebe und hier galt es einem Fürsten, der un-

erschuldet um seine Freiheit wie um sein halbes Land gekommen war, nd der beinahe ein halbes Jahrhundert hindurch mit Weisheit und Gerechtigkeit regiert hatte. Nur wenige Bewohner Dresdens mögen n jenem Tage nicht auf den Beinen gewesen sein, um den in sein Schicksal ergebenen und auf Gott allein vertrauenden Landesvater anommen zu sehen und ihm ein hochbegeistertes Willkommen zuzurufen. Dem Drängen der Menge, das ich seit Napoleons erster Anwesenheit n Dresden mit ängstlicher Furcht mied, zu entgehen, stellte ich mich or dem pirnaischen Schlage an der Landstraße auf.

Dem königlichen Einzug nochmals im Innern der Stadt zu begegnen, eilte ich durch den dohnaischen Schlag in dieselbe. Da erblickte ch in dem Erdgeschoß eines Hauses an der vormaligen Bürgerwiese ier sächsische Leibgardisten, welche bei offenen Fenstern so ganz in as Kartenspiel vertieft da saßen, daß für sie weder der langvermißte Landesvater heimkehrte, noch der Kanonendonner und das himmelmsteigende Jubelgeschrei sie aufrüttelten, noch die lärmend bei ihnen vorüberziehende Volksmasse ihre Aufmerksamkeit erregte. Ich hatte mir eingebildet, daß in dieser hehren Stunde jedes andere Interesse dem allgemeinen nachstehen müsse. Unwillkürlich dachte ich jetzt an Lichtwers Gedicht:

„Die sonderbaren Menschen".

Mein ohnehin kärgliches Einkommen war durch den Wegzug des Geheimen Finanzrathes R. gar sehr geschmälert worden. Eine zweite Einbuße erhielt ich durch das öftere Kränkeln meiner allerersten Privatchülerin, des Fräuleins von Z. Diese setzte meinen Unterricht nicht nur Wochen, sondern Monate lang aus, wo ich dann auch kein Honorar rhielt. Daher kam es mir sehr gelegen, als mir der Clavierunterricht bei einem jungen Mädchen, der Stieftochter eines Finanzcalcuators, angetragen wurde, der mir jede Stunde mit 4 g. Gr. honorirte. Bald genug erwarb mir die eine Clavierschülerin eine zweite und so ging es fort, so daß mein Einkommen, aber zugleich auch meine Anstrengung wieder gesteigert wurde. Da machte mir eines Tages der Herr von Z. den Antrag, als Hauslehrer seiner Kinder, davon jetzt drei zu erziehen waren, in seine Familie einzutreten. Er bot mir,

außer freier Beköstigung und Wohnung, so wie einem Weihnachtsgeschenk, einen Gehalt von 100 Thalern jährlich an, den er bei meiner Weigerung bis auf 150 Thaler erhöhte. Von meinem Vater erhielt ich ebenfalls Kost und Wohnung und 48 Thaler jährliche Besoldung. Dafür aber hatte ich täglich 6 Stunden lang mit nicht weniger als 100 Kindern der niedrigsten Volksclasse mich herumzuplagen. Die Kost und Wohnung in dem Hause des Herrn von Z. waren ungleich vorzüglicher, dessen Kinder wohl erzogen und durften, ihrer großen Jugend wegen, nur wenige Stunden des Tags Unterricht erhalten, daher mir viel freie Zeit übrig blieb. Dazu lockten auch 150 Thaler, die mir damals eine ungemein große Summe zu sein schienen. Dennoch blieb ich keinen Augenblick unschlüssig, sondern lehnte das Anerbieten dankend ab. Die gnädige Frau und deren würdige Mutter vereinigten ihre Bitten und vergossen selbst reichliche Thränen, um mich auf andere Gedanken zu bringen. Aber das Gefühl der Kindespflicht behielt die Oberhand.

Damals gab es für die Kinder des stets in Dresden garnisonirenden Leibgarderegiments zwei besondere Schulen, eine für die Knaben und eine für die Mädchen. Die letztere verwaltete unser ehemaliger Hülfslehrer R., der noch immer eine große Anhänglichkeit gegen uns bewies. Eines Tages kam R. athemlos zu uns und erzählte in aller Aufregung, daß der Knabenlehrer der Garnisonschule gestorben und ihm von dem Obersten des Regiments der schmeichelhafte Auftrag ertheilt worden sei, sofort einen passender Mann zur Besetzung der erledigten Stelle vorzuschlagen. „Da habe ich denn —" fuhr der wackere Mann fort — „sogleich mein Augenmerk auf Sie, lieber Gustav, gerichtet, und wenn Sie einwilligen, so können Sie schon in den nächsten Tagen ein einträgliches Amt besitzen. Zwar beläuft sich das feste, jährliche Einkommen nur auf 180 Thaler, allein Sie dürfen neben den wenigen, kaum 20 zählenden Freischülern noch so viele andere, gut zahlende Schüler annehmen als der Wohnungsraum und Ihre Kräfte erlauben. Ich stehe mich bei gleicher Besoldung jährlich auf 500 Thaler und Sie, bei Ihren Kenntnissen, können es leicht noch höher bringen."

Dieser unerwartete Antrag war für mich der verführerischste von Welt, dessen Folgen ich mir nicht reizend genug ausmalen konnte. allem meinem Bestreben und mühvollem Wirken in meiner Unter-e mußte ich mir selbst sagen, daß der Zustand unsrer Schule ein rhaft kläglicher sei, woran lediglich die zunehmende Taubheit meines n Vaters schuld war. Als Sohn konnte und durfte ich mich nir-s über den mehr und mehr einreißenden Mangel an jeglicher Dis-n und andere betrübende Vorkommnisse beklagen. Unsere Behörde verschloß in der unverantwortlichsten Weise, um die Kosten einer sionirung meines Vaters zu ersparen, ihr Ohr und Auge gegen Zustand des ihrer Obhut anvertrauten Instituts. Wenn ich in chter Entrüstung über die leichtsinnige Jugend, welche meines en Vaters laut spottete und seine in dem Religionsunterrichte an gethanen Fragen mit den absichtlich verkehrtesten Antworten er-erte, das Strafamt ausüben wollte, so trat mir allemal mein er, der keine Ahnung von jenem sündlichen Treiben seiner Schüler e, hindernd in den Weg, indem er mich einer übertriebenen Härte ulbigte und die jugendlichen Spötter in den Schutz nahm. Dieses aus betrübende Verhältniß nagte an meinem Leben wie ein fressen-Wurm, vergiftete meine Jugendfreuden und versenkte mich in tiefe wermuth, in welcher ich mir unzähligemal den Tod von Gott er-e, der dann in dieser oder jener Weise dem kläglichen Zustand rer Schule ein Ende gemacht haben würde. Dabei wurde mir der stets finstere Ausdruck meines Angesichts, der nur der Widerschein es schmerzzerrissenen Innern war, zum Vorwurf gemacht. Was ur durch meinen Tod erwartet hatte, sah ich durch R.'s Antrag in ulicherer Weise ermöglicht. Darum erfaßte ich denselben mit un-reiblicher Freude, eben so auch meine Mutter, die dem Glücke Sohnes ihr eigenes hintenansetzte. Nicht so mein Vater, der, er von R.'s Antrage Kenntniß erhielt, in einen maaßlosen Zorn rach und in demselben eine Aeußerung gegen mich fallen ließ, e niederzuschreiben mir die kindliche Liebe und Dankbarkeit ver-n, die mir noch immer in den Ohren tönt. Da R. auf eine ll entscheidende Erklärung drang, so blieben mir kaum einige

Stunden Zeit zum Ueberlegen. Der nun in mir sich entspinnende Streit mit der Aussicht auf das eigene, verführerisch winkende Glück mit der kindlichen Pflicht war hart genug, aber kurz. Wiederum war es hauptsächlich die Erinnerung an Salzmanns Religionslehre für Kinder, welche meinen Entschluß schnell reifen und pflichtgemäß ausfallen ließ. In jenem Buche stellt nämlich Salzmann einen, dem meinigen ganz ähnlichem Fall auf, wo einem jungen Manne von zwei Seiten zugleich ein Amt angetragen wird. Das eine verheißt ihm ein jährliches Einkommen von etlichen tausend Thalern, das andere von nur 400. Dennoch erwählt er das letztere, weil er sich dessen Anerbieter zum Danke verpflichtet fühlt. Noch heiligere Gründe bewogen auch mich, jenes lockende Anerbieten von mir zu weisen, und die Folge hat gezeigt, daß ich das bessere Theil erwählte.

Nun bat mich R., der mit großem Bedauern meine Entscheidung vernahm, ihm einen andern geeigneten Mann vorzuschlagen, weil er selbst unter den jüngeren Lehrern unserer Stadt keine Bekanntschaft hatte. Der von mir empfohlene Mann erhielt auch wirklich sogleich die Stelle und hat in derselben eine Reihe von Jahren mit Segen gewirkt, bis ihn eine unglückliche Ehe nach der tröstenden Flasche greifen ließ und er seinem Leben durch Erhängen ein schreckliches Ende machte.

Bis hierher hatte ich nur von meinem Vater, aber nicht von dessen Behörde, einen kleinen Monatsgehalt bezogen. Alle meine wiederholten Gesuche um Verleihung einer noch so geringen Besoldung waren von der Armencommission unbeachtet geblieben, obgleich die festgesetzte Zahl der Armenschüler sich beinahe verdoppelt hatte und gleichwohl das Einkommen meines Vaters dasselbe geblieben war. Es ist aber in Sachsen und wohl auch anderwärts gewöhnlich, daß man dann erst einen brauchbaren Mann schätzen lernt und ihn durch vermehrtes Einkommen dem Lande zu erhalten sucht, sobald er einen Ruf in's Ausland u. s. w. bekommt. Auf diese Erfahrung fußend, benachrichtigte ich den Chef der Armencommission, Hofrath von Z., von dem mir gewordenen Antrage R.'s und erneuerte dabei zugleich meine oft schon gethane Bitte. Herr von Z. antwortete mir, daß er mich nicht halten

könne, daß aber, wenn ich ginge, auch mein Vater zugleich gehen müßte. Man kannte sonach recht wohl dessen körperliches Gebrechen! Wenn ich — sagte Herr von Z. weiter, ihm eine schriftliche Beweisführung von dem mir gewordenen Antrage beibringen könnte, so wollte er auf Grund desselben mir eine Besoldung auszuwirken suchen. Auch hierzu verstand sich der gefällige R. und ihm verdankte ich's, daß mir fortan eine monatliche Besoldung von 5 Thalern (!!) bewilligt wurde.

Das geschah im Jahre 1817, nachdem ich beinahe schon 3 Jahre lang mein Lehramt verwaltet hatte. Gegenwärtig beginnen in Dresden die jungen Lehrer ihre Laufbahn mit dem niedrigsten Besoldungssatze von 180—200 Thalern und haben dabei wenig mehr als halb so viel Schüler zu unterrichten als ich vormals. Ihr seht sonach, liebe Amtsbrüder, daß ihr nicht allein am Teiche Bethesda gelegen habt. Dennoch beglückten mich die monatlich zugebilligten 5 Thaler unbeschreiblich, denn meine Bedürfnisse waren sehr gering und habe ich mich von jeher nach meiner Decke gestreckt. Das Jahr 1817 zeichnete sich durch Mißwachs und große Theuerung aus. Dennoch machte ich in Begleitung des an meine Stelle bei dem Herrn von Z. eingetretenen Hauslehrers eine Lustreise nach Frankenberg und Chemnitz. In ersterer Stadt war der Tertius mein ehemaliger Kamerad im Seminar gewesen und in letzterer fand ich zwei meiner ersten Jugendfreunde.

Der Eine war der älteste Sohn unseres ehemaligen Braumeisters im polnischen Brauhause. Er hatte einige Jahre bei seinem mütterlichen Großvater, dem Häusler und Mehlhändler, in Lockwitz verlebt, dessen Kühe gehütet und nebenbei die Dorfschule besucht. Nach Dresden zurückgekehrt, strebte der Knabe bald nach Höherem. Er besuchte die damals noch in der Neustadt bestehende höhere Bürgerschule, dann die Kreuzschule und ging dann als **non plane rudis** — wie das Zeugniß des Rectors Paufler besagte, auf die Universität zu Wittenberg. Hier bestand er ein unblutig ablaufendes Duell, wurde im Jahre 1814 als 19jähriger Jüngling Leutnant bei der sächsischen Landwehr und sein Patent von dem aus der Gefangenschaft zurückgekehrten Sachsenkönig bestätigt. Noch nicht 21 Jahre alt, ward er der Gatte einer dreimal

älteren, aber reichen Kaufmannswittwe in Leipzig, die sich bereits zahlreicher Enkel von ihren längst schon erwachsenen Söhnen erfreute und der die Liebe noch im hohen Alter einen schlimmen Streich gespielt hatte. Die Frau Leutnant wohnte in Leipzig, ihr junger Gatte in Chemnitz, von woher ihr so üble Nachrichten von der Untreue desselben zugetragen wurden, daß sie auf Scheidung drang. Vor Ausgang des Scheidungsprocesses starb die Frau Leutnant und ihr Gatte erbte die ihm im Ehecontracte zugesicherte Summe von 6000 Thalern und außerdem noch die Haushaltungsgegenstände seiner Frau. Später verheirathete er sich mit einem altadeligen Fräulein aus Mecklenburg, ließ sich selbst deshalb in den Adelstand erheben, verthat das Vermögen seiner Frau und nöthigte diese hierdurch zur Schriftstellerei. Unter einem Pseudonamen hat sie einige wenig gelesene Romane geschrieben, so wie auch in Jugendschriften sich versucht.

Mein zweiter Jugendfreund in Chemnitz war der Sohn des Rittergutsbesitzers M., der vier Jahre lang in Pension bei meinen Aeltern gewesen. Er hatte den Kaufmannsstand erwählt und es bis zum geplagten Commis gebracht, der nicht einmal zum ersten Pfingstfeiertage ganz frei vom Ladentische und Verkaufen war.

Die eben beschriebene Reise war meine erste größere und vermehrte meine ohnehin große Reiselust, die aber bald durch eine andere, weiter ausgreifende Neigung wieder in den Hintergrund gedrängt wurde. Ich hatte die Bekanntschaft einiger junger Künstler gemacht, in deren Gesellschaft ich die Sommerabende auf der sogenannten breternen Saloppe, einem öffentlichen Vergnügungsorte in Dresdens Nähe, angenehm verlebte. Der Eine von ihnen war der Kupferstecher Stölzel und ein Zweiter der Sohn des Professors der Landschaftsmalerei, Klaß, welcher, verheirathet und mit Kindern gesegnet, seinen Unterhalt durch das Copiren der vorzüglichsten Gemälde unserer berühmten Bildergalerie erwarb. Von Kindheit an ein Freund der Malerei, wurde ich durch Oehme's Beispiel angefeuert, ebenfalls das Oelmalen zu erlernen, und der alte, 70jährige Professor Klaß erklärte sich, auf seines Sohnes Verwendung, bereitwillig, mir wöchentlich an zwei schulfreien Nachmittagen Unterricht zu ertheilen. Dafür forderte er freilich ein Honorar

von monatlich 6 Thalern, was meine amtliche Besoldung noch um einen Thaler überstieg; allein ich hatte mir 40 Thaler erspart und diesen kleinen Schatz glaubte ich nicht besser anlegen zu können, als wenn ich etwas dafür erlernte. Demnach schloß ich mit dem alten Professor einen sechsmonatlichen Vertrag ab und der Unterricht begann, nachdem ich die hierzu erforderlichen Dinge angeschafft hatte.

Mit einer unbeschreiblichen Lust sog ich den eben nicht angenehmen Duft der auf das Malertuch aufgetragenen Oelfarbe ein, wendete wiederholt des Tages das angefangene nasse Bild um und dünkte mich bereits ein halber Claude Lorrain oder Ruisdael zu sein.

Mein Lehrmeister mochte in meiner großen Lust zur Kunst nichts als eine flüchtige, bald vorübergehende Neigung erblicken, der man, wie einem verwöhnten Kinde, zu Willen lebt, denn er erkannte sofort, daß es mit meiner Zeichnenkunst nicht weit her war. Er erklärte mir rund heraus, daß das richtige Zeichnen das Haupterforderniß der Landschaftsmalerei in Oel sei und die alleinige Kenntniß der technischen Behandlung derselben nicht ausreiche. Mit freudiger Dankbarkeit ergriff ich sein Anerbieten, mir Zeichnenvorlagen zum Copiren zu leihen, und nun verwendete ich jede freie Stunde zum Zeichnen. Ich stand mit Tagesanbruch auf und zeichnete oder malte bis zum Sonnenuntergange. Daß ich dabei in meinem Eifer den Pinsel mit der Oelfarbe selbst anstatt des Pinselstieles in den Mund nahm, mich auf die mit allen Farben bekleckste Palette setzte und wiederholt die Spuren meiner Oelmalerei mit Terpentinöl von meinen Kleidern vertilgen mußte, versteht sich von selbst.

Das Talent zur Malerei, namentlich zur eigenen Composition, ging mir aber ab, dagegen malte ich mit unermüdlichem Fleiße und aller Geduld, jedoch mit zu ängstlicher Treue, die Vorbilder meines Meisters nach, die mir derselbe auch nach beendigter halbjähriger Lehrzeit lieh. Als ich nach einjähriger Frist zwei solche copirte Bilder auf die Dresdener Kunstausstellung gab, fand sich — o freudige Ueberraschung — ein Käufer dazu, der mir für beide 10 Ducaten anbot. Ich aber hatte 12 gefordert und da ich in meinem Künstlerdünkel darauf bestand, so zerschlug sich der Handel. Mein guter, alter Klaß wies

mich an, nach der Natur zu zeichnen, und unser erster Gang in dieser Beziehung war in die Umgegend des sogenannten Fischhauses vor Dresden, wo damals noch einzelne, prächtige Eichen — wahre Muster des Baumschlags — standen. Hier saß ich an der Seite meines vorzeichnenden Meisters und sah aufmerksam auf dessen Arbeit, als plötzlich ein Schuß nicht weit von uns knallte und ein Hagel von Schrotkörnern neben uns in das Haidekraut niederrauschte, der uns beiden das Garaus hätte spielen können. Schon in den Knabenjahren hatte ich das Landschaftzeichnen und Blumenmalen nach der Natur versucht, wobei mir ein für die Regeln der Perspective von Natur empfängliches Auge gute Dienste leistete, eine Gabe, die mir ohne weitere Anweisung noch heute erhalten worden ist. Nun versuchte ich, Bilder nach der Natur zu malen, und ich war so glücklich, mehrere derselben auf der Kunstausstellung zu verkaufen, so daß ich mein kleines, in die Malerei angelegtes Capital bald genug und zwar vervielfacht wieder erhielt. Ein noch weit größerer Gewinn für mich war die erhöhte Freude an der Natur, die ich durch meine Malerkunst mit ganz anderen Blicken betrachten lernte.

Auf meinen einsamen Wanderungen und allen kleineren wie größeren Reisen ist mein Zeichnenbuch mein steter Begleiter geblieben, der, wenn auch einen lieben Gesellschafter nicht ganz ersetzend, doch mich vor Langerweile geschützet und bleibende Andenken an die gesehenen Gegenden hinterlassen hat.

Später copirte ich auf der Dresdener Gemäldegalerie, was damals nicht so vielen, die Lust dazu verbitternden Beschränkungen unterlag als gegenwärtig. Zu jener Zeit war Demiani erster, Schweiggart zweiter Galerieinspector, Beyer, dem ich in meiner Erzählung: „Das Pomeranzenbäumchen" ein kleines Denkmal gesetzt habe, Aufwärter, und der drollige Aue Thürsteher. In diesen 4 Personen bestand das gesammte Beaufsichtigungspersonal. Es bedurfte meinerseits nur eines mündlich angebrachten Gesuchs bei dem ersten Inspector und ich durfte sofort das Copiren beginnen, wozu mir freilich nur die Nachmittagsstunden von 3—6 Uhr vergönnt waren. Zuerst copirte ich eine Landschaft von Ruisdael, die Windmühlen genannt, hierauf eine

Abendlandschaft von Both, und da ich große Lust zu Genrebildern hatte, so wagte ich mich auch an solche, wie z. B. an eine Magd mit einer Mausefalle, von Peter van der Werff, an eine Schlägerei beim Kartenspiele von Dusart, an die Versuchung des heiligen Antonius von Teniers und endlich an den Wasserdoctor von Netscher. Die Versuchung stellte ich aus und kaufte sie eine Fürstin von Radziwill für 16 Ducaten. Als der junge Kammerdiener der Fürstin, welcher deren Factotum zu sein schien, mir die Ducaten aufzählte, suchte er sich den schönsten, vollwichtigsten heraus, dabei lächelnd sagend: „Nicht wahr, der ist für mich?“ Und ohne meine Einwilligung abzuwarten, versenkte der Unverschämte das Goldstück in seine Tasche. Wie einträglich mag ein solcher Kammerdienerposten sein!

Als ich die Versuchung copirte, näherte sich mir eines Tages ein junger Mann, der von einem älteren und imponirenden begleitet wurde. Der Erstere brachte sein Gesicht dicht an die Leinwand meiner Copie und richtete dabei unter einem Stottern, wie ich es nie wieder so stark vernommen habe, die Frage an mich: „Wa—wa—wa—was —i—ist denn—denn — das?“

Der Stotterer war der Herzog von Anhalt-Bernburg. Dieser lebte damals in Dresden, wahrscheinlich zu seiner Ausbildung, und besuchte deshalb auch täglich das Hoftheater, wo er seinen Platz in der ersten Logenreihe besaß. Hier bestand sein Hauptgeschäft darin, den Komödienzettel vom Anfang bis zum Ende, von oben hinab und von unten wieder herauf, zu überlesen, worüber ein großer Theil des Theaterstücks abgespielt wurde, ohne von dem Herzog beachtet zu werden. Von demselben erzählte man sich bei und nach seiner Thronbesteigung gar ergötzliche Anekdoten.

Der Herzog von Anhalt-Dessau schickt einen Geheimrath an den Herzog ab, um demselben zu seiner Thronbesteigung gratuliren zu lassen. Der Herzog empfängt den Abgesandten und hört die wohlgesetzte Rede desselben still mit an, wobei er eine auf seinem Arme getragene Hauskatze wiederholt streichelt. Als der Redner geendigt hat, nähert sich ihm der Herzog dicht, bewegt seinen Arm mit der Katze gegen jenen und spricht: „Beis', Miez!“ Das war die ganze Antwort.

Als bei einem bald nachher erfolgten Gegenbesuche des Herzogs in Dessau die dortige Wachtparade mit voller Musik aufzieht, fragt er, auf die Posaunenbläser hindeutend, die Herzogin von Dessau ernsthaft: „Blasen Ew. Liebden auch die Posaune?“ Eine liebenswürdige Prinzessin mußte diesem geistlosen Herzog zum ehelichen Gemahl sich antrauen lassen. Von seiner Verheirathung heimkehrend, steigt der junge, herzogliche Gemahl aus dem Reisewagen, nähert sich der vor dem Schloßeingange präsentirenden Schildwache, umfängt dieselbe und sagt freudig zu ihr: „Du! nun habe ich auch eine Frau!“

In der Gemäldegalerie bekam man zuweilen berühmte Personen zu sehen. Einst tritt ein Fremder ein, der, gegen die damals gebotene Ordnung, unterläßt, seinen Namen in das Fremdenbuch einzutragen. Daher nähert sich ihm der Galeriedirector Demiani mit der höflichen Frage, wen zu sehen er die Ehre habe? „Ich bin Cornelius!“ lautet die stolze Antwort. Damals war Cornelius erst ein angehender Dreißiger und sein Ruf als Künstler noch keineswegs so ausgebreitet, daß jedermann ihn kennen und hochachten mußte. Auch Demiani, der ebenfalls Maler war, besann sich nicht sogleich darauf, welch' einen großen Künstler er vor sich habe, und entfernte sich von demselben mit einer stummen Verbeugung.

Nachdem Demiani gestorben, kam der Professor Matthäi an seine Stelle. Unter dem Vorgeben, daß die Gemälde durch die zu große Annäherung und das mögliche Betasten der Galeriebesucher litten, ließ der neue Galerieinspector eine weit von den Wänden absperrende, eiserne Barrière anbringen, deren Stangen jedoch fielen, sobald man sich von einem Galerieaufseher herumführen ließ und drei Thaler dafür opferte. Ueberhaupt begann nun der schmutzigste Eigennutz den Besuch der Gemäldegalerie auszubeuten, der von dem ersten Inspector an bis zu dem Thürsteher hinab in Ausübung kam. Am gröbsten und schamlosesten bewies sich hierbei der zweite Inspector Schweiggart. Der bisherige Katalog der Gemäldegalerie war, von Demiani verfaßt, herausgegeben und verkauft worden. Mit dem ansehnlichen Rabatt, welchen die Wittwe Demiani's den beiden Inspectoren gewährte, war man aber nicht zufrieden. Man veränderte daher die Plätze einiger

Gemälde in der einen Hälfte der Galerie, wodurch ein neuer Katalog nöthig wurde. Weil aber die in aller Eile vorgenommene Veränderung nicht auch die zweite Hälfte traf, so mußte man neben dem neüen Katalog auch noch den alten ankaufen.

23. Der Privatunterricht.

Derjenige Lehrer, welcher durch meine Empfehlung die Stelle an der später bedeutend erweiterten Garnisonschule erhalten hatte, machte mir den Antrag, in der ersten Knabenclasse derselben den Zeichnenunterricht zu ertheilen. Fast sämmtliche Aeltern hatten sich bereitwillig erklärt, für den wöchentlich vierstündigen Zeichnenunterricht monatlich 4 Groschen entrichten zu wollen. Ich ging den Antrag ein, begann meinen Unterricht und setzte denselben drei Monate lang fort, worauf ich denselben jedoch wieder schließen mußte, weil die obere Militairbehörde, deren Erlaubniß einzuholen, jener Lehrer unterlassen hatte, Einspruch erhob.

Wir Schulmeister waren und sind nun einmal darauf hingewiesen, keine Erwerbsweise, sobald sie nicht geradezu mit der Würde unsers Amtes in schreiendem Widerspruche steht, zurückzuweisen. Demnach ertheilte ich in meinen schulfreien Stunden Unterricht in den Elementargegenständen, in der deutschen, französischen und lateinischen Sprache, in der Musik, im Zeichnen und Malen, schrieb Noten ab, fertigte Papparbeiten, machte, wie ich später erzählen werde, den Privatsecretair und schämte mich keiner Arbeit, die ich vor Anfang meiner Schule, im Winter noch bei Licht, begann und bis abends 10 Uhr fortsetzte. Meine spätesten Tagesschüler waren Kaufmannslehrlinge, welche nicht eher frei wurden. In den kalten und kürzesten Wintertagen mußte ich in der Regel früh erst das Dienstmädchen meiner Privatschüler aus dem Bette klingeln, dann in einem ungeheizten Zimmer mit meinem schlaftrunkenen und noch nüchternen Schüler am Piano sitzen und demselben mit frostgekrümmten Fingern vorspielen. Während dem machte das Dienstmädchen Feuer im Ofen an, der sich zu erwärmen begann, wenn meine Lehrstunde endigte. Eben so übel erging mir's bei einem

Kaufmannslehrlinge. In dessen Dachstübchen stand ein eisenblecherner Windofen, in dessen Nachbarschaft ich meinen Sitz neben dem Piano einnahm. In der einen Viertelstunde glühte der Ofen roth und bratete fast die eine Hälfte meines Körpers, während er in der zweiten Viertelstunde, erkaltet und schwarz, die mir vorher ausgepreßten Schweißtropfen lieber in eben so viele Eiszäpfchen umgewandelt hätte.

Nicht selten wurde ich in den Familien, wo ich Privatunterricht ertheilte, zu kleinen Festlichkeiten eingeladen. Diese Einladungen waren meist nicht frei von einem kleinen Eigennutz, indem ich den jungen, tanzlustigen Gästen die Stelle eines Musikchors ersetzen und meinen Platz am Piano einnehmen mußte. Die Familien, in welchen ich unterrichtete und die an Stand, Lebensweise, Gesinnung und Einkommen oft himmelweit von einander unterschieden waren, bereicherten meine Erfahrung, meine Menschenkenntniß und trösteten mich über die Beschränktheit meiner Lage und meines Glücks. Wie viel Elend entdeckte ich oftmals unter der glänzenden Hülle äußeren Wohlstandes und Reichthums! Wie wenig beneidenswerth fand ich die höchstgestellten Personen! Wie überaus faul erwiesen sich gerade bei den Letzteren die Verhältnisse!

Ich kam als Musiklehrer in eine Familie, die aus einem bejahrten Wittwer, aus einer verheiratheten und einer ledigen Tochter, so wie aus einem erwachsenen Sohne bestand. Die verheirathete Tochter nebst ihrem Gatten und ihren vier Kindern wohnte bei ihrem Vater und versorgte dessen Wirthschaft. Sie war eine bildschöne, liebenswürdige und tugendhafte Frau, eine zärtliche Gattin und Mutter. Ihre jüngere Schwester, meine Schülerin, hatte dagegen die Natur sehr stiefmütterlich bedacht. Von ihrer Geburt an fehlte ihr das sogenannte Zäpfchen im Halse, daher sie nur ganz undeutlich sprach, und war überdieß äußerst schwächlich gebaut. Zuerst starb der in Meißen im Justizamte angestellte Sohn an einem hitzigen Fieber. Dann bekam die junge Frau die Mastdarmverknöcherung, welche furchtbare, unheilbare Krankheit die Aermste gegen 11 Monate folterte und sie endlich Hungers sterben ließ. Ich wurde Augenzeuge von den unsäglichen Leiden der unglücklichen Frau, der die lustigen Klänge des Piano nur

neue Martern bereiten mußten. Ich sah die blühende, volle Gestalt nach und nach abmagern, dahinwelken und endlich zum fleischlosen Gerippe werden, das in dem verstärkten Genusse von Opium sich zu betäuben suchte. Dabei jubelten die vier kleinen Kinder in ihrer glücklichen Unwissenheit um die schwer leidende Mutter herum, welche ihren Tod immer näher herankommen sah.

Wenige Wochen nach dem endlichen Hingange der armen Dulderin folgte ihr die Schwester, meine Schülerin, nach und der greise Vater verglich sich treffend mit einem alten Baumstamm, an welchem die Aeste, Zweige und Blätter verdorrt sind.

Eine zweite, mit der eben erwähnten innig befreundete Familie, in welcher ich meine liebe Frau zuerst kennen lernte, bestand aus Vater, Mutter und 5 Kindern, von denen die drei ältesten von einer gestorbenen Mutter herstammten und die alle drei meine Clavierschüler waren. Nachdem der Sohn, der jüngste unter den drei Stiefgeschwistern, das 14te Jahr vollendet hatte, wurde er, der bisherige Wildfang, plötzlich wie umgewandelt. Still und unbeweglich saß er stets auf dem Stuhle, hüstelte zuweilen, mattete ab, wurde endlich bettlägerig und starb an der Auszehrung. Ihm nach, an derselben Krankheit, folgte seine ältere Schwester als verlobte Braut, welche den Bruder hauptsächlich abgewartet hatte, und die jüngere Schwester machte nicht lange nachher den Beschluß der drei Todesopfer, welche die Lungensucht abforderte.

Eine dritte Familie meiner Kundschaft hatte zum Oberhaupte einen sehr reichen Kaufherrn, der sich zur Ruhe gesetzt hatte und eins der größten Häuser in Dresden besaß. Seine Tochter von 13 Jahren, meine Schülerin, war das Herzblatt der Aeltern und arg von ihnen verzogen. Ich war der dritte Musiklehrer und bekam einen harten Stand bei dem eben so eigenwilligen als trägen und unfolgsamen Mädchen. Nie zuvor und nachher habe ich eine solche Schülerin gehabt, die mich durch ihre maaßlose Trägheit, durch ihren Eigensinn und Ungehorsam entsetzlich quälte, so daß ich wiederholt den Absagebrief in der Tasche bei mir trug, aber immer denselben nicht abgab, weil die Aeltern dieser schlimmen Schülerin mit meinem Onkel innig befreundet waren und jene mich dauerten. Wenn der hochbejahrte, sehr kränkliche

Vater seine Tochter bat: „Liebe D., thue mir doch den Gefallen und spiele meinen Lieblingchoral oder die Kegelquadrille, die ich so gern höre," dann war es mit dem ganzen Clavierspielen aus. Müßig ließ sie die Arme und Finger herabhängen, sprach nichts, starrte vor sich hin und blieb taub für des Vaters Bitten wie für meine ernsten Ermahnungen. Traurig und niedergebeugt schlich dann der Vater aus dem Zimmer und nun erst kam Leben und Bewegung in die Tochter zurück, welche ihr Spiel jetzt erneuerte. Ich schämte mich, mein monatliches Honorar in Empfang zu nehmen, weil der Erfolg meines Unterrichts fast Null war. Gleichwohl sagten mir die Aeltern meiner trägen Schülerin, daß ihre Tochter unter meiner Leitung weit größere Lust zur Musik bezeige und viel mehr vorwärts komme als bei den früheren Musiklehrern.

An einem Winterabende hatte die Mutter meiner Schülerin mich als Gast eingeladen. Ich fand einen Saal mit jungen Mädchen angefüllt, Musikanten vorhanden und wurde zum Mittanzen genöthigt, obschon ich das Tanzen nicht erlernt hatte. Später wurden wir in einen zweiten Saal geführt, wo eine lange Abendtafel mit den leckersten und feinsten Speisen, mit verschiedenen Weinen und Früchten bedeckt war. Als wir im besten Essen waren, trippelte der Hausherr, den wir erst jetzt zu sehen bekamen, herein, überblickte mit gelblichem Gesicht die fröhliche Gesellschaft und sagte freundlich zu derselben: „Schmeckt's euch, Kinder?" Nachdem er ein paar Minuten zugesehen hatte, wendete er sich mit der Frage an seine Gattin: „Hast du mir den Kamillenthee warm gesetzt?" „Er steht auf dem Ofen in deiner Stube —" lautete die Antwort, und der Hausherr entfernte sich mit dem herzlichen Wunsche: „Gute Nacht, ihr Kinder!" Wie zufrieden mit seinem eigenen Schicksale man durch solche Erfahrungen wird!

Einige Zeit nachher starb der reiche arme Kaufherr. Mein Bedauern darüber auszusprechen, begab ich mich in das Trauerhaus und sagte zu dem die Thüre öffnenden Dienstmädchen: „Ich komme nicht, um Unterricht zu ertheilen, sondern nur um zu condoliren." „O nein —" versetzte das Mädchen — „Fräulein D. wartet schon auf Sie. Sie sollen ihr, wie gewöhnlich, Stunde geben." Das wunderte

ich; noch mehr aber, als ich, die Thüre von meiner Schülerin Zim-
er öffnend, von derselben mit den Worten angeredet werde: „Herr
., hurtig, machen Sie die Thüre zu. Sie feciren eben meinen Vater
üben." Eine weitere Erklärung dieser Worte gab mir die dabei von
r trauernden Tochter mit den Fingern zugehaltene Nase!

Als bald darauf die Mutter ihrem vorangegangenen Gatten im
de nachfolgte, hielt ich mich an keine Rücksicht mehr gebunden und
ndigte meinen Unterricht nach einmonatlicher Frist auf. Jetzt spielte
ine Schülerin plötzlich die reumüthige und zerknirschte Sünderin,
mich unter Thränen und mit gerungenen Händen beschwor, mein
ort zurückzunehmen. Ich sei — sprach sie — der gütigste Lehrer,
d wisse sie nur zu gut, daß sie gegen mich ungezogen gewesen sei.
e stellte sich abwehrend vor die Zimmerthüre und rief: „Ich lasse
e nicht von dannen, bis Sie wieder gut auf mich sind. Tante, liebste
nte, sprechen Sie ein Wort zu meinen Gunsten und daß er nicht
ze." Ich aber ließ mich nicht erweichen und that auch ganz wohl
ran. Denn als ich die nächste Unterrichtsstunde ertheilte, so quälte
ch meine Schülerin, anstatt durch Fleiß und Gehorsam meinen Ent-
luß zu erschüttern, ärger denn jemals. Sie wurde einem angesehe-
n Beamten zur weiteren Erziehung anvertraut und später von dem
itstanze befallen. Sie verliebte sich in den sie behandelnden Arzt
d dieser heirathete auch wirklich die vater- und mutterlose Waise,
il sie — 80,000 Thaler im Vermögen besaß. Sie starb in der
üthe ihrer Jahre, weil sie, um eine beginnende Wohlbeleibtheit zu
terdrücken, das widersinnigste Gebahren mit ihrem Körper unter-
hm.

Durch die Empfehlung einer französischen Erzieherin erlangte ich
tritt und Beschäftigung in der Familie eines russischen Fürsten
lizin. Der Fürst war ein starker, ansehnlicher Mann mit einem
hen Weingesichte, ein Nimrod und roher Mensch, der sich wenig um
u und Kinder zu kümmern schien; die Fürstin dagegen eine junge,
ne, schwärmerische Frau, welche in Dresden in den Schooß der
holischen Kirche übertrat und täglich von jungen und älteren Patres
ngesucht wurde. Meine Schüler, denen ich die deutsche Sprache

lehren sollte, waren ein Prinz von etwa 11 und eine Prinzessin von 9 Jahren. Auffällig war mir's, daß die letztere, die ich ihres sanften, stillen Wesens wegen mehr liebte als ihren Bruder, häufig mit einem unmodisch gefertigten Kleide von grober, grauer Leinwand angethan sah. Als die Fürstin einst mein Auge auf ihrer Tochter forschend ruhen bemerkte, sprach sie zu mir: „A.... muß Pönitenz thun, weil sie sehr unartig ist. Darum trägt sie das grobe Kleid.“ Ich war in der Forderung meines Honorars so ungemein blöde und furchtsam, daß ich selbst bei dem reichen Fürsten nur 1/4 Thaler für jede Unterrichtsstunde beanspruchte, daher mein hauptsächlichster Vortheil von dieser vornehmen Kundschaft in der Nothwendigkeit bestand, mein ziemlich verlerntes Französisch wieder aufzufrischen.

Durch eine andere Empfehlung kam ich in die Familie von B...., um Elementarunterricht zu ertheilen. Frau von B. befand sich in den letzten Stadien der Auszehrung und auch ihre Kinder hatten ein krankes und leidendes Aussehen. Mein Wirken währte hier nur kurze Zeit. Nachdem Frau von B. ihren Leiden erlegen war, kehrte Herr von B. mit seiner Familie auf seine Güter zurück, empfahl mich aber vorher seiner Schwester, der Frau Staatsminister von *, welche einen einzigen Sohn von 6 Jahren besaß. Ueberdieß lernte ich in der Familie von B. den Dichter Ludwig Tieck kennen, welcher mit jener innig befreundet war und sie daher oft besuchte. Gleichwie Tiedge mit Elise von der Recke, der Pianist Liszt mit der Fürstin von Wittgenstein, so lebte auch Tieck nebst seiner Familie auf das Engste verbunden mit einer Gräfin, welche die Kosten des Haushalts bestritt und die vielen Besuche des Dichters empfing. Ich ärgerte mich im Stillen deshalb über Tieck, weil er bei seinen Besuchen in der Neustadt über unsere schöne Elbbrücke sich bitter beklagte, deren Zugluft er nicht vertragen zu können vorgab. Auch Tiecks Gattin und zwei Töchter traf ich wiederholt bei B.'s und namentlich des Dichters bevorzugteste Tochter, die talentvolle und hochgelehrte Dorothea. Aber diesen Ruhm bezahlte das gute Kind mit ihrer Gesundheit. Durch das viele Sitzen und Studiren kränklich geworden, trank sie Mineralwässer, die sie vollends schwächten. Wenn ich nicht irre, erfolgte ihr früher Tod durch die Masern.

Auch bei der Excellenz erhielt ich mehr nicht als 5 Silbergroschen für jede Lehrstunde und überdieß war auch bei ihr der Gebrauch von Marken eingeführt, den nur der Geiz der Vornehmen, nicht aber die Ordnungslosigkeit der Unterrichtenden erfunden haben kann. Wie oft kam es, daß ich bei meinen Besuchen meinen Schüler unpäßlich, ausgegangen oder aus anderen Ursachen abwesend fand, und dann erhielt ich auch keine Marke, demnach keinen Lohn und konnte also, wenn das überall der Fall war, hungern und darben. Meine Frau Minister schien nicht aus Neigung ihren Gemahl geheirathet zu haben. Darum herrschte kein liebevolles und gemüthliches Leben zwischen ihnen. Das zeigte sich schon in dem Umstande, daß jedes von ihnen seine besonderen Wohn- und Schlafzimmer inne hatte, die durch eine Reihe anderer Gemächer weit von einander getrennt lagen. Ueberdieß war die Frau Minister nichts weniger als zärtlich gegen ihren Gemahl, dagegen äußerst gefallsüchtig, weshalb sie sich wie das jüngste Mädchen putzte und schminkte. Der Minister war sehr kurzsichtig und dabei, wie die meisten kleinen Leute, hitzig und leicht zu erzürnen. Allein nichts desto weniger stand er unter dem Pantoffel seiner Frau; beide Aeltern aber wiederum beugten sich unter dem Eigenwillen ihres einzigen Söhnleins und Abgottes. Mein Schüler wurde gänzlich verzärtelt. Das Zimmer, in welchem ich unter steter Aufsicht der mütterlichen Excellenz meinen Unterricht ertheilte, war im Winter mit Doppelfenstern versehen, sein Fußboden mit einer dicken Wolldecke überkleidet und mit einer sogenannten spanischen Wand gegen die kalte Zugluft geschützt, die bei dem Oeffnen der Thüre hereindrang. An den Füßen trug mein Schüler wollene Strümpfe, Stiefeln und darüber wieder Filzschuhe. Wollte er seinem Vater einen Besuch abstatten, wobei er ein großes, ungeheiztes Zimmer durchgehen mußte, so wurde folgendes Verfahren beobachtet. Zunächst wurden des Knaben Kopf, Hals und Achseln mit einem großen Shawl verhüllt. Ein Diener stellte sich vor der diesseitigen Thüre des kalten Zimmers auf, ein zweiter vor der jenseitigen. Auf ein gegebenes Zeichen, daß der Knabe zum Abmarsch fertig sei, riß der eine Diener hier, der andere dort die Thüre auf und der Knabe durcheilte das kalte Zimmer mit beflügelten Sprüngen. Wenn

in der warmen Jahreszeit der Wind nur mäßig wehte oder der Erdboden nach einem stattgefundenen Regen noch etwas feucht war, so durfte das arme, verweichlichte Kind nicht ausgehen, sondern in dem verschlossenen Scheibenwagen ausfahren. Alltäglich kam der Hofrath Dr. Pienitz, um nach dem Befinden meines Schülers zu forschen. War dessen Zunge etwas belegt, sein Antlitz bleicher als gewöhnlich, seine Eßlust gering, so mußte der Knabe Arznei schlucken. Dabei sah derselbe wie ein welkes Pflänzchen aus, das im Treibhause, ohne Licht und Sonne, verkümmert. Einst konnte mich mein Schüler in große Verlegenheit bringen. Es war an einem Wintertage, als ein weißer Schmetterling ängstlich an dem innern Fenster des Zimmers herumflatterte. Seinen Blick auf ihn richtend, hob mein Schüler an: „Der ist noch nicht gemalt!" Lächelnd versetzte ich: „Die Schmetterlinge werden nicht gemalt, sondern von Gott gleich so erschaffen, wie sie sein sollen — bunt oder nicht. Ihre rothen Wangen sind ja auch nicht gemalt!" — „O!" erwiederte das Kind eifrig: „Die rothen Wangen werden wohl gemalt. Meine Mutter malt sich allemal welche, wenn sie in Gesellschaft fährt." Ein Glück war's, daß die Frau Minister gerade zu der Zeit, wo dieses Zwiegespräch stattfand, in das Nebenzimmer gegangen war und daher kein beschämter Ohrenzeuge wurde. Ein solcher wurde ich einst von einem häuslichen Zwiste zwischen dem vornehmen Ehepaare, als außer mir noch ein königlicher Generaladjutant und der Hofrath von W. (letzterer der vertrauteste Hausfreund) zugegen waren. Der Minister pflegte fast täglich mit dem Grafen von H., einem sehr langen Manne und erklärtem Anbeter der Frau Minister, zu spazieren. Der Volkswitz nannte dieses auffällig ungleiche Paar: Kaffeekanne und Rahmkanne, auch „Stricknadel und Nähnadel". Hiervon mochte die Frau Minister Kenntniß erlangt haben und erlaubte sich gegen ihren Gemahl eine leise Hindeutung auf jene Spottreden. Da aber gerieth der kleine Minister in einen maaßlosen Zorn und fiel so gröblich und rücksichtslos gegen seine Gattin aus, daß sowohl der Generaladjutant als auch der Hausfreund kein versöhnendes Wort zu sprechen wagten. Die peinliche Stille, welche auf die heftige Erwiederung des Ministers folgte, wurde endlich durch

den Ausruf der Frau Minister unterbrochen: „Nein, S.! ich verkenne dich! Wie kommst du mir vor?" „Wa—wa—was? wie?" antwortete der Minister, bei welchem sich schnell der Zorn wieder legte. „Es ist gut —" entgegnete sie bedeutungsvoll — „du wirst schon sehen!" Nun, der gute Minister wird eine Gardinenpredigt erhalten haben, die ich nicht mit ihm hätte theilen mögen. Ein anderer sächsischer Minister, welcher täglich 8—10 Flaschen Wein austrank und darum an der Brustwassersucht starb, stieß bei einem häuslichen Zwiste seine auf dem Sopha sitzende Gattin so heftig gegen die Wand, daß ihr die Zinken des Haarkammes in die Kopfhaut fuhren. Man sieht hieraus, daß es bei den vornehmsten Leuten nicht um ein Haar anders und besser zugehe, als bei dem gemeinen Volke. Zu den Hausfreunden meines Ministers gehörte noch ein alter, pensionirter Major von N., welcher das einen Bienenstock über seiner Thüre führende Haus in unsrer Neustadt und außerdem noch liegende Güter besaß. Als er eines Tags die Frau Minister besuchte, erschien auch die Gemahlin des königl. Generaladjutanten, eine Polin, die bloß französisch sprach. In dieser Sprache redete sie den alten Major an, der aber jener nicht mächtig war. Anstatt nun offen solches einzugestehen, erwiederte er in seiner unbeschreiblichen Verlegenheit einen Schwall von unarticulirten Tönen, die, nicht deutsch, nicht französisch, überhaupt gar keiner menschlichen Sprache angehörten und dennoch für französisch gelten sollten. Diesen Nonsens schloß der Major unter einer tiefen Verneigung und mit einer süß lächelnd zugeworfenen Kußhand. Derselbe alte Herr erschoß sich später in Bautzen und hinterließ sein Erbe dem dortigen Schullehrerseminar. Des Ministers Vertrauter und Günstling war der eine Aufwärter seiner Canzlei, welcher ihm alle Posten und Neuigkeiten zutrug, freien Zutritt bei ihm hatte und sehr viel über seinen Herrn vermochte. Eine solche Erscheinung ist keineswegs selten und mir wiederholt vorgekommen. Wohl dem Bittsteller, der eine solche Hinterthüre zu finden weiß, die in der Regel sicherer zum Ziele führt, als die wärmste Empfehlung hochgestellter Personen.

Als nach ein paar Jahren durch das Heranwachsen des Ministersohns derselbe eines vermehrten Unterrichts bedurfte, trat ein Candidat

der Theologie als Hauslehrer an meine Stelle. Bevor ich abging, überreichte ich, auf Anrathen meiner Mutter, der Frau Minister ein an ihren Gemahl gerichtetes Bittschreiben, in welchem ich mein dürftiges Einkommen für ein beschwerliches Lehramt schilderte und die Excellenz um ihre Fürsprache bei dem damals Alles geltenden Cabinetsminister von Einsiedel bat. Der gute Herr entsprach auch insofern meiner Bitte, daß er, zwar nicht bei dem Cabinetsminister, sondern nur bei dem Chef der Armencommission, dem Hofrath M., für mich sich verwendete und mir dessen darauf erfolgte Antwort mittheilte. Diese lautete dahin, daß zwar eine Erhöhung meiner Besoldung (die nach 8jähriger Dienstzeit bis auf 100 Thaler jährlich gestiegen war) unthunlich sei, übrigens aber meiner gedacht werden sollte. Das war der ganze, nichts sagende Erfolg!

Als ich mich von der Frau Minister und meinem Schüler verabschiedete, hatte ich für meinen Unterricht noch 1 Thlr. 5 Sgr. zu erhalten. Die Frau Minister, die durch mein Bittschreiben meine Dürftigkeit erfahren hatte, war so gnädig, mir einen Speciesthaler (1 Thlr. 10 Sgr.) hinzulegen. Ob die meine Ansprüche übersteigenden 5 Sgr. vielleicht ein Geschenk für meine mehrjährigen Dienstleistungen sein sollten? Ich sagte trocken: „Ew. Excellenz erhalten 5 Sgr. heraus —“ griff in die Tasche und legte jene auf den Tisch, was auch stillschweigend gebilligt wurde. Was sagt der Leser zu solcher Großmuth? Nicht einen Groschen über mein geringes Honorar habe ich von der Excellenz erhalten, wohl aber mehrere Thaler eingebüßt und viele vergebliche Gänge gethan, weil mein Schüler wiederholt unpäßlich oder ausgegangen war.

Noch gedenke ich der Geheimrathsfamilie von B., deren jüngstem Sohne ich Unterricht in der lateinischen Sprache ertheilte. Den Geheimrath bekam ich äußerst selten zu sehen, weil er zur Zeit meines Unterrichts in der Canzlei war. Die Geheimräthin, eine hohe Vierzigerin mit blauen Augen und sanftem Wesen, nahm noch Unterricht im Gesange, in welchem sie jedoch wenig leistete. Ihre einzige Tochter, jünger noch als mein Schüler, starb am Scharlachfieber und mußte ich mich über die mütterliche Fassung bei diesem Trauerfalle wundern.

Nicht minder wunderlich war mir die Mahnung der Mutter, wenn ihr Sohn nicht aufmerksam genug war: „Prügeln Sie ihn doch!" So etwas war mir bei einem adeligen Junker noch nicht geheißen worden. Später starb der Geheimrath und seine Wittwe wendete sich von Dresen weg. Einer ihrer drei Söhne, welcher in Leipzig studirte, machte hr durch seinen Leichtsinn und seine Verschwendungssucht große Sorge. Sie hatte ihm deshalb persönlich ernste Vorstellungen gemacht und war noch an demselben Abende nach Halle gereist, dort fand man sie am ndern Morgen ganz früh ertränkt in dem großen Wassertroge auf em Marktplatze!

Während die Schwester meines Schülers am Scharlachfieber krank ag, hatte man denselben, um ihn vor der Ansteckung zu behüten, zu em Schuldirector Wieland, dessen Schule er besuchte, in Pension egeben. Dort setzte ich meinen Unterricht fort, wodurch ich mit dem Director und dessen Gattin bekannt wurde. Ohne Zweifel verdankte h es diesem Umstande, daß später der Director Wieland in meiner Bohnung mich aufsuchte und mir einen überraschenden Antrag machte. Er gedachte nämlich nach langjährigem und segensreichem Wirken sich ur Ruhe zu setzen, und mich hatte er auserſehen, seine blühende Schulanstalt — die höheren Stände umfassend — zu übernehmen und uf meine Rechnung fortzuführen. Auch dieses ehrende und sehr ckende Anerbieten mußte ich, aus Rücksicht auf meinen Vater, dankend blehnen, und der endliche Erfolg hat bewiesen, daß diese Ablehnung urch Gottes Gnade für mich heilsam war.

Es sei mir vergönnt, hier eines heiteren Vorfalls zu gedenken. ines Tags trat der Sohn einer Obsthökerin in meine Stube, ein örbchen mit allerlei herbstlichen Früchten in der Hand. Nach dem ruße sprach er: „Ein schönes Compliment von meiner Mutter und ier schickt sie Ihnen was." Der Knabe war nämlich einer meiner rmenschüler. Ich entgegnete freundlich: „Ich danke, mein Sohn, er du weißt, daß ich von euch Armenschülern kein Geschenk anehme. Trage es also deiner Mutter wieder heim und danke ihr enfalls in meinem Namen." Der Knabe ging, kehrte aber bald ieder und zwar mit dem Geschenk. „Sie sollen es nehmen —

14*

erwiederte er auf meine verwunderte Frage — „sagt meine Mutter.“ „Hast du denn nicht ausgerichtet, was ich dir aufgetragen habe?“ — fragte ich. „O ja!“ lautete die Antwort. „Und was erwiederte deine Mutter?“ „Sie wären ein dummer Hans!“ platzte der Junge mir heraus. Unter diesen Umständen mußte ich freilich die Gabe annehmen.

Dritter Abschnitt.

Das Mannesalter.

---

24. Veränderungen mancherlei Art.

Bewogen durch die Vorstellungen meiner braven Mutter und meines älteren Bruders, so wie durch die eigene, nach und nach gewonnene Ueberzeugung, hatte mein Vater, mit Vorwissen und Bewilligung unsrer Behörde, mir den Hauptunterricht der ersten Classe unsrer Schule überlassen, er selbst aber, mit Ausnahme des ferner von mir ertheilten Leseunterrichts, die Führung der zweiten Classe übernommen. Bisher hatte sich, wie bereits erwähnt worden, niemand um die innere Beschaffenheit unsrer Schule gekümmert. An die Stelle des alten, ehrwürdigen Pastors Kell in unsrer Neustadt war der nachherige Hauptpastor und Scholarch in Hamburg, Dr. Schmaltz, getreten. Seiner Arbeiten waren so viele und zeitraubende, daß er sich einer unmittelbaren Beaufsichtigung der Schulen seines Kirchsprengels nicht unterziehen konnte. Sein Mitarbeiter, der Diaconus C., welcher später wegen verbrecherischen Geldbeschneidens vom Amte entsetzt wurde, hatte unsere Schule nur zweimal besucht und dann für immer von derselben sich zurückgezogen. Jetzt gestaltete sich das anders. Der alte, bisherige Schlendrian, den man bei der Versorgung der Stadtarmen befolgt hatte, hörte auf, indem man das anderwärts gegebene Beispiel nachahmte, Armenvorsteher und Armenpfleger ernannte, welche aus

menschenfreundlichen, erfahrenen und uneigennützigen Bürgern und Einwohnern bestanden und ihre beschwerlichen Aemter ohne alle Entschädigung verwalteten.

Eine schriftliche Verordnung unsrer Behörde wies uns sämmtliche Armenlehrer an, jene Ehrenmänner, welche zuweilen unsre Schulen besuchen würden, mit Achtung, Höflichkeit und Zuvorkommenheit zu behandeln und ihnen jede gewünschte Auskunft zu ertheilen. Aus diesem Befehle, der uns die Formen der Höflichkeit und des äußern Anstandes zur Pflicht machte, konnte man recht deutlich ersehen, auf welcher niedrigen Stufe von Bildung wir noch in den Augen unsrer Vorgesetzten stehen mußten. Würde man wohl an Geistliche oder an Gymnasiallehrer ein solches verletzendes Ansinnen gestellt haben? Dasselbe war ein Beweis, welche Sprache der studirte Beamte gegen nicht studirte sich erlaubte.

Ein einziger Armenpfleger, ein pensionirter Hautboist, machte, und zwar nur einmal, Gebrauch von der ihm eingeräumten Befugniß. Derselbe erschien eines Tages während des Religionsunterrichts, der dadurch unterbrochen wurde, ließ sich gravitätisch auf den ihm dargebotenen einzigen, für den Lehrer bestimmten Stuhl nieder und befahl, mit dem spanischen Rohr in seiner Hand spielend, die Vorführung derjenigen Schüler, über welche ich mich am meisten zu beklagen hätte. Dieß geschah und der würdige Mann hielt eine lange, durch Drohungen, finstere Blicke und bedeutsame Rohrbewegungen unterstützte Straf-
worauf er mit meinem Danke für die mir gewordene Beihülfe
ciplin und mit meiner Bitte um baldige Wiederholung seines
h wieder entfernte.

weiter Besuch unsrer Schule fiel großartiger aus. Unter dem
Guter, welches die traurigen Folgen des verheerenden
anlaßt hatten, befand sich die Bildung von Frauenvereinen.
thätiges Wirken ist zu bekannt, als daß ich erst nöthig hätte,
be hier näher hinzuweisen. Dasselbe erstreckte sich in den
jeen auch auf den Besuch der Armenschulen und besonders
stalten, mit welchen, wie bei der unsrigen, die Speisung
verbunden war. Allein, wie übel sind die Großen daran,

die fast keinen Schritt unbeobachtet und ohne verrathen zu werden, thun können! Da bilden sich Monarchen und andere Mächtige ein, irgend eine Anstalt durch ihren unvorhergesehenen Besuch überraschen und deren Mängel oder Vorzüge mit eigenen Augen entdecken zu können. Die Kurzsichtigen! In der Regel haben dienstfertige und liebedienerische Hofschranzen jene Anstalt von dem ihr zugedachten allerhöchsten Besuche bereits unterrichtet und hierdurch deren Vorsteher in den Stand gesetzt, alle sichtbaren Mängel schnell zu verdecken und die lachende Seite herauszukehren. Also war's auch bei uns der Fall. Eines Vormittags erschien in unsrer Schule ein alter Geheimer Hofrath des Herzogthums Anhalt-Bernburg, welcher seine Pension in Dresden verzehrte, und meldete uns, daß wir binnen einer Stunde einen vornehmen und zahlreichen Besuch von dem Frauenverein erhalten würden. Mein guter Vater, welcher vor allen hochgestellten Personen eine knechtische Ehrfurcht oder vielmehr Furcht besaß, ward durch diese Nachricht außer sich, traf jedoch im Verein mit meiner Mutter in aller Eile die nöthigen Vorkehrungen zu einem würdigen Empfang des angesagten Besuchs. Die beiden Lehrzimmer wurden süß durchräuchert, weißer Sand in die beschmutzten Gänge gestreut, unsere kleine Orgel gesäubert und deren Thüren geöffnet, so daß die silberblinkenden Pfeifen sichtbar wurden, und die Schüler zur Artigkeit ermahnt. Daß mein Vater seinen alten Schulrock mit einem stattlicheren vertauschte und überhaupt seinen ganzen Anzug festlicher herstellte, versteht sich von selbst. Bald kamen die angstvoll Erwarteten. Zwei vierspännige Staatswagen, der eine mit königlicher Bedienung, ein Zwei- und ein Einspänner fuhren in einer langen Reihe vor unserm Hofthore auf und machten die ganze Nachbarschaft stutzig. Vier weibliche Excellenzen, darunter eine Gräfin, eine Marquise, eine Frau Minister, eine Frau General nebst andern vornehmen Damen, erschienen in Begleitung jenes Geheimen Hofraths, durchrauschten mit ihren Seidengewändern die schmalen Gänge unsrer Lehrzimmer und ließen sich herab, nicht nur mit uns beiden Lehrern, sondern auch mit unsern armen Schülern zu sprechen. Sie merkten nicht an dem Wohlgeruche, daß ihr Besuch uns kein unerwarteter sei, bezeigten vielmehr ihre völlige Zufriedenheit über den Befund unsrer

Schule, waren entzückt und gerührt, als die Kinder zu den Orgelklängen ihre kindlichen Stimmen erschallen ließen, und kosteten schließlich das Essen, welches unsern hundert Kostgängern dargereicht wurde. Das letztere war stets so beschaffen, daß meine wackere Mutter auch die überraschendste Untersuchung nicht zu fürchten brauchte, indem sie durch gewissenhafte Beköstigung der armen Kinder ihren Ruhm nicht nur bei Menschen, sondern noch mehr bei Gott zu erlangen suchte. Nicht weniger als unsere Lehrzimmer, fanden die Damen die Küche meiner Mutter mit dem blitzenden Kupfer, Zinn und Töpfergeschirr in der schönsten Ordnung und das ihr deshalb von den Damen gespendete Lob war ein wohlverdientes. Von nun an wiederholten sich die Damenbesuche, wiewohl in verminderter Anzahl, und mein Vater gewöhnte sich nach und nach, ohne ferner zu erzittern oder zu erbleichen, an den Anblick und die Anwesenheit der vornehmen Frauen, unter denen die Gräfin von B. die gebildetste und menschenfreundlichste war. Dennoch empfing ich von derselben, welche am fleißigsten unsere Schule besuchte, einen stillen Tadel, und dieser bestand darin, daß die Frau Gräfin gewöhnlich einen fixirenden Blick auf meine Füße warf. Wohl verstand ich den Sinn desselben, allein dennoch war ich nicht gesonnen, jenen stillen Vorwurf auf Kosten meiner Gesundheit mir zu ersparen. Wie ich bereits erzählt habe, ertheilte ich an jedem Morgen vor Beginn der Schule Clavierunterricht in einem ungeheizten Zimmer. Wann ich nun mit eiskalten Füßen und schneedurchnäßten Stiefeln heimkam, vertauschte ich letztere mit schwarzen, warmen Filzschuhen, die ich während des vormittägigen Schulunterrichts anbehielt. Und diese Filzschuhe waren es, welche die Frau Gräfin an dem jungen Manne ärgern mochten. Hätte sie ihrer Unzufriedenheit Worte gegeben, so würde ich ihr meine triftigen Gründe mitgetheilt haben.

Eines Tages des Jahres 1822 wurde mein Vater in die Armencommission bestellt. Dieselbe hatte nicht, wie früher, den Hofrath M. zu ihrem alleinigen Vorstande, sondern es war ein Verein von viel geltenden Männern an seine Stelle getreten, an dessen Spitze der damalige Cabinetsminister, Graf von Einsiedel, stand. Die Beschlüsse dieses Vereins hatte der Hofrath M. in Vollziehung zu setzen.

Als mein Vater heimkam, berichtete er, daß Dresdens Armenschulen, deren jetzt vier waren, eine neue Organisation erlitten (ja wohl erlitten!) hätten, indem die Besoldung der Oberlehrer von 200 auf 300 Thlr. erhöht worden, dagegen die Vergünstigung in Wegfall gekommen sei, neben den Freischülern noch andere Schüler gegen Schulgeld aufnehmen zu dürfen. Zugleich hatte mein Vater, auf des Hofraths M. dringendes Zureden, die schriftliche Einwilligung ertheilen müssen, von seinen 300 Thlrn. Besoldung 50 Thlr. an mich abzugeben und das zwar nicht, wie er bisher schon von freien Stücken gethan, privatim, sondern an Expeditions- und Kassenstelle. Diese scheinbare Zulage, welche der Behörde nichts kostete, vielmehr dem bekannten Verfahren des heiligen Crispin ähnelte, war mir für meine angeblich guten, brauchbaren und bei der Schwerhörigkeit meines Vaters unentbehrlichen Dienste zuerkannt worden, und hatte auf diese Weise der Hofrath M. sein, meinem Gönner, dem Minister von G., gegebenes Wort, an mich denken zu wollen, erfüllt. Die allerschlimmste Nachricht kam aber zuletzt, indem mein Vater seinen Bericht mit der Hiobspost schloß, daß sämmtliche Armenlehrer fortan auf vierteljährige Aufkündigung gesetzt worden seien, welche einzugehen sich jene hatten schriftlich verpflichten müssen. Der Hofrath M. hatte jedoch zu ihrer Beruhigung hinzugesetzt, daß eine derartige Aufkündigung *so leicht nicht zu besorgen sei.*

Ich stand versteinert. Wie? nachdem mein Vater 35 Jahre lang im Amte gestanden und seine Gesundheit dabei zugesetzt hatte, sollte er gleich einem Knechte oder einer Magd einer vierteljährlichen Kündigung unterworfen sein, nach Belieben fortgeschickt werden können, wie man einen lästig gewordenen Dienstboten verabschiedet? Von mir selbst, der ich auch bereits 8 Jahre im Amte war, sah ich ganz ab. Warum aber hatte man nur mich von der getroffenen Maßregel nicht in Kenntniß gesetzt? Befürchtete man vielleicht von mir einen energischen Widerspruch gegen jene unerhörte und ungerechte Einrichtung? Einen gealterten, durch seine Schwerhörigkeit und übergroße Furcht vor allen höher gestellten Personen eingeschüchterten Mann konnte man allerdings leichter zur Unterzeichnung eines schimpflichen Vertrags bewegen als

mich jungen, thatkräftigen Mann, der um so höher sein Haupt vor den Vornehmen erhob, je tiefer mein armer Vater das seinige niederbeugte. Wohl möglich, daß ich in Gegenwart meiner Amtsgenossen die naseweise Anfrage an unseren Chef gerichtet haben könnte, ob der Veranlasser dieser infamirenden Bedingung ebenfalls einer vierteljährlichen Kündigung unterworfen sei? Vielleicht hätte ich in meinem gerechten Zorne demselben den Titel gegeben, den er mit Recht verdiente und den der Leser leicht errathen kann. Ich würde wenigstens unter Hindeutung auf meinen Vater angefragt haben, ob es gerecht und christlich sei, ob man nicht vor Scham erröthe, einen langjährigen, taubgewordenen Diener nach Belieben vom Dienste jagen zu dürfen und ihn dem Elende preiszugeben? Keiner von Dresdens Armenlehrern hatte eine Veranlassung zu jener grausamen, noch unter den Augen des Königs Friedrich August des Gerechten getroffenen Maßregel gegeben, welche nach dem Volksaufstande des Jahres 1849, an welchem sich nicht wenige Lehrer betheiligten, eher zu entschuldigen gewesen wäre. Was war der Grund dieses ungerechten Verfahrens, das später auch von dem Stadtrath zu Dresden nachgeahmt wurde, bis die Constitution demselben ein Ende machte? Ach, jenen brauchte man nicht lange zu suchen.

Nach unsers Königs Rückkehr aus der Gefangenschaft hatte der Graf von Einsiedel das Staatsruder in seine Hände bekommen. Dieser Mann, der sich als Staatslenker in keinerlei Weise auszeichnete, verstand es dagegen sehr gut, von seiner einflußreichen Stellung den höchst möglichen Nutzen zu ziehen. In religiöser Beziehung war er entweder ein ganz beschränkter Kopf oder des irrigen Glaubens, daß das Regieren über geistig verdummte Menschen leichter sei als über denkende und aufgeklärte. Nun gab es damals in Dresden einen Mann, welcher sich ganz dazu eignete, diese Absicht des Ministers zu fördern. Er hieß Martin Stephan und war Prediger an der kleinen böhmischen Gemeinde. Seine Predigten entbehrten sowohl der logischen Tiefe als auch des rednerischen Schmucks und seine breite, eintönige Sprache war sogar bäuerisch. Dagegen verstand er es, durch eine schlichte, leicht verständliche und kernige Redeweise, durch sein an den Tag gelegtes

Festhalten und buchstäbliches Auslegen der Bibelworte, so wie durch sein rücksichtsloses Anstreiten gegen den bloßen Vernunftglauben die Herzen und Gemüther des Volks, ja selbst höher gestellter Personen für sich zu gewinnen, welche entweder früher gänzlich ungläubig gewesen waren oder begangene grobe Sünden auf eine leichte Art wieder gut machen wollten, wozu ihnen Stephan die hülfreichste Hand bot.

Wer aber dürfte sich unterfangen, seinem Nächsten das Maaß seines Glaubens bestimmen oder ihn zwingen zu wollen, genau denselben Weg zum ewigen Heile zu betreten, den er für sich selbst erwählt hat? Jeder lebt und stirbt seines Glaubens. Ist es doch dem Geringsten anheimgestellt, in Krankheitsfällen einen Arzt nach Belieben sich zu wählen. Warum sollte das nicht auch hinsichtlich eines Seelenarztes gestattet sein? Darum konnte kein vernünftiger Mensch etwas einwenden, wenn ein Theil der Dresdener Bewohnerschaft die kleine Johanniskirche besuchte und an Stephans faßlichen Vorträgen sich erbaute. Allein die Sache änderte sich, als der mächtige Cabinetsminister zu Stephan öffentlich sich neigte und dessen Anhänger allen anders Denkenden vorzog und begünstigte. Damit war die Veranlassung zu einer mehr und mehr um sich fressenden Heuchelei gegeben, deren Theilnehmer nichts Eifrigers zu thun hatten, als allsonntäglich die Johanniskirche zu besuchen, dem Minister sich gegenüber zu stellen, die Köpfe zu hängen, die Augen fromm zu verdrehen und die Hände andächtig zu falten. Unter diesen Augendienern befanden sich höhere und niedere Staatsbeamte, Officiere, Sprachlehrer, Candidaten des Predigt- und des Lehramts und andere Leute, welche höher befördert sein, Zulage, oder ein einträgliches Amt erhalten oder sonst eine Vergünstigung erhalten wollten. Außer der Kirche besuchten diese sogenannten Frommen noch die abendlichen Erbauungsstunden, welche Stephan in seiner Wohnung abhielt, sangen, beteten, knieeten und opferten in die aufgestellte Heilandskasse, über deren klingenden Inhalt Stephan niemals Rechenschaft ablegte.

Die Geschenke, welche überdieß dem geistlichen Herrn von seinen Anhängern zuflossen, waren überaus beträchtlich und der Kern von Stephans frommem Gebahren. Auch in vielen Familienkreisen ordnete

man ähnliche Erbauungsstunden an, was z. B. bei einem Weinschänken der Fall war, in dessen Wohnung die Betrachtung und Auslegung der auf dem Tische liegenden Bibel bei einem Glase bezahlten Weins vorgenommen wurde, was natürlich zur gemeinsamen Begeisterung nicht wenig beitrug. Der Cabinetsminister selbst that es den Pharisäern und Schriftgelehrten nach, welche ihre Denkzettel groß und die Säume an ihren Röcken breit machten. Er legte nämlich den weiten Weg von seiner Wohnung in der Neustadt bis zur weit entfernten Johanniskirche zu Fuße und mit dem Gesangbuche unter dem Arme, das recht füglich in seiner Tasche Platz fand, zurück und war der Erste, welcher bei dem Ablesen der biblischen Texteswort von seinem Sitze sich erhob und mit gebeugtem Nacken stehend bis zum Ende zuhörte. Nicht bloß in dem Hause des Cabinetsministers, sondern auch noch in anderen hochgestellten Familien trat die Bibel an die Stelle der bisher sinnlichen Lustbarkeiten und Genüsse. Da, wo früher rauschende Ballmusik erklungen war, die Kochkunst sich erschöpft und Bacchus regiert hatte, versammelten sich die geladenen Gäste um die Bibel und wenn sie dann, hungrig und durstig, in ihrem Innern den knauserigen Wirth verwünschend, wieder heimgingen, so hatte der Wirth oder vielmehr dessen Geldbeutel einen Nutzen durch das bloß geistige Mahl erhalten. Auch hierüber wäre nicht abzusprechen gewesen, denn: „Jeder nach seinem Geschmack," sagt das französische Sprüchwort. Daß aber die Geister, welche Stephan erfüllten, nicht aus Gott waren, zeigte sich bald. Durch den Erfolg seines Strebens ermuntert, strebte Stephan, neben seiner Habsucht auch noch der Wollust fröhnend, nach dem Ziele, mit den Seelen sich auch zugleich der Leiber seiner Gläubigen zu bemächtigen. Das Letztere suchte er zunächst bei denjenigen Jungfrauen und jungen Frauen zu erlangen, welche durch ihre körperlichen Reize seinen lüsternen Begierden zusagten. „Wenn ihr mir —" lautete sein verdammlicher Spruch — „eure Seelen anvertraut: warum nicht auch eure Leiber?" Der heillose Mann begann in der Regel sein Bekehrungsgeschäft damit, daß er die zu ihm sich wendenden Seelen durch die schrecklichsten Vorstellungen ängstigte, wie sie durch die Erbsünde in Sünden empfangen in Sünden geboren, in Sünden aufgewachsen und bisher in Sünden verblieben

seien, demnach als verlorne und verdammte Menschen nicht selig werden könnten, wenn sie nicht von Neuem geboren würden. Er verstand es, diesen Glauben an eine schreckenvolle Verdammniß in den Gemüthern schwacher Seelen so furchtbar zu erwecken, daß diese ihre Gewissensruhe, ja ihren Schlaf verloren und förmlich tiefsinnig wurden, wobei häufiges Weinen, Seufzen und Händeringen die Größe ihrer Seelenangst verriethen. Diese eingeredete Sündhaftigkeit und Verdammniß noch mehr zu beweisen, ließ Stephan seinen Jüngern alte Gebet- und Erbauungsbücher, welche insgesammt von der Verderbtheit des Menschengeschlechts und dessen Strafwürdigkeit handelten, auch häufig die Martern solcher Sünderseelen durch entsetzliche Bilder veranschaulichten. Hatte es Stephan dahin gebracht, daß seine Jünger völlig zerknirscht und an sich selbst verzweifelnd geworden waren, so begann er das heilende Oel seiner Worte in die arg blutenden Herzen zu träufeln, indem er sich als den Führer zur neuen Wiedergeburt und zur Gnade in Christo Jesu darstellte. In eben dem Grade, als er vorher das Menschenherz zertreten hatte, verstand er es, es wieder aufzurichten und freudig zu machen. War es demnach ein Wunder, wenn das also beruhigte Herz mit fester, treuer Liebe und Dankbarkeit an dem Heuchler hing, der jede seiner Lehren mit Bibelsprüchen zu beweisen wußte? Wenn der erlöst sich fühlende Mensch seinen Retter mit leiblichen Gaben aller Art überhäufte, je nachdem er ein Verlangen darnach bezeigte?

Stephan fand einen Ruhm darin, Kinder mit ihren Aeltern und umgekehrt zu entzweien, Feindschaft zwischen Geschwistern und Verwandten zu stiften, Eheverlöbnisse rückgängig zu machen und sonst glückliche Ehen zu trennen, sobald der eine Theil nicht zu Stephans Gläubigen gehörte. Bei dem ersten Empfange eines neuen Anhängers richtete er an denselben nicht die Frage: „Glaubst du an den dreieinigen Gott?“ sondern: „Glaubst du an den Teufel?“

Eine meiner Schülerinnen aus der Armenschule, ein unschuldiges, wohlerzogenes und höchst blühendes Mädchen, das durch einen ihrer Hausgenossen zum Besuch der Erbauungsstunden Stephans veranlaßt worden, war von diesem in der eben beschriebenen Weise bekehrt worden. Bald kam es so weit, daß sie nicht mehr schlief, die Nächte weinend,

jammernd und die Hände ringend durchwachte und dabei über dem Lesen alter Gebet= und Erbauungsbücher brütete, welche ihr Stephan dargeliehen hatte. Ihrer Mutter, welche die Tochter flehentlich bat, von dem Umgange mit Stephan abzustehen, erklärte sie rund heraus, daß sie lieber ihre Mutter und sonst Alles als Stephan verlassen wollte. Ihren Arbeitgeber, bei welchem sie ihr gutes, tägliches Auskommen verdiente, gab sie darum auf, weil derselbe seine Ermahnungen mit denen der Mutter vereinte. Sie wurde vielmehr die Magd desjenigen Mannes, welcher sie dem Stephan zugeführt hatte, und siedelte endlich mit dem Letzteren nach Amerika über, wo das teufelische Treiben des eben so herrschsüchtigen als wollüstigen Mannes entlarvt wurde, nachdem er freilich über 600 seiner Anhänger aus ihrem Vaterlande entführt und in's Elend gestoßen hatte. Von Amerika aus schrieb jenes verführte Mädchen, nachdem Stephan entlarvt worden war, in Bezug auf dessen wollüstiges Gebahren an ihre Mutter folgende Worte: „Zu Dresden schwieg ich, um des Amtes und der reinen Lehre willen.“ So groß war demnach die Verblendung der Verführten, daß sie vergaßen, wie man den Glauben durch Werke zeigen müsse, so wie, daß nicht Alle, die da „Herr, Herr“, sprechen, in das Himmelreich kommen werden, sondern die da thun den Willen des Vaters im Himmel. Einem ungebildeten Mädchen kann allenfalls eine derartige Verblendung verziehen werden, nicht aber einem Minister, der ein ganzes Land regiert. Unter den Männern, welche mit Stephan nach Amerika übersiedelten, und deshalb ihre einträglichen Aemter im Stiche ließen, befand sich auch Dr. Vehse, welcher später durch die Geschichte der europäischen Höfe seinen Namen so berüchtigt gemacht hat. Derselbe war in Dresden königlicher Archivar und Stephans eifriger Anhänger. Die Mehrzahl von Dresdens Bewohnern wußte um die geschlechtlichen Ausschweifungen Stephans, welcher mit seinen Gläubigen nächtliche Orgien in den Wäldern feierte, in den unsittlichsten Situationen betroffen wurde und dessen würdige Gattin endlich sich genöthigt sah, auf die Ehescheidung zu klagen. Zahlreiche Anzeigen und Beschwerden erfolgten von der wachsamen Polizei bei den höheren Behörden und auf weit über tausend Thaler beliefen sich die von der Kreisdirection dem Pastor Stephan

auferlegten Strafgelder. Er aber lachte, auf den mächtigen Schutz Einsiedels fußend, aller Strafurtheile, appellirte stets und zahlte keinen Pfennig. Selbst dann, als die Beweise von der Schlechtigkeit Stephans durchaus nicht länger abgeleugnet werden konnten, schritt man nicht gegen ihn ein, sondern ließ es ungehindert geschehen, daß viele Hunderte fleißiger, vermögender, aber verblendeter Menschen, ohne daß man ihnen die Augen über den Unwerth ihres heuchlerischen Apostels öffnete, mit demselben nach Amerika auswanderten. Wäre mit Einsiedels Sturz nicht zugleich auch Stephans Halt gebrochen worden, so würde die abscheuliche Heuchelei noch länger fortgedauert und noch zahlreiche Heuchler gebildet haben. Das characteristische Kennzeichen von der Unlauterbarkeit und Unchristlichkeit der Stephan'schen Lehre und Richtung war die Verketzerung Andersdenkender, welche, als nicht wiedergeboren, von der Gnade Christi und von der Seligkeit ausgeschlossen sein sollten. Dieser Verketzerung schloß sich das Streben an, alle solche Geistliche und Lehrer, welche es nicht mit Stephan hielten, theils aus ihren Aemtern zu verdrängen, theils sie davon auszuschließen. Weil aber damals das Oberconsistorium die Stelle des jetzigen Cultusministerium vertrat, und jenes aus erleuchteten Männern bestand, so griff man zu solchen Mitteln, wie unsere vierteljährige Dienstkündigung eins war, um mißliebige Lehrer zu beseitigen, ohne unangenehmen Weiterungen mit dem Oberconsistorium ausgesetzt zu sein.

Keine Behörde, kein Mensch nahm sich uns Lehrern an, die wir als Knechte, nicht als angestellte Beamte behandelt wurden. Man bestellte mich später allein in die Armencommission, wo mir deren Secretair entschuldigend mittheilte, daß ich bei der neulichen Zusammenberufung meiner Amtsgenossen übersehen worden sei und deshalb nachträglich meine Zustimmung zu dem schimpflichen Acte abzugeben habe. Was hätte mir jetzt noch ein Protest genützt, nachdem alle meine eingeschüchterten Amtsgenossen eingewilligt hatten? Ich unterschrieb also, meinen gerechten Unwillen in mich verschließend.

Mit meiner Erzählung von Stephans Auswanderung und Entlarvung bin ich um mehrere Jahre vorausgeeilt.

Jener Hülfslehrer meines Vaters, Romberg, der nachherige Gar-

nisonschullehrer, welcher mich gern zu seinem Amtsbruder gehabt hätte, starb in seinen besten Jahren. Die beiden Schulen, ursprünglich nur für die Kinder des Leibgardenregiments bestimmt, hatten eine bedeutende Umwandlung erhalten, indem die Schuljugend der sämmtlichen in Dresden garnisonirenden Regimenter in eine einzige Schule vereinigt worden war, welcher unser Romberg, der von mir an meiner Statt empfohlene S. und noch ein dritter Lehrer H., ebenfalls ein früherer Mitschüler des Dresdener Seminars und mein Freund, vorstanden. Diese erweiterte Garnisonschule war mit einem geräumigen, freigelegenen Schulgebäude und einem großen Garten ausgestattet und ihre Lehrer in jenem mit freier Amtswohnung begabt worden. Ueberdieß hatte man ihre Einkünfte so erhöht, daß sie bei einem maßvollen Leben recht wohl auskommen und daher ihre ganzen Kräfte ihrer Anstalt widmen konnten. Das Aufrücken der beiden, nach Rombergs Tode noch vorhandenen beiden Lehrer war als gewiß anzunehmen, dennoch aber selbst die unterste Lehrerstelle in der Garnisonschule der meinigen unendlich weit vorzuziehen, weil, außer dem besseren Einkommen, die Garnisonlehrer als Staatsdiener keiner Kündigung unterworfen und überdieß auch für ihr Alter und im Falle dauernder Kränklichkeit durch eine angemessene Pension sicher gestellt waren. Jetzt hatte selbst mein Vater nichts dagegen einzuwenden, daß ich mich um die erledigte Stelle bewarb. Wenn man aber einmal das Glück von sich gewiesen hat, so kehrt es in seltenen Fällen zum zweitenmale wieder.

Ich ertheilte zu jener Zeit dem kleinen Sohne eines Stabsofficiers Privatunterricht. Derselbe war mit dem damaligen Generalsuperintendent Tittmann befreundet, welcher im Verein mit dem weltlichen Coinspector, dem Major B., die von mir gewünschte Stelle zu besetzen hatte. Durch den Vater meines kleinen Schülers wurde ich dem Dr. Tittmann auf das Wärmste empfohlen und dieser machte mir selbst die größte Hoffnung auf die Erlangung jener Schulstelle. Da ich überdieß auch das Wohlwollen des militairischen Coinspectors gewonnen hatte, so baute ich bereits in meinen Gedanken weiter ausgreifende Luftschlösser. Der Vater meines kleinen Schülers besaß nämlich eine eben so reizende als tugendhafte Stieftochter, die mir bei unsrer angebahnten,

längern Bekanntschaft eine stille, verschämt verheimlichte Liebe eingeflößt hatte. Aus mancherlei zarten Andeutungen glaubte ich wahrzunehmen, daß meine Neigung erwiedert wurde, und so wurzelte in mir der Entschluß, nach Erlangung eines hinreichenden Auskommens um die Hand der lieblichen Jungfrau zu freien und sie als meine Gattin heimzuführen. Ich war stets der gewiß zu billigenden Meinung, daß ein junger Mann nicht eher von Liebe zu einer Jungfrau sprechen dürfe, als bis er derselben mit seiner Hand zugleich auch eine sorgenfreie Zukunft anbieten könne.

Es taugt selten etwas, wenn junge Leute, die kaum für sich selbst etwas zu leben haben, in's Blaue hinein Liebschaften anknüpfen, und, nachdem sie ihre Auserkorene jahrelang auf das Heirathen vertröstet haben, schließlich eine andere Wahl treffen. Ein geringfügig erscheinender Umstand sollte alle meine Hoffnungen und erbauten Luftschlösser zertrümmern. Bereits war ich dem ersehnten Ziele ganz nahe gekommen und glaubte nur die Hand nach dem Siegeskranze ausstrecken zu dürfen, als ein von mir nicht beachteter Nebenbuhler sich mir in der Rennbahn entgegen warf und mich überflügelte. Ein junger Mann, T., welcher mein Zeitgenosse im Seminar gewesen war, hatte als Hauslehrer die Familie des sächsischen Generalstabsarztes, Dr. Schön, nach Frankreich begleitet und unterrichtet, und nachdem er diese Stellung aufgegeben, in einigen Schulanstalten Dresdens gewirkt. Dieser mein Mitbewerber hatte sich in der letzten Stunde mit einem schriftlichen Gesuch um fürbittende Vermittelung bei dem commandirenden General von Lecoq an seinen früheren, in einem auswärtigen Badeorte weilenden Principal gewendet. Diesem Ansuchen entsprach der dem Lehrer seiner Kinder dankbare Arzt und da derselbe des Generals Hausarzt und Vertrauter war, so bewirkte dessen Fürwort mehr als jede andere Empfehlung.

Mein Mitbewerber erhielt die Stelle und tiefer als zuvor begrub ich meine stille Liebe in der Brust. Monate vergingen. Da trat eines Tages meine Mutter zu mir in das Lehrzimmer, wo ich mich mit den Kleinen an der Lesemaschine beschäftigte. Sie hielt ein ganz kleines Stücklein Papier in der Hand, das aber groß genug war, um auch meine letzte Hoffnung und Aussicht auf eine freudenvolle Zukunft zu

zertrümmern. Es war das Papierstückchen die Verlobungskarte meiner heimlich Geliebten mit einem Landpfarrer! Ich war vernichtet, jedoch Mannes genug, um meinen Schreck und Schmerz vor den mütterlichen Augen zu verbergen; desto schlimmer aber sah es in meinem Innern aus. Erst nach Jahren und nachdem ich der glücklichste Gatte und Vater geworden war, erkannte ich auch in diesem Scheitern eines heißen Wunsches die weise, gütige Hand der göttlichen Vorsehung, welche weiter sieht als das umschleierte Auge des Sterblichen. Meine heimliche Braut starb nach einer höchst unglücklichen, freudenlosen, ja selbst durch arge Mißhandlungen ihr verbitterten Ehe kinderlos und in ihren besten Lebensjahren.

Die Folge meines vermeinten Mißgeschicks war, daß meine Hypochondrie schreckhaft wuchs, so daß mein fast stets finsteres Angesicht der abstoßende Wiederschein meines Innern war. Da ich grundsätzlich verabscheute, nach Geld zu heirathen, und gleichwohl als armer Unterlehrer mit einem ganz geringen Diensteinkommen nicht um eine Jungfrau aus dem gebildeteren Mittelstande zu freien wagte, so beschloß mein der Liebe bedürftiges Herz, ein armes, niederes, darum aber auch genügsames und an jede Arbeit gewöhntes Mädchen zu meiner Lebensgefährtin zu wählen. Es war — ich gestehe es mit großer Scham, aber zu meiner Strafe — ein Schänkmädchen, diese für junge, unerfahrene Leute so verführerische Art von weiblichen Wesen, welches, obwohl weder schön, noch sonst von anderen äußeren Vorzügen, zunächst durch ihre heitere Laune, durch die Bevorzugung meiner Person vor den andern Biergästen, so wie durch ein zutrauliches, mir noch neues Wesen mich an sich zog. Ich war bisher ohne allen näheren Umgang mit Jungfrauen geblieben, daher gänzlich unerfahren und ohne Ahnung von den Verirrungen, welche Mädchen jener Gattung begangen haben, aber geschickt zu verheimlichen wissen. Ich glaubte sogar ein verdienstliches Werk zu thun, wenn ich ein weibliches Wesen, das als Schänkmädchen mehr wie jede Andere ihres Geschlechts der Verführung ausgesetzt ist, dieser Gefahr entriß, indem ich sie zu meiner Frau erhöbe. Ich erwartete von ihrer Dankbarkeit, daß sie mit desto größerem Eifer und aller Aufopferung meiner braven Mutter beiständig sein und deren

Alter erleichtern würde. Welch' einem unübersehbaren Elende und Jammer wäre ich für meine ganze Lebenszeit entgegengegangen, wenn meine lieben Aeltern, und namentlich meine scharf blickende Mutter, nicht noch rechtzeitig die Unwürdigkeit meiner Erkorenen ausgespürt und an das Tageslicht gezogen hätten!

Wahrlich, sie retteten mich hierdurch vor einem moralischen Untergange, der schlimmer noch gewesen wäre als der leibliche. Die arge Enttäuschung war für mich eben so bitter als schmerzlich und wenig fehlte, daß ich alle Mädchen als verderbt angesehen hätte. Der zeitige Umgang mit tugendhaften Jungfrauen und Frauen ist für jeden jungen Mann von großem Nutzen, weil er sich dadurch ein richtiges Urtheil über den Werth oder Unwerth des Weibes bilden und nicht so leicht die Beute einer listigen Verführerin werden kann.

In jener Familie, wo der Sohn und die zwei ältesten Töchter — insgesammt meine Clavierschüler — an der Auszehrung starben, hatte ich ein junges, gesundes und blühendes Mädchen wiederholt gesehen, welches die vertraute Freundin der beiden Töchter war und im demselben Hause wohnte. Ihre Mutter war die Wittwe eines Staatsbeamten und bis zum Kriege des Jahres 1813 in sehr guten Vermögensverhältnissen gewesen. Ihr verstorbener Gatte hatte in Gemeinschaft mit seiner unverheiratheten Schwester ein großes Doppelhaus in unsrer Neustadt besessen, welches aber durch die enorme Einquartierungslast so tief verschuldet worden war, daß es unter den Auctionshammer kommen mußte.

Der nagende Gram über dieses unverschuldete Unglück hatte den Bruder in ein frühes Grab gestürzt und seine Wittwe lebte mit ihren drei Töchtern und einem Sohne von einer kleinen Pension, so wie von dem Ertrage ihrer fleißigen Hände. Jene Freundin meiner beiden Schülerinnen war die jüngste unter ihren Schwestern und oft zugegen, wann ich meinen Clavierunterricht ertheilte. Ich beobachtete im Stillen das etwa fünfzehnjährige Mädchen, dessen unschuldiger Frohsinn und ungezierte Natürlichkeit mich anzogen, wagte aber nur ein einzigesmal einige Worte an sie zu richten.

Um nicht ferner verspottet zu werden, hatte ich eine Zeitlang

Tanzunterricht genommen, es jedoch in dieser Kunst nicht weit gebracht. Einst erhielt ich die Einladung zu einem Balle in einer sogenannten geschlossenen Gesellschaft, welche ihren Versammlungsort in demselben Hause besaß, wo ich jenen drei Geschwistern Clavierunterricht ertheilte und die Beamtenswittwe mit ihren Kindern wohnte. Der Vater meiner Schüler war selbst Mitglied jener Gesellschaft und daher mit den Seinen gleichfalls auf dem Balle zugegen. Die Freundin meiner beiden Schülerinnen war mir, nachdem über 3 Jahre seit ihrem ersten Auftreten in der Familie verronnen waren, wieder aus dem Gesicht gekommen und hatte mir die Mutter meiner Schülerinnen von ihr mitgetheilt, daß das Mädchen, um ihre Mutter einer Sorge zu entheben, die Dienste einer Jungfer bei einer auswärtigen adeligen Herrschaft übernommen habe. Ich war daher nicht wenig überrascht, als ich Eleonore Könitzer unvermuthet, in Jugendfülle, Gesundheit und festlicher Kleidung prangend, an der Seite meiner beiden Schülerinnen und deren Mutter im Ballsaale wiedersah. Nach längerem Kampfe mit meiner Schüchternheit wagte ich's, das liebliche Mädchen zu einer Ecossaise aufzuziehen, und dieser Tanz ist der einzige geblieben, den wir zusammen getanzt haben. Gesprochen habe ich aber dabei gewiß kein Dutzend Worte mit meiner Tänzerin.

Ich bin niemals ein Freund vom Tanzen gewesen, ja früher dessen abgesagter Feind, der ich den sonderbaren Wunsch hegte, daß meine einstige Gattin lahm sein möge, um von der oft so verderblichen Tanzsucht verschont zu bleiben.

Nachdem meine erste, so unglücklich abgelaufene Wahl einer Ehegattin von einer zweiten längere Zeit mich abgeschreckt hatte, musterte ich in meinen Gedanken die Mädchenreihen meiner Bekanntschaft durch und da war es Eleonore Könitzer, deren anmuthiges Bild am leuchtendsten vor meinen geistigen Blicken auftauchte. Was ich bisher von ihr gehört hatte, war nur Gutes und Ehrenhaftes gewesen, und so beschloß ich denn im Laufe des Sommers 1822, ihr einen Besuch in ihrem jetzigen Wohnorte, einem Rittergute bei der Stadt Rossen, abzustatten. Als ich aber vor dem Herrnhofe angelangt war, so stand ich lange unentschlossen da, ob ich mein Vorhaben ausführen sollte oder

nicht. Endlich faßte ich mir ein Herz und trat in ein Nebengebäude des herrschaftlichen Schlosses. Dort sagte mir eine alte Köchin, daß Eleonore zum Besuch bei der Schulmeisterstochter sei, sie aber sogleich herbeirufen lassen wolle.

Ohne die leiseste Ahnung von dem eigentlichen Zweck meines Kommens zu haben, begrüßte mich Eleonore mit sichtlich freudiger Ueberraschung. Ihre Herrschaft, welche sie mehr wie ihr Kind als ihre Dienerin behandelte, war abwesend und darum durfte Eleonore mir den Schloßpark zeigen, der von einer Heerde kleiner Damhirsche bevölkert war. Dabei fühlte ich plötzlich einen schmerzhaften Stich auf der äußern Fläche meiner linken Hand und als ich betroffen auf dieselbe niederschaute, erblickte ich eine hochbeinige Mücke, die mich dermaßen gestochen hatte, daß das rothe Blut hoch aus der Wunde emporsprützte. Zwar erschlug ich sofort den verkleideten Amor sammt seinem verwundenden Pfeil, allein die mir zugleich geschlagene Herzenswunde heilte nicht und so schrieb ich denn am 31. October 1822, am Reformationsfeste und unter dem ersten Läuten der neuen Glocken auf dem jüngst erbauten Thurm der Annenkirche einen über meine ganze Zukunft entscheidenden Brief an Eleonore Könitzer, in welchem ich ihr meine Hand nebst einem sehr bescheidenen Auskommen antrug. Die Antwort hierauf,. welche für meine Ungeduld viel zu lange auf sich warten ließ, war eine echt jungfräuliche und die wackere Denkweise meiner Auserwählten offen enthüllende. Sie verwies mich an ihre Mutter, welcher die gute Tochter die Entscheidung über meinen Antrag anheimstellte. Daß ich's kurz mache: wir wurden Brautleute, erfreuten uns der gern ertheilten Zustimmung unsrer Aeltern und feierten das Fest unsrer ehelichen Verbindung am 4. Mai 1823. Ich zählte damals ziemlich 28 und meine liebe Frau 20 Lebensjahre. Ich hatte einen kühnen, aber glücklichen Griff gethan, und wenn das Sprüchwort sagt, daß die Ehen im Himmel geschlossen werden, so traf es wenigstens bei mir vollständig ein. Durch meine Verehelichung wurde meine Hypochondrie für immer geheilt und ich in einen zufriedenen, glücklichen und gegen Gott dankbaren Menschen umgewandelt. Je länger wir mit einander verbunden

waren, desto mehr stieg unsere gegenseitige Liebe, und vereint trugen wir, was Schweres uns von dem himmlischen Vater auferlegt wurde.

25. Bunte Erlebnisse.

Manchem meiner Leser mag es als ein sehr gewagtes und leichtsinniges Unternehmen erscheinen, daß ich bei einer Besoldung von nur 100 Thalern jährlich, zu welchen noch 50 Thlr. von väterlicher Seite kamen, ein Weib nehmen konnte. In den gegenwärtigen Zeiten, wo Alles noch einmal so theuer als sonst geworden ist, wäre ein solcher Schritt geradezu verwegen zu nennen. Aber meine Verheirathung war eine moralische Nothwendigkeit, die mich vor geistigem und leiblichem Untergange bewahrte. Mit meiner lieben Frau war ein guter Engel in unser Haus und unsere Familie eingezogen, der über alle Glieder derselben Frohsinn und Heiterkeit ausgoß.

Unsere Wirthschaft war die einfachste und beschränkteste, unsere ganze Wohnung eine einzige Stube in dem ersten Stockwerke des zu dem polnischen Brauhause gehörigen Seitengebäudes, deren zwei Fenster links neben dem Thore auf die große Meißnergasse herausgingen. Diese eine Stube schied ich durch eine Tapetenwand in zwei. Unser ganzes Mobiliar bestand in einem alten Kanapee und sechs Stühlen, welche ich für 18 Thlr. erkauft und deren Gestelle mit weißer Oelfarbe angestrichen hatte, aus einem Bücher- und Kleiderschränkchen von weichem, ebenfalls weiß angestrichenem Holze, aus einem runden und einem alten größeren Tische, an dessen Geschichte sich meine ersten Jugendjahre knüpften, und aus zwei Bettstellen. Hierzu kamen eine größere und eine kleinere Kommode von Nußbaum nebst einem großen Spiegel, die meine Frau mitgebracht hatte, und endlich ein Nähtischchen, von mir für meine Frau angeschafft. Deren gesammte Ausstattung hatte genau 100 Thlr. gekostet. Unter unsern einfachen Möbeln prangte aber auch noch ein Pianoforte, dessen Ankauf 180 Thlr. gekostet hatte, die ich mir durch das Ertheilen von beinahe 1500 Privatunterrichtsstunden erworben.

Einer meiner Amtsbrüder drang eines Tages in mich, meine Zu-

kunft mehr zu sichern, als bisher geschehen war. „Laß Dich —" sprach er wohlmeinend — „Deinem Vater adjungiren; denn sonst, wenn Dein Vater stirbt, setzt Einsiedel einen Stephanianer an seine Stelle und Dir bleibt das leere Nachsehen." Diese Warnung faßte mein Vater ernster auf als ich, und er bat schriftlich um meine Adjunctur, erhielt aber darauf eine abschlägige Antwort, jedoch die mündliche Versicherung unsers Chefs, daß mir meines Vaters Stelle niemand nehmen werde und könne. Später trug er meinem Vater die Stelle eines Oberlehrers und Erziehers an dem Waisenhause und der Armenschule in Antonstadt-Dresden an, dessen bisheriger Waisenvater wegen Ordnungswidrigkeiten hatte entfernt und versetzt werden müssen: Meinen Vater zu der Uebernahme dieses eben so beschwerlichen als verantwortlichen Postens williger zu machen, versprach man ihm, was man erst seiner Bitte abgeschlagen hatte: meine Adjunctur. Aber abgesehen, daß die Amtswohnung des Waisenvaters eine höchst beschränkte, für meine Aeltern unzulängliche und elende war, so hätten wir die schwere Verpflichtung übernehmen müssen, wenigstens 50 verwaisete Knaben und Mädchen bei Tage und bei Nacht zu beaufsichtigen, zu erziehen und für ihr geistiges wie leibliches Wohl zu sorgen. Mein guter Vater war gewohnt, nach dem Schlusse des Schulunterrichts seinen Wanderstab zu ergreifen und einen weit vor der Stadt gelegenen Bierort aufzusuchen, von welchem er erst am späten Abend heimkehrte. Ich dagegen mußte vom frühen Morgen bis fast in die Nacht hinein Privatunterricht ertheilen und daher ebenfalls abwesend sein, hätte überdieß mit den Meinen keine Wohnung in dem Waisenhause gefunden und demnach meine Mutter in der Beaufsichtigung der Waisenkinder, die ihr unter solchen Umständen allein zur Last gefallen wäre, nicht unterstützen können. Endlich war das Einkommen jener Stelle nicht größer als das bisherige meines Vaters und das langjährige Wohnen in dem polnischen Brauhause uns so lieb geworden, daß wir uns nur mit Wehmuth von derselben und den uns freundlich gesinnten Mitbewohnern getrennt haben würden.

Diese Gründe, die ich mit meinen Aeltern theilte, bewogen dieselben, das Anerbieten auszuschlagen.

Eines Morgens trat ein ansehnlicher, schwarz gekleideter Herr mit gepudertem Haar und würdevollem Anstande in die, meiner Leitung anvertraute Oberclasse unsrer Schule und gab sich als unsern neuen, an des verstorbenen Dr. Tittmanns Stelle getretenen Superintendent zu erkennen. Er kam in der Absicht, unsere Schule zu inspiciren. Nachdem der geistliche Herr, Dr. Seltenreich, an dem Schreibtische meines Vaters Platz genommen hatte, begann er seine Prüfung damit, daß er meinen Vater, mich und unsere Schüler anderthalb Stunden lang mit dem Absingen der schwersten, nur höchst selten in der Kirche vorkommenden Choralmelodieen marterte. Mein Vater, welcher dazu die Orgel spielte, mußte auf des Ephorus Befehl die Orgelbank verlassen, weil er die Zwischenspiele nicht klar genug von dem Chorale schied, und ich seine Stelle einnehmen. Nachdem wir Lehrer und die Schüler lange genug abgehetzt und geängstigt, getadelt und zurecht gewiesen worden waren, gebot mir der Superintendent über eine bezeichnete Bibelstelle zu catechisiren. Ich hatte mich auf einen ganz anderen Lehrgegenstand vorbereitet, wagte aber in meiner Angst nicht, dem gefürchteten Obern solches offen herauszusagen, sondern catechisirte in's Blaue hinein und so gut ich vermochte. Endlich dictirte der geistliche Herr meinen Schülern einen Aufsatz aus dem Kopfe in die Feder, der überaus schwülstig war und wobei der Herr den nöthigen Schlußsatz vergaß.

Dr. Seltenreich wiederholte mehrmals seine Schulvisitationen in eben so unerwarteter Weise, wobei er zuweilen selbst den Examinator machte und die Schüler abfragte. Allein eine regelrechte Catechisation hörte ich nie von ihm. Besonders liebte es Dr. Seltenreich, die politischen Fragen der Gegenwart zum Gegenstande seiner Besprechungen zu erwählen. In meiner Oberclasse behandelte er damals den Aufstand der Griechen gegen die türkische Regierung. Einem Lehrer vom Lande gab er einst bei dessen Anstellungsprüfung das Thema zur schriftlichen Ausarbeitung auf: „Welche Folgen kann es haben, daß der König von Preußen in diesen Tagen durch Dresden gereist ist?" Wie mag der arme Examinand über der Beantwortung dieser Frage, die jedenfalls nur ein Probeschuß sein sollte, geschwitzt haben! Wenn

überhaupt die oft sehr sonderbaren Themata, welche unsere Examinatoren zu bearbeiten aufgeben, allgemeiner bekannt würden, so dürfte man bei vielen lächelnd oder auch mißbilligend den Kopf schütteln.

Bisher hatte ich mich einer dauernden Gesundheit erfreut. Allein in den 1800 und zwanziger Jahren stellte sich bei mir plötzlich ein bedenkliches Halsübel ein, das in einem krampfhaften Zusammenziehen der Luftröhre bestand, durch welches ich wiederholt der Gefahr und der Todesangst des Erstickens ausgesetzt wurde. Nachdem diese Anfälle durch Vermeidung aller reizenden Säuren und Spirituosen nachgelassen hatten, trat eine krankhafte Reizung der Luftröhre an deren Stelle, die mir öftere Heiserkeit, Halsdrücken, Halsweh, Brennen und quälende Trockenheit der ganzen Mundhöhle zuzog. Als ich nun eines Morgens völlig heiser aufgestanden war, kam ein Schulknabe mit der Hiobspost in unsere gemeinsame Wohnstube gesprungen: „Der Herr Superintendent ist da!“ Ich klagte demselben meine Halsnoth, die durch meine heisere Stimme bestätigt wurde. Allein der geistliche Herr hatte kein Erbarmen mit mir oder hielt vielleicht mein Leiden für Verstellung, um der Visitation dadurch zu entgehen.

„Es wird schon gehen —“ meinte der Ephorus — „fangen Sie an.“ Das Martern mit veralteten Kirchenmelodieen begann auf's Neue. Dann folgten Catechisation, Rechnen u. s. w. Ich zwang meine Sprachorgane, strengte mich auf's Aeußerste an, sprach mehrere Stunden hinter einander, während mein Vater in seiner Unterclasse unbehelligt blieb, und brachte es durch Angst, Aufregung und Schwitzen glücklich so weit, daß ich zuletzt wieder laut zu reden vermochte. Ich fürchte aber, daß der geistliche Herr diesen Erfolg nicht seiner Parforcecur, sondern dem gezwungenen Aufgeben meiner vermeinten Verstellung zugeschrieben hat.

Einst war ich wieder heiser aufgestanden. „Nun fehlte nur noch —“ sprach ich scherzend zu den Meinen — „daß der Herr Superintendent käme.“

Und wirklich kam er in derselben Minute. Ein drolliges Zusammentreffen! Obgleich unsere Oberen mir und noch vielen meiner Amtsbrüder ein kärgliches Zeisigfutter zumaßen, verlangten sie doch,

daß wir uns auf jede Lehrstunde sorgsam vorbereiten und durch fleißiges Studiren fortbilden sollten.

Mein Schul- und Jugendfreund, der nachherige Hofpianist Carl Krägen, übertrug mir den Clavierunterricht, den er einigen Pensionairs des damaligen Vicedirectors der Friedrich-August-Schule, Dr. Blochmanns, bisher ertheilt hatte. Die Stunde wurde mit einem halben Thaler honorirt, was meinem Freunde ein zu niedriger Preis, mir dagegen ein sehr hoher war. Meine Schüler bei Dr. Blochmann waren ein adeliges Brüderpaar, von welchem der Eine, indem ich diese Zeilen schreibe, Generalleutnant und der Andere Oberforstmeister eines kleineren Landes ist. Ihnen an schloß sich später der Sohn des damaligen preußischen Gesandten am sächsischen Hofe. Letztrer vertauschte später die Pension Dr. Blochmann mit dem Cadettenhause zu Dresden, wo ich meinen Unterricht fortsetzte und dabei manchen Blick in das Thun und Treiben der adeligen Junker thun konnte.

Nachdem Dr. Blochmann seine Stelle an der Friedrich-August-Schule aufgegeben und sein so berühmt gewordenes Erziehungsinstitut gegründet hatte, bekam ich einen seiner Pfleglinge, einen jungen Grafen von St., zu meinem Clavierschüler. Derselbe zahlte nur 10 Sgr. für die Unterrichtsstunde und da derselbe binnen 17 Monaten nicht weniger denn 75 Stunden versäumte, wofür ich keinen Deut Entschädigung erhielt, so gab ich mein privatliches Wirken in jenem Institute auf, woran ich vielleicht unklug handelte, indem Dr. Blochmann bei dem Minister v. Einsiedel in hohem Ansehen stand und mir daher viel nützen konnte.

Hier gedenke ich noch eines gering erscheinenden, für mich aber interessanten und in seinen Folgen nützenden Vorfalls.

Eines Tages trat eine unsrer ehemaligen Schülerinnen in meine Wohnung. Sie war jetzt erwachsen und diente als Magd bei einer alten Frau im Nachbarhause.

„Lieber Herr N. —" hob das Mädchen an — „meine Madame läßt Sie bitten, zu ihr zu kommen und ihr einen Brief von ihrer Tochter vorzulesen. Meine Madame kann nämlich weder Geschriebenes lesen, noch hat sie schreiben gelernt, woran ihre Mutter schuld ist, die

behauptet hatte, daß die Mädchen die Kunst des Schreibens gewöhnlich nur zu Liebesbriefen anwendeten. Bisher hat ein alter Advocat das Vorlesen und Beantworten der Briefe besorgt, aber mit dem hat sich unsere Madam gezankt und da habe ich Sie an seine Stelle vorgeschlagen."

Ich folgte der Einladung und fand in einer zwar niederen und beschränkten, jedoch freundlichen Wohnung eine wohlbeleibte, behäbige Matrone von dem Ansehen und der schlichten Kleidung einer Wäscherin. Sie hieß mich willkommen, händigte mir den fraglichen Brief ein und ich begann mit dem Vorlesen. Der Brief fing mit: „Meine liebe Mutter" an und endete mit der Unterschrift: Charlotte, Fürstin von *". Betroffen blickte ich die fürstliche Mutter an und dann in dem Dachstübchen umher, das in gewöhnlicher einfacher Weise ausgestattet war. Die Matrone übertrug mir hierauf die Beantwortung des Briefs in ihrem Namen und ich that solches zu ihrer ausgesprochenen Zufriedenheit. Schließlich bekam ich von ihr ein Geldstück in die Hand gedrückt, das ich trotz meiner Weigerung annehmen mußte und das sich bei näherer Betrachtung als ein Viergroschenstück auswies — freilich ein Honorar, für welches ein Advocat kaum die Feder in Bewegung setzt.

Da mein Secretairdienst eine Reihe von Jahren fortdauerte, so erfuhr ich natürlich die näheren Familienverhältnisse der Mutter und Tochter. Jene war die Ehefrau eines Galanteriehändlers, welcher Mutter und Kind böslich verlassen und dadurch beide in Noth und Elend versetzt hatte. Sich und die Mutter zu ernähren, hatte die Tochter bei dem sächsischen Hoftanzmeister L. das Tanzen erlernt und später bei dem Balletcorps in * eine Anstellung erhalten. Hier hatte sich der Fürst * in die sehr schöne Balletttänzerin verliebt, eine Tochter mit ihr erzeugt und sie nach dem Tode seiner ersten Gattin geheirathet. So spielt die Liebe selbst den feinsten, höchstgestellten und schlauesten Diplomaten, denen man in der Regel kein Herz mehr zutraut, noch immer einen argen Streich! Die Fürstin, eine dankbare Tochter, hatte ihrer Mutter ein sorgenfreies Alter bereitet und ihre Briefe zeugten von ihrer kindlichen Liebe gegen die Urheberin ihrer Tage.

Eines Tages sagte die Matrone freudig zu mir: „Meine Tochter, die Fürstin, wird mich nächstens besuchen, und dann backe ich ihr zu Ehren einen Gießkuchen, den sie gern ißt."

Bald nachher wurde ich zu meiner Frau Nachbarin gerufen, indem deren Tochter angekommen sei und mich kennen zu lernen wünsche. Ich fand eine sehr schöne, reich gekleidete und in den vierziger Jahren stehende Dame vor, welche mich wegen meiner, an sie im Namen ihrer Mutter geschriebenen Briefe belobte und mir eine prächtige Porzellantasse, in welcher ein silberner und vergoldeter Kaffeelöffel und ein Doppellouisd'or lagen, zum Geschenk machte. Nach einigen Jahren erkrankte die Mutter der Fürstin so bedenklich, daß sie sterben zu müssen glaubte, weshalb sie gern ihre Tochter noch einmal zu sehen wünschte. Deren Gemahl war indeß gestorben und sie selbst aus der Residenz in eine Provinzialstadt Schlesiens übergesiedelt, wohin ich meinen Brief in aller Eile abgehen ließ. Damals gab es noch keine Eisenbahn in Deutschland, daher die Fürstin sogleich Extrapost nahm und Tag und Nacht reisete, um den Wunsch ihrer Mutter zu erfüllen. Die Fürstin fährt vor der Wohnung ihrer Mutter vor, steigt schnell die Treppen hinauf, klingelt mit Hast und als darauf die Thüre sich öffnete, steht die vermeinte Sterbende, welche sich eben so schnell wieder erholt hat, als sie erkrankt war, vor der Fürstin. Diese benutzte ihre Anwesenheit in Dresden dazu, um vor Gericht feierlich ihren Ansprüchen an die einstige Hinterlassenschaft ihrer Mutter und zwar zu Gunsten deren Dienstmädchens zu entsagen, damit dasselbe desto treuer und liebevoller die Matrone verpflege. Endlich starb die Mutter der Fürstin und besorgte ich auf deren Bitte einen Leichenstein auf das Grab der im 81. Jahre abgeschiedenen Matrone. Für diese kleine Mühe sendete mir die großmüthige Fürstin ein Geschenk von 30 Thalern zu. Auch nach dem Tode der alten Frau bestand der Briefwechsel zwischen der Fürstin und meiner geringen Person fort. Ja, die hohe Frau beehrte meine niedere Wohnung einmal mit ihrem Besuche und erfreute mich nach und nach durch die Geschenke zweier silberner Leuchter, einer schweren goldenen Dose und zweier einhundertthäleriger Kassenscheine. Sie erreichte ein fast eben so hohes Alter wie ihre Mutter und starb

endlich, tief betrauert von den Armen ihres Wohnorts, denen sie eine großmüthige Wohlthäterin gewesen war. Da ich kein Schnupfer bin, so stand die goldene Dose seit einer langen Reihe von Jahren unbenutzt da, während die silbernen Leuchter bei festlichen Veranlassungen auf unserm Tische prangen.

26. Ehestandsjahre.

Da unsere kleine Wohnung ohne Küche war, so nahmen wir, ich und meine Frau, unser Mittagsmahl an dem Tische meiner Aeltern ein, wofür ich an diese monatlich sechs Thaler zahlte. Es blieben mir sonach von meiner Besoldung noch $6\frac{1}{2}$ Thaler übrig, und schlimm würde es daher um uns gestanden haben, hätte ich nicht noch durch Privatunterricht eine meine Besoldung übersteigende Summe verdient. Daß bei dieser schweren Sorge und Mühe um das tägliche Brot an ein Fortbilden und gewissenhaftes Vorbereiten auf meinen Schulunterricht nicht zu denken war, läßt sich errathen. Darum jedoch kümmerte sich meine Behörde nicht.

Auf Zureden meiner Mutter, aber ohne mein Vorwissen, hatte meine Frau gemeinschaftlich mit jener ein Viertelloos in der Lotterie gespielt und das ganze Loos 1000 Thaler gewonnen, so daß der Gewinnantheil meiner Frau 100 und etliche Thaler betrug. Ich bin stets dem Streben, auf eine andere Weise als durch Fleiß und Arbeitsamkeit reich zu werden, abhold gewesen und habe deswegen niemals in die Lotterie gesetzt. Indem ich meiner Frau die Nachricht von ihrem Gewinne an ihrem Geburtstage als ein Geburtstagsgeschenk hinterbrachte, ermahnte ich sie zugleich, sich mit diesem einen Silberblicke des Glücks zu begnügen und nie wieder in die Lotterie zu setzen, was sie auch redlich gethan hat.

Am 13. Juli 1824, fünf Vierteljahre nach unserer Verheirathung, gebar meine liebe Frau ihr erstes Kind, ein Mädchen. Dasselbe kam äußerst schwächlich auf die Welt und maß meine Frau die Schuld hiervon einem Falle bei, den sie in den letzteren Monaten ihrer Schwangerschaft über ein, in unserm finstern Corridor gestandenes Fäßchen gethan

hatte. Zu noch größerem Unglück konnte meine Frau dieses ihr erstes Kind nicht säugen, und da wir zum Miethen einer Amme nicht vermögend genug waren, so mußte die arme kleine Emma künstlich genährt und auferzogen werden. Aus diesem Grunde nahm das Kind nicht zu, weder an Fülle noch an Kraft, weder an Gesundheit noch an Lebensfreudigkeit. Vielmehr trugen häufig wiederkehrende Husten- und Fieberanfälle, ja sogar eine Gehirnentzündung in dem ersten Lebensjahre bei, daß Emma nicht bloß leidend aussah, sondern es euch wirklich war. Zu einem Lächeln kam das kleine, faltenreiche Antlitz nicht. Um unser Töchterchen durch die Wärme unsers eigenen Körpers zu kräftigen, betteten wir es abwechselnd des Nachts an unsere Seite. Dann aber ließ mich die Sorge, daß Emma im Schlafe von uns erdrückt werden könne, nicht schlafen, so daß ich am Morgen ungestärkt von meinem Lager aufstand. Kurz, es war ein Angstkind, das uns unendliche Mühe und schwere Sorge bereitete.

Im Jahre 1825 diente bei meinen Aeltern ein fünfzehnjähriges, aber kräftiges Mädchen aus dem Städtchen Wilsdruff, deren Schwester dort an den sogenannten schwarzen Blattern starb. Als unser Mädchen von dem Begräbniß der Schwester zurückkehrte, brachte sie deren Locken, welche nach damaliger Mode aus Seide gefertigt waren, mit. Jene meiner Frau vor die Stirne haltend, rief das unerfahrene Mädchen frohlockend aus: „Diese passen ganz zu Ihrem Haar.“ Meine Frau aber überlief hierbei ein heimlicher Schauer, weil die Locken einen eigenthümlichen Geruch besaßen, und sie schob deshalb die Locken nebst deren Trägerin von sich weg. Bald darauf bekam meine Frau heftiges Kopfweh, Uebelkeit, Frost und Hitze. Es stellte sich ein heftiges Fieber ein; das Kopfweh ward unerträglich und nachdem zwanzig angesetzte Blutegel tüchtig gesaugt hatten, kamen die wirklichen Pocken zum Vorschein, obgleich meiner Frau die Kuhpocken in ihrer Kindheit eingeimpft worden waren. Es war ein Fall, der, wie der Arzt sagte, unter hunderttausenden ein Mal vorkommt. Unsere kleine, fünfvierteljährige Emma, welche wiederholt bei ihrer pockenkranken Mutter im Bette gelegen hatte, blieb unangesteckt und erwies sich somit der Schutz der ihr eingeimpften Kuhpocken im vollsten Lichte.

Im Sommer des Jahres 1826 machte eine Jugendfreundin meiner Frau derselben den Vorschlag, mit ihr eine kleine, in der Nähe des Prießnitzbachs gemiethete Sommerwohnung zu theilen. In Hinsicht auf unsere, noch immer schwächliche Tochter Emma nahmen wir den Antrag gern an und begnügten uns mit der sehr beschränkten Räumlichkeit, die uns kaum das Umdrehen erlaubte. Aber unsere Frauen und Kinder benutzten das stärkende Prießnitzbad und die letzteren tummelten sich den ganzen Tag über im Freien herum, was unsere Emma ungemein kräftigte.

Mein älterer Bruder, der sich ein Jahr eher als ich verheirathete, hatte sich vor unsrer Neustadt, auf dem ehemaligen Festungsumkreise, einen Bau- und Gartenplatz erkauft, wozu ihm sein einträgliches Amt und die von unserm Vater geerbte Sparsamkeit die Mittel dargeliehen hatten. Dieses Beispiel erweckte in mir, der ich von Kindheit an eine besondere Vorliebe für einen Garten und die Gärtnerei gehegt hatte, die Lust zur Nachahmung. Der Lotteriegewinn und die Sparpfennige erreichten zusammen die Summe von 200 Thaler. Diese beschlossen wir zum Ankauf eines Stückchen Feldes vor unsrer Neustadt zu verwenden, und nach einigen mißglückten Versuchen gelangten wir wirklich in den Besitz eines solchen Feldstücks, welches 42 Ellen breit, 83 Ellen lang war und, den Scheffel Aussaat zu 500 Thaler gerechnet, mich 190 Thaler kostete. Welch' ein unendlicher Reiz in dem Besitz von Grund und Boden liegt! Mit welcher tiefinnigen Freude ich und meine Frau unser neu erworbenes Eigenthum betraten und betrachteten! Es war bereits Herbst und die Aerndte geborgen, daher auf unserm Feldstücke nichts weiter zu sehen als Stoppeln und etliche einfache Feldblümchen. Dennoch wanderten wir an jedem Abende hinaus auf unsern erst abgesteckten Gartenplatz, den wir im Geiste bereits zu einem Paradiese umgewandelt sahen und den ich nur noch mit einem Zaun eingefriedigt zu sehen wünschte, um ohne Säumen an die Gartenarbeit gehen zu können.

Hier gehe ich zwei Jahre zurück, um einer Pfingst-Ferienreise zu gedenken, die ich in Begleitung eines Freundes und Amtsgenossen zurücklegte. Kurz vor derselben erkrankte meine Schwiegermutter, die

ich leider als eine Auszehrende kennen gelernt hatte, an einer Brustentzündung, die meinen Reiseplan zu vereiteln drohte. Allein meine Schwiegermutter widersetzte sich meinem Dableiben. „Reisen Sie in Gottes Namen" — sprach sie — „die Reise ist Ihnen eine stärkende Arznei und eine nothwendige Erholung von den Mühen Ihres sauern Berufs. Mein Leben steht in Gottes Hand. Wie er's mit mir schickt, so will ich's tragen. Ich würde nicht ruhig, wenn Sie daheim blieben. Ich habe meine drei Töchter zur sorglichen Abwartung, einen tüchtigen Arzt und unsern Herrgott zu meinem Beistande. Also, reisen Sie!"

Dieser Rede gehorchend, reisete ich mit meinem Begleiter ab. Wir machten eine Rundreise durch unser Erzgebirge und erfreuten uns dabei des heitersten Wetters. Am Abende des sechsten Tages übernachteten wir in dem Gasthofe zu Olbernhau, wo wir uns sehr wohl befanden und in dem erwachsenen, blinden Sohne der Wirthin einen Apoll besaßen, der uns durch sein Guitarrespiel und seinen Gesang die Zeit auf das Angenehmste kürzte. Nach einer ruhevollen Nacht saß ich mit meinem Begleiter in unserm Zimmer am Tische und genoß unter heiteren Gesprächen das wohlschmeckende Frühstück, wobei die schon hochstehende Sonne ihre hellen Strahlen durch die Fenster herein sendete. Plötzlich ertönten aus dem einen Winkel des Zimmers, in dessen Nähe der Ofen stand, drei bange und schwere Seufzer: „Ach! ach! ach!" in abgemessenen, kleinen Pausen hervor, die unsrer Unterhaltung ein schnelles Ende machten und uns bestürzt nach dem Urheber jener Seufzer umblicken ließen. Ein solcher war nicht zu entdecken, eben so wenig irgend eine Oeffnung in der Wand, durch welche die schmerzlichen Töne hätten hereindringen können. Wir untersuchten den Vorsaal, den Kamin, das benachbarte Zimmer, die festverschlossenen Schränke, welche die ganze Wand des Vorsaals bis zur Decke hinauf verdeckten — nichts fand sich vor! Plötzlich erinnerte ich mich meiner Schwiegermutter, welche ich todkrank verlassen hatte. Rasch zog ich meine Taschenuhr hervor und sprach zu meinem Freunde: „So eben ist's halb acht Uhr. Wenn in dieser Zeitspanne meine Schwiegermutter gestorben ist, so will ich, was ich bisher fest bezweifelt habe, an Todesanzeichen glauben."

Voll der brennendsten Ungeduld legte ich den Heimweg zurück. Als mir meine Frau bei meiner Ankunft freudig entgegen kam, richtete ich die hastige Frage an sie: „Wie geht's mit Deiner Mutter?" Fast mit Gewißheit fürchtete ich eine trauervolle Antwort zu erhalten, sah mich aber angenehm getäuscht: „Gottlob!" versetzte meine Frau, „es geht recht gut mit ihr und hat sie der Arzt außer Gefahr erklärt."

Man hat berechnet, daß in jeder Secunde ein Mensch auf der Erde stirbt. Wenn meine Uhr mit der Dresdener um fünf Minuten aus einander war, so gab es in dieser Zeit 300 Gestorbene. Konnte nun meine Schwiegermutter nicht zufällig unter jener Zahl Gestorbener enthalten sein? Dann hätte ich an Todesanzeichen, die doch geradezu der göttlichen Güte und Weisheit widerstreiten, fest geglaubt. Ein ähnlicher Vorfall begegnete einem hochbejahrten Freunde meiner Aeltern, dem die Gattin nach langer, friedlicher, aber kinderloser Ehe gestorben war. Die Todte wurde in dem Wohnzimmer aufbewahrt und lag in dem offenen Sarge. Als der Wittwer am Abend vor dem Begräbnißtage spät nach Hause kommt, nimmt er vor dem Schlafengehen mit einem Kusse Abschied von der Todten und begiebt sich dann in die angrenzende Schlafkammer. Mitten in der Nacht erweckt ihn ein entsetzlicher Knall, der aus der Wohnstube schallte, aus dem tiefsten Schlafe. Sein erster Gedanke ist, daß die Leiche, deren Sarg auf zwei lose aufgestellten Holzböcken stand, deren Unsicherheit ihm bereits am Abende aufgefallen war, herabgestürzt sei und einen schauervollen Anblick darbieten würde. Wie er mit dem angezündeten Lichte in die Wohnstube tritt, findet er die Leiche in unveränderter Lage und die Ruhe des Todes über sie ausgegossen. Nun leuchtet der eben so furchtlose als aberglaubenfreie Mann im ganzen Zimmer umher, ob eine der auf den hohen Wandschränken aufgestellten Gypsfiguren oder ein anderer gewichtiger Gegenstand herabgestürzt sei und den Knall verursacht habe. Nichts fand sich und schon wollte der Mann mit dem Gedanken auf sein Lager zurückkehren, daß doch wohl seine Frau ihm habe ein Anzeichen auch seines baldigen Todes geben wollen, als ihm noch einfiel, den Sargdeckel, welcher unten an den Beinen der Holzböcke lehnte, zu untersuchen. Und siehe! das Räthsel war gelöst, der ver-

nommene Spuk erklärt. Mitten durch die Länge des Sargdeckels zeigte sich ein frischer, breiter Sprung, der Urheber des entsetzlichen Knalles. Wie oft schon mag das zu den Särgen verwendete nasse Holz durch sein Springen den Glauben an Todesanzeichen erweckt und genährt haben! Es ist erstaunlich, welch' einen furchtbaren Knall das Holz beim Springen hervorzubringen vermag. Einst spielte ich mit einer meiner Clavierschülerinnen vierhändig. Plötzlich fuhren wir beide, tödtlich erschrocken, von unsern Stühlen empor, weil in dem Innern des Pianoforte zwei schnell einander folgende Knalle geschahen, die so stark waren als das Losfeuern zweier Schießgewehre. Ursache davon war hier das Springen des Resonanzbodens.

Im Jahre 1823 fürchtete ich, sterben zu müssen. Schon etliche Jahre früher litt meine Gesundheit dadurch, daß ich, meiner Privatstunden wegen, keine bestimmte Zeit für mein Mittagsmahl einhalten konnte, diesem nur wenige Minuten widmete, die Speisen hastig und nur halb gekaut verschlang und obendarein während des Essens noch Zeitungen oder belletristische Schriften las.

Nachdem mich ein würdiger Arzt auf diese Uebelstände, welche der Verdauung höchst nachtheilig werden und namentlich die schlimmsten Unterleibsleiden hervorbringen, aufmerksam gemacht hatte, zwang ich mich zum langsameren Essen und gehörigen Kauen der Speisen, unterließ auch das Lesen bei Tische. Ich legte meine Taschenuhr neben mich hin, um die Zeit meines Essens genau zu bemessen. Nachdem ich solches 6 Wochen lang fortgesetzt hatte, zeigten sich die überraschendsten Wirkungen dieser veränderten Lebensweise. Meine abgemagerten Wangen füllten und rötheten sich wieder; ich verdaute besser, schlief und ward heitrer.

Im Jahre 1825 aber war mein Gesundheitszustand weit bedenklicher. fühlte in allen meinen Gliedern eine unbeschreibliche Mattigkeit, ß ich stets nur zu sitzen und zu ruhen suchte. Meine Nächte waren los und meine sonst gesunde Gesichtsfarbe wandelte sich zur nblässe um. Ich wurde so kurzathmig, daß ich keine Viertelstunde inander sprechen, ja nicht einmal ein Vaterunser laut beten . Die Brust schmerzte mir, und meine Schwäche nahm so sehr

zu, daß ich nicht mehr über die Elbbrücke zu gehen vermochte. Ich hielt mich für unheilbar brustkrank und sah bereits im Geiste meine junge Frau als Wittwe und meine Tochter als vaterlose Waise. Endlich befragte ich unsern lieben Hausarzt um Rath. Derselbe setzte mir zunächst Blutegel unter die kürzeren Rippen, verordnete den Gebrauch eines Arzneimittels und verwies vor allen Dingen zur Mäßigkeit in allem meinem Thun. Mein Uebel rührte jedenfalls von versteckten Hämorrhoiden her, die sich mir auf die Brustorgane geworfen hatten. Nachdem ich durch die Blutentziehung und den Genuß der Arznei eine merkliche Erleichterung fühlte, verfolgte ich die weitere Cur, indem ich zunächst meine leidenschaftlich gewordene Sitzlust überwand und durch Gehen, wie durch allerlei Handarbeiten, mir häufige Bewegung machte. Von großem Nutzen hierbei war das Kleinspalten des Brennholzes, wodurch das auf der Brust angehäufte Blut zertheilt wurde, und später, nachdem meine Kräfte sich etwas gehoben hatten, das gemächliche Spazierengehen in den Nadelwäldern, deren kräftiger Harzduft meiner Lunge außerordentlich zusagte und wohlthat. Die Wiederkehr des eben erwähnten krankhaften Zustandes verhütete für immer der Ankauf meines Feldgrundstücks, in welchem ich, ohne zu übertreiben, Millionen Schaufeln Erde umgewendet oder ausgeworfen habe.

Am 6. December 1826 hielt meine Frau ihre zweite Niederkunft und gebar ein Mädchen-Zwillingspaar, die einander so ähnlich waren wie ein Wassertropfen dem andern. Aber leider kam die eine Kleine todt zur Welt und konnte auch nicht wieder in's Leben gebracht werden. Die Lebende, welche in der Taufe den Namen Anna erhielt, war bei ihrer Geburt ungleich wohlgenährter als unsere erste Tochter gewesen, lernte schnell an der Mutterbrust trinken und bewies sich von dem ersten Augenblicke an als ein sehr ruhiges, uns keine Noth oder Sorge machendes Kind.

Als ich mein Pianoforte für 180 Thaler erkaufte, betrugen die Nebenkosten — das Trägerlohn — 21 g. Gr. 4 Pfg. — Bei dem Ankaufe meines Feldstückchens, das nur 10 Thaler mehr als mein Instrument kostete, beliefen sich die Nebenkosten auf etliche und 20 Thaler. Das kam daher, weil der damalige Stadtrichter von Neustadt-Dresden

16*

und nachherige Bürgermeister, Hübler, aus reinem Eigensinn und Eigenwillen mich zwang, wegen meines Kaufs Bürger zu werden, anstatt, wie es vormals allgemeiner Gebrauch war, einen Lehnträger annehmen zu dürfen. Die Einreden des Stadtschreibers, der mir armen Unterlehrer einen bedeutenden Kostenaufwand ersparen wollte und sich deshalb auf den üblichen Gebrauch des Lehnträgers berief, schlug der Stadtrichter mit dem wiederholten, kategorischen Ausspruche nieder: „Es geht nicht!“ Den Grund hiervon gab der Herr nicht an, und der Stadtschreiber mußte, heimlich die Achseln zuckend, schweigen. Zu jener Zeit — es war im Jahre 1827 — dünkten sich die Herren Bürgermeister, Senatoren, Syndici, Stadtrichter u. s. w. bis zum gemeinen Rathswächter herab, die unumschränkten Gebieter über die Stadt und deren Bürger zu sein.

Gleichwie das königliche Gerichtsamt, war auch der Stadtmagistrat nicht verpflichtet, Quittung über empfangene Gelder u. s. w. zu ertheilen, eben so wenig jener jemals öffentlich Rechnung über Einnahme und Ausgabe ablegte. Das Benehmen jener gebietenden Herren war gegen den Bürger und Einwohner der Stadt oftmals sehr dünkelvoll, stolz und grob, wie der sogenannte, von mir bereits beschriebene Flegelkrieg bezeugt, der mit seinen bedeutenden Kosten durch die Grobheit des Bürgermeisters Clausnitzer hervorgerufen wurde. Es war ebenso lächerlich als betrübend, unter welchen Vorwänden man die Kosten des Bürgerwerdens so hoch wie möglich hinaufschraubte. Da sollte ich z. B., um mein erkauftes Stück Ackerland in Besitz nehmen zu dürfen, nicht nur Bürger, sondern auch zugleich noch Nationalgardist werden; il ich aber als Lehrer von dieser Verpflichtung befreit war, sofort oder um meinen Abschied einkommen. Versteht sich, Alles unter opfern! Als ich, um mich zum Bürgerwerden anzumelden, in dem Vorzimmer des Rathhauses warten mußte, bis mich der beeffende Rathsactuar vor sich lassen würde, standen neben mir, gleichalls harrend, sämmtliche Viertelsmeister der Stadt, aus schlichten Bürgern bestehend, welche der Befehl des regierenden Bürgermeisters erberufen hatte. Da trat der Stadtsyndicus in das Zimmer und im n beugten sich die breiten Rücken der Viertelsmeister tief vor dem

vielvermögenden Manne und ein Chor von Männerstimmen sprach mit ehrerbietiger Demuth: „Ganz ergebensten guten Morgen, mein Herr Stadtsyndicus!"

Dieser aber steuerte, wie ein stolzes Linienschiff zwischen niederen, die Segel streichenden Kauffahrern, mitten durch die gekrümmten Viertelsmeister, lautlos und ohne sie eines Blickes zu würdigen, in das Sessionszimmer hinein. Dieser Syndicus wurde, gleichwie die übrigen Mitglieder des durch sein eigenmächtiges Gebahren sich verhaßt gemachten Magistrats, nach dem Volksaufstande im September 1830 pensionirt und beliefen sich die Kosten seiner Pensionirung in den 30 Jahren, die er noch lebte, gerade auf die große Summe von 36,000 Thalern.

Nachdem alle Bedingungen zu meinem Bürgerwerden erfüllt worden waren und ich die Kosten dafür vorausbezahlt hatte, wurde ich zur Leistung des Bürgereids zugelassen. Solches geschah in dem großen Sitzungszimmer des Gesammtraths. Ich sah hier eine lange, mit grünem Tuch überkleidete Tafel und um dieselbe eine Anzahl Herren sitzen, welche sich vom Wetter, von der Politik, von den Tagesneuigkeiten u. s. w. unterhielten, einander die Tabaksdose anboten und zuweilen ein herzliches Lachen hören ließen. Ich stand zwei Schritte von ihnen vor einer erhöhten Balustrade, die der Stadtschreiber einnahm, und sprach mit erhobenen Fingern die feierliche Eidesformel nach, welche mir jener halblaut vorsagte. Neben mir befand sich ein kleiner, sehr dicker Mann, der den sonderbaren Titel „Ausreiter" führte. Nachdem die Ceremonie beendigt war, händigte der Stadtschreiber nicht mir, sondern dem Ausreiter meinen Bürgerschein ein. Der Ausreiter ritt mich aus dem Zimmer und übergab mir im Vorsaale den Schein, für welche Bemühung ich ihm ebenfalls die Hand versilbern mußte. Es war das letzte Geldopfer, welches mich das Bürgerwerden wegen Ankaufs eines Feldstücks kostete.

Noch weit bezeichnender für die damaligen Zustände ist folgendes Stückchen. Eines Tags überbrachte mir ein Rathsdiener ein mit dem Rathssiegel verschlossenes, an mich adressirtes Schreiben, von denen ganz gleiche er noch ein ansehnliches Packt bei sich trug. Auf einem Stempelbogen, der die Unterschrift eines höheren Rathsmitgliedes trug,

wurde mir in zierlicher, weitschweifiger Schreibweise mitgetheilt, daß ich wegen meines erkauften Feldstücks jährlich einen ganzen und einen halben Pfennig zu den Chausseebaukosten beizusteuern habe. Da ich für diese Bekanntmachung 60 Pfennige bezahlen mußte, so betrugen die Kosten derselben genau eben so viel als die mir auferlegte Steuer selbst binnen 40 Jahren! Diese Abgabe zu entrichten, mußte ich jedesmal eine Stunde auf den Hin- und Herweg verwenden. Der damalige, außergewöhnlich freundliche Einnehmer dieser Abgabe sagte mir, daß ich nur alle zwei Jahre vor ihm zu erscheinen und dann einen Dreier zu entrichten hätte, was ich dankbar annahm. Um so befremdender war's für mich, als nach einigen Jahren ein Exequirer mich an das Abtragen jener Abgabe erinnerte, wofür er deren achtjährigen Betrag für seine Mühe beanspruchte. Ursache dieser Erinnerung war ein neuer Einnehmer, welcher, als ich ihm das mit seinem Vorfahren abgeschlossene Uebereinkommen mittheilte in die gemeinsten Grobheiten gegen mich ausbrach. Ob ich nicht wisse — schrie er mich an — daß Pfennigbruchtheile bei der Steuer für voll zu bezahlen seien? Er wolle mir, wenn ich zu unvermögend sei, den Pfennig aus seiner Tasche schenken u. s. w. Mir war's ja gar nicht um die zwei Pfennige, sondern nur um den weiten Weg zu thun gewesen, weshalb ich denselben nur alle zwei Jahre gethan hatte und zwar auf Veranlassung des Einnehmers selbst. Jener grobe Beamte, der mir so großmüthig den Pfennig aus seiner Tasche schenken wollte, bestahl die ihm anvertraute Kasse und ertränkte sich später im Elbstrome. Wiederholt bestahlen Staats- und Stadtbeamte die unter ihren Händen befindlichen Kassen, aber niemals war von ihren Vorgesetzten, durch deren mangelhafte Beaufsichtigung die Beraubung möglich wurde, irgend ein Ersatz zu erstreiten. So bestahl z. B. ein städtischer Beamter die sogenannte Serviskasse um beinahe 30,000 Thaler. Obgleich die maaßlose, mit seiner Besoldung in keinem Verhältniß stehende Verschwendung jenes Beamten allgemein ersichtlich und bekannt war, so erfolgte doch von dessen Vorgesetzten keine Kassenuntersuchung und kam deren fortgesetzte Beraubung erst durch einen Zufall an den Tag. Die Stadtverordneten führten zwar einen langjährigen Rechtsstreit gegen jenen pflicht-

vergessenen Oberbeamten, allein ohne den mindesten Erfolg. Aehnliche Beispiele ließen sich noch in Menge anführen und beweisen dieselben das Sprüchwort, daß man nur die kleinen Diebe hänge und die großen laufen lasse.

Um mein erkauftes Feldstück mit Stacketerie und Bretterzaun einzufriedigen, ein hölzernes Lusthaus darin zu erbauen, einen Brunnen graben zu lassen und andere dabei nöthige Ausgaben zu bestreiten, erborgte ich von der zweiten Schwester meiner Frau, die etliche hundert Thaler großmütterliches Erbe besaß, 400 Thaler in preußischen Staatsschuldscheinen, an denen ich, weil sie damals nur 86 Thaler in Cours standen, nicht unbeträchtlich einbüßte und gleichwohl voll verzinsen mußte.

Unsere bisher inne gehabte, durch eine Tapetenwand getheilte Wohnstube erwies sich nach der Vermehrung unsrer Kinder weder ausreichend noch gesund, indem durch den Aufbau des Nachbarhauses der Rauch aus unserm Schornstein niedergedrückt und am Ausströmen dergestalt behindert wurde, daß nicht nur erstickende Rauchwolken, sondern selbst lange Feuerstrahlen aus dem Zugloche unserer Ofenthüre in das Zimmer drangen und das Leben unsrer beiden kleinen Kinder gefährdeten, die wir zuweilen ohne Aufsicht in ihren Betten schlafend allein lassen mußten. Es kam uns daher sehr erwünscht, daß in dem eigentlichen Brauhause eine Dachwohnung frei wurde, die meine Aeltern vor langen Jahren schon mit anderen Räumlichkeiten im ersten Stockwerk inne gehabt hatten. Es war dieselbe Wohnung, aus Stube, Kammer, stockfinstrer Küche und einem Bodenraume bestehend, welche jene Wäscherin M. besessen hatte, die ich in meiner „armen Gertrud" als Hauptperson hingestellt habe. Mein Bett stand dicht neben der Thüre, an deren Angel sich der Mann jener Frau aus Verzweiflung gehängt hatte, weil er eine ihm anvertraute Geldsumme im Hazardspiel verloren hatte. Ohne alle Furcht und jeden Schauer betrachtete ich von meinem Lager aus die verhängnißvolle Thürangel und erkannte dankbar mein glücklicheres Geschick.

Der jährliche Miethzins für unsere neue Wohnung betrug 24 Thaler, während wir für die verlassene nur 20 Thaler bezahlt hatten.

Wir richteten uns schnell wohnlich ein und beklagten den Tausch nicht, obschon wir dabei die Aussicht auf die belebte Straße, die geraden Wände und die höhere Zimmerdecke eingebüßt hatten. Da mein geringes Einkommen mir die Anschaffung eines theuren Stehpultes beim Schreiben nicht gestattete, gleichwohl das viele Sitzen meiner Gesundheit nachtheilig wurde, so half ich mir dadurch, daß ich ein kleines Holzbänkchen auf eine kleine Kommode an der einen Zimmerwand stellte und an die letztere einen Drahtleuchter mit einem Inseltlichte aufhing, womit mein Steh-Schreibepult hergestellt war.

Vor unsrer jetzigen Wohnung erstreckte sich ein ganz finstrer Gang bis hinter zu jener verhängnißvollen Küche, in welcher, wie ich in den ersten Kapiteln dieses Buches erzählt habe, durch die Unvorsichtigkeit unsrer Schulknaben 3000 Stück Torfziegel in Brand gesteckt worden waren. Unsere nächsten Nachbarn waren ein sehr altes Tagelöhner-Ehepaar, das trotz seinen siebenziger Jahren noch munter und rüstig arbeitete, aber durch den betrügerischen Bankerott eines gräflichen Schurken, dem es seine gesammte, sauer erworbene Ersparniß von 300 Thalern geliehen hatte, um diesen Nothpfennig gebracht worden war.

27. Tod und Noth.

Nach langjährigen, stets stärker wiederkehrenden Brustleiden starb meine Schwiegermutter am 1. Januar 1828 und hinterließ außer ihren vier Kindern, von denen der einzige Sohn als Kunstgärtner in [illegible] lebte, noch einen Bruder, Namens Zocher, der sich aber nicht [illegible] theilnahmlos, sondern selbst feindselig gegen seine Schwester [illegible] hatte. Er war ein alter, wunderlicher Hagestolz und Besitzer [illegible]tengrundstücks, früher Juwelier gewesen, jetzt aber ohne [illegible]gung, wenn man diejenige ausnimmt, daß er Fliegen fing [illegible]n aus Papier geschnittene Puppenleiber auf den Rücken klebte, [illegible] sie natürlich am Fliegen behindert wurden. Gegen die Kinder [illegible]wester bewies er sich lieblos, mißtrauisch und glaubte von [illegible] sie nur seines Vermögens und der einst von ihm zu ver-

hoffenden Erbschaft wegen freundlich gegen ihn seien. Darum setzte er den Freimaurerorden in Dresden zu dem alleinigen Erben seines, gegen 9000 Thaler betragenden Vermögens ein; jener sagte in seinem öffentlichen, dankenden Nachrufe von unserm verstorbenen Onkel, daß derselbe ohne nahe Verwandte gewesen sei. Diese Verleugnung seiner Schwesterkinder von Seiten des Verstorbenen kränkte diese fast noch mehr als der Verlust der Erbschaft, wiewohl dieselbe ihnen von großem Nutzen gewesen wäre.

Meine Schwiegermutter hinterließ einen drei- und einen zweiprocentigen Kammercreditkassenschein von je 1000 Thaler, die sie nach langjährigem Concursprozesse aus den Trümmern ihres eingebrachten Vermögens gerettet hatte. Den dreiprocentigen Schein verwendete der Bräutigam meiner ältesten Schwägerin zum Ankaufe einer Apotheke, den zweiprocentigen bekam ich zur Aufbewahrung, weil es, wegen des niedrigen Courses dieses Papiers nicht räthlich war, dasselbe zu versilbern. Das mütterliche Erbtheil meiner Frau belief sich auf ungefähr 450 Thaler, das in dem halben Anrechte an dem fraglichen Staatspapiere bestand, während die andere Hälfte desselben meinem abwesenden Schwager angehörte. Dessen Abwesenheit machte manche Weiterung mit dem Dresdener Gerichtsamte und manche Unkosten nöthig. Als ich, der zum Generalbevollmächtigten für meinen Schwager ernannt worden war, um eine Quittung über die aufgelaufenen Kosten bat, wurde mir die Antwort zu Theil: „Das Amt hat nicht nöthig, Quittung auszustellen.“ Da ich aber eine solche zu meiner Legitimation gegen meinen Schwager bedurfte, so mußte ich sie mit 4 g. Gr. bezahlen.

Ist es nicht drollig, daß die Behörde eines protestantischen Landes das alleinige Vorrecht des Papstes — die Untrüglichkeit — besaß? War es denn eine völlige Unmöglichkeit, daß es unter dem zahlreichen Amtspersonale einen Schurken oder meineidigen Beamten gab, der eine empfangene Geldsumme nicht in's Buch eintrug, sondern unterschlug und dann als unbezahlt nochmals einforderte? In unsrer Zeit ist man endlich oben zu der Einsicht gekommen, daß es in allen Stän-

den vergeßliche und unredliche Menschen geben könne, und hat darum die Pflicht des Quittirens ohne Ausnahme eingeführt.

An dem Sterbetage meiner Schwiegermutter erkrankte mein Vater, der sich fast stets einer ungetrübten Gesundheit erfreut hatte, an einem nervösen Schleimfieber. Mein Vater liebte es, die Speisen stark zu salzen und zu pfeffern, sie sehr heiß zu genießen und war ein großer Freund aller Säuren, besonders von recht saurem Salat. Hierdurch zog er sich endlich eine Flechte oder sogenannte Schwinde an dem rechten Unterbeine zu, die ihn stark grimmte und ihm daher sehr lästig fiel. Durch den vom Arzt verordneten Genuß mehrer hundert abführender Pillen verschwand endlich jene salzige Flechte, aber vier Wochen darauf, binnen welchen die Wohlbeleibtheit meines Vaters auffällig abgenommen hatte, befiel ihn jene Krankheit, welche die Kunst des Arztes nicht zu heben vermochte. Trotz der Anwendung der stärksten Reizmittel war kein Schweiß zu erzielen und darum groß die qualvolle Unruhe des Kranken. Hätte man damals schon die ungemeine Heilkraft des kalten Wassers gekannt und bei meinem Vater angewendet, er würde noch gerettet worden sein. Bat er doch selbst wiederholt: „Legt mich in kaltes Wasser!"

Mein Vater, der in seinen gesunden Tagen nichts vom Sterben wissen oder hören wollte, jeder Leiche und jedem Leichenbegängnisse von weitem auswich, sah bei längerem Kranksein seinem Ende mit großer Fassung entgegen. Er befahl mir kurz vor demselben, sogleich nach seinem Ableben um seine Stelle mich zu bewerben, traf noch einige mündliche, letztwillige Anordnungen und endigte nach mehrstündigem Todeskampfe bewußtlos am 1. Februar 1828, in seinem 63. Lebens- und 41. Amtsjahre. Ein langer Zug von trauernden Schülern und Schülerinnen, jeglichen Alters gab ihm das letzte Geleite und segnete sein kaltes, stilles Grab unter heißen Thränen ein.

Ich aber war genöthigt, noch in den ersten Tagen des größten Schmerzes und der Trauer zu Pontius und Pilatus zu laufen, um mich für Erwerbung des väterlichen Amtes und Einkommens zu empfehlen.

Da mein Vater ohne Testament gestorben war, so gab es, meines

jüngern, noch unmündigen Bruders wegen, manche gesetzliche und lästige Förmlichkeit zu erfüllen, welcher sich mein älterer Bruder eben so eifrig als mit Geschick unterzog. Mein Vater hinterließ ein Vermögen von 6000 Thalern in nominellem Betrag, so daß auf jeden von uns vier Erben ein Antheil von 1500 Thaler fiel. Unter dem meinigen befanden sich 400 Thaler in preußischen Staatsschuldscheinen, womit ich sofort meine, bei meiner jüngeren Schwägerin gemachte Schuld abtilgte.

Da meine Miterben nicht gesonnen waren, die väterliche, mit jährlich 70 Thaler Miethzins zu bezahlende Wohnung ferner beizubehalten, sondern sie Ostern zu kündigen, so fragte ich bei meinem Chef, dem Hofrath M., an, ob ich im Vertrauen, meines Vaters Stelle zu erhalten, dessen Wohnung übernehmen und meine gegenwärtig inne habende kleine Wohnung kündigen könnte? Der Hofrath erzürnte sich fast über meine Anfrage und wiederholte auf's Neue, daß man mir meines Vaters Stelle weder nehmen werde, noch könne. Er beauftragte mich zugleich, einen tauglichen Lehrer zu erwählen, der einstweilen die zweite Classe meiner Schule übernehme. Dieser Auftrag aber wurde eben so schnell durch das Zwischentreten des Ministers v. Einsiedel zurückgenommen, der einen jungen Mann, einen Zögling des v. Fletcherschen Seminars, mit der provisorischen Verwaltung der zweiten Classe betraute.

Um den Minister v. Einsiedel zu sprechen, mußte ich denselben in der Cabinetscanzlei aufsuchen, welche damals in dem rechten Flügel des königlichen Schlosses sich befand. Ich stellte mich dort um 11 Uhr Vormittags ein, mußte aber bis gegen halb drei Uhr warten, weil alle anderen Petenten vor mir armen Unterlehrer zu der Excellenz gelassen wurden, obschon ich eher als sie in dem Vorzimmer erschienen war. Nachdem dieses endlich völlig leer geworden, wurde mir der Eintritt in des Ministers Arbeitsgemach verstattet. Daß mir über dem viertehalbstündigen Harren die Zeit und der Magen entsetzlich lang geworden waren, kann man sich denken. Mit bangklopfendem Herzen stand ich vor der langen, hagern Ministergestalt mit den weingerötheten Wangen und den grauen, stechenden Augen und brachte meine Worte an. Des

Ministers Antwort lautete hierauf also: „Von Ihrem verstorbenen Vater habe ich viel Gutes gehört; von Ihnen dagegen ist mir noch nichts bekannt geworden. Ich werde mir jedoch die Gelegenheit hierzu verschaffen.“ Als ich dem Minister noch bemerkte, daß ich verheirathet sei, zwei Kinder am Leben und das dritte nächstens zu erwarten hätte, versetzte jener wie verwundert oder gar mißbilligend: „Schon?!“ „Excellenz —“ entgegnete ich — „ich bin 33 Jahre alt und 14 Jahre im Amte.“ Damit hatte die Audienz, auf die ich so lange gewartet, ihr Ende.

Von mir, der ich mit Vorwissen und Genehmigung meiner Behörde seit Jahren schon meinen tauben Vater an unsrer Schule vertrat, von mir, dem dieser wegen meiner guten und unentbehrlichen Dienste — wie unser Chef mündlich ausgesprochen hatte — einen Theil seiner Besoldung abgetreten, hatte der Minister noch gar nichts vernommen! Das war für mich kein gutes Zeichen und die Folge bewies die Wahrheit desselben. Der Minister v. Einsiedel suchte nun die Gelegenheit, über mich und meine Befähigung zum Lehramte Näheres zu erfahren, bei dem Seminardirector Zahn, anstatt sich an die beiden Herren Geistlichen der Neustadt, welche alljährlich die Confirmanden unsrer Schule 3—4 Monate lang zur Confirmation vorbereiten mußten, oder an unsern Superintendenten zu wenden.

Jener Seminardirector Zahn, welcher später in gleicher Eigenschaft nach Mörs am Rhein versetzt wurde, hatte und suchte keine Gelegenheit, mein Wirken in der Schule zu beobachten, sondern steckte sich hinter den jungen Seminaristen, welcher den Unterricht in unsrer zweiten Classe übernommen hatte. Dieser junge Mann, der einem Jesuitencollegium alle Ehre gemacht haben würde, war nicht ungeschickt, aber dünkelvoll, auf sein Wissen eingebildet, absprechend und glaubensstolz; gegen seine Oberen, namentlich gegen den Minister und gegen seinen Seminardirector, aber desto demüthiger, bescheidener und kopfhängerischer. Da er recht gut den Wunsch seiner Glaubenspartei kannte, jeden Andersdenkenden von Schul- oder Predigtämtern auszuschließen oder zu entfernen, so suchte er, um sich beliebt zu machen, jene Absicht bei mir nach seinen Kräften zu fördern. Ich hatte, wie ich

ereits erwähnt, meinem Vater gegenüber einen bösen Stand und war hinsichtlich seiner Taubheit, die nicht nur einen gedeihlichen Unterricht seinerseits verhinderte, sondern auch keine Disciplin aufkommen ließ. Darum fand der Seminarist die ihm übertragene zweite Classe, in welcher ich lediglich den Leseunterricht ertheilte, auf einer sehr niedrigen Bildungsstufe und an keine strenge Disciplin gewöhnt. Die Schuld hiervon maß nun der junge Mann nicht meinem Vater, oder vielmehr nicht unsrer Behörde zu, die meinen Vater bei all seiner Taubheit hatte fortwirken lassen, sondern mir, dem bisherigen Unterlehrer. Der Director Zahn scheint ebenfalls dieser irrigen Ansicht gewesen zu sein und dem Herrn Minister solche mitgetheilt zu haben. Der junge Seminarist that aber noch mehr, um mich bei seinem Director anzuschwärzen. Unter dem Vorwande, seine bei dem Gesangunterrichte gebrauchte Geige aufzuheben, barg er diese in derjenigen Stube meiner Wohnung, wo meines Vaters hinterlassene Büchersammlung aufbewahrt wurde. In derselben brachte er während der Unterrichtszeit halbe Stunden zu, um die Bücher zu durchstöbern. Unter denselben befanden sich Schriften verschiedener Richtung; z. B. neben denen des bekannten Dinter auch die Predigten Stephans u. s. w. Dieses unbefugte Spioniren in einer fremden Wohnung zeugte von der Unverschämtheit des jungen Mannes, das meine Mutter, die allein davon Kenntniß hatte, leider nicht verhinderte, die vielmehr aus angeborner Gutmüthigkeit dem jungen protestantischen Jesuiten oftmals eine Tasse Bouillon, Warmbier, Glühwein oder Chocolade darreichte. Der Seminarist entlieh auch mehrere Bücher meines Vaters, aber nicht aus Lerneifer, sondern um sie unter mißbilligendem Kopfschütteln und frommem Augenverdrehen seinem Director vorzuzeigen. Als er denjenigen Theil von Dinters kleinen Reden an Volksschullehrer, in welchem die Rede vom Teufel enthalten ist, zurückbrachte, sagte der junge Mensch mit einer schamlosen Dreistigkeit zu mir: „Ein Mann, der solche Bücher besitzt, kann nimmer mein Freund sein." Der Seminarist war, wie die meisten jungen, angehenden Lehrer, sehr strng gegen seine kleinen Zöglinge, die zwar ungezogen aber durchaus nicht bösartig waren. Meine Mutter wurde einmal Ohrenzeuge, wie jener einem

kleinen Knaben etliche und siebenzig Schläge mit dem flachen Lineale auf die Hände ertheilte, weil jener nicht, wie ihm befohlen worden war, seine Schulsachen unter der Subsellie, sondern auf derselben geborgen hatte. Der Director Zahn besuchte wiederholt seinen Zögling während der Lehrstunden. Dabei aber vermied er jedes Zusammentreffen mit mir und nahm deswegen, nicht, wie sich's doch gebührte, seinen Weg durch meine Classe, sondern durch meine Privatwohnung. Ich glaube nicht, daß er durch Lauschen an meiner Schulstubenthüre etwas von meiner Lehrweise habe erfahren wollen, sondern er verließ sich lediglich hierin auf die mir ungünstigen Berichte seinen Zöglings.

Nach dem Tode meines Vaters waren ziemlich 3 Monate vergangen, als zur Wiederbesetzung seiner Stelle endlich eine Probe veranstaltet wurde.

Ich hatte meines Vaters Stelle bereits mehrere Jahre verwaltet und sollte nun erst Probe ablegen, ob ich derselben gewachsen sei! Wie verhielt sich solches mit der wiederholten Versicherung meines Chefs, daß mir meines Vaters Stelle niemand nehmen könne und werde? Damit war's noch nicht genug. Man zog neben mir noch zwei andere Bewerber zu der anberaumten Probe!

Obschon ich mit aller Bestimmtheit wußte, daß außer des Directors Zahn, noch die Stimme des Pastors Stephan eine entscheidende bei der Wiederbesetzung der väterlichen Stelle war, so konnte ich mich doch nicht entschließen, dem von mir tiefverachteten Heuchler meine Aufwartung zu machen.

Am 24. April 1828 fand die Probe statt. Wie sehr dem Minister v. Einsiedel daran gelegen war, nur Männer von seiner religiösen Richtung als Lehrer angestellt zu sehen, geht daraus hervor, daß er mit noch anderen hohen Personen seines Glaubens der Probe beiwohnte, welche der Wiederbesetzung einer nur mit 300 Thalern Besoldung begabten Stelle galt. Daß unter den Anwesenden auch Stephan nicht fehlte, versteht sich von selbst.

Meine beiden Mitbewerber waren ein Lehrer aus einem benachbarten Dorfe Dresdens und ein Predigtamtscandidat, beide der Stephan'schen Glaubensrichtung streng ergeben. Der Lehrer war früher

chneidergeselle gewesen und hatte sich, ohne ein Seminar besucht zu
iben, später dem Lehrfache gewidmet. Der Candidat aber blieb weg
id lispelte mein Chef dem die Probe abnehmenden Superintendent
eltenreich den Grund davon zu. Jener wurde bald nachher und
var ohne Probe zum Inspector an der Kinderbesserungsanstalt in
resden ernannt, nach wenig Jahren aber, wegen unzüchtiger, an den
iner Erziehung anvertrauten Mädchen, begangenen Handlungen,
ieder abgesetzt, wie denn die meisten der den strengsten Glauben
euchelnden in puncto puncti gar arge Sünder zu sein pflegen. Das
ar in früherer Zeit der Fall mit dem Schneiderkönig Johannes von
eyden, in neuerer mit den Mormonen, mit Stephan und noch sehr
vielen der Fall, die ich namentlich nicht hier anführen will.

„Fangen Sie an!" gebot mir der Superintendent, und schon trat
h mit hochklopfendem Herzen vor, um mit einem Liedervers zu be-
innen. Da näherte sich mein Chef rasch dem Superintendenten und
agte zu ihm, auf mich zeigend: „Er weiß seine Aufgabe noch nicht."

Was sagst du dazu, lieber Leser und Amtsbruder? Pflegt man
inem Candidaten des Predigtamts den Text zu einer von ihm abzu-
altenden Probepredigt erst dann mitzutheilen, wenn derselbe bereits
uf der Kanzel steht? Daß der Superintendent an dieser unterlassenen
Mittheilung keine Schuld trug, ging aus meines Chefs Rede hervor.
Letzterer war hierzu gewiß eben so wenig die Veranlassung, sondern er
ur das willenlose und gehorsame Werkzeug jener scheinheiligen Partei,
ie nur ihre Anhänger mit gleichem Maaße maß und auch das un-
gerechteste Mittel nicht scheute, um ihre Absichten durchzusetzen. Mein
Mitbewerber, aber hatte, wie er mir auf meine Frage eingestand,
bereits volle 8 Tage vor der Probe seine Aufgabe mitgetheilt bekom-
men! Die meinige bestand, wie ich nun aus des Superintendenten
Munde erfuhr, in Folgendem:

1) Zuerst sollte ich über die lutherische Erklärung des zweiten Glau-
bensartikels, und zwar über die Worte catechisiren: „Ich glaube,
daß Jesus Christus wahrhaftiger Gott vom Vater in Ewigkeit
geboren, und auch wahrhaftiger Mensch von der Jungfrau Maria
geboren, sei mein Herr —"

2) Hierauf ein Stück aus der Reformationsgeschichte mit den Kindern durchgehen.
3) Die Begriffe: Liebe, Dankbarkeit, Frömmigkeit catechetisch entwickeln.
4) Einen an die Tafel geschriebenen falschen Aufsatz von den Schülern berichtigen lassen.
5) Ueberdieß verschiedene Choräle erst allein und dann mit den Kindern singen.

Meinem Mitbewerber wurde es leichter gemacht. Er mußte, an meine Catechisation sich anschließend:

1) Ueber die folgenden Worte der lutherischen Erklärung sprechen: „Sei mein Herr, der mich verlornen und verdammten Menschen erlöset hat, erworben, gewonnen von allen Sünden, vom Tode und der Gewalt des Teufels."
2) Ein Stück aus dem Feuerbüchlein vornehmen.
3) Ueber die Briefetiquette sprechen.
4) Ebenfalls zwei Choräle absingen.

Die catechetische Entwickelung jener drei Begriffe in der kurzen Zeit von etwa 20—30 Minuten war unstreitig die schwerste unter den mir zugetheilten Aufgaben, und ich hätte denjenigen Pädagogen, und wenn er der Superintendent selbst gewesen wäre, sehen mögen, der, gänzlich unvorbereitet, jene zur völligen Zufriedenheit gelöset hätte. Ueber die Worte der lutherischen Erklärung des Glaubensartikels hatte ich wiederholt zu catechisiren gehabt und war mir daher eben nicht sehr bange davor. Aber der Superintendent hatte unterlassen, mir zu sagen, wie viel Zeit mir zu meiner Catechisation bewilligt würde, und da ich eine volle Stunde hierzu bestimmt glaubte, so sprach ich anfänglich im Allgemeinen von dem Glauben überhaupt, hierauf erst zu den Beweisen von der Gottheit Christi übergehend. Wenn man aber unvorbereitet über einen Gegenstand sprechen muß, so geschieht es gewöhnlich, daß man im Eifer und Feuer der Rede die Zeit nicht bemißt und länger spricht als man sollte und wollte. Als ich daher den dritten Beweis der Göttlichkeit Christi von meinen Schülern hersagen lassen wollte, ertönte des Superintendenten hohle

Stimme: „Es ist genug!" und mein Mitbewerber kam an die Reihe. Am Kopfhängen, Augenverdrehen und Händefalten ließ es derselbe nicht fehlen, aber eine richtige, catechetische Frage zu bilden, vermochte er nicht. Vielmehr half er den Schülern dadurch auf die von ihm gewünschte Antwort, daß er deren erste Silbe selbst aussprach, genau in der Weise, wie man die Anekdote von einem Lehrer erzählt, welcher fragte und dann selbst antwortet: „Was war Jeremias? ein — ein Proph— „Provisor!" schreien die Kinder. „Was war Paulus? ein — Apo—" „Apotheker!"

Während meiner religiösen Unterredung mit den Schulkindern hatte ich wiederholte Störungen zu beklagen, welche dadurch entstanden und die Aufmerksamkeit der Schüler in Anspruch nahmen, daß viele der Herren zu spät kamen, wo denn jedesmal die Kinder höflich von ihren Sitzen aufsprangen und dadurch den Faden der Catechisation verloren. Dennoch glaubte ich, meine Sache wenigstens besser gemacht zu haben als mein Mitbewerber, so daß ich am Abende dieses probenden Tages fröhlich scherzend zu meiner Frau sagte: „Gute Nacht, Frau Oberlehrerin!" Aber furchtbar sollte ich enttäuscht und für meine Vermessenheit bestraft werden. Schon daraus hätte ich Unrath merken können, daß nach meiner abgelegten Probe die Entscheidung der Behörde über die Maaßen lange ausblieb. Endlich ließ mein Chef mich vor sich kommen und theilte mir mit dürren Worten mit, daß man meine Probe für ungenügend befunden hätte, mir aber dennoch die Stelle meines Vaters, gegen 100 Thaler Abzug von der Besoldung, auf ein Jahr ertheilen wolle, nach dessen Ablauf ich mich einer nochmaligen Probe zu unterwerfen habe. Bei dieser Mittheilung fühlte ich in mir das Blut zu Eis erstarren und wie mein Antlitz eine Leichenfarbe annahm, so daß mein Chef selbst einiges Mitleid mit mir hatte und darum wie tröstend hinzusetzte, daß nach des Herrn Superintendenten Aussage es gegenwärtig besser um meinen Unterricht stehe.

Diese letztere Rede mußte ich als eine Unwahrheit, ich will nicht sagen Lüge, bezeichnen, denn seit meiner Probe war der Dr. Seltenreich nicht wieder über meine Schulschwelle gekommen. Vernichtet,

zermalmt, eine erdrückende Felsenlast auf der Brust, wankte ich aus dem Zimmer meines Chefs. In dem angränzenden Zimmer fragte mich der Secretair der Armencommission, der an schlangengleicher Falschheit seines Gleichen suchte, ob ich den mir so eben vernommenen Beschluß einzugehen Willens sei, was ich in meiner ersten Betäubung mit einem mechanisch ausgesprochenen „Ja" beantwortete. Daheim erschraken meine Frau und Mutter über mein verstörtes Aussehen und stürmten deshalb mit ängstlichen Fragen in mich ein. Ich aber vermochte kein lautes Wort hervorzubringen, sondern verschlang in fieberhafter Hast eine Gabel voll von dem auf der Mittagstafel stehenden Staudensalat, weil meine gänzlich ausgetrocknete Kehle nach irgend einer kühlen und scharfen Feuchtigkeit lechzte. Dann winkte ich meine Frau abseits und theilte ihr in abgebrochenen Worten mein Erlebtes mit. Nun, die heißen Thränen, welche eine lange Zeit hindurch von mir, meiner Frau und meiner schwer gebeugten Mutter geweint worden, und die vielen schlaflos verlebten und durchklagten Nächte hat, wie unsere Seufzer, nur der Allwissende gezählt.

Buchstäblich sollte in Erfüllung gehen, was mein warnender Freund von dem Verfahren des frommen Cabinetsministers mir vorausgesagt hatte.

Nachdem ich einigermaßen meine Besinnung wieder erhalten hatte, trat die tiefste Entrüstung an die Stelle der Zerknirschung und meine erste Handlung war, mein dem Secretair gegebenes Ja zurückzunehmen und dagegen auf eine schriftliche Erklärung von meiner Hand hinzudeuten.

Das angewendete Verfahren der über mein Schicksal entscheidenden Männer war so beschaffen gewesen, daß es mir alles Vertrauen auf deren Rechtlichkeit rauben mußte. Ich fühlte die Ueberzeugung in mir, daß man absichtlich es darauf angefangen habe, mich die Stelle meines Vaters nicht einnehmen zu lassen. Nur um der öffentlichen Meinung willen, die auf meiner Seite war, wies man nicht geradezu mich zurück, sondern bewilligte mir zum Schein ein Jahr zu meiner Vervollkommnung und zwar unter einer finanziellen Bedingung, die mir nur zum Schaden anstatt zum Nutzen gereichen mußte. Nach Ablauf des mir

bewilligten Probejahrs hätte man eine zweite Auflage einer unvorbereiteten Probe mir zugemuthet und dann wieder etwas an derselben auszusetzen und zu tadeln gewußt. Denn welcher Sterbliche könnte wohl mit Bestimmtheit sagen, daß er aus jeder mit ihm angestellten, unvorbereiteten Prüfung seines Wissens völlig tadelfrei hervorgehen werde und müsse? In welcher Gemüthsverfassung, in welcher, alles ruhige Denken raubenden Seelenangst und Befangenheit würde ich eine zweite Probe bestanden haben, die den Stab nicht nur über mein künftiges Schicksal, sondern auch über meinen guten Ruf für immer brechen mußte! Während ich gegenwärtig allgemein bedauert und als Opfer der gleißnerischen Glaubenspartei beklagt wurde, hätte ich dann vor den Augen meiner Mitbürger als Dummkopf dagestanden und das mir zum Privatunterrichte so nöthige Vertrauen gänzlich eingebüßt. Die Stephan'sche Partei dagegen hätte vor den Augen der Welt den Schein gerettet, als habe sie gegen mich noch große Geduld und Nachsicht bewiesen.

Noch muß ich eines Umstands gedenken, der ein Licht mehr auf das feindselige Zusammenwirken der Stephan'schen Partei gegen meine Ernennung zum Oberlehrer wirft. Der reiche Minister v. Einsiedel, der ein Einkommen besaß, wie seitdem nie wieder ein sächsischer Minister, bezahlte seine Diener so gering, daß drei Kinder seines Kutschers unsere Schule als Freischüler besuchten. Das ersparte Schulgeld für dieselben betrug mehr als des Ministers Beitrag zu dem Armenwesen unsrer Stadt. Jene drei Kutscherskinder aber ließen sich überdieß noch an jedem Mittage Essen von meiner Mutter darreichen, ohne daß diese das übliche Kostgeld dafür bezog.

Meine Mutter war nämlich so freundlich, wenn nach Austheilung der Speiseportionen an unsere hundert Kostgänger etwas von dem Essen übrig blieb, solches an andere arme Schulkinder wegzuschenken. Bald genug wurde aus dieser Güte ein Zwang gemacht, so daß zuletzt elf solcher nichts zahlenden Kostgänger gar nicht erst abwarteten, ob etwas Essen für sie übrig bleibe, sondern mit ihren Schüsselchen bei der allgemeinen Austheilung der Mittagskost sich herbeidrängten. Diesen Mißbrauch ihrer Güte duldete meine Mutter bis nach dem Tode ihres

Gatten, wo mit dem Wegfallen von dessen Besoldung sich zugleich das Einkommen meiner Mutter bedeutend minderte. Jetzt erst beklagte sich meine Mutter bei mir über die Zumuthung, 11 Kinder ohne Entschädigung mit Mittagskost versehen zu müssen. Hierauf verwies ich jenen ihre unbilligen Ansprüche, ermahnte sie, ihre Aeltern zum Nachsuchen um die Beköstigung zu vermögen, und bemerkte ihnen, daß bis zu deren Erlangung sie weiter kein Essen zu erwarten hätten. Zu den 11 unberechtigten Kostforderern gehörten auch, wie schon gedacht, die 3 Kutscherskinder des Ministers, die bereits eine sehr lange Zeit ihr Mittagsessen aus meiner Mutter Hand empfangen hatten. Der Dank dafür bestand von Seiten der Kutschersfrau darin, daß sie meine Mutter und mich hinter unserm Rücken bei meinem Chef verklagte. Mir gab sie Schuld, daß ich untauglich und schläferig im Unterrichte sei und keine Disciplin übe, meiner Mutter dagegen, daß sie die Stricklehrerin betrunken gemacht und andere Ungehörigkeiten ausgeübt habe. Die Taubheit meines Vaters, die allerdings in beiden Classen unsrer Schule eine strenge Disciplin zur Unmöglichkeit gemacht hatte, wurde selbst nach seinem Tode zu dem bekannten rothen Faden, der sich zu meinem Nachtheile durch mein Leben zog und von meinen Widersachern wiederholt ausgebeutet wurde.

Die Kutschersfrau hatte jedenfalls ihre verleumderische Anklage zunächst bei ihrem Dienstherrn, dem Minister, angebracht und dieser sie damit an meinen Chef verwiesen. Derselbe setzte meine Mutter und mich davon in Kenntniß, wobei er zugleich uns die beruhigendsten Versicherungen ertheilte, die sich freilich später nicht erfüllten.

In meiner schriftlichen Eingabe, die ich auf die mir gewordene Entscheidung meiner Behörde abgehen ließ, beklagte ich mich zunächst darüber, daß man mich nicht nach meinem 14jährigen, unter den Augen der Behörde geführten Wirken, sondern lediglich nach einer gänzlich unvorbereiteten, mancherlei Zufälligkeiten unterworfenen und durch viele Störungen unterbrochenen Probe beurtheilt habe. Dann wies ich nach, wie ich von den mir angebotenen 200 Thalern jährlicher Besoldung nur allein 70 Thaler für die von meinem Vater innegehabte Wohnung und mindestens 80 Thaler für ein zu miethendes Dienst-

abzugeben hätte und daher von den mir verbleibenden 50 Thaler
mit Frau und 3 Kindern leben könnte. Bei meiner gegen-
Besoldung von 150 Thalern und bei meinen Privatstunden,
ch Uebernahme der Oberlehrerstelle abgeben müßte, stände ich
leich besser und dankte demnach für die mir angebotene Gnade,
nich keine solche wäre. In aller Ruhe und Höflichkeit sagte ich
feinden die bittere Wahrheit, aber lange noch nicht so, wie sie
at hätten. Noch heute bedaure ich, daß ich in meinem Schrei-
die Folgerung anzog: Entweder war ich zu der von mir seit
chon vertretenen Stelle eines Oberlehrers befähigt und dann
gerecht, mir dessen Einkommen zu gewähren. Oder ich war
ht, und dann durfte man, ohne nicht unverantwortlich gegen
chüler zu handeln, mich nicht so lange die Oberlehrerstelle ver-
ssen.

war von einer christlichen Behörde zu halten, die einem in
igen unbefähigt erscheinenden Lehrer das Wohl und Wehe
hule ein Jahr lang anvertrauen wollte, dafern er sich mit
lern begnügen würde? Um 100 Thaler zu ersparen, ge-
an zu gestatten, daß das Seelenheil einer großen Kinderzahl
würde!

elbe sparsame Minister, der diesen Beschluß entweder selbst
oder doch wenigstens gebilligt, hatte, als der König von
um eine sächsische Prinzessin freite, einen Herrn von F. als
entlichen Gesandten nach Madrid geschickt, der auf Staats-
chts weiter als eine Spazierreise ausführte, nach seiner Rück-
einem Amte weiter tauglich befunden und darum mit einem so-
n Wartegelde von jährlich 3000 Thaler, für welche er keinen
n rühren brauchte, verabschiedet wurde!

ich unsern Pastor in der Neustadt, Dr. Schmaltz, von dem
meiner schriftlichen Eingabe benachrichtigte, mißbilligte er den-
d meinte, daß ich klüger gethan, wenn ich den mir gemachten
angenommen hätte. Er würde dafür gesorgt haben, daß es
weiten Probe gerechter zugegangen wäre. Ohne mein Vor-
atte der wackere Geistliche ein sehr schmeichelhaftes Zeugniß

meines amtlichen Wirkens meiner Behörde zukommen lassen, das freilich nach meiner Ablehnung von jener unbeachtet bei Seite gelegt wurde. Vielfach hatten die Aeltern meiner Privatschüler mir ihre Zufriedenheit über mein Wirken zu erkennen gegeben. Ich hatte mich darüber gefreut, aber niemals daran gedacht, bei meinem Abgange ein schriftliches Zeugniß von ihnen mir zu erbitten. Eben so hatte ich es unterlassen, die beiden Geistlichen in unsrer Neustadt um ein solches anzugehen, weil ich zu fest auf die mir gegebene Zusicherung meines Chefs baute. Wie ganz anders machen es jetzt sehr viele Lehrer, Künstler, Geschäfsleute, ja sogar Schriftsteller, die ihre Gönner u. s. w. unaufhörlich um günstige Zeugnisse plagen!

Als ich unsern Superintendenten von dem Bescheid meiner Behörde in Kenntniß setzte, ersuchte ich ihn zugleich um die Mittheilung, welche Fehler und Verstöße ich denn in meiner Probe begangen hätte, um solche in Zukunft vermeiden zu können. Dr. Seltenreich war oder stellte sich ganz erstaunt über mein Mißgeschick und sagte mir, daß ich allerdings etwas zu lange in der Einleitung meiner Catechisation mich aufgehalten habe, daß aber deren Form gut gewesen und solche die Hauptsache sei, entschuldigte mich auch des ersteren Versehens wegen, weil ich ja von der mir kurz zugemessenen Dauer meiner Catechisation keine Kenntniß gehabt habe, und bezeigte schließlich seine Entrüstung darüber, daß man mir meine Aufgabe erst in dem letzten Augenblick mitgetheilt habe, während solches bei meinem Mitbewerber volle acht Tage vorher geschehen sei.

Diese Worte des Herrn Superintendenten lauteten gewiß recht tröstlich für mich und setzte ich in die Aufrichtigkeit derselben gar keinen Zweifel. Als ich aber bescheiden bat, der Rede eine kleine That, durch ein Zeugniß meines bisherigen Wirkens, folgen zu lassen, so wurde jener mir zugetheilte Trost eben so schnell wieder genommen. Meine Bitte brachte den würdigen Mann, der wahrscheinlich ohne jede Berücksichtigung der Umstände und vom rein pädagogischen Standpunkte aus meine Probe streng beurtheilt hatte, zwischen Thür und Angel, das heißt, in die größte Verlegenheit. Diese zeigte er dadurch, daß er, der gerade seine Portion Kaffee vor sich auf dem Tische stehen hatte, eine

große Papierscheere ergriff und mit ihr unter lautem Schnippsen seine Fingernägel beschnitt. Dabei sprach er mit seiner hohen, aber hohlen Stimme und mit gesenkten Augenlidern: „In loco nicht!“ Ein ähnliches, wider den Anstand laufendes Nägelbeschneiden als Ableiter einer großen Verlegenheit habe ich später noch einmal in einer öffentlichen Sitzung der sächsischen zweiten Ständekammer beobachtet, deren Präsident, der General v. L., jenes Manöver vor den Augen mehrer hundert Zuschauer ausführte. Was würde man von dem Dorfschulmeister halten und sagen, der sich Gleiches zu Schulden kommen ließe?

Lieber Leser, wenn irgend ein Hochgestellter eine deiner Bitten mit der Floskel einer fremden Sprache zurückweist, so kannst du tausend gegen eins wetten, daß du mit deinem Gesuch jenem ungelegen kommst und ihn in große Verlegenheit versetzest.

Ob des Superintendenten Weigerung darin seinem Grund hatte, daß er weder seinem, bei meiner Probe gefällten Urtheile, noch seiner so eben gegen mich geäußerten tröstlichen Rede geradezu widersprechen wollte, oder weil er zu große Rücksichten auf den mächtigen Cabinetsminister nahm, kann ich nicht sagen.

Am meisten war meine gute Mutter zu beklagen, welche sich gar nicht über mein Mißgeschick zu beruhigen vermochte. Einestheils betrachtete sie sich, weil sie durch ihre Bitten und Vorstellungen mich, gegen meine Neigung, zur Erwählung des Lehrerstandes bewogen hatte, als die Ursache meines traurigen Looses; anderntheils war ihr der Gedanke überaus schmerzvoll, daß sie nach so vieljähriger Kostverpflegung der armen Schulkinder, welche ihr von allen Seiten die ehrenvollste Anerkenntniß erworben hatte, solche plötzlich aufgeben und in die Unthätigkeit versetzt werden sollte. Der junge, die Unterlehrerstelle in unsrer Schule vertretende Seminarist, den Schmerz und die Thränen meiner Mutter bemerkend, beschloß aus Dankbarkeit für die ihm von jener oft zu Theil gewordenen Erquickungen, das zerstoßene Rohr durch seine Tröstungen wieder aufzurichten. Als Mittel hierzu bediente er sich eines alten Erbauungsbuchs, mit greulichen Holzschnitten verunziert. Einer derselben stellte eine an's Kreuz genagelte

Menschenseele (!!) vor, nach welcher eine Schaar von Teufeln aus einer Wolkenschicht der Pfeile viele abschoß. Die hierzu gehörende, fromme Betrachtung las der junge Mann meiner Mutter mit Pathos vor; und als darnach immer noch nicht deren Kummerthränen versiegten, so sagte der bescheidene Jüngling der würdigen Matrone mit dürren Worten und voll Unwillen in's Antlitz, daß bei ihr der heilige Geist noch nicht zum Durchbruche gekommen sei, und wendete sich zürnend von ihr ab.

Nach Eingabe meiner ablehnenden Erklärung vergingen 5 Monate, ohne daß eine Aenderung in Bezug auf die Stellenbesetzung erfolgte. Ich verwaltete ferner das Amt eines Oberlehrers, hatte dessen gesammte Arbeit zu machen, ohne jedoch mehr als meinen bisherigen Gehalt zu beziehen, so daß die Behörde acht Monate lang die Besoldung eines Oberlehrers ersparte. Ob man von mir vielleicht erwartete, daß ich mich anders besinnen und zu Kreuze kriechen würde? Dann täuschte man sich, denn nichts hätte meinen reiflich überlegten Entschluß wankend zu machen vermocht, und meine muthige Frau billigte denselben durchaus. Lieber einige irdische Vortheile als den guten Namen verloren — lautete unser beiderseitiger Wahlspruch.

Als Michaelis herankam, erschien unerwartet der Secretair meiner Behörde in Begleitung eines sehr jungen, hochblonden und schwächlich gebauten Mannes in meiner Wohnung und stellte mir mit kurzen Worten in jenem meinen nunmehrigen Oberlehrer und Vorgesetzten vor. Zugleich richtete er an mich die nicht weniger überraschende Frage, ob ich seinem Begleiter meine Wohnung sofort überlassen wollte?

Acht volle Monate hatte man mit der Wiederbesetzung der Oberlehrerstelle gezögert und jetzt auf einmal diese Eile und diese schamlose Zumuthung, sofort meine Privatwohnung einem Manne einzuräumen, den ich nie gesehen und der mir gleichsam das Brot weggenommen hatte! Freilich bedurfte der neue Oberlehrer meiner Wohnung aus dem Grunde, weil er die Beköstigung unsrer Armenschüler übernehmen mußte und der Apparat hierzu in unsrer Küche aufgestellt war. Meine früher inne gehabte Wohnung hatte ich zu Johannis gekündigt und

aufgegeben, dagegen die meines Vaters übernommen, diese auch neu malen und sonst noch herrichten lassen, was mit namhaften Kosten verknüpft gewesen war. Der junge Mann, der mich verdrängte, war erst seit kurzem als Unterlehrer an der zweiten Armenschule angestellt gewesen, war, wie sich's von selbst versteht, ein eifriger Stephanianer, kaum 24 Jahre alt und sonach als 10jähriger Knabe noch in die Schule gegangen, als ich bereits als Lehrer an meines Vaters Schule wirkte.

Mein neuer Oberlehrer sprach bei unsrer ersten Zusammenkunft kein einziges Wort. Dagegen bemächtigte er sich meiner Rechte, die er mehrere Minuten lang schüttelte und wobei er mir mit einem Blicke in die Augen sah, als wolle er mir in Gedanken das mir angethane Unrecht abbitten.

Tief empört über das grausame und hartherzige Verfahren meiner Behörde, erwiderte ich dem Secretair auf dessen unverschämtes Ansinnen, „daß ich mit meiner Familie und meiner Mutter doch nicht auf der Straße wohnen könne, und da man mir nicht einmal Zeit lassen wolle, um eine andere Wohnung zu suchen, so gedächte ich meine bisherige fernerhin zu behaupten.“

„Zu deren Räumung kann man Sie allerdings nicht zwingen —“ entgegnete der Unterhändler höhnisch — „allein ich gebe Ihnen zu bedenken, daß Sie durch Ihre freimüthige Gegenerklärung auf die Ihnen gewordene Entscheidung Ihrer Behörde bei dem Cabinetsminister noch schwärzer als vorher angeschrieben stehen und daß sich wohl ein Vorwand finden dürfte, der die Kündigung Ihrer Lehrerstelle ermöglichen könnte.“

Nach diesen Worten ging der Secretair nebst dem neuen Oberlehrer. Ich dagegen begab mich zu unserm Pastor Schmaltz, um demselben, noch voll gerechter Entrüstung, das eben Vorgefallene mitzutheilen.

Aber der würdige Geistliche zeigte sich mir jetzt als ein wahrer Hirte und christlicher Seelsorger. Er fand zwar meinen Unwillen gerecht, allein zugleich ermahnte er mich, als ein Christ und darum versöhnlich zu handeln. „Lassen Sie —“ sprach der wackere Mann — „dem jungen Nachfolger Ihres Vaters nicht entgelten, was Ihre Vor-

gesetzten Ihnen zu Leide gethan haben. Er ist daran unschuldig. Zeigen Sie vielmehr Ihren Widersachern durch die That, daß Sie keineswegs so unwürdig sind, als man Sie ausschreien möchte. Sammeln Sie durch Zuvorkommen, Nachgiebigkeit und fernere Pflichttreue feurige Kohlen auf das Haupt Ihrer Gegner." Diese Rede übte eine wahrhaft zauberische Wirkung auf mich aus. Ich wurde plötzlich wie umgewandelt und gleichsam vom Neuen geboren, indem aus einem zornerfüllten, ja rachbegierigen Menschen ein versöhnlicher und seines Hasses sich schämender hervorging. Wenn der Pastor Schmaltz weiter gar nichts in seinem Leben für mich gethan als diesen christlichen Rath mir ertheilt hätte, ich würde ihn als einen meiner größten Wohlthäter anerkennen müssen. Schon der bloße, schnell gefaßte Vorsatz, den Worten des würdigen Seelenhirten zu gehorchen, erfüllte mich mit einer unbeschreiblichen Ruhe, mit einem innern Frieden, aber auch zugleich mit tiefer Scham über mein feindseliges Verhalten gegen meinen neuen Oberlehrer. Als ich heimkam, waren meine Frau und meine Mutter, die meinen Unwillen und Zorn getheilt hatten, nicht wenig über die mit mir vorgegangene Veränderung erstaunt. Als ich ihnen aber die Rede des Pastors mittheilte, wurden auch sie schnell meines Sinnes und wir beeilten uns, in demselben zu handeln. Hierbei bewies sich unser Wirth, der Besitzer des polnischen Brauhauses, überaus menschenfreundlich, wie denn nicht nur alle unsere Hausgenossen, sondern auch sehr viele Bewohner der Neustadt unser Loos bedauerten und uns ihre Theilnahme bezeigten. An die Stelle unsers früheren, baulustigen und dadurch tief verschuldeten Wirths, der nach jahrelanger Haft im Schuldgefängnisse frei geworden und mit seiner zahlreichen Familie verschollen, war ein Brauherr aus Anhalt-Bernburg getreten, der das polnische Brauhaus mit allen seinen Nebengebäuden für einen Spottpreis erstanden hatte. Derselbe, obgleich weniger gebildet wie sein Vorgänger, bezeigte sich doch gegen uns stets freundlich und gefällig.

Ich hatte, wie schon gesagt, im Vertrauen auf das Wort meines Chefs, meines Vaters Wohnung von Ostern an übernommen und meine bisher inne gehabte kleinere zu Johannis abgegeben. Diese

hatte seitdem leer gestanden, weil sich zu unserm Glück noch kein Ermiether dazu gefunden. Wie froh wir nun waren, daß wir in unsere niedere Dachwohnung zurückkehren konnten!

Indem wir unsere jetzige, den ganzen ersten Stock einnehmende, neu gemalte, die reizendste Aussicht darbietende, umfangreiche Wohnung mit jener wieder vertauschten, verglich ich uns mit dem kleinen Zwerg Dudeldee und seiner Frau, die anfänglich zusammen einen Topf mit Federn, dann einen königlichen Palast bewohnt hatten und endlich in Folge ihres maaßlosen Ehrgeizes wieder in ihren Federtopf zurückkehren mußten. Eine zweite, noch kleinere, in den Hof hinausgehende Wohnung, nur durch jenen, bereits beschriebenen Corridor von der unsrigen getrennt, stand ebenfalls leer und wurde von meiner guten Mutter ermiethet. So kam es, daß ich schon des nächsten Tages nach dem Besuche des Secretairs meinem Chef melden konnte, wie ich meine Wohnung dem neuen Oberlehrer zu überlassen gesonnen sei. Der letztere war — bezeichnend für das Verfahren der Stephan'schen Partei — als der jüngste Unterlehrer — ganz allein zur Probe für meines Vaters Stelle berufen und ihm nicht — wie mir — seine Aufgabe im letzten Augenblicke zugetheilt worden. Derselbe Minister, der mir es gleichsam zum Vorwurf machte, daß ich mit 33 Jahren schon Gatte und Vater war, hatte nichts dagegen eingewendet, daß mein neuer, noch nicht volle 24 Jahre alter Oberlehrer bereits Bräutigam mit der Tochter eines ehemals jüdischen Rabbiners war, welcher, zum Christenthum übergetreten, als nunmehriger Judenbekehrer in Dresden lebte und dafür von einer englischen Gesellschaft jährlich eine Besoldung von 00 Pfd. Sterling erhielt.

Meine Frau und ich gewannen es über uns, der Trauung meines Oberlehrers in der Kreuzkirche als Zuschauer beizuwohnen, und da diese noch vor unserm Wohnungswechsel vollzogen wurde, so räumten wir bereitwillig dem jungen Ehepaare eine unsrer Stuben und Kammern ein. Diese schmückten wir mit kleinen lichtblauen Asterblumen aus, die in großer Menge und als letzte Kinder der schönen Jahreszeit in unserm neu hergerichteten Garten blühten. So oft diese noch jetzt wieder blühen, erinnern wir uns mit wehmüthiger, aber dankbar

erkenntlicher Freude jener für uns so schweren und trüben Zeit. Darum wird jene Blume noch immer in meinem Garten fort erhalten.

Bevor noch der Nachfolger meines Vaters sein Amt antrat, sagte mir der junge Seminarist, der unsere zweite Classe verwaltete, daß ihm der Minister v. Einsiedel die durch das Aufrücken meines Oberlehrers erledigte Unterlehrerstelle habe antragen lassen. „Aber —" fuhr der junge Mann geringschätzig fort — „für lumpige 150 Thaler diene ich nicht. Mit mindestens 200 Thalern muß ich anfangen. Auch steht mein Sinn mehr auf das Land als nach der Stadt." Wie lautete dagegen die Erklärung desselben Sprechers gegen seinen Seminardirector, der ihm in des Ministers Namen jene Unterlehrerstelle antrug? „Ich fühle mich zu der mir gnädigst angebotenen Lehrerstelle noch nicht befähigt und würdig genug und hege keinen andern Wunsch, als mich unter Ihrer umsichtigen Leitung weiter auszubilden," welche heuchlerische Antwort dem Minister wörtlich mitgetheilt und von demselben hoch aufgenommen worden war.

Nachdem mit des Ministers v. Einsiedels Regiment auch dasjenige der Stephan'schen Partei gefallen war, drehte jener junge Mann ebenfalls den Spieß um, verwandelte sich aus einem streng Rechtgläubigen in einen Vernunftgläubigen und verspottete nicht nur die von ihm früher befolgte Richtung, sondern nannte auch den wahren Glauben unter mitleidigem Achselzucken einen bloßen Autoritätsglauben.

Wahrscheinlich hielt die Scham, sein Wort nicht erfüllt zu haben, meinen Chef, den Hofrath M. ab, den neuen Oberlehrer in unsere Schule einzuführen. Einen unsrer beiden Herren Geistlichen darum zu ersuchen, fiel der Stephan'schen Partei nicht ein, und da jene auch nicht zu der Probe meines neuen Oberlehrers eingeladen worden waren, so dürften sie auch jetzt ihre Mitwirkung versagt haben.

Ein sehr junger Regierungs-Referendar von W., welcher ebenfalls ein Anhänger Stephans war, übernahm die Einführung des neuen Oberlehrers. In einer eben nicht schwunghaften Ansprache stellte er meinen bisherigen Schülern den neuen Oberlehrer vor, ermahnte sie zum Gehorsam, zur Hochachtung gegen denselben und zum Fleiße, wendete sich dann zu dem Seminaristen und sagte ihm in des Ministers und der

Armencommission Namen und Auftrage den verbindlichsten Dank für seine bewiesene Treue, Pünctlichkeit und Geschicklichkeit im Lehrfache und schloß mit der Versicherung, daß der Herr Minister für seine weitere Beförderung Sorge tragen würde. Zuletzt kam auch an mich die Reihe, der ich den stummen und eigentlich überflüssigen Zuschauer bei der Scene abgab. Des Referendars Gesicht verfinsterte sich plötzlich, seine Stimme wurde kreischend und sträflich und indem er wiederholt den Elfenbeinknopf seines Spazierstöckchens gegen seine Lippen führte, sprach er: „Und Sie, mein Herr N., werden streng angewiesen, jede Schulversäumniß Ihrer Schüler durch eine schriftliche Anzeige sofort zur Kenntniß Ihrer Behörde zu bringen."

Auf diese gänzlich unmotivirte Zurechtweisung, die hierher wie die Faust auf's Auge paßte, bückte ich mich bejahend. Das war gewiß die originellste Anerkennung meiner vierzehnjährigen, gewiß sehr sauren Amtsführung. Woher dieser Ingrimm eines Mannes gegen mich, den ich heute zum erstenmal zu Gesicht bekam? Meine Schrift, in welcher ich das mir bewilligte Probejahr ablehnte, war nicht bloß in die Hände meiner Gegner, sondern auch in die von Andersdenkenden gekommen. Ich hatte in meinem Schreiben die an mir bewiesene Ungerechtigkeit so klar und schlagend dargestellt, daß sich jener selbst die Stephan'sche Partei, am meisten der Minister — schämen mußte und daß durch sie meine Angelegenheit zur weiten Ausbreitung gelangte. Ich hatte der frömmelnden, scheinheiligen Secte die Gelegenheit benommen, wenigstens den Schein eines gerechten Verfahrens zu behaupten, und das war's, was sie insgesammt gegen mich in den Harnisch jagte. Da ich aber nur die nackte Wahrheit, ohne irgend ein beleidigendes Wort, geschrieben hatte, so konnte man, ohne eine neue Ungerechtigkeit zu begehen, mir weder meine Stelle aufkündigen, noch sonst etwas anhaben.

Jener junge Referendar, welcher seine Galle gegen mich ausgoß, war einer von den Vielen, welche, ihre Geistesarmuth fühlend, Frömmigkeit und Glaubenstreue heuchelten, um dadurch schneller emporzusteigen. Nachdem er auf seine Probearbeit zum Regierungsrath zweimal den Repuls bekommen hatte, nahm er seinen Abschied,

erkaufte sich den Hofrathstitel und ward zum Touristen. Genau 25 Jahre, nachdem er jene Demüthigung über mich verhangen hatte, trat er in das Zimmer des Hofraths Dr. W., in dessen Gesellschaft ich mit noch einigen Bekannten allwöchentlich an einem Abende eine Partie Whist spielte. Augenblicklich erkannte ich nach so langer Zwischenzeit den vormaligen Referendar wieder, denn sein geistloses Antlitz, seine großen, grauen, weit hervorstehenden Augen und sein glatt geschorner Rundkopf waren mir unvergeßlich geblieben. Der Hofrath lud ihn als alten Bekannten zum Mitspielen ein und der Zufall fügte es, daß er zunächst mein Partner wurde und daher mir gegenüber saß. Welche Gefühle dabei in mir sich regten! Wie die Erinnerung an eine traurige, aber glücklich überstandene Vergangenheit lebhaft vor mein geistiges Auge trat! Auch der vormalige Referendar mochte Aehnliches empfinden. Er nannte mich bei meinem Namen, lobte meine Schriften und warf, wie um sein einstiges Verfahren und seine frühere Glaubensrichtung zu entschuldigen, die Behauptung gegen mich hin, daß es um Stephan in so fern schade gewesen sei, weil er eine so große Gewalt über das Volk besessen habe. Zu demselben rechnete sich jedenfalls Herr von W. nicht, ebensowenig der Graf von Einsiedel wie die übrigen vornehmen Anhänger Stephans. Daher ging aus W.'s Rede hervor, daß man den Pastor Stephan nur als ein Mittel betrachtet und benutzt hatte, das Volk zu verdummen, um es dann desto leichter am Gängelbande zu führen.

Mit zwei Kindern war ich aus meinem Dachstübchen in die väterliche Wohnung hinübergezogen, mit dreien kehrte ich in jenes zurück, indem meine dritte Tochter, Wilhelmine, am 18. August 1828 geboren worden war. Dieses Kind schrie, ohne leidend oder schwächlich zu sein, vom ersten Augenblicke seines Lebens an, schrie Tag und Nacht, viele Monate hindurch und gedieh dennoch dabei. Meine Frau behauptete, daß auf das Kind all der Harm, die Galle und der Aerger gefallen seien, welche seine Mutter wegen meiner Zurücksetzung überkommen hatten.

Acht Monate lang hatte ich alle Arbeiten und Obliegenheiten eines Oberlehrers übernommen, doppelten Miethzins für meine und die

väterliche Wohnung entrichtet, wegen der Beköstigung unsrer armen Schüler ein Dienstmädchen im Lohn und Brot erhalten und glaubte um so mehr eine Entschädigung beanspruchen zu dürfen, als die Armencommission an dem mir vorbehaltenen Oberlehrergehalt eine beträchtliche Ersparniß gemacht hatte. Auf mein desfallsiges Bittgesuch bewilligte man mir nach monatelangem Harren die Summe von 30 Thlr., jedoch unter der ausdrücklichen Bedingung, allen weiteren Ansprüchen für immer und schriftlich zu entsagen. Diese Entschädigung für eine so lange Mühwaltung betrug genau so viel, als mir die Fürstin * für die Besorgung eines Leichensteins auf das Grab ihrer Mutter geschenkt hatte.

28. Mühen und Sorgen.

Mein neuer Oberlehrer war ein blonder, schwächlicher Mann, das Zusammenwirken mit ihm aber ein weit erfreulicheres als mit jenem dünkelvollen Seminaristen, der sich endlich doch noch hatte erbitten lassen, die ihm zugedachte Stelle anzunehmen. Mein Oberlehrer hing aus innerer Ueberzeugung und Neigung der Stephan'schen Partei an, und da er seinen Glauben durch Werke — durch eine treue, gewissenhafte Amtsführung bethätigte, so achtete ich seine religiöse Ueberzeugung und wir wurden gar bald gute Freunde. So haben wir beide fast drei Jahre lang in Frieden und Eintracht zusammengewirkt und noch heute ehre ich das Andenken dieses meines braven Mitarbeiters, der leider in der Blüthe seiner Jahre starb.

Nachdem der erste, stärkste Schmerz über meine Zurücksetzung überwunden war, dachte ich über die Verbesserung meiner Lage und über die Zukunft nach. Ich beschloß in unsrer Antonstadt eine Privatschule zu errichten, und theilte dieses Vorhaben dem würdigen Pastor Schmaltz mit. Dieser aber redete mir davon ab, weil, wie er sagte, die Armuth der Antonstädter mich auf keinen grünen Zweig kommen lassen würde. Dennoch that ich die nöthigen Schritte zur erforderlichen, obrigkeitlichen Concession. Damals stand ein Theil der Antonstadt unter Amts-, der andere unter Raths-Jurisdiction. Ich

glaubte daher, bei beiden Behörden um die Concession nachsuchen zu müssen. Der damalige Oberamtmann, Hofrath Pechmann, dem ich mündlich mein Gesuch vortrug, versprach mir die Concessionsertheilung, sobald ich mein desfallsiges Schreiben eingereicht haben würde. Nicht so glücklich war ich bei dem Stadtrath, indem auf meine Bittschrift noch heute ein Bescheid oder eine Antwort erfolgen soll. Dasselbe Loos hatte ich, als ich später um die Schulmeisterstelle in dem Dorfe Loschwitz bei dem Dresdener Stadtrath petirte, von dem ich in beiden Fällen nicht einmal meine beigefügten Zeugnisse zurück erhielt. Diese schweigsame Gewohnheit behielt der Magistrat auch nach seiner radicalen Umgestaltung bei und zeichnete er sich hierin eben nicht vortheilhaft vor den Staatsbehörden aus, welche selbst dem niedrigsten Bittsteller wenigstens eine Antwort zu ertheilen pflegen. Zu besserer Begründung meines Concessionsgesuchs hatte ich mir ein Zeugniß von der Armencommission erbeten und erhalten, in welchem nachgewiesen wurde, daß allein in der Antonstadt noch gegen 200 schulfähige Kinder ohne Unterricht befunden worden waren, sowie auch in demselben Zeugniß den von mir als Lehrer bisher geleisteten Diensten eine rühmende Anerkennung gezollt wurde. Hierdurch wollte mein alter, guter Hofrath M. an mir wieder gut machen, was er an mir zu thun durch seine Ohnmacht verhindert war. Irrig war meine Meinung, daß, wenn ich nur die Concession vom Amte erlangte, ich nicht in ein Haus unter Raths-Jurisdiction meine Schule verlegen dürfte, das für meine Zwecke gerade günstiger gelegen wäre als eines unter Amts-Jurisdiction. Aus diesem Grunde wartete ich lange vergeblich auf einen Bescheid des Stadtraths. Ein zweites Bedenken hielt mich ab, die Erlangung der Concession eifriger zu betreiben. Ich fürchtete nämlich, daß die Einrichtung einer Schule und bevor diese in Schwung und Aufnahme käme, mein ganzes väterliches Erbtheil aufzehren dürfte, und da ich in meinem ganzen Leben nichts gewagt habe, so zitterte ich vor der Möglichkeit, daß mein beabsichtigtes Unternehmen mißlingen könne. Endlich bewog mich ein dritter Umstand mein Vorhaben gänzlich aufzugeben. Jedenfalls um unsere Glaubensrichtung kennen zu lernen, diese zu überwachen und wo möglich uns zu stephanisiren

wurden wir Armenlehrer sämmtlich befehligt, unter dem Vorsitz des Seminardirectors Zahn in dessen Wohnung allmonatlich eine Conferenz abzuhalten. In diesen Conferenzen hatten die vier Oberlehrer reiheum eine religiöse oder pädagogische Abhandlung vorzutragen, die wir vier Unterlehrer in schweigsamer Unterwürfigkeit mit anhören mußten, daher ich scherzend zu meinen drei Amtsgefährten sagte: „Wir gleichen den wirklichen Geheimräthen ohne Sitz und Stimme.“ Bei einer solchen Conferenz bemerkte der Director Zahn, daß derjenige Lehrer, der in der Antonstadt eine Schule errichte, sein Glück machen würde. Diese Worte, die auf mich gemünzt zu sein schienen und vielleicht aufrichtig gemeint waren, bewirkten bei mir gerade das Gegentheil ihrer Absicht und mehr als das Abrathen des Pastors Schmaltz. „Man will dich gern los sein —“ sprach ich zu mir — „um einen Stephanianer an deine Stelle zu setzen. Gerade nun aber nicht!“ Ich verblieb demnach in meiner Stellung, und was ich damals aus Furcht vor dem Mißlingen, aus Eigensinn und Trotz zu thun unterließ, hat der himmlische Vater zu meinem ganz besonderen Besten gelenkt. Ueberhaupt ist meine, von uns so viel beklagte und beweinte Zurücksetzung durch Gottes Gnade die Quelle unendlichen Gutes geworden und der ganze Gang meines Schicksals ein so klarer Beweis der göttlichen Vorsehung gewesen, daß ich der undankbarste Mensch sein müßte, wenn ich jemals an der göttlichen Liebe und Treue hätte zweifeln wollen. Der nächste Nutzen von meinem vermeinten, widrigen Geschick war die Selbsterkenntniß, welche die Ursache von jenem nicht bloß in dem Minister v. Einsiedel, in dem Pastor Stephan und dessen Anhängern, sondern in mir selbst aufsuchte. Auch ich konnte mich nicht ganz von jenem Dünkel freisprechen, den man den im Friedrichstädter Seminar gebildeten Lehrern vorwarf, welche sich klüger zu sein einbildeten als ihre anderen Amtsgenossen. Dieser Dünkel, der durch das von den Aeltern meiner Privatschüler reichlich mir gespendete Lob genährt worden war, wandelte sich nun in Demuth und Bescheidenheit um. An die Stelle des Vertrauens auf die eigene Kraft und auf menschliche Versprechungen trat ein festes Gottvertrauen, das mir den Muth in den schwersten Prüfungen erhielt und mich mit innerer Ruhe erfüllte.

Eifriger als bisher begann ich auch an meiner geistigen Fortbildung und Vervollkommung zu arbeiten.

Einer jener Conferenzen wohnte der Minister v. Einsiedel bei. Er fragte einen jeden von uns nach dem Namen und als ihn endlich die Langeweile befiel, so gab er diese durch ein wiederholtes, lautes Gähnen kund, wobei er seinen weit aufgerissenen Mund nicht einmal in üblicher Weise mit der Hand bedeckte.

Bei dieser Gelegenheit wurde mir in meiner Trübsal die erste Genugthuung zu Theil und bereits einer meiner Widersacher bloßgestellt. Mein Oberlehrer nämlich ersuchte am Schlusse der Conferenz den Minister um eine kurze Unterredung unter vier Augen, um, wie ich nachher von ihm erfuhr, dieselbe Kutschersfrau zu verklagen, die meine Wahl zum Oberlehrer zu verhindern gesucht hatte. Jenes Weib hatte, im Vertrauen auf die Stellung ihres Mannes bei dem Minister, erwartet, daß die Gattin meines Oberlehrers ihren drei Kindern die tägliche, unentgeltliche Beköstigung zufließen lassen werde, sich jedoch hierin arg getäuscht. Während bei meiner Mutter elf Kinder in die übrig gebliebenen Brosamen sich getheilt hatten, erhielt jetzt kein einziges dieselben, was die Folge hatte, daß die Kutschersfrau auch gegen den neuen Oberlehrer und dessen Gattin feindselig auftrat. Aber dießmal kam sie übel weg und mochte nun der Herr Minister wohl zu der Einsicht gelangen, daß die Anklage seiner Kutschersfrau gegen mich und meine Mutter nur von niedriger Rachsucht eingegeben worden war.

Eine große Freude und Entschädigung für mein Mißgeschick gewährte uns das erkaufte Feldstück, das ich nach und nach in einen baum-, strauch- und weinrebenreichen Garten umwandelte. Mit eigener Hand entfernte ich aus demselben eine Schicht todten Kieses, welcher bei Abtragung der in der Nähe befindlich gewesenen großen Kaiserschanze aus dem Kriegsjahre 1813 über die benachbarten Felder vertheilt worden war, rajolte den ganzen Erdboden und grub tiefe, umfangreiche Löcher, die ich mit guter Erde ausfüllte und mit Obstbäumen bepflanzte. Millionen Schaufeln voll Erde, Sand und Kies habe ich umgewendet und zahllose Karren voll Steine, Erde, Sand und Asche fortbewegt. Durch diese Arbeiten wuchsen meine Kräfte auffällig und

die Hämorrhoiden entwichen. Wenn ich am Abende müde und hungrig von der Gartenarbeit in mein trautes Dachstübchen zurückkehrte, trug meine liebe Frau eine Schüssel voll selbst erbauter, dampfender und wie Rosen aufgesprungener Kartoffeln auf den Tisch. Jubelnd versammelten sich unsere Kinder um das Lieblingsgericht; wir schmauseten köstlicher als Könige, tauschten nicht mit dem Minister v. Einsiedel und zuletzt ließ ich die Töne meines Pianoforte erklingen, welche die Freude der Kinder auf den höchsten Gipfel steigerten.

Aber neben der Freude gab es auch des Kummers und der Sorgen genug, unter welchen die Krankheiten unsrer Kinder nicht die kleinsten waren. Ein Unglück kommt selten allein, sagt das Sprüchwort, und so traf sich's, daß bald nach meiner Zurücksetzung meine Privatstunden, die mir mehr einbrachten als mein Schulamt, sich verringerten. Das bereits etwas geschmolzene väterliche Erbe nicht noch weiter anzugreifen, entäußerten wir uns aller entbehrlicheren Besitzthümer und schränkten uns auf alle Weise ein. Hummels große Pianoforteschule, die ich mit 8 Thaler praenumerando bezahlt hatte, verkaufte ich mit 2 Thaler Verlust; eben so zwei große, silberne Anrichtelöffel, die ich geerbt hatte. Einst besaß meine Frau nur noch ein Viergroschenstück von ihrem Wirthschaftsgelde. Sie holte dasselbe aus dem Beutel hervor, um dafür ein Brot einkaufen zu lassen. Das Geldstück entglitt ihrer Hand, fiel auf die Dielen und verschwand in einem tiefen Mäuseloche, aus welchem es nicht wieder hervorzubringen war und wo es heute noch begraben liegt. Damals vergoß meine Frau bittere Thränen über diesen kleinen Verlust, dessen Erinnerung uns jetzt große Heiterkeit erregt.

In einer Nacht erwachte einst unsere älteste, im fünften Jahre stehende Tochter Emma. Angstvoll schreiend zog sie ihre Beine dicht an den Körper herauf und behauptete, daß lan e häßliche Würmer an ihren Fersen hingen. Zugleich rief sie, daß die ganze Luft um sie her mit lauter umherfliegenden Motten angefüllt sei, die sie zu ersticken drohten. Der Blick unsers Kindes starrte voll Entsetzen und mit einem unbeschreiblich furchtbaren Ausdruck in die durch eine Nachtlampe matt erleuchtete Kammer hin und auf einen unsichtbaren Gegenstand, als

sähe das Kind das Gespenst desselben Mannes, welcher sich vor Jahren an der Angel unsrer Kammerthüre gehenkt hatte. Wir selbst wurden durch den Anblick und die namenlose Angst unsers Kindes vom Entsetzen gepackt, haben es aus seinem angeblich mit Würmern angefüllten Bettchen und trugen es in die Wohnstube. Hier zündeten wir so viele Lichter an, als wir besaßen, holten alle aufzutreibenden Spielsachen herbei und beschäftigten, während meine Frau mit dem zitternden Kinde auf dem Schooße am Tische saß, dasselbe in erdenklicher Weise. Es war ein nächtlicher Auftritt, wie wir ihn noch nie erlebt hatten. Mitten im Spielen hielt das Kind inne, langsam wendete es sein Antlitz nach der linken Achsel um, sein Blick ward starr, sein Auge weit und grauenhaft, und gellend durchschnitt ein Zetergeschrei das stille Stübchen. Dieser Zufall wiederholte sich noch etlichemale, bis wir endlich das arme Kind, das vor Mattigkeit zuletzt sein Auge schloß, in sein Bett zurückversetzten. Dieses, mehrere Nächte nach einander sich erneuernde Treiben des Kindes war so furchtbarer Art, daß wir Aeltern selbst vom Entsetzen erfaßt wurden und mit unserm Kinde zugleich auf denselben Fleck in der Luft hinstarrten, wo jenes eine furchtbare Erscheinung zu haben schien. Endlich suchten wir bei unserm Hausarzte Hülfe gegen diesen nächtlichen Spuk, den abergläubische Menschen gewiß für den des Teufels gehalten haben würden. Nach dem Gebrauch eines Mittels gegen die Würmer kehrten jene nächtlichen Erscheinungen niemals wieder.

Dieser Vorfall erinnert mich an einen andern Vorfall. Zur Ehre der Dresdener Geistlichkeit bekannte sich nur noch ein einziges Mitglied derselben zu Stephans Partei, der Diaconus L. Derselbe hielt mit mehrern Lehrern Dresdens und der nahegelegenen Dorfschaften monatliche Conferenzen, zu welchen er auch mich einladen ließ. Lange beachtete ich diese Einladungen nicht, bis mich endlich das dringende Bitten meines Oberlehrers, der mich bei der Stephan'schen Partei gern in Credit zu setzen wünschte, zum Mitgehen bewog. Die Einrichtung dieser Conferenzen mißfiel mir gar nicht. Sie wurden mit dem Absingen eines Liederverses begonnen und beschlossen. Ein in der voherrgegangenen Conferenz aufgegebenes Thema wurde besprochen und jeder der An-

wesenden nach der Reihe zur Aeußerung seiner Meinung darüber veranlaßt. Da man das Gute überall anerkennen soll, so besuchte ich jene Conferenzen von nun an regelmäßig, bis die Sache eine ärgerliche Wendung nahm.

Eins der Conferenzmitglieder hatte die Frage aufgeworfen, wie die Lehre der Bibel von den Besessenen in der Schule vorzutragen und zu behandeln sei? Als die Reihe des Antwortens an mich kam, erklärte ich, daß ich jene Lehre genau nach der Bibel vortragen, zugleich aber auch hinzufügen würde, daß der Teufel jetzt nicht mehr fromme Christen besessen machen könne, da ja die Bibel selbst sage, daß Christus dem Teufel die Macht genommen und ihn gebunden habe mit ewigen Ketten und Banden in Finsterniß. Daher habe man bei Wahnsinnigen, Mondsüchtigen, Epileptischen, Taubstummen und dergl. ärztliche Hülfe anzurufen u. s. w. Bei dieser Rede dachte ich lebhaft an das mit unserm Kinde Erlebte.

Auf diese meine Erklärung wollten der mißbilligenden Stimmen mehrere meinen Unglauben verdammen. Der vorsitzende Diaconus L. aber beugte sein Antlitz wie erschrocken auf sein Protokoll hernieder und sprach: „Wir wollen mit unserm N. nicht rechten oder gar ihn verdammen, weil er andern Glaubens ist als wir. Denn allerdings vermag der Teufel noch immer fromme Menschen besessen zu machen, wie mir erst neulich ein Beispiel vorgekommen ist, wo ein sonst frommer und rechtgläubiger Mann einen ganzen Tag über gotteslästerlich geflucht hat."

Nachdem die Conferenz zu Ende war und ich mit dem Oberlehrer F., welcher nur aus Furcht vor dem Minister Einsiedel jene besuchte, heimging, sprach F. bedauernd zu mir: „Lieber N.! heute haben Sie dem Kinde mit der Faust in's Auge geschlagen und dürfen daher in Ihrem Leben auf keine Beförderung mehr hoffen. Denn heute noch bekommt Einsiedel das Conferenzprotokoll zugeschickt und daß darin Ihrer nicht rühmlich gedacht wird, können Sie sich denken." „Meinetwegen!" versetzte ich zornig. „Wenn ich nur durch Heuchelei und Verleugnen meiner innigen Ueberzeugung emporsteigen soll, so will ich lieber zeitlebens bleiben, was ich bin."

Von Stund an blieb ich aus jenen Conferenzen weg.

Der Diaconus L. war Kassirer bei der sächsischen Bibelgesellschaft und entwendete aus der ihm anvertrauten Kasse nach und nach 600 Thaler, welche der fromme Mann in den Conditoreien und in lüderlichen Häusern verpraßte. Als der Kassendefect endlich an das Tageslicht kam, entschuldigte sich der gläubige Diaconus mit dem Teufel, der ihn verführt habe. Den Defect deckte der Schwiegervater des Diaconus und dessen Vergehen wurde mit dem Mantel der christlichen Liebe bedeckt, den man Andersdenkenden bei weit geringeren Fehltritten mit unbarmherziger Strenge entriß. Später beobachtete der Diaconus L. nicht einmal den äußerlichen Schein und führte einen so ärgerlichen Lebenswandel, daß er seines geistlichen Amtes entsetzt wurde und er in der Landesanstalt zu Hubertsburg sein Leben beschloß.

Der Minister v. Einsiedel hatte früher den Diaconus L. zum interimistischen Director des v. Fletcher'schen Seminars in Dresden ernannt. Bei einer mit den Seminaristen angestellten, öffentlichen Prüfung wünschte der Minister, daß diese sich auch über sächsische Geschichte erstrecken möge. Dieses Ansinnen versetzte den Diacouus, der in der sächsischen Geschichte — wie in noch gar vielen pädagogischen Gegenständen — der ärgste Ignorant war, in eine unbeschreibliche Verlegenheit. Aengstlich forschte er in den Reihen seiner erwachsenen Schüler nach einem Buche über sächsische Geschichte und als sich keins vorfand, entschuldigte er sich naiv gegen den Minister: „Es ist kein Buch da." Hierauf wendete der Minister sein Antlitz, indem er die rechte Hand als Schirm vor die dem Diaconus zugekehrte Gesichtsseite hielt, unter einem höhnischen Grinsen seinen anwesenden Freunden zu. Dennoch blieb der angeblich glaubenstreue Diaconus so lange Seminardirector, bis ihn Dr. Zahn ablöste.

29. Der erste Versuch.

Ich war noch unverheirathet, als ich einen Roman zu schreiben versuchte. Das Manuscript erreichte jedoch nur den Umfang eines halben Bogens. Es war der Anfang zu dem später wieder in Angriff

genommenen Roman: „Der Abenteurer wider Willen". Meine Frau fand jenes Manuscript einst unter meinen Papieren, las es und fragte mich neugierig, was das sei? Nachdem ich ihr den Ursprung des Aufsatzes mitgetheilt hatte, bat sie mich, die angefangene Erzählung fortzusetzen. Es würde mir aber niemals eingefallen sein, mich in der Schriftstellerei zu versuchen, wäre ich in die Stelle meines Vaters eingerückt, hätten nicht die Noth und das Beispiel desselben Berufsgenossen mich dazu getrieben, welcher mir mein Schicksal nach meines Vaters Tode vorhergesagt hatte. Derselbe war Lehrer an der Garnisonschule zu Dresden und hatte eine Anweisung zum Rechnen drucken lassen. Wir waren zusammen auf dem Seminar gewesen und kannten uns genau. „Was Freund H. kann —" sprach ich zu mir selbst — sollte ich das nicht auch können?" Gleichwie mein Beispiel viele meiner Berufsgenossen zur Schriftstellerei ermuntert hat, so wurde auch dasjenige meines Freundes H. die Veranlassung, daß ich die Feder zum Schriftstellern ergriff.

Mein väterliches Erbe nicht noch weiter anzugreifen, sondern sicher zu stellen, hatte ich im Spätsommer des Jahres 1829 den Aufbau eines kleinen Wohnhauses auf meinem Gartengrundstück begonnen und dasselbe bis unters Dach gebracht. Es ist dasselbe kleine Parterrehäuschen von nur 3 Fenstern Breite, wie es noch heute unverändert in der Antonstraße steht und eine still vergnügte Familie in sich birgt. Der Winter 1829 begann schon am 15. November mit einem starken Schneefall und dauerte während voller drei Monate mit unveränderter Strenge fort, welche selbst die des Jahres 1812—1813 noch überbot. Während jener kalten Monate schrieb ich meinen ersten Versuch, die Erzählung: Das Pomeranzenbäumchen, zu dessen Wahl mich das bevorstehende Jubelfest des Augsburg'schen Glaubensbekenntnisses bestimmt hatte. Unter Thomas Münzer dachte ich mir den Pastor Stephan und unter dem Helden der Erzählung mich selbst, während für den Minister v. Einsiedel, den ich gar zu gern auch mit gezeichnet hätte, kein historischer Charakter in die Erzählung passen wollte. Diese umfaßte 26 Bogen Manuscript, weil ich anfänglich noch etwas weitläufig und groß schrieb. Die Arbeit wurde mir nicht leicht, weil bekanntlich

aller Anfang schwer ist und ich sie oft genug unter dem betäubenden Lärm meiner Kinder und anderen Störungen ausführen mußte. Zum Glück hatte ich unter dem väterlichen Erbe ein Stehpult erhalten, so daß ich jenes beschriebene Surrogat nicht ferner bei meinem Schreiben zu benutzen nöthig hatte.

Da mir nach Abzug meiner Schul- und Privatstunden wenig Zeit vom Tage übrig blieb, so rückte die Erzählung nur langsam vorwärts. Nachdem ich sie endlich vollendet hatte, erachtete ich es für unerläßlich, sie nochmals auf's Reine zu schreiben, was abermals sehr aufhältlich war. Nun galt es, mein Werk an den Mann zu bringen. Das war eine schwere Sache, zu deren Unternehmung mich nur die größte Noth bewog. In früheren Jahren war ich ein Abonnent der Abendzeitung gewesen und hatte mich an deren Erzählungen von van der Velde ergötzt. Von jenen erzählte man, daß sie von dem Verleger mit 30 Thaler für den Bogen honorirt worden seien. Ich packte mein Manuscript in einen Papiersack und sendete es nebst einem Briefe an den Herausgeber der Abendzeitung, an Theodor Hell (Hofrath Winkler). Selbst zu ihm zu gehen, war ich viel zu schüchtern und zu furchtsam. O weh! nach wenigen Tagen erhielt ich mein Manuscript, jedenfalls ungelesen, zurück und dazu ein paar Zeilen, in welchen Theodor Hell für meine Zusendung dankte, jedoch keinen Gebrauch von derselben machen könne, weil er bereits für das ganze Jahr mit Stoff versehen sei. In meiner Hoffnung arg getäuscht, beschloß ich noch einen Versuch zu machen und, falls derselbe abermals mißlänge, meine Erzählung und die Feder mit ihr in den Winkel zu werfen. Außer der Abendzeitung erschien damals in Dresden noch ein zweites belletristisches Blatt, „der Merkur", herausgegeben von Ferdinand Philippi. An diesen wendete ich mich nun und ließ mein Pomeranzenbäumchen nochmals vom Stapel laufen. Sehr bald kam eine Antwort zurück und — o Glück! ohne den Papiersack. Philippi erklärte sich mit Vergnügen zur Aufnahme meiner Erzählung bereit und wünschte meine Bedingungen zu vernehmen. Nun erst bekam ich den Muth, persönlich mich vorzustellen. Philippi empfing mich freundlich und sagte mir, daß er, gegen seine Gewohnheit, meine Erzählung vom Anfang bis zum

Ende durchgelesen und sie ihn sehr angezogen hätte. Zugleich munterte er mich auf, ganz bei der Schriftstellerei zu bleiben, was ich aber ablehnte. Denn die materielle Aufmunterung, welche Philippi seiner wörtlichen beifügte, war ganz und gar nicht geeignet, mich meinem Lehrerberufe abwendig zu machen. Er bot mir nämlich, da ich selbst eine Forderung zu stellen mich weigerte, für meine Erzählung von 26 Bogen Manuscript ein Honorar von 10 Thalern! und als ich ihm beweglich vorstellte, wie ich mehrere Monate lang daran geschrieben hätte und nach Abrechnung der Copialien nur wenige Groschen für den Bogen übrig blieben, so entgegnete er, daß ich noch froh sein müsse, für meine erste Arbeit schon ein Honorar zu erhalten, und daß andere Schriftsteller ihm gar noch Geld zahlten, um ihre Arbeit gedruckt zu sehen. Endlich legte Philippi 2 Thaler zu und so wurde der Handel abgeschlossen.

Da ich befürchtete, daß der Minister v. Einsiedel in meiner Schriftstellerei nur tadelswürdige Allotria erblicken dürfte, so bat ich, daß mein Name nicht beigedruckt würde. Von dem empfangenen Honorar an 12 Thaler kaufte ich für 8 Thaler meiner Frau ein dringend nöthiges Umschlagetuch und den Rest verwendete ich in unsere Haushaltung.

Von dem Herausgeber der Abendzeitung hatte ich ein Honorar von mindestens 50 Thaler zu erhalten mir geschmeichelt, wogegen freilich 12 Thaler gewaltig abstachen. Allein später sollte ich gerade in diesem mir erst widerwärtig erscheinenden Umstande Gottes väterlich waltende und weise Vorsehung erkennen. Diese hatte mich zu dem rechten Manne geleitet, der mich zwar mit einem geringen Honorar belohnte, mir aber in der Folge zu einem nicht zu berechnenden Vortheil verhalf.

Es war ein eigenthümliches, überaus angenehmes Gefühl, als ich die erste Nummer meiner Erzählung in die Hände bekam und meine Handschrift gedruckt vor mir sah. Aehnlich wird jedem angehenden Autor zu Muthe sein, und wer einmal von diesem süßen Confect genascht hat, verspürt in der Regel die Lust zu noch mehreren ähnlichen Genüssen in sich. Nur meine Frau wußte um meine Schriftstellerei,

die ich selbst meiner Mutter sorglich verheimlicht hatte. Nur erst, nachdem der Druck des Pomeranzenbäumchens weiter vorschritt, theilte meine Frau meiner Mutter und noch einer treuen Freundin im Hause das Geheimniß mit. Es kitzelte den Anfänger in der Schriftstellerei, als er günstige Urtheile über sein erstes Machwerk fällen hörte, vorzüglich dann, als sein älterer Bruder in einer Tabagie mit Begeisterung von dem Pomeranzenbäumchen sprach, dessen unbekannter Verfasser lauschend hinter dem Sprecher stand.

Hier gedenke ich eines Vorfalls, der abermals ein Beweis von der väterlich über uns waltenden und wachenden Vorsehung war. Wenn ich bis zum Abend gearbeitet, geschrieben und mein Abendbrot verzehrt hatte, pflegte ich in eine Tabagie zu gehen und ein Glas Bier zu trinken. Das that ich eines Winterabends. Als ich im Fortgehen an unsere Treppe gelangte, verspürte ich einen eigenthümlichen Brandgeruch, der aus unserm dicht an der Treppe gelegenen Holzbehälter zu kommen schien. Ich kehrte um und theilte meiner Frau meine Beobachtung mit, worauf wir, mit einem Lichte versehen, den Holzbehälter öffneten und untersuchten. Sieh, da stand neben den Holzstößen auf dem Fußboden eine sogenannte Kehrichthose, die mit noch glühender Steinkohlenasche gefüllt war. Diese hatte bereits den Boden der Hose durchgebrannt und die darunter befindlichen Dielen gebräunt. Ursache dieser unverantwortlichen Fahrlässigkeit war unsere Aufwärterin, ein 13jähriges Schulmädchen, welches, anstatt wie ihr geheißen worden, die Asche hinab in den Hof und in den hierzu bestimmten Behälter zu tragen, dieselbe aus Trägheit in den Holzbehälter versetzt hatte. Wäre ich an jenem Abende daheim geblieben und das Feuer in der Nacht und zwar zunächst der Treppe ausgebrochen, so wären wir unrettbar verloren gewesen. Das war die zweite Gefahr des Verbrennens in diesem Hause, welcher wir durch Gottes wunderbare Fügung glücklich entgingen. Diese und eine dritte Feuersgefahr, durch eine unter uns wohnende, geisteskranke Dame herbeigeführt, hatten wesentlich zu dem Vorsatze beigetragen, ein Wohnhäuschen auf meinem Garten zu errichten.

Auffällig war's, daß von dem Tage meiner Zurücksetzung an weder

der Frauenverein, noch der Superintendent jemals wieder den Fuß in unsere Schule setzte. Als ich eines Tages dem Letzteren auf einem Spaziergange begegnete, redete er mich an und fragte leutselig, wie es mir ergehe? Der würdige Herr erfuhr nach Einsetzung der Constitution, welche an die Stelle des Oberconsistorium ein Cultusministerium brachte, wie weh die Zurücksetzung und die dadurch hervorgerufene Kränkung thue. Die neue Einrichtung behagte nämlich dem geistlichen Oberhirten nicht und er war unklug genug, nicht nur in Gesellschaften, sondern selbst auf der Kanzel mißbilligend sich dagegen auszusprechen, was dem Cultusminister Dr. Müller zu Ohren gebracht wurde. Von da ignorirte derselbe den Superintendent als Consistorialrath und schloß ihn von allen Berathungen und Sitzungen aus, was den alten Herrn tief schmerzte.

Die Apotheke, welche der Ehemann meiner älteren Schwägerin erkauft hatte, lag in einem 12 Meilen von Dresden entfernten Gebirgsstädtchen. Ihre beiden Schwestern — die jüngere, unverheirathet, wohnte bei der älteren — einmal wieder zu sehen, war der lebhafte Wunsch meiner Frau und ich mit demselben einverstanden, wenn sich jene entschließen wollte, mit mir die Hin- und Herreise zu Fuße zu machen, da zu einer Fährgelegenheit unsere Mittel bei weitem nicht zureichten. Der sorglichen Obhut meiner Mutter und einer treuen Freundin vertrauten wir auf 8 Tage unsere drei Töchter an und wanderten am Pfingstheiligabende des Jahres 1830 aus. In einer kleinen Reisetasche trug ich meinen, und meine Frau in einem Handkörbchen ihren Bedarf an Kleidungsstücken. Vor Freiberg fanden wir eine Fahrgelegenheit, die uns für 1/3 Thaler 2 Stunden weiter brachte, worauf wir am Abende in Oederan zu Fuße anlangteu und daselbst übernachteten. Früh um 4 Uhr brachen wir wieder auf. Es war ein klarer Pfingstmorgen und eine tiefe Sabbatsruhe über die ganze Umgegend ausgegossen, die nur durch das Jubiliren der Lerchen in dem blauen Aether unterbrochen wurde. Arm in Arm geschlungen, schritten wir fröhlich und wohlgemuth den Berg hinter Oederan hinan und waren wir die einzigen Wanderer auf der weithin sichtbaren Landstraße. Da vernahmen wir das Rollen eines rasch uns entgegenkommenden

Reisewagens und erkannten in dem Darinsitzenden unsern Mephistopheles — den Minister v. Einsiedel! Demselben zu begegnen, den wir damals für den Zerstörer unsers Glücks hielten, hatten wir am allerwenigsten erwartet. Er glotzte das innig verschlungene Ehepaar groß an und wir ihn. Nachdem der Wagen bei uns vorüber war, machte ich einen Freudensprung, schwenkte meine Mütze und jauchzte in die frische Morgenluft hinein: „O wie viel glücklicher und reicher bin ich als du, mein lieber Graf! Um keinen Preis der Welt tausche ich mit dir!"

Innig vergnügt wanderten wir weiter und hatten am Abende desselben Tages die 12 Meilen glücklich zurückgelegt und unser Reiseziel erreicht. Nach drei Tagen traten wir die Rückreise an; meine Frau auf einem mit Kattunballen beladenen Lastwagen und ich zu Fuße. Eher als jene langte ich in Chemnitz an, wo wir vereint unsern Weg zu Fuße fortsetzten und abermals in Oederan übernachteten. Meine Frau hatte sich am ersten Reisetage, wo wir wiederholt von Regenschauern heimgesucht worden waren, die Kniee erkältet und empfand in denselben einen heftigen rheumatischen Schmerz, welcher ihr das weitere Fußreisen unmöglich machte. Daher sahen wir uns genöthigt, von Oederan bis Dresden die Eilpost zu benutzen, eine Ausgabe von 4 Thalern, die meine kleine Reisekasse vollends sprengte. Aber noch immer gedenken wir jener kleinen Reise mit lebhaftem Vergnügen.

Während unsrer Abwesenheit war die letzte Hand an den innern Ausbau unsers kleinen Wohnhäuschens gelegt worden. Wir fanden meine Mutter im Begriff, dasselbe mit meinem jüngern Bruder zu beziehen, sie, die vorher viele Einwände gegen mein Bauvorhaben gemacht und entschieden erklärt hatte, in ihrer bisherigen Wohnung verbleiben zu wollen. Aber das kleine, neue, licht- und sonnenvolle Häuschen im Freien und in mitten des Gartens war auch gar zu verlockend gegen die düstere Dachwohnung im polnischen Brauhause, wohin nur selten ein Sonnenstrahl sich verirrte. Wir triumphirten sehr über die unerwartete Sinnesänderung meiner Mutter, deren Gegenwart uns ebenso erfreulich als nützlich war. Welche Freude und welch' ein Vortheil war es für unsere Kinder, daß sie den ganzen Tag über im

Freien sich herumtummeln und auf mannigfache Weise vergnügen konnten! Auch für meine Frau war es von Nutzen, weil sie unsere Kinder weder erst lange putzen durfte, noch durch deren Ausführen und Beaufsichtigen von ihren häuslichen Geschäften abgehalten wurde. Da wir in unserm Garten keine Wasserfässer eingegraben hatten, in welchen unsere Kinder ertrinken konnten, und das Gartenthor stets verschlossen war, so durften wir um so unbesorgter wegen unsrer Kinder sein. Wir hielten uns damals kein Dienstmädchen, was meine dürftige Besoldung nicht zuließ. Meine wackere Frau kochte, scheuerte, wusch, mangelte, plättete, nähete und verrichtete alle sonst noch vorkommenden Arbeiten, wobei ich ihr hülfreich zur Seite stand, am frühen Morgen die Semmeln bei dem Bäcker in der Neustadt holte, das Holz sägte und klein spaltete, die Gartenarbeit besorgte u. s. w. Meine noch rüstige Mütter stand ebenfalls nicht müßig und so führten wir ein stillvergnügtes und zufriedenes Leben.

Damals ertheilte ich dem 16jährigen Sohne eines sehr reichen Kaufmanns, der sich zur Ruhe gesetzt hatte, Musikunterricht. Derselbe lebte als ein menschenfeindlicher Einsiedler, bewohnte ganz allein ein umfangreiches, fürstlich ausgestattetes Gartengrundstück, quälte seine junge Gattin — bereits seine dritte — durch maaßlose Eifersucht und tyrannisirte seine Kinder. Der Sohn dieses Mannes, mein Schüler, erschien eines Tages unvermuthet in meiner Wohnung und bat mich mit angsterfülltem Herzen um ein Darlehn von 15 Thalern. Ohne Vorwissen seines strengen Vaters hatte der Jüngling nebst noch zwei seiner Schulfreunde eine Spazierfahrt in einem Fischernachen auf dem Elbstrome unternommen gehabt. Da sie in der Schifffahrt gänzlich unerfahren waren, so hatte ein Windstoß das Segel dergestalt erfaßt, daß der Nachen umgestürzt war und seine Ladung in das Wasser geworfen hatte, wo es gerade am allertiefsten gewesen. Der Eine von den jungen Leuten hatte sich auf den Boden des umgestürzten Nachens gerettet, an dessen Bord sich die beiden anderen, bis an die Brust im Wasser hangend, angeklammert hielten. Aus dieser bedenklichen Lage waren sie, laut um Hülfe rufend, von drei Landleuten gerettet worden, die in einem Kahne herbeigeeilt waren. Als aber die Geretteten auf dem festen

etliche hunderttausend Thaler. Aber — meine 3 Thaler habe ich bis heute, nach mehr wie 30 Jahren, nicht wieder erhalten. Einmal begegnete mir mein ehemaliger Schüler und Schuldner, als er zum jungen, mündigen Manne geworden war. Bei meinem Anblick wurde er blutroth und das war Alles! Und ich hätte mich, um ihm zu helfen, mit meiner kleinen Habe für eine zehnfach größere Summe verbürgt, wenn er deren benöthigt gewesen wäre! So aber geht's in der Welt gar oftmals zu!

Wir waren erst wenige Tage in unser Häuschen übergesiedelt, als die dritte Jubelfeier der Augsburg'schen Confession stattfand und, die nächste Veranlassung zu dem, am 9. September desselben Jahres ausgebrochenen Volksaufstande wurde.

Unser damaliger König Anton galt für einen sehr eifrigen Katholiken und aus diesem Grunde beschränkte Dresdens liebedienerischer Stadtrath die Feier des Festes und legte sogar der Bürgerschaft, welche auf ihre Kosten zur Erhöhung jener beitragen wollte, absichtlich Hindernisse in den Weg. Das hierüber erbitterte Volk versammelte sich am Abende des ersten Festtages vor dem finster gelassenen Stadthause, das sonst bei weit geringeren Veranlassungen illuminirt wurde, sang das Lied: „Eine feste Burg ist unser Gott", und Einer sprach mit lauter Stimme Witschels bekannte Umschreibung des Vaterunsers her, worauf der Haufe in die Antonstadt vor das Landhaus des als einen eifrigen Vorkämpfer des Protestantismus bekannten Pastor Schmaltz zog, um demselben ein Lebehoch auszubringen. Jedenfalls würde es bei dieser unbedeutenden Kundgebung geblieben sein, hätte sich nicht die Militairbehörde mit einem voreiligen Eifer und einer nicht zu entschuldigenden Strenge hineingemengt. Der durch den Pastor Schmaltz zur Ruhe ermahnte und darum stillfriedlich nach der Altstadt zurückkehrende Volkshaufe wurde von Reiterschaaren auseinander gesprengt und flüchtete erbittert, und unter Heulen und Pfeifen, die große, Brühl'sche Freitreppe hinan, wohin ihm jene nicht zu folgen vermochten. Am dritten Festtage, einem Sonntage, untersagten öffentliche Anschläge das Zusammenrotten von mehr wie drei Personen auf den Straßen und Plätzen der Stadt, das Verweilen und Betreffen auf denselben

nach 10 Uhr Abends und das Auflassen der Hausthüren nach dieser Zeit. Zahlreiche Patrouillen leichter Infanterie durchstrichen die Stadt und führten die ihnen ertheilten Befehle mit rücksichtsloser Härte aus. Ein Kreuzschüler, welcher am frühen Morgen und noch vor Erlaß der öffentlichen Maueranschläge nach Pillnitz gegangen und erst nach 10 Uhr Abends zurückgekehrt war, wurde, als er eben seine Hausthüre aufschloß, von einer Patrouille betroffen und grob zur Rede gesetzt, warum er, gegen den Befehl, sich noch auf der Straße befände? Auf des Jünglings Entgegnung, daß er am frühen Morgen aus Dresden ausgegangen sei und darum nichts von der indessen erfolgten Verordnung gewußt habe, erscholl das damals noch gebräuchliche: „Kerl, raisonnire Er nicht!" und da jener diesen Vorwurf von sich ablehnte, so wurde er ohne Weiteres festgenommen und in das Polizeihaus geschafft. Ein Hauptmann von Z., welcher von diesem Fange und der angeblichen Naseweisheit des Kreuzschülers gehört hatte, wollte seine Tapferkeit zeigen und seinem jungfräulichen Säbel die Rittersporen verdienen lassen. In dieser Absicht begab er sich in das Polizeihaus, ließ sich unter den dortigen Gefangenen den Kreuzschüler vorführen und bearbeitete mit seiner flachen Klinge dessen Rücken dergestalt, daß der Aermste Blutspeien davontrug. Die von dem Gemißhandelten erhobene und von dem Rector der Kreuzschule unterstützte Klage wurde auf Allerhöchsten Befehl niedergeschlagen, weil jenes Hauptmanns Vater, ein General und Dresdens Gouverneur, den König um die Freisprechung seines Sohnes gebeten hatte. Dieser Vorfall trug nicht wenig bei, die ohnehin erhitzten Gemüther der Bürger noch mehr zu erbittern. Die städtischen Behörden, namentlich die Baucommission, ließen sich gleichfalls mancherlei Turbationen und Ungleichheiten gegen die Bürgerschaft zu Schulden kommen.

Ein Maurer z. B., welcher auf dem Dache seines, in einer abgelegenen Straße befindlichen Hauses ein gekuppeltes Fenster anbringen wollte, wurde wiederholt mit seinem Gesuche, als der Bauschönheit zuwider, abgewiesen. Gleich darauf trug der Geheimrath Dr. Hübel einem Zimmermeister auf, für das Dach seines in der Neustadt an der Elbe gelegenen und sehr in die Augen fallenden Hauses einen Bauriß

zu Anlegung mehrerer gekuppelter Fenster anzufertigen. Als der Zimmermeister mit Bezug auf das Gesuch jenes Maurers erwiederte, daß jeder Bleistiftstrich ein vergeblicher sein und die Genehmigung des beabsichtigten Bauplans unter keiner Bedingung erfolgen würde, so sprach der Geheimrath ruhig: „Sie fertigen den Riß und das Uebrige ist meine Sache." Und siehe, was dem schlichten Maurer abgeschlagen worden war, wurde in vielfach verstärktem Maaße dem einflußreichen Geheimrath sofort zugestanden. Solcher Beispiele gab es viele. Dabei bewies die Baucommission gegen niedrigstehende Personen eine schneckenhafte Langsamkeit in ihren Entscheidungen. So mußte mein Bruder, der ein Stockwerk auf sein Haus setzen wollte, viele Monate auf die Genehmigung seines Bauplans warten und nur seinen wiederholten Bittgesuchen verdankte er endlich jene.

Als zu jener Zeit mehrere Kassenbeamte zu Dieben an den ihnen anvertrauten Geldern geworden waren, sagte ich wiederholt zu den Meinen: „Meinen Kopf setze ich zum Pfande, daß auch unser Kassirer die Kasse bestiehlt." Derselbe hatte jahrelang das sächsische Conventionsgeld gegen preußisches umgewechselt und das beträchtliche Agio in seine Tasche gesteckt.

Obgleich dieser Betrug endlich an den Tag gekommen war, so hatte dennoch unser Chef, der Hofrath M., stets unterlassen, die Kasse der Armencommission zu revidiren und seinen Kassirer zu überwachen. Vielmehr war er schwach genug, von demselben Einladungen zur Jagd und zu Schmausereien anzunehmen, was von einem Oberen gegen seinen Untergebenen nicht zu billigen ist.

Jeden Vormittag brachte der Kassirer etliche Stunden im nahen Weinhause zu, dort mehr verschwendend, als seine Besoldung erlaubte. Während der Abwesenheit des Weintrinkers mußten die Armen und andere, Geld einfordernde Personen so lange warten, bis es jenem beliebte, mit rothglühendem Antlitze und stammelnder Zunge zurückzukehren. Das geschah unter den Augen meines Chefs! Nachdem der Kassirer bereits über 7000 Thaler veruntreut hatte, kam sein Vergehen erst dadurch an den Tag, daß er bettlägerig wurde und ein Anderer seine Stelle einstweilen ausfüllen mußte. Der Tod ersparte ihm

as Zuchthaus, und seinen geringen Nachlaß nahm seine Wittwe als r Eigenthum in Beschlag, so daß die Armenfonds keinen Pfennig rsatz bekamen. Dieser Kassendiebstahl wurde dem Publikum ver- imlicht und in dem öffentlichen Rechenschaftsbericht der Armencom- ission unter die Rubrik „Insgemein" versteckt. Allein das Publikum ß sich nicht blenden, sondern beschwerte sich laut über die unverant- ortliche Nachlässigkeit des vorsitzenden Beamten, der, weil eine Creatur s Ministers v. Einsiedel, nicht zur Verantwortung gezogen, vielmehr if seinem Posten ferner belassen wurde. Man beschuldigte den Minister ferner, daß er alle neu auftauchenden Unternehmungen, welche ine umfangreichen Eisenwerke zu beeinträchtigen drohten, in Sachsen ntertriebe, und da Stephan, auf seinen hohen Beschützer pochend, amer schamloser sein heuchlerisches und unzüchtiges Treiben fortsetzte, bedurfte es nur eines zündenden Funkens, um den lang verhaltenen nwillen des Volks in helle Flammen zu setzen. Und dieser Funke fiel, ls das französische Volk seinen König Karl X vertrieben hatte und elgien, wie Polen, diesem Beispiele nachgefolgt war.

Am Abend des 9. September 1830 kam aus dem königlichen roßen Garten ein, noch nicht hundert zählender, meist aus Buben nd Gesindel bestehender Menschenhaufe in die Stadt, ließ die Frei- eit hoch leben, verjagte mit Steinwürfen die Soldaten an der pirna- hen Thorwache und wälzte sich, wie eine Lawine wachsend, dem olizeihause zu, das man zu plündern und zu verwüsten begann, end- ch gar in Brand steckte. Von da drang der Pöbel in das Rathhaus nd setzte auch hier das Werk der Zerstörung fort. Das Militair, elches einen schwachen Versuch, den Aufstand zu dämpfen gemacht atte, mußte sich, ohne einen Schuß gethan zu haben, auf höheren efehl zurückziehen und dem Pöbel freien Willen lassen, der noch am ndern, hellen Tage ungestört die Verwüstung des Polizeihauses fort- tzte. Man befreite die Gefangenen im Polizeihause, zertrümmerte die enster, Oefen, Actenschränke, Repositoriem, jegliches Geräthe, fuhr ie Trümmer auf Wagen nach der Elbbrücke und warf sie in die luthen. Der Aufstand ging lediglich gegen die sich verhaßt gemachte olizei, gegen den Magistrat und gegen die leichte, sächsische Infanterie,

welche sich bei dem Jubelfeste durch Härte, Grobheit und Willkür hervorgethan hatte. Aber die soldatische Subordination bewährte sich hierbei in dem vollsten Lichte. Ohne einen Laut oder ein sonstiges Zeichen des Unwillens zogen, auf höheren Befehl, die verschiedenen Mannschaften von ihren innegehabten Posten ab, wobei sie von dem Pöbel mit Hohngeschrei, mit Spott und sogar mit Steinwürfen verfolgt wurden. Ach, eine einzige Salve von ihnen hätte die ganze Rotte in schmähliche Flucht gejagt! Das kann aber keine löbliche Regierung sein, die von der schroffsten Härte bei geringfügigen Anlässen plötzlich zu einer weibischen, schmachvollen Nachgiebigkeit übergeht. Die gänzliche Unthätigkeit und Muthlosigkeit der Regierungsbehörden in jener Zeit erscheinen noch heute unbegreiflich und werden nur einigermaaßen durch den panischen Schrecken erklärlich, welcher in Folge der auswärtigen Revolutionen auch unsrer Machthaber sich bemächtigt hatte. Würde aber ein solcher überkommen sein, wenn die Machthaber ein gutes Gewissen und die innige Ueberzeugung gehabt hätten, stets recht und gesetzlich gehandelt zu haben?

Ich befand mich in meiner Tabagie in der Antonstadt, als die erste Nachricht von dem in der Altstadt stattfindenden Volksauflaufe anlangte. Ich eilte zu den Meinigen heim; wir verschlossen die Thüren und Fensterladen und legten uns unbekümmert zur Ruhe nieder, die wir ungestört bis zum Morgen genossen. Da kam um 6 Uhr der Zimmermann aus dem Dorfe Loschwitz, der noch Einiges in unserm Häuschen zu thun hatte, und erzählte uns Staunenden von dem, was der vergangenen Nacht vorgefallen war, daß man das Polizei- und Haus erstürmt, Feuer in dem ersteren angelegt, mit der großen ode gestürmt, dem Minister v. Einsiedel die Fenster eingeworfen nd ihn genöthigt habe, durch eine Hinterthür seines Gartens in dem ahen Kadettenhause Zuflucht und Schutz zu suchen u. s. w.

Des Königs Neffe, der Prinz Friedrich, rief am Tage nach jener rmischen Nacht alle gut gesinnten Einwohner zur Bildung einer ommunalgarde auf, deren Abzeichen eine weiße Binde um den linken erarm sein sollte. Der Prinz erschien bei diesem Aufrufe persön- auf dem Platze vor dem japanischen Palais. Hier umringte ihn

die Volksmenge, die, außer anderen laut geäußerten Wünschen, auch den Ruf hören ließ: „Wir wollen keinen Eisenhändler mehr zum Minister!“ Im Nu waren 9000 Männer — ich unter ihnen — auf den Beinen, um die Ordnung wieder herzustellen und zu schützen. Im Zeughause erhielten wir Schießgewehre und im großen Gehäge, wo Napoleon seine Garden so oft gemustert hatte, defilirten wir in geschlossenen Colonnen vor dem Prinzen Friedrich vorüber unter kriegerischer Musik und Hurrahgeschrei.

Die Folgen dieses unbedeutenden Pöbelaufstandes waren wichtig genug und zeigten, daß so Manches im Staate Sachsen faul gewesen sein mußte. Der König ernannte seinen Neffen zum Mitregenten, verabschiedete den Minister v. Einsiedel und setzte v. Lindenau an seine Stelle ein; eine Constitution wurde berathen und in's Leben gerufen, die bisherige Macht des Stadtraths durch Stadtverordnete beschränkt, die Polizei vom Staate an die Stadt abgegeben und noch manche andere, vom Volke beantragte Einrichtung getroffen.

Die Ernennung des geliebten Prinzen Friedrich wurde durch eine allgemeine Beleuchtung der Stadt gefeiert, bei welcher Gelegenheit man die Pferde vor des Prinzen Wagen aus- und sich selbst davor spannte, um den Prinzen unter stetem Jubelgeschrei durch die Straßen zu ziehen. Doch, was ist die Volksgunst? Eine Seifenblase, die bei dem leisesten Anstoß zerplatzt. Als der Prinz nach einigen Tagen die Einwohner durch einen öffentlichen Anschlag ermahnte, nach wiederhergestellter Ruhe und Ordnung die Waffen abzugeben und in die gewohnte Thätigkeit zurückzukehren, so schlug die wandelbare Volksgunst plötzlich in's Gegentheil um. Man schrie über Verrath, und wenn sich jetzt der Prinz Mitregent zeigte, so zog man nicht einmal den Hut vor ihm ab. Eben so wenig gehorchte man seiner Aufforderung; man behielt die Musketen und gedachte durch das Fortbestehen der Communalgarde ein Gegengewicht für das Militair zu bilden, das man als die alleinige und darum bevorzugte Stütze der Throne erblickte.

Ich hatte sogleich nach des Prinzen Aufruf meine Flinte zurückgeben wollen. Allein mein Nachbar — ein Staatsbeamter — bat mich dringend, da die Communalgarde gutwillig sich nicht auflösete, noch

ferner bei derselben zu bleiben, weil sonst, wenn die Bessergesinnten sich von ihr zurückzögen, die Böswilligen in unserm Stadttheil leicht die Oberhand bekommen könnten, was man zu verhindern suchen müsse. Ich ließ mich überreden, behielt meine Flinte und patrouillirte zwei Jahre hindurch jede dritte Nacht durch Dick und Dünn in unsrer weit sich hinstreckenden Antonstadt, wobei ich Frau und Kinder in unserm alleinstehenden Häuschen schutzlos zurückließ. Es ist ein eigenes Ding um das Menschenherz. Früher hatte man die Verpflichtung, als Bürger unter die Nationalgarde eingereiht zu werden, als eine Last betrachtet und derselben in aller Weise zu entgehen gesucht. Jetzt, da der Dienst als Communalgardist ungleich beschwerlicher war, bestand man trotzig auf das fernere Bestehen dieses lästigen und nutzlosen, ja selbst schädlichen Instituts. Denn die Communalgardisten gewöhnten sich bei dem oft wiederkehrenden Wachdienst an das nächtliche Schwelgen, Kartenspielen und dergl., waren am andern Morgen träg und kraftlos zur Arbeit, versäumten ihre Zeit mit Exerciren und anderen soldatischen Spielereien und war der hierdurch bewirkte Gewinn für das Gemeindewohl eine Null.

Am buntesten waren die beiden Compagnieen in unsrer Antonstadt zusammengesetzt. Einst patrouillirte ich mit einem Gärtner, mit einem Holzspalter, einem Brezeljungen und einem geheimen, adeligen Kirchenrath, wobei der Letztere vorzugsweise an mich sich anschloß und herablassend mit mir sich unterhielt. Wenn ich ihm aber am Tage und außer Dienst begegnete und höflich meinen Hut vor ihm zog, so würdigte er mich nur eines Seitenblicks und eines kaum bemerkbaren Kopfnickens. Eines Tags sollten unsere Antonstädter Compagnieen von dem Generalcommandanten der sächsischen Communalgarde, dem Prinzen Johann, inspicirt werden. Lange vor der hierzu bestimmten Stunde waren wir in buntscheckiger Kleidung auf dem freien Platze vor einer Tabagie versammelt. Da der große Durst der alten Deutschen auf uns sich fortgeerbt hat, so waren schnell Tafeln, Bänke und volle Bierkrüge herbei geschafft, deren Inhalt uns die Zeit bis zu des Prinzen Ankunft vertreiben sollte. Im besten Zechen und Jubeln kam jener angesprengt. Babylonische Verwirrung! Bald jedoch hatten wir uns

in eine lange Doppelreihe geordnet, die mit ihrem Rücken die Zechtafeln und Bierkrüge verdeckte. Der Prinz stieg vom Pferde und durchwandelte unsere Reihen. „Wie? mein Oberst!" redete er einen würdigen Veteranen unsrer Armee an, deren wir mehrere zu unseren Kameraden zählten — „Sie haben sich von der Artillerie zur Linie begeben?" „Man muß Alles versuchen, königliche Hoheit!" versetzte der Oberst und lächelnd klopfte ihm der Prinz auf die Achsel. Und lächelnd schaute er die friedliche Munition hinter unserm Rücken an und die gläsernen Sorgenbrecher, welche die Stelle des schweren Geschützes und der Katapulten vertraten.

Ein andermal hielt der Prinz wieder Musterung über uns Communalgardisten und zwar in dem Hofraume der königlichen neuen Ställe. Wir leisteten unser Möglichstes, um unserm wackern Hauptmann, einem Zimmermeister, keine Schande zu machen. Unser Exercitium ging auch ganz leidlich, bis wir zuletzt zum Rechtsumkehrt commandirt wurden. Da aber litt unsere soldatische Ehre gänzlich Schiffbruch, indem der eine mit der linken, der andere mit der rechten Achsel sich umdrehte, was bei der Blitzesschnelligkeit und dem lauten Geraffel unsrer Waffen ein allerdings lächerliches Schauspiel abgegeben haben mag. Wir aber glaubten unsere Sache gut gemacht zu haben, indem wir glücklich uns um uns selbst gedreht hatten und nun wieder als eine gerade Mauer dastanden. Allein unser hoher Chef riß uns schnell aus unserm Irrthume, indem wir ihn in ein so herzliches Lachen ausbrechen sahen, wie mir bei einem so hohen Herrn noch nie vorgekommen war. Unser armer Hauptmann stand wie mit Blut übergossen da und wir, seine Untergebenen, wußten nicht, ob wir mitlachen oder weinen sollten. Die ehrlichen, zahlreich unter uns befindlichen Gärtner aber murreten und meinten, daß sie wohl ebenso lachen können würden, wenn der Prinz ablactiren, oculiren, pfropfen oder ähnliche feinere Gartenarbeiten machen sollte und sich dazu eben so ungeschickt anstellen würde als sie bei dem Rechtsumkehrtmachen. Sie wären ja — sagten sie — richtig herumgekommen. Ob zuerst mit der rechten oder linken Schulter, darauf käme nichts an, am allerwenigsten in der heißen Schlacht.

Dresdens Pöbel hatte ein solches Gefallen an dem Volksaufstande gefunden, daß er noch monatelang durch abendlich erneuerte Aufläufe die Ruhe der Stadt störte und dabei allerlei Unfug verübte. Dieser Ungebührnisse wegen mußten Militair und Communalgarde unzähligemal zusammengetrommelt und gegen die Ruhestörer geführt werden, welche jene mit Hohngeschrei und Steinwürfen empfingen und alle Drohungen mit verächtlichem und ungläubigem Gelächter beantworteten. Dieser beklagenswerthe Zustand in unsrer Stadt war die Folge der übergroßen Langmuth und Unentschlossenheit unsrer Regierung, die eben so tadelnswerth war als deren frühere Härte. Wie sehr dieser Kleinmuth Platz gegriffen hatte, ersieht der Leser aus einem Beispiele, welches mir derjenige Artillerieleutnant erzählte, welcher in der Nacht, als man das Polizeihaus erstürmte, die Mannschaft der Blockhauswache an der Elbbrücke befehligt hatte. Als die Feuerglocke in der Altstadt ertönt und die Nachricht von dem Volksaufstande zu des Leutnants Ohren dringt, läßt er von seiner Mannschaft — etwa 18—20 an der Zahl — eine weitgegliederte Kette quer über die Elbbrücke bilden, um die Pöbelhaufen der Neustadt von der Vereinigung mit denen der Altstadt zu verhindern. Bald jedoch schwillt der Haufe, welcher nach der Altstadt hinüber und die Kette durchbrechen will, zu mehrern Hunderten an. Man murrt immer lauter, droht und drängt mit Ungestüm gegen die wenigen Soldaten an. In dieser Lage erbittet sich der Leutnant von dem im nahen Blockhause wohnenden Gouverneur der Stadt, von dem General von Z., Verhaltungsbefehle. Dieser verweiset den Anfrager an den Stadtcommandanten, an den General v. M., der am Palaisplatze wohnte. Dort dieselbe Rathlosigkeit wie hier! Endlich wendet sich der Leutnant an den General v. G. Dieser, ein alter Haudegen, läßt jenem sagen, seinen Leuten den Befehl zum Laden zu ertheilen. So wie dieses Commandowort erschallt, die Ladestöcke in die Flintenläufe rasselnd hinabfahren und die Gewehre hoch erhoben werden, prallt der ganze Menschenhaufe zurück und stiebt auseinander.

Erst nachdem eine scharfe Salve, die aber gerade nur Neugierige in der Ferne traf, den Aufrührern gezeigt hatte, daß man endlich Ernst

wache, hörten alle Zusammenrottungen auf. Unter den Unruhstiftern efanden sich auch Bürger, die dafür mit Zuchthausstrafe büßen mußten. Die zwei Haupträdelsführer, ein Nudelmüller und ein Advocat, wurden u lebenslänglicher Haft auf der Festung Königstein verurtheilt, wo sie urch Erhängen ihrem Leben freiwillig ein Ende machten.

30. Gütige Schickung.

Die bisher königliche Armencommission wurde jetzt, wie die Polizei, i eine städtische umgewandelt. Ein Verein von angesehenen und gechteten Männern, an deren Spitze der Kriegsminister von Z., überahm die Oberleitung des Armenwesens. Unser vormaliger Chef, der Hofrath M., blieb zwar vor der Hand noch in seiner Stellung, hatte ber nichts mehr zu befehlen, sondern nur in Ausübung zu bringen, was ihm jener Verein auftrug. Hatte ihn schon der von seinem Kassirer erübte Betrug tief geschmerzt, so mußte ihn seine jetzige Zurücksetzung wohl eben so kränken als mich vor drei Jahren die meinige. Später wurde er als Rentbeamter in ein kleines Städtchen versetzt. Den Secretair S., der aus Liebedienerei gegen den Minister von Einsiedel sich in dessen Gegenwart in der verächtlichsten Weise behandelt hatte nd ein höchst unmoralischer Mensch war, ereilte gleichfalls die rächende Nemesis, indem seine Besoldung von 800 Thalern bis auf 300 Thlr. erabgesetzt wurde und er noch froh sein konnte, daß er nicht gänzlich rotlos gemacht worden war. Dagegen kam der Hofrath Philippi wieder empor, welcher mit dem Buchhändler Hilscher in Compagnie geteten war, einen schmählichen Bankerott gemacht und mit seinem leiblichen Schwager auf offener Straße eine gemeine und blutig abgelaufene Prügelei gehalten hatte, weshalb er den königlich sächsischen Hofrathstitel einbüßte und nur den weimarischen fortbehielt. Philippi, der die Feder tüchtig zu führen verstand, wurde bei der neu organisirten Armenbehörde zum Protokollanten ernannt, als solcher des Kriegsministers von Z. rechte Hand und Factotum.

Nachdem ich einmal von der verführerischen Frucht der Schriftstellerei gekostet hatte, versuchte ich meine Feder an einer zweiten Er-

zählung: Der goldene Knopf. Das geschah im Sommer 1830 und demnach vor dem Volksaufstande. Aus Dankbarkeit gegen den, der mein erstes literarisches Kind aus der Taufe gehoben, übergab ich das zweite wieder dem Herausgeber des Mercur. Allein dieser händigte mir mein Manuscript nach einigen Wochen uneröffnet wieder ein mit der Bemerkung, daß er wegen fataler und dringender Geschäfte nicht Zeit gefunden habe, meine Arbeit durchzulesen und mich daher bitte, solche anderwärts unterzubringen. Grund dieses abschlägigen Bescheids war, wie ich später ersah, der nahe bevorstehende Bankerott der Handlung Hilscher und Philippi. Was nun machen? Nochmals an den Herausgeber der Abendzeitung mich zu wenden, wagte ich nicht. Da kam mir zufällig eine Nummer der Leipziger Zeitung unter die Hände, welche die Nachricht aus Berlin brachte, daß der dortige Professor und Herausgeber der Zeitschrift: „Der Gesellschafter", Gubitz, eine Preisbewerbung für eine Novelle und ein Lustspiel ausgeschrieben und außer einem Honorar von 15 Thalern für den Druckbogen auch noch eine goldene Medaille dem Preiserlanger zugesprochen habe. Nun fiel es mir zwar nicht ein, mich schon um einen Preis zu bewerben, auch war der hierzu angesetzte Termin bereits verstrichen, allein ich sagte mir, daß ein Mann, welcher 15 Thaler für den Druckbogen zahlen wollte, gewiß großmüthiger auch anderwärts honoriren würde als Philippi, der mir für sehr viele Druckbogen nur 12 Thlr. gegeben hatte. In diesem Vertrauen sendete ich mein Manuscript an Gubitz ab und mußte für dessen Porto allein 22 ggr. bezahlen. Es vergingen aber mehrere Monate, ohne daß ich eine Antwort erhielt. Ein zweiter Brief von meiner Hand an den Professor hatte ebenfalls keinen bessern Erfolg. Nun wendete ich mich an den Vater eines meiner Privatschüler, der in Berlin ansässig war und seinen Sohn nach Dresden in eine Pension versetzt hatte. Durch denselben erhielt ich endlich Nachricht von Gubitz, der mir längst schon, aber freilich nur durch Buchhändlergelegenheit geantwortet hatte. Der Brief war in der Arnoldi'schen Buchhandlung vergessen worden und liegen geblieben. In jenem erklärte sich der Herr Gubitz bereit, meine Erzählung aufzunehmen und den Druckbogen mit 8 Thalern zu honoriren. Ich bekam für „Den goldenen Knopf", der

kaum halb so stark war als das Pomeranzenbäumchen, 20 Thlr. Honorar.

Bald genug sollte ich erkennen, warum Gottes gnadenreiche Hand mich nicht zu dem großmüthiger honorirenden Herausgeber der Abendzeitung, sondern zu dem knickerigern Philippi geführt hatte. Im Januar 1831 starb nämlich der Oberlehrer an der ersten Armenschule Dresdens und zwar zum Theil in Folge einer erlittenen Mißhandlung. Er hatte den Pflegesohn eines Nachtwächters, seinen Schüler, gezüchtigt, und dessen Pflegeältern benutzten jenen Zeitpunct, wo durch den Volksaufstand die Polizei beseitigt und auch jede andere Behörde eingeschüchtert worden war, um für jene Züchtigung eine nachdrückliche Rache an dem Lehrer ihres Pflegesohns zu nehmen. In dieser unlauteren Absicht lauerte das Ehepaar dem nichts Böses ahnenden und aus seiner Dachwohnung in das Lehrzimmer hinabsteigenden Lehrer auf, springt aus einem Treppenwinkel tigerartig auf den schwächlichen Mann los und während ihn der Nachtwächter bei der Gurgel würgt, daß dem Unglücklichen ein Blutstrom aus dem Munde quillt, bemüht sich das Weib, jenen die Treppe hinabzustürzen, wobei das Ehepaar schreit: „Den Hals und das Genick wollen wir dir brechen, du —!“ Auf das vernommene Kampfgetümmel und des Opfers schwaches Hülfegeschrei springt ein kraftvoller Mitbewohner des Hauses herbei und befreit nicht ohne große Mühe den Gemißhandelten aus den Händen seiner Angreifer. Auf des Lehrers Klage wurden jene zwar zur Verantwortung gezogen, allein straflos gelassen, weil man theils den lügenhaften Ausreden des Ehepaars mehr glaubte als den Aussagen des Gemißhandelten und seines Befreiers, theils auch, weil von dem Ehepaar nichts zu erholen war. Nach viermonatlichen Leiden starb der Lehrer an der Luftröhrenschwindsucht.

Wie oft geschah es, daß, wenn einer von uns Lehrern das Unglück hatte, durch eine Züchtigung einen sichtbaren, wiewohl unschädlichen Eindruck auf dem Körper seines Schülers hervorzubringen, er auf die Anklage der Aeltern in disciplinarische Untersuchung verwickelt und mit Geldstrafe belegt wurde!

Um die Stelle dieses hingeopferten Mannes bewarb ich mich.

Wenn der Minister v. Einsiedel noch am Staatsruder gesessen hätte, so wäre natürlich mein Ansuchen vergeblich gewesen. Allein nun hatten sich die Umstände zu meinen Gunsten geändert. Zunächst machte ich dem Hofrath Philippi meine Aufwartung und bat ihn um sein Fürwort für mich bei Besetzung der Oberlehrerstelle. Er hieß mir, ihm mein Anhaltschreiben vor dessen Eingabe zu zeigen. Als ich in dieser Absicht wieder zu ihm kam, sagte er zu mir: „Ich habe Einsicht in die Acten genommen, welche bei Gelegenheit Ihrer Probe um Ihres Vaters Amt angelegt worden sind, und gefunden, daß man wahrhaft himmelschreiend mit Ihnen verfahren hat. Wenn Sie ein vortheilhaftes Zeugniß von dem Pastor Schmaltz beibringen können, so verspreche ich Ihnen, daß Sie ganz allein zur Probe kommen sollen.“

Nun, Pastor Schmaltz sowohl, als unser Diaconus Zscheile, stellte mir so günstige Zeugnisse aus, wie ich kaum erwarten konnte, und so gelangte ich wirklich ganz allein zur Probe. Zwei Tage vor derselben — an einem Sonnabende — mußte ich meine schriftliche Probe in der Superintendentur ablegen, wo mir ein Sitz in der kleinen Arbeitsstube des Schreibers zugetheilt wurde. Meine Aufgaben bestanden in Folgendem: 1) Einem Entwurf zu einer Catechisation über das vierte Gebot. 2) Der Beantwortung der Frage, ob es räthlich sei, in der Schule von den aufständischen Bewegungen der Neuzeit zu sprechen? 3) Einem Brief an einen Freund, in welchem namentlich des Näherkommen der Cholera und andrer Gefahren gedacht wird. 4) Definition der drei Begriffe: glücklich, glückselig und selig. 5) Einem Exempel von mehr als drei Sätzen.

Hieraus ersieht man, daß der liebe Superintendent dießmal es mir leichter machte als das erstemal. Früh um 8 Uhr begann ich meine Arbeit und war mit derselben bereits nach kaum siebenviertel Stunden fertig. Als ich solches dem Superintendenten melden ließ, brachte mir dessen Schreiber die Antwort, daß der Herr Superintendent mich dringend ermahne, mich ja nicht zu übereilen, sondern meine Aufgabe nochmals zu überarbeiten, weil sie unmöglich in so kurzer Zeit schon gelungen sein könne. Ich aber wußte nichts abzuändern oder hinzuzusetzen. Um den Schein des flüchtigen Arbeitens zu vermeiden, copirte ich meine Arbeit

noch einmal, was die Zeit bis um 11 Uhr hinwegnahm, und sendete sie dem Superintendenten zu. Und gerade war es meine schriftliche Arbeit, welche ganz besonders den Beifall der geistlichen Herren erhielt, welche meiner, zwei Tage später abgehaltenen Probe beiwohnten. Diese ist mir unvergeßlich geblieben. Sollte sie doch entscheidend für mein ganzes Leben und Wirken, für der Meinen Wohl und Wehe sein, mich beglücken oder moralisch vernichten! Dießmal erfuhr ich meine Aufgabe $1\frac{1}{2}$ Tag vor der Probe und auch diese mündliche hatte der Superintendent, gleichsam als Entschädigung für meine erste verunglückte, möglichst leicht gemacht. Jene wurde in dem Local der Armenschule am Queckbrunnen abgehalten, das dem damals erbärmlichen Zustande der öffentlichen Schulen Dresdens entsprach.

Die beiden Lehrzimmer waren so niedrig, daß man mit dem Kopfe beinahe die Decke berührte, und die Fenster dem angemessen. Eine steile hölzerne Treppe, einer Hühnerstiege ähnlich, führte hinauf. Dort fanden sich in großer Anzahl, mit Ausnahme des jetzt gänzlich mißachteten Stephan, die Herren Geistlichen Dresdens ein. Unter ihnen auch die beiden der Neustadt, Pastor Dr. Schmaltz und Diaconus M. Zscheile. Zuerst mußte ich einen Vers des Liedes: „Es wolle Gott uns gnädig sein und seinen Segen geben" allein singen. Schade, daß die Melodie dieses ganz auf meinen damaligen Zustand passenden Liedes eben so unbekannt als schwer zu singen ist. Ich ärgerte mich über meine Angst und meine zitternde Stimme und sagte mir dabei, daß wohl keiner der anwesenden Herren besser singen würde als ich. Dennoch wich mein Zittern nicht. Es war aber auch kein Spas. Während ich im Feuer lag, zitterten daheim meine liebe Mutter und meine Frau ebenfalls vor Angst ob des glücklichen Gelingens meiner Probe, und die alte, ehrwürdige Schwiegermutter meines Bruders hatte sogar die Ihrigen mit den Worten angesprochen: „Wir wollen doch ein andächtiges Vaterunser für den Gustav beten, daß er mit seiner Probe glücklich bestehe." Wie sehr mich diese Theilnahme rührte!

Der Februarabend dunkelte bereits, als die Probe endlich überstanden war. Die Schulkinder wurden entlassen und ich nebst dem anwesenden Unterlehrer zogen uns in das angränzende zweite Lehrzimmer

zurück, um nicht Ohrenzeugen der Berathung zu werden, welche jetzt zwischen den Herren Geistlichen gepflogen wurde. Ueber meine Angelegenheit einigte man sich bald, darauf aber wurde die Unterredung so laut und heftig, daß wir beide uns in den entferntesten Winkel des Zimmers flüchteten. Man beschwerte sich bitter bei dem Superintendent darüber, daß er bei Besetzung der Lehrerstellen in seiner Diöcese dem Einflusse Stephans und seiner Partei so viel Raum gegeben und dagegen den Localschulinspectoren ihr Recht habe verkümmern lassen.

Es war ganz finster geworden, als endlich die geistlichen Herren gingen und ich mit dem Lichte in der Hand sie die elende Treppe hinabbegleitete. An der Hausthüre drückte mir der Pastor Dr. Schmaltz die Hand und sprach: „Gute Nacht, Herr Oberlehrer!"

„Gute Nacht, Frau Oberlehrerin!" hatte ich am Abende meiner ersten Probe zu meiner Frau gesagt und es hatte nichts gegolten. Dießmal aber bewährte sich des Pastors Rede. Nach 17jährigem Harren und Schulmeistern begann ich zu steigen und verdoppelte sich meine bisherige Besoldung von 150 Thalern. Ob ich dieses Glück erlangte, wenn ich durch meinen ersten schriftstellerischen Versuch nicht Philippis Bekanntschaft und Gunst erlangt hätte? Wer weiß das mit Gewißheit? Warum aber sollte der Glaube mir nicht zur Freude und zum Troste gereichen, daß es Gottes liebevolle Hand war, die mich dem Dr. Philippi zuführte, wodurch ich alljährlich einen Gewinn von 150 Thlrn. erlangte, während der Herausgeber der Abendzeitung mir vielleicht einmal für immer nur 50 Thlr. Honorar bewilligt hätte?

Von meinem Wohnhäuschen bis in die Armenschule am Queckbrunnen hatte ich einen Weg von einer halben Stunde zu machen, den ich täglich viermal zurücklegen mußte, was meiner Gesundheit nur dienlich war. Mit Freuden gedenke ich der Morgen, wo ich durch den Zwinger ging und mich an dem süßen Dufte der Orangenblüthen labte, den die vielen, dort aufgestellten Orangenbäume aushauchten. In meiner neuen Stellung erfreute ich mich bald der großen Liebe meiner Schüler und wenn ich mich ja einmal in der Schule geärgert hatte, so verflog die Aufregung während des Heimwegs und fröhlich betrat ich meine Wohnung. Ein Jahr lang hatte ich mein neues Amt verwaltet,

als der jugendliche Nachfolger meines Vaters, nach langem Leiden, an der Luftröhrenschwindsucht starb. Mein Vater hatte, da er die Töne des Pianoforte nicht mehr hörte, unsere kleine Orgel auf seine Kosten angeschafft und solche mir bei seinem Ableben zugesprochen. Aus Mangel an Platz in unsrer niederen Dachwohnung und wegen der beträchtlichen Kosten ihrer Versetzung hatte ich sie in dem ersten Lehrzimmer unsrer Schule ferner stehen lassen und dem Nachfolger meines Vaters ihre unentgeltliche Benutzung anheimgegeben. Von dieser stark tönenden Orgel hatte der Aberglaube ausgesprengt, daß sie sowohl den Tod meines Vaters als auch dessen Nachfolgers voraus verkündet habe. Die Braugehilfen behaupteten nämlich, daß sie bei ihrer nächtlichen Arbeit und zwar kurz vor dem Ableben meines Vaters und dessen Nachfolgers ganz deutlich die Orgel hatten spielen hören und hierdurch mit Grausen erfüllt worden seien. Meine, sonst nicht abergläubische Frau hatte durch diese Sage eine so große Furcht vor der Orgel bekommen, daß sie mich dringend bat, sie nicht mit in unser neu erbautes Wohnhaus zu nehmen. Das Ableben des Nachfolgers meines Vaters machte mich schwanken, ob ich in meiner gegenwärtigen Stellung bleiben oder um die Versetzung in das einstige väterliche Amt nachsuchen sollte. Wie schon gedacht, besaß ich die Liebe meiner Schüler und in dem würdigen Hofprediger Dr. Käuffer einen so edlen, menschenfreundlichen und beirätigen Schulinspector, daß mir ein Scheiden schwer ankam. Allein da mir der hochwürdige Geistliche selbst zuredete, die mir so theure Stelle meines Vaters einzunehmen und er ferner mein Gönner und Freund bleiben zu wollen versprach, so reichte ich mein Gesuch um Versetzung ein. Wie freudig überraschte mich neben der sofortigen Gewährung meiner Bitte zugleich die Nachricht, daß eine nahmhafte Anzahl Bürger unsrer Neustadt, ohne mein Vorwissen und Zuthun, bei meiner Behörde um meine Rückkehr nach jenem Stadttheile nachgesucht habe. Heute noch danke ich jenen wackern Männern für dieses ehrende Zeichen des Vertrauens, das mich zu immer treuerer Pflichterfüllung anspornte.

Drei Jahre lang hatte meine Prüfungszeit gewährt, diese mich geläutert, vervollkommnet und in mir einen Schatz mich entdecken lassen,

der für mich und die Meinen zu einer reichlich fließenden Quelle des Wohlstandes und der Freude werden sollte. Und vier Jahre nach meines Vaters Tode nahm ich Besitz von dessen Amt und sang nebst den Meinen aus dankerfüllter Brust: „Der Herr hat Alles wohl gemacht. Gebt unserm Gott die Ehre!" Unsere alten Hausgenossen begrüßten unsere Rückkehr mit großer Freude und treuer Anhänglichkeit, und meine liebe Orgel begleitete unsere frommen Gesänge mit ihren hehren Klängen.

31. Mancherlei Prüfungen.

Auf Erden ist kein bleibendes Glück und müssen wir durch vielerlei Trübsal in das Reich Gottes eingehen. Am 1. September 1832 gebar meine liebe Frau, nach 4 Töchtern, endlich einen Sohn. Derselbe gedieh zu unsrer Freude kräftig heran. Da bekam unsere älteste Tochter Emma den Keuchhusten und steckte, bevor wir noch denselben erkannten, unsere sämmtlichen Kinder an. Der erst drei Monate alte Säugling erlag nach kurzem Kranksein der fürchterlichen Seuche und weinend betteten wir unser einziges, heiß geliebtes Söhnlein in sein kaltes, dunkles Grab. In seinen letzten Leidenstagen konnte das arme, kleine Wesen nicht schlafen. Wir schlossen daher schon am Tage die Fensterladen des Krankenzimmers, um das Kind durch die Finsterniß einzuschläfern. Ach, wenn wir uns zur Wiege des kleinen, gequälten Kindes herniederbeugten und lauschend sein Antlitz betrachteten, so funkelten uns immer und immer wieder seine dunkeln, weit geöffneten Augen entgegen und dieses still getragene Weh war für uns doppelt ergreifend. Wie tief und herzzerreißend war unser Schmerz, als wir unsern Sohn, einen schlafenden Engel, ein kleines Blumenkränzlein in seinen Händen haltend, vor uns aufgebahrt sahen und wir ihn der schneebedeckten, kalten Erde anheimgeben mußten! Unsere beiden jüngsten Töchter wurden bei dem Keuchhusten nicht bettlägerig. Kam der Hustenanfall, gewöhnlich zu derselben Minute bei beiden, so verließen sie ihr Spielzeug, rannten zum Spucknapf, husteten, keuchten und paukten sich dabei mit den Fäusten, weil der Aerger und Eigensinn Eigenthümlichkeiten

des Keuchhustens sind. Unsere älteste Tochter dagegen war ungleich kränker als ihre Schwestern und hatte ihr Krankenlager, das sie monatelang nicht verließ, getrennt von jenen und zwar in dem Dachstübchen, welches meine gute Mutter bewohnte.

Das arme, von Geburt an schwächliche Wesen zehrte zu einem wahren Gerippe ab und ward so kraftlos, daß es durch das bloße Aufrichten seines Oberkörpers schon athemlos war. Neun volle Wochen hindurch mußten wir Tag und Nacht an seinem Lager wachen, um es bei jedem Hustenanfalle, der es zu ersticken drohte, zu halten und zu unterstützen. Um eine so dauernde Anstrengung zu bewältigen, theilten wir uns in die Nachtwachen in der Weise, daß ich, meine Frau, meine Mutter und der aus Rußland heimgekehrte Bruder meiner Frau abwechselten. Aber, wenn auch die Reihe des Nachtwachens nicht an mir und meiner Frau war, so brachte uns doch die Nachtruhe keinen Schlaf und keine Stärkung, indem wir theils durch die Hustenausbrüche unsrer beiden jüngeren, neben uns schlafenden Töchter, theils durch die unsrer über unsern Häuptern sich abquälenden Emma erweckt und munter erhalten wurden. In der stillen Winternacht tönte das Husten jener schauervoll durch die Stubendecke herab und riß uns aus dem festen Schlafe der Erschöpfung. In angstvoller Spannung zählten wir die immer öfterer und anhaltender werdenden Anfälle, bis die Krankheit ihren Gipfel erreicht hatte. Einst hielt ich die Nachtwache und bei des Lämpchens mattem Schimmer mein müdes Auge auf mein armes Kind geheftet, das, schlaflos, immer regungsloser wurde, je näher der Hustenanfall herankam. Demselben ging ein schwaches Räuspern voran und dann sprang das nach Luft schnappende Kind trotz seiner tödtlichen Schwäche, wie ein angeschossener Hirsch aufrecht auf seine Füße im Bette empor und umklammerte in wahrer Todesangst meine es haltenden Arme. Des Kindes Augen verdrehten sich und blickten bald hilfeflehend den Himmel, bald mich an, der ich, zerfleischt vom unthätigen Schmerz, stumm diese Qual mit ansehen mußte. Plötzlich rauschte ein Blutstrom aus meines Kindes Mund und Nase hernieder und färbte den weißen Bettüberzug blutigroth. Da war meine Fassung gänzlich dahin. „Ein Blutgefäß —“ sagte ich verzweifelnd zu mir — „ist in

der Brust meines Kindes zersprungen und sein Tod nicht mehr zu bezweifeln.“ Vernichtet von diesem Gedanken hielt ich mein Kind umfangen, bis dieses endlich leise hervorkeuchte: „Es ist — gut!“ und wieder niedergelegt sein wollte. Glücklicherweise erwies sich meine Befürchtung als ungegründet und ist ein Blutbrechen bei dem Keuchhusten nichts Seltenes. Bisher hatte ich nicht gewußt, was Ohnmacht sei. Die körperliche und geistige Erschöpfung aller meiner Kräfte bewirkten, daß ich bei einer andern Nachtwache plötzlich bewußtlos auf die Dielen niederstürzte. Durch den Schmerz, den mir der Fall am Kopfe verursachte, kam ich wieder zu mir und fand mich zu meiner Verwunderung am Boden liegen. Dabei mußte ich mein Schulamt ohne alle Unterbrechung fortführen!

Sonderbar, daß unsere Emma nach endlich überstandenem Leiden mit demselben auch ihre frühere Kränklichkeit abgelegt zu haben schien, indem sie von da an gesünder, kräftiger, lebensfroher und thätiger wurde, während unsere zweite Tochter Anna von dem Keuchhusten wahrscheinlich eine Herzerweiterung davontrug, die sich durch übermäßiges Herzpochen, Irrereden und Bewußtlosigkeit nach den ersten Stunden des Schlafs und später durch Bleichsucht kundgab.

Mein jetziger Unterlehrer war früher Lehrer am Blochmann’schen Institute gewesen und ebenfalls ein eifriger Anhänger Stephans. Er hatte die Stelle des wegen seiner Unkeuschheit entfernten Magisters W. an der Kinderbesserungsanstalt erhalten, solche aber in Folge allzugroßer Strenge gegen seine Pfleglinge, die beinahe eine Volksempörung veranlaßte, wieder verloren. Auf diese Weise war er vom gut besoldeten Inspector zum ärmlich honorirten Unterlehrer herabgestiegen, ein Fall, der noch weit schmerzhafter war als der meinige.

Unter der intoleranten Regierung Ferdinands II. waren viele protestantische Böhmen ausgewandert und hatten in Dresden einen Zufluchtsort gefunden, wo sie noch jetzt eine besondere Gemeinde bilden. Sie besaß ihre eigene Kirche und war zur Zeit des v. Einsiedel’schen Regiments der berüchtigte und schon erwähnte Martin Stephan ihr Pastor. Die böhmische Gemeinde war nicht arm und besaß sie, außer mehrern Capitalien, in hiesiger Antonstadt eine Stiftsschule, die nach

ihrem Gründer die Reit'sche hieß. Ueber diesen Reit, der ein Arzt war, habe ich in meiner Erzählung: „Der verhängnißvolle Nagel“ Näheres geschrieben und verdanke ich die geschichtlichen Thatsachen darin der mündlichen Ueberlieferung des vormaligen, böhmischen Cantorsubstituten Marx. Die Vergebung der Stiftslehrerstelle lag in der Hand des böhmischen Pfarrers.

Da die Stelle eben offen war, so belehnte Stephan meinen Unterlehrer mit derselben, obgleich er wußte, daß Letztrer bereits ein Lehramt inne hatte, welches dieselben Tagsstunden beanspruchte wie die Reit'sche Stiftsschule, und er als Bibelkundiger wissen konnte, daß man zweien Herren nicht dienen könne, am allerwenigsten zu gleicher Zeit. Wenn aber der recht- und streng-gläubige Pastor Stephan kein Bedenken hierbei trug: wie konnte man da ein solches von meinem Unterlehrer erwarten, den bei einer starken Familie die schwersten Sorgen drückten und der sich an das Beispiel des stolzen Englands hielt, wo die Pfarrherren ihre amtlichen Obliegenheiten einem spärlich besoldeten Vicar übertragen und ihre reichen Einnahmen in träger Ruhe verzehren. Nun, mein Unterlehrer hielt sich ebenfalls einen Vicar, einen 16jährigen, pädagogisch nicht gebildeten Jüngling, den er monatlich mit 2 Thlrn. honorirte, während er selbst nur die in meiner Schule freien Nachmittage der Mittwochen und Sonnabende seiner Stiftsschule widmete. Aber auch jene wurden dieser bald wieder entzogen. Die Armenversorgungsbehörde bildete nämlich in meinem Schullocal eine Art Aushilfsschule für solche kleine, jedoch schulfähige Kinder, die ohne jeglichen Schulunterricht in den Straßen sich herumtrieben. Zu Lehrern an dieser Aushilfschule meldeten sich der Armenschul-Oberlehrer F. und mein Unterlehrer. Versteht sich, gegen übliches Honorar. Mein Unterlehrer unterrichtete an den Nachmittagen der Mittwochen und der Sonnabende, der Oberlehrer F. an den übrigen Wochentagen und zwar ebenfalls nachmittags nach dem Schlusse meiner Schule. Daß die Aeltern der böhmischen Stiftsschüler mit einer solchen gänzlichen Vernachlässigung ihrer Kinder nicht einverstanden waren, versteht sich von selbst. Sie erhoben deshalb bittere Klagen. Da sie aber solche nicht — wie man sagt — bis vor die rechte Schmiede brachten, so blieben

sie auch gänzlich unbeachtet. Dieser Unfug währte Jahr und Tag unter den Augen der Landesbehörden fort. Niemand kam, den Zustand der böhmischen Stiftsschule zu untersuchen. Unser Herr Superintendent schien alle Lust zu dergleichen Geschäften verloren zu haben. Mein Unterlehrer hatte 3 Schulämter zu verwalten übernommen und mit welchem Erfolge, kann man leicht sich denken.

Wir damals überaus kärglich besoldeten Lehrer mußten uns auf diese oder jene Weise selbst zu helfen suchen, da es sonst niemand that. Auch ich war außer einem öffentlichen Armenschullehrer noch Privatlehrer der lateinischen, französischen und deutschen Sprache, Zeichnenlehrer, Clavierlehrer, Kunst- und Stubenmaler, Schriftsteller, Gärtner, Winzer, Anstreicher, Holzhacker, Notenschreiber — kurz, ich schämte mich keiner Arbeit. Andere meiner Amtsbrüder — absonderlich die Landschullehrer—zeideln Bienenstöcke, handeln mit Nelken-, Georginen- und anderen Pflanzen u. s. w. Reicht dein amtliches Einkommen bei aller Einschränkung nicht aus, lieber Amtsbruder, dich und die Deinen zu ernähren, so verzweifele nicht, sondern suche in dir selbst noch irgend eine andere Erwerbsquelle aufzufinden, und es wird dir gelingen.

Nachdem die gedachte Aushilfschule eine geraume Zeit bestanden hatte, erschien in derselben eines Nachmittags unser stadträthlicher Vorstand in Begleitung eines hochgestellten Geistlichen, um Einsicht von den Fortschritten der kleinen Schüler zu nehmen. Durch eine unrichtige Bestellung hatte sich keiner der beiden Aushilflehrer eingefunden, daher der geistliche Herr selbst den Examinator machte. Er stellte sich mit ernster Miene vor die erste der Subsellien, an welchen die Kinder mit gefalteten Händen und auf ihn gerichteten Gesichtern saßen.

„Was ist's, lieben Kinder," — fragte er — „das die Leidenschaften zügelt, den Menschen veredelt und über's Thier erhebt?"

Starres, peinliches Schweigen, das ein paar Minuten währte, folgte diesen Worten sowohl von Seiten der immer ängstlicher blickenden Kleinen als des Examinators, der keine weitere vermittelnde Frage that.

Ich selbst war in meinem Innern um eine richtige Antwort verlegen und — ich wette meinen Kopf darum — auch der studirte Herr

Stadtrath. Ich legte später unsern tüchtigsten Pädagogen jene Frage vor und jeder von ihnen antwortete nach reiflicher Ueberlegung: „Die Vernunft."

Kein Wunder demnach, wenn die 6- und 7jährigen Proletarierkinder stumm verharrten. Endlich beantwortete der geistliche Herr seine Frage selbst mit dem Worte: „Das Gesetz!" welches den Kindern gleichfalls unverständlich war. Durch weitere Rede des geistlichen Herrn ersah ich, daß dessen Frage als Einleitung zu den 10 Geboten des Sittengesetzes hatte dienen sollen. Da seine weiteren Fragen der ersteren angemessen waren, so blieben die Kinder stumm und die Prüfung nahm ein rasches Ende.

Erwägt man, daß solche geistliche Herren über uns Lehrer zu Gericht sitzen, über unsere Lehrfähigkeiten zu urtheilen haben, bei Amtsbesetzungen über unser günstiges oder ungünstiges Geschick entscheiden, so möchte uns angst und bange werden.

Ein andermal kam mein weltlicher Vorstand mit einem andern hochgestellten Geistlichen in meine Schule und begann der Letztere meine Kinder gleichfalls über die 10 Gebote zu examiniren. Die erste Frage war: Wo stehen die 10 Gebote geschrieben? Antwort: In der Bibel. — In welchem Theile! — Im alten Testamente. — In welchem Buche? — Im zweiten Buche Mosis. — Im wie vielten Capitel? Hierauf blieben meine Schüler die Antwort schuldig, die ich augenblicklich — ebenso wenig wie mein weltlicher Chef — nicht hätte ertheilen können. Hierüber gerieth der sonst gütige und humane geistliche Herr in einen lebhaften Zorn und zankte meine Schüler tüchtig aus, was ich natürlich für einen indirecten Tadel meiner Lehrweise ansah. Ich hatte freilich geglaubt, daß, wenn meine Schüler die 10 Gebote im Kopfe und Herzen behielten, es weniger nöthig sei, zu wissen, in welchem Capitel der Bibel sie niedergeschrieben seien. Von Stund an aber sorgte ich dafür, daß meine Schüler die Nummerzahl des fraglichen Capitels ihrem Gedächtnisse einprägten.

Nicht die Behörde, sondern der immer lauter werdende Unwille derjenigen Aeltern, deren Kinder die böhmische Stiftsschule besuchten, zwang endlich meinen Mitarbeiter, den Unterricht in der Proletarier-

classe meines Schullocals abzugeben, um wenigstens die Nachmittagsstunden der Mittwochen und Sonnabende seiner Stiftsschule widmen zu können.

Mein Mitarbeiter gewann als Stiftsschullehrer gar bald die Ueberzeugung von dem Unwerthe des Pastors Stephan, der ihm mehrere Beträge seines Diensteinkommens vorenthielt und für seinen Nutzen verwendete. Hierzu kam noch, daß ein junges blühendes Mädchen — eine Gläubige Stephans — in großer Seelenangst sich meinem Mitarbeiter entdeckte und ihn um Rath anflehte. Auch ihr hatte nämlich der wollüstige Mann Arges gegen ihre Tugend und Sittlichkeit zugemuthet und sie kämpfte nun mit sich, ob sie die Anträge des von ihr so hoch geehrten Seelsorgers annehmen oder zurückweisen solle. Natürlich rieth ihr mein Mitarbeiter zu dem letzteren und forderte sie auf, mit ihm zu unserm Superintendenten zu gehen und demselben ihr gethanes Geständniß zu wiederholen. Das geschah. Der Superintendent theilte das hierüber aufgenommene Protokoll der Regierung mit. Diese that hierauf nichts, gar nichts — denn Stephan stand im Begriff, mit 600 seiner betrogenen Gläubigen nach Amerika auszuwandern. Und einem fliehenden Feinde soll man ja sogar eine goldene Brücke bauen. So ließ man geschehen, daß 600 verführte, brave Menschen, von denen 200 mit ihrem Schiffe untergingen, nach Amerika auswanderten und dort erst einsahen, welchem Unwürdigen sie ihr Seelenheil anvertraut hatten. War es nicht eine heilige Pflicht der Regierung, den Anhängern Stephans durch die Mittheilung von Thatsachen die Augen zu öffnen und sie somit von ihrem Verderben zurückzuhalten? Ein Anderes wär's gewesen und die Regierung ohne Schuld, wenn dann noch die Irregeleiteten auf ihrem Sinn und Willen beharrt hätten.

Zur damaligen Zeit erregte die Eckernförder Elementar-Unterrichtsmethode in der Lehrerwelt großes Aufsehen, um, wie jede pomphaft ausgeschrieene Sache, bald wieder spurlos zu verschwinden. Die sächsische Regierung schickte zwei als tüchtig erkannte Schulmänner nach Eckernförde, um die neue Methode kennen zu lernen und sich von deren Werthe durch den Augenschein zu überzeugen.

Mein Mitarbeiter warf sich sogleich mit Feuereifer auf die neue

Lehrweise, die er nur durch Hörensagen kannte. In dieser Absicht bekleidete er alle vier Wände seines Lehrzimmers meiner Schule mit zahllosen Papierstückchen, auf welchen groß gemalte Ziffern und Buchstaben sich befanden. Nachdem er mittelst derselben eine Zeitlang, nach seiner Meinung, geeckernfördert hatte, lud er mehrere höher gestellte Schulmänner, unter ihnen den Kirchen- und Schulrath Dr. Wahl und den Seminardirector Otto, ein, die neue Lehrmethode und deren erzielten Resultate in Augenschein zu nehmen. Mich hatte er von seinem Vorhaben nicht einmal benachrichtigt, geschweige dazu eingeladen. Daher kann ich auch kein Urtheil über jene Parade abgeben, sondern nur Otto's Worte wiederholen, der zu mir sagte: „An dem Dinge ist nichts."

Mein Mitarbeiter blieb nicht auf halbem Wege stehen, sondern richtete an das Cultusministerium das Gesuch, seine Leistungen in der Eckernförder Elementarlehre einer Prüfung zu unterwerfen und sein Streben durch Verleihung einer entsprechenden Geldsumme zu unterstützen. Hierauf fand sich der Geheime Rath Dr. H. in der böhmischen Stiftsschule ein, in welche mein Mitarbeiter indeß alle seine, in meiner Schule aufgehängt gewesenen Papierstückchen versetzt hatte, und ließ sich etwas voreckernfördern. Der Staatsbeamte, vielleicht ein tüchtiger Jurist, verstand von der Pädagogik sehr wenig, von der Eckernförder Lehrweise aber gar nichts. Derselbe bezeigte seine völlige Zufriedenheit über die Leistungen der Stiftsschüler, welche auswendig gelernte Gebote, Bibelsprüche und Liederverse im Chor, nach dem Tacte und mit kindlichem Ausdruck hersagten, ebenso eingeübte Rechnenübungen vornahmen, kleine, rührende Gesänge vortrugen und wo zwei kleine Knaben sogar ein Geigenduett hören ließen. Endlich zeigte die Versammlung eine rühmliche Geschicklichkeit und Behendigkeit im Dütenfertigen und in anderen leichten Arbeiten. Die Folge war, daß auf des Dr. H. günstigen Bericht das Cultusministerium meinem Mitarbeiter 200 Thlr. auszahlte, um die Eckernförder Lehrweise ein Jahr lang in der Stiftsschule fortzusetzen.

Derjenige von den beiden Schulmännern, welche in Eckernförde selbst den dortigen Unterricht studirt hatten und der auf seine Kosten einen umfangreichen, zu einem Buche angewachsenen Bericht hatte

drucken lassen, bekam dagegen nur 50 Thlr., eine geringe Summe, die nicht einmal die Druckkosten deckte.

Ueberhaupt ist die sächsische Regierung wiederholt von marktschreierischen Leuten hintergangen und angeführt worden. Ein Beispiel hiervon war, außer dem eben erwähnten, ein gewisser Lehrer H., der wegen betrügerischen Gebahrens von seiner Stelle an einer städtischen Schule Dresdens entfernt worden war und nun eine, aus verschiedenen Büchern zusammengetragene Abhandlung über den Unterricht und die Erziehung blödsinniger Kinder schrieb, solche einigen hohen Aerzten und Staatsbeamten vorlegte, hierauf auf Unkosten der Regierung eine große Reise durch Deutschland, die Schweiz u. a. unternahm, wobei er auf dem kostspieligsten Fuße lebte und bei seiner Rückkehr die Stelle eines Erziehers an der neu errichteten Anstalt für blödsinnige Kinder zu Hubertusburg erhielt. Das Alles geschah, ohne daß man auf seine Antecedentien Rücksicht nahm und ohne Weiteres seinem vorgemachten blauen Dunst Glauben beimaß. Sein erster Auftritt als Erzieher blödsinniger Kinder bestand darin, daß er gleich am Abende seiner Ankunft in Hubertusburg dem ihn bedienenden Mädchen im dortigen Gasthofe Gewalt anthun wollte. Auf das durchdringende Hilfegeschrei der Bedrohten eilte man herbei und befreite sie nicht ohne Mühe von dem wie rasend sich geberdenden Wollüstling, der natürlich sofort seinen Laufpaß erhielt, von Stufe zu Stufe tiefer sank und endlich zum gemeinen Dieb ward. Nach überstandener Strafzeit wurde er durch die Vermittelung einiger Menschenfreunde nach den nordamerikanischen Freistaaten übergesiedelt.

Nach Jahr und Tag schickte das Cultusministerium zwei andere und mit dem Unterrichtswesen besser betraute Männer als jener Geheime Rath war, ab, um den Erfolg der angeblichen Eckernförder Lehrweise in der böhmischen Stiftsschule zu erforschen. Diese Männer waren der Kirchenrath Wahl und der Director der Garnisonschule, Baumfelder. Letzterer derselbe, welcher in Eckernförde selbst gewesen war und den Bericht darüber hatte drucken lassen.

Mein Mitarbeiter, welcher sofort seine Sache auch vor diesen beiden Männern wiederholen wollte, wurde von diesen bedeutet, in seine

Oberstube sich zu begeben und dort einige, ihm über die Eckernförder Lehrweise vorgelegten Fragen schriftlich zu beantworten, während die beiden Inspectoren sich selbst von dem Standpunkt der Schule überhaupt und insbesondere von demjenigen eines jeden einzelnen Schülers überzeugen wollten.

Ach, da kam sehr bald das Krebsübel zu Tage, an welchem die ganze Schule krankte. Man erkannte durch die genaue Untersuchung, daß das Dütenfertigen, Kaffeelesen, Lumpensortiren und andere von den Schulkindern zum Vortheil ihres Lehrers ausgeführten Arbeiten die Hauptsache, die Bildung der Schüler die Nebensache gewesen war, daher jene auf der untersten Stufe stand. Wie es übrigens hinsichtlich der Eckernförder Elementarlehre bei meinem Mitarbeiter stand, erhellte aus dessen Beantwortung der ihm vorgelegten Fragen. Jene begann nämlich mit den Worten: „Eckernförde ist der Name des verdienstvollen Mannes, welcher u. s. w.“

Hier gedenke ich eines Beispiels aus dem Geschäftsgange des damaligen Beamtenwesens. Einer unsrer Armenschüler war mit dem einen Knie in einen spitzigen Nagel gefallen und seine Mutter sorglos genug gewesen, die tiefe Wunde nur mit sogenanntem Mutterpflaster zu belegen. Der Knabe, welcher einen halbstündigen Weg bis in unsere Schule zu gehen hatte, versäumte diese in Folge seiner Wunde, nicht aber den Zeichnenunterricht in derselben, welcher Mittwochs und Sonnabends Nachmittags ertheilt wurde. Solches that der Knabe nicht aus Vorliebe für die Zeichnenkunst, sondern für die 3 Pfennige, welche er von dem Zeichnenlehrer für das jedesmalige Tragen von dessen Mappe erhielt. In Folge der geringen Schonung seines verwundeten Knie's und der ungeheuren Anstrengung, die ihm das weite Gehen kostete, erkrankte der arme Bursche tödtlich und nun erst suchte die Mutter Hilfe bei dem betreffendeu Armenarzt, dem damaligen Amtsphysikus Dr. E. Dieser, obgleich auf derselben Gasse wohnhaft, unterließ es, den Kranken zu besuchen, und begnügte sich mit dem Verordnen eines gewöhnlichen Säftchens, das natürlich gar nichts half. Da begegnet mein Mitarbeiter zufällig der Mutter und erfährt auf seine Frage den Zustand des armen Knaben. Sogleich eilt mein

Mitarbeiter zu einem in der Nähe wohnenden Studenten der medicinischen Academie in Dresden, den er kannte. Mit demselben begiebt er sich zu dem Kranken, welchen der Student nicht nur von einer Brustentzündung, sondern auch noch von dem gewöhnlich tödtlich endigenden Kinnbackenkrampfe befallen findet. Nur die schleunigste Hilfe könne noch retten, erklärt der Student, und mit dieser Nachricht eilt mein Mitarbeiter zu dem Physikus, der seine Pflichtvergessenheit mit dem zornigen Ausrufe entschuldigt: „Warum hat mir denn das dumme Weib das nicht gleich gesagt?“ Als wenn ein dummes Weib wissen könnte, was Brustentzündung und Trismus seien! Aber noch nicht besucht der Arzt den Kranken, sondern schreibt eine flüchtige Anweisung, in welcher er dem Armenwundarzt aufträgt, dem Knaben Blutegel an das verletzte Knie zu setzen. Der Wundarzt, in dessen entlegene Wohnung mein Mitarbeiter sich begiebt, ist abwesend und in seiner Tabagie, aus welcher ihren Dienstherrn zu holen, dessen Magd nur mit vieler Mühe zu bewegen ist. In seinem Vergnügen gestört, geht der Wundarzt am Spätabende endlich verdrossen zu dem Kranken, um ihm die verordneten Blutegel zu setzen. Diese beißen nicht an, weil ihnen die Ueberreste des aufgelegt gewesenen Mutterpflasters nicht schmecken. Daher entfernt sich der Wundarzt, ohne irgend eine Hilfe geleistet zu haben. Hiervon in Kenntniß gesetzt, eilt mein Mitarbeiter am andern Morgen in die Heilanstalt der Klinik und bittet um sofortige Aufnahme des kranken Knaben. Der anwesende Arzt erklärt den Fall für einen seltenen und daher für die Zwecke der Anstalt lehrreich, aber zugleich auch, daß die Aufnahme nicht von ihm, sondern von dem Ausspruche des Directors abhänge, der um die und die Stunde erst hier eintreffe. Mein Mitarbeiter läßt sich die Mühe des Wiederkommens nicht verdrießen, wo er denn erklärt bekommt, daß man wegen Mangels an Platz den Knaben nicht aufnehmen könne. Erst am Nachmittage dieses Tages wird derselbe in das Stadtkrankenhaus versetzt. Nun war damals in demselben eine ganz eigenthümliche Einrichtung, indem zwar ein Geistlicher, jedoch kein Arzt in demselben wohnte. Der anordnende Oberarzt war ein viel beschäftigter, der, nachdem er seine zahlreichen Privatkunden besucht hatte, endlich um die Mittagszeit erschöpft das

Krankenhaus betrat, die dortigen Kranken in die Behandlung nahm und dabei sich beeilen mußte, um daheim seine Mittagsmahlzeit nicht verbrennen oder verkühlen zu lassen. In dieser Einrichtung war auch der Grund zu suchen, weshalb ein Kranker nur in dem äußersten Nothfalle seine letzte Zuflucht in das Stadtkrankenhaus nahm. Es ist ein großes Verdienst unsrer Königin Maria, welche das Stadtkrankenhaus wiederholt besuchte, dessen große Mängel erkannte und zur Kenntniß des Stadtraths brachte, dessen Vorstand bis dahin keinen Fuß in das Krankenhaus gesetzt hatte.

Mein armer Klaus — so hieß der todtkranke Knabe — blieb, da er, wie gesagt, am Nachmittage in das Krankenhaus geschafft wurde, ohne ärztliche Hilfe und erlebte den andern Mittag, daher die Ankunft des Arztes, nicht. Sein einziges Labsal war dünner Kaffee, den ihm seine Mutter theelöffelweise und mit großer Mühe durch die fest zusammengebissenen Zähne einflößte.

Der erwähnte Amtsphysikus hatte das Gesuch meiner Mutter um eine Pension durch ein Zeugniß ihrer körperlichen Schwachheit unterstützen müssen. Für das Honorar von einem Thaler schrieb der Doctor in das Zeugniß, was meine Mutter ihm in die Feder dictirte, ohne sie einer Untersuchung auszusetzen.

Als die Wittwe meines Vorgängers an der Armenschule beim Queckbrunnen ebenfalls eines ärztlichen Zeugnisses zu Erlangung einer Pension bedurfte und nur dasjenige des Amtsphysikus als gültig von der Regierung angenommen wurde, so schickte die selbst krank darnieder liegende Wittwe ihre Schwester zu dem Amtsphysikus, um denselben zu einem Besuch in ihrer Wohnung bitten zu lassen. Nun gab der bereits bejahrte Amtsphysikus seiner Gattin nicht unbegründete Ursache zur Eifersucht und weil die Schwester der fraglichen Lehrerswittwe von einem üppigen Körperbau war, so vermuthete die Frau Physikus eine ganz andere Absicht, als die ausgesprochene bei der ansehnlichen Jungfrau und wies sie unter den gemeinsten und gröbsten Schimpfnamen schnöde ab. Als mir die Kranke diese ungerechtfertigte Zurückweisung klagte, übernahm ich es, die Bitte der Kranken persönlich dem Physikus vorzutragen. Aber auch dieser schlug das Gesuch

mit den Worten rund ab, daß er nicht verpflichtet sei, seine ärztlichen Besuche bis in den Stadttheil auszudehnen, in welchem die Lehrerswittwe wohnte. Vergebens berief ich mich auf den Ausspruch der Regierung, welche ein Attest des Physikus zur unerläßlichen Bedingung für Pensionsertheilung machte. Der Doctor beharrte auf seiner Weigerung, bis ich endlich, deren wahren Grund errathend, ihm sagte, daß man ja seine Bemühung nicht umsonst verlange, sondern solche anständig honoriren würde. Ja, das war etwas Anderes, und die Wittwe erhielt, was sie wünschte.

Einst sprach ein Ungenannter in dem Dresdener Anzeiger seine Verwunderung darüber aus, daß man einen halb tauben und blinden Physikus noch länger in seinem wichtigen Amte belasse. Jedermann errieth sogleich, daß damit der Doctor E. gemeint war, nur die Regierung nicht. Diese begnügte sich, den Ungenannten aufzufordern, den angeblich tauben und blinden Physikus zu nennen und giltige Beweise von dessen Untauglichkeit beizubringen. Was die sehr weise und für das gesundheitliche Wohl besorgte Kreisdirection vorausgesehen hatte, geschah: es fand sich kein Denunciant, welcher sich in ärgerliche Weiterungen und einen kostspieligen Rechtshandel einlassen wollte, obgleich beide Sinnesübel des Physikus offenkundig waren. Hierauf erklärte die Kreisdirection, weil niemand ihrer Aufforderung nachgekommen sei, jene im Anzeiger veröffentlichte Behauptung für unwahr und für eine strafbare Verleumdung.

Meine Mutter, sowie die Wittwe meines Vorgängers an der Armenschule am Queckbrunnen, erfreute sich einer monatlichen Pension von 3 Thalern aus der königlichen oder vielmehr Landes-Pensionskasse. Als aber die Wittwe des Nachfolgers meines Vaters um gleiche Gunst und Pension bat, wurde ihr Gesuch von der Regierung rund abgeschlagen und zwar unter dem Vorgeben, daß die Pensionsertheilung der Dresdener Stadtbehörde zukomme. Vergebens berief man sich auf das Beispiel der beiden, von dem Staate pensionirten Lehrerswittwen, vergebens darauf, daß die Armencommission bislang sich eine königliche genannt, eines königlichen Siegels sich bedient, alle Beamten und Lehrer, unter dem Ressort der k ö n i g l i c h e n Armencommission,

angestellt habe. Auch hier behielt Recht, wer die Gewalt besitzt, und die fragliche Wittwe blieb ohne königliche Pension.

Hier erlaube ich mir, ein Beispiel von unsrer Rechtspflege und deren Schneckengange einzuschalten. Meine Schwiegermutter hatte noch ein gegründetes Anrecht an der Caution eines mit Schulden flüchtig gewordenen Staatsbeamten, weil jene von meinem Schwiegervater dargeliehen worden war. Nachdem der deshalb geführte Prozeß eine Reihe von Jahren gedauert hatte, war der Schlußtermin desselben auf das Jahr 1824 anberaumt worden, allein im Jahre 1831 noch nicht erfolgt. Vielmehr erhielt ich eines Tages vom Amte einen offenen Zettel zugeschickt, dessen Inhalt mir bei 5 Thaler Strafe anbefahl, so und so viel Thaler für Gerichtskosten an einem bestimmten Tage unverweigerlich zu bezahlen. Das Merkwürdigste hierbei war, daß ich diesen Befehl einen Tag später eingehändigt bekam als der mir gesetzte Zahlungstermin lautete. Sonach hätte ich bereits, ohne meine Schuld, die Strafe von 5 Thalern verwirkt gehabt. Da ich mit niemand im Streite lag und von jenem Prozesse um die Caution keine Ahnung hatte, so versetzte mich die Zumuthung des königlichen Gerichtsamts in eine große Bestürzung. Ich begab mich sofort zu dem Advocaten meiner verstorbenen Schwiegermutter und trug ihm den fraglichen Fall vor. Jener gerieth hierüber in einen maaßlosen Zorn. „Das Amt —" rief er entrüstet aus — „hat falsche Acten zum Verspruch nach Leipzig geschickt und nun muthet man Ihnen zu, diese Schweinerei zu bezahlen? Geben Sie mir den Wisch —" damit meinte er den Zettel vom Amte — „ich will euch bezahlen!" Ich that, wie er mir hieß, und kein Mensch hat mir wieder Gerichtskosten unter Strafandrohung abverlangt. Ist ein solches Gebahren von den Priestern der Gerechtigkeit nicht ungerecht? Wenn ich, eingeschüchtert durch die Strafandrohung, jene Gerichtskosten bezahlt hätte, würde ich je einen Pfennig zurückerhalten haben?

Als sieben Jahre nach dem angesetzten Schlußtermin der Prozeß noch immer schwebte, schrieb ich an den Advocaten meiner Schwiegermutter, der sich indeß nach Hohnstein gewendet hatte, und fragte, weil doch seit dem Volksaufstande Manches besser geworden sei, ob denn

nicht auch in der Rechtspflege ein rascherer Gang ermöglicht werden könne, bat ihn auch schließlich um die Beendigung des langjährigen Rechtsstreits. Hierauf antwortete mir der Advocat, daß meine Klage vollkommen gerechtfertigt sei, daß aber nicht an ihm, sondern an dem Dresdener Amte die Schuld liege, dessen bestellter actor bonorum läppische und ungereimte Einwendungen gemacht und hierdurch den Streit verlängert habe. Ich solle diesen Brief einem geheimen Justizrath vorlegen, das Amt bei demselben verklagen und ihn zur strengen Untersuchung der Thatsache vermögen.

Wenn das Sprüchwort wahr ist, daß eine Krähe der andern nicht die Augen aushacke, so ist das ganz besonders bei den Priestern der Themis der Fall. Diese Erfahrung habe ich wiederholt gemacht. Daher sagte ich mir sogleich, daß, wenn ich bei einem geheimen Justizrathe klagte, derselbe mich sofort mit den Worten abweisen würde: „Wer hat mich zu deinem Erbschichter eingesetzt? Bringe deine Klage bei der Justizbehörde und in der üblichen Form an.“ Ich beschloß einen andern und, wie die Folge zeigte, zweckmäßigeren Weg einzuschlagen. Der damalige Chef des Amts, der Oberamtmann und Hofrath Pechmann, war mir als ein lieber, hochachtbarer Mann bekannt, der früher schon einmal freundlich auf meine Bitte eingegangen war. An ihn wendete ich mich, indem ich persönlich ihm des Advocaten Brief überreichte und vertrauensvoll unsere Angelegenheit in seine Hände gab. Der Hofrath las unter wiederholtem Kopfschütteln, warf endlich den Brief auf den Tisch und sagte: „Das sind Hohnsteiner Ansichten! Aber, was wahr ist, ist wahr! Die Herren Advocaten haben gematscht und gematscht. Ich werde mich der Sache annehmen, und wenn Ihr Advocat die in seinem Briefe versprochene Schrift baldigst einsendet, so wird der Streit nicht lange mehr dauern.“ Jetzt langte ich sachte nach meinem Briefe auf dem grün beschlagenen Tische. „Den lassen Sie mir!“ rief der Hofrath aus. Da befiel mich eine große Angst, daß ich unserm Advocaten eine schlimme Suppe eingebrockt haben könnte, und wagte diese Befürchtung gegen den Hofrath auszusprechen. „Deshalb seien Sie ganz außer Sorge —“ meinte der liebe Herr und beruhigt ging ich von dannen. Was in 7 Jahren, ja in

och längerer Zeit nicht möglich gewesen war, geschah jetzt binnen vier Wochen. Nicht nur, daß unsere Angelegenheit bei dem Amte zu Ende efführt wurde, so gelangte sie auch noch in derselben Zeit zum Spruche ei dem Appellationsgerichte, und erhielten die Erben meiner Schwieger- utter ihr Geld ausgezahlt. Als ich dafür dem gütigen Hofrath un- ern Dank aussprach, versetzte dieser lächelnd: „Sie haben lange genug arauf warten müssen. Genießen Sie es gesund."

Ja, wer den Papst zum Freunde hat, kann wohl Cardinal werden.

32. Buntes.

Als ich noch ein kärglich besoldeter Unterlehrer, mein Schriftsteller- ohn noch ganz unbedeutend und mein Privatunterricht im Abnehmen var, beschloß ich einen andern Nebenerwerbszweig — die Oelmalerei — zu ergreifen, die mir, wie schon gedacht, eine kleine Geldsumme ingetragen hatte. Ich nahm mir vor, Ansichten von Dresden, der ächsischen Schweiz u. s. w. zu malen und Exemplare davon in Dres- ens größeren Hotels auszuhängen, ja selbst eine Verkaufsbude auf en Jahrmärkten zu miethen und darin durch meine Frau die Bilder neiner Hand an den Käufer zu bringen. Zur Schande meiner Be- örde, die mich und die Meinen darben ließ, wollte ich meinen groß eschriebenen Namen und Stand als Firma an der Verkaufsbude an- ringen u. dergl. m. Wirklich untermalte ich eine Anzahl Oelbilder nd schon erblickte ich im Geiste eine ganze Jahrmarktsbude mit den- elben angefüllt, meine junge, hübsche Frau als freundliche Verkäuferin n derselben und der zahlenden Käufer in Menge davor. Es bewendete edoch bei diesem Phantasiegemälde und wurden die untermalten Bilder rst nach vieljährigem Zwischenraume vollendet, ohne zum Verkaufe usgeboten zu werden. Ein einziges, damals gemaltes Oelbild trug nir einen Gewinn ein.

Meine erste Privatschülerin, die Tochter jener Adelsfamilie, welche uf ihrem Weinberge in der Nähe Dresdens von den Kosacken ausge- lündert worden, war, wie ich bereits erwähnt habe, als herangeblühte Jungfrau an der Auszehrung gestorben, ihre jüngere Schwester später

meine Clavierschülerin und bald darauf die Gattin eines Edelmannes im Canton Neufchatel geworden. Der jungen Edelfrau ein sichtbares Andenken an ihr letztes Vaterhaus zu schenken, hatten mich ihre Aeltern wiederholt gebeten, sie zu besuchen und ihren Wohnsitz abzuzeichnen. Derselbe war ein Rittergut in der Nähe von Bischofswerda. Ein auf den Montag fallendes Michaelisfest vergönnte mir eine $2^1/_2$tägige Frist zu Ausführung meiner kleinen Reise, die ich am Sonnabend Nachmittag zu Fuß antrat. Nach einem siebenstündigen, angestrengten Marsche erreichte ich bei völliger Dunkelheit den Ort meiner Bestimmung. Ich kam in ein großes Schloß, dessen viele Räume zum kleinsten Theil bewohnt wurden und daher von der Herbstluft tüchtig ausgekältet waren. Nur leicht bekleidet, fror ich in dem mir angewiesenen, ungeheizten, hohen Zimmer und selbst mein Bett war so eisig, daß ich mich lange nicht zu erwärmen vermochte.

Der Sonntag war ein trüber, naßkalter Herbsttag. Dennoch nöthigte mich meine beschränkte Zeit, an das Abzeichnen der Landschaft zu gehen. Der hierzu am besten sich eignende Punct war in der Nähe eines großen Teichs und hier saß ich den ganzen Vormittag hindurch, während ein feiner aber durchdringender Sprühregen nicht nur der Landschaft ihren größten Reiz — die Beleuchtung — raubte, sondern mich auch zwang, den Regenschirm über mir aufgespannt zu halten. So saß ich hier frierend und mit verklommenen Fingern nur mühsam den Bleistift führend. Da nahete sich mir ein Diener mit einem Teller süßen Confects und einem Glase Weißweins, welche Erquickung mir die gnädige Frau überschickte, die aber schlecht zu meinem Zustand paßte, indem das süße Zuckergebäck und der weiße Wein meinen Magen versäuerten und erkälteten. Die schädlichen Folgen hiervon verspürte ich jedoch erst auf der Heimreise, die ich abermals zu Fuße zurücklegte. Nach einigen Stunden Gehens bemächtigte sich meiner eine Mattigkeit, wie ich sie noch nie erlebt hatte. Diese zwang mich, ganz gegen meine Gewohnheit, zum häufigen Ausruhen und machte mich endlich so kraftlos, daß ich kaum noch meine Füße heben konnte und liegen bleiben zu müssen befürchtete. Sonderbar, auf der sonst so befahrenen Straße holte mich kein einziges Fuhrwerk ein, dessen Führer

ich hätte um die Aufnahme bitten können. Endlich langte ich, alle meine geringen Kräfte bis auf das Aeußerste anstrengend und leichenblaß, in meiner Wohnung an, wo ich, zum heftigsten Erschrecken meiner Frau, sogleich auf das Sopha niedersank. Erst nach einigem Ruhen vermochte ich, mit Hilfe meiner Frau, mich auszukleiden und das Bett zu besteigen, wo ich nach dem Genuß einiger Tassen warmen Lindenblüthenthee's in einen so starken und anhaltenden Schweiß verfiel, daß ich in kurzen Zwischenräumen dreimal meine Leibwäsche wechseln mußte. Es war eine starke Grippe, die ich mir zugezogen hatte und die, ohne ärztliche Hilfe, lediglich durch das Schwitzen, eben so schnell wieder verschwand als sie gekommen war.

Die Bleistiftzeichnung führte ich nun in Oelfarben aus; mein Bild wanderte in die Schweiz und das dafür erhaltene Honorar warf wieder einmal einen Sonnenblick auf unsere kümmerliche Lage. Ich habe bereits erwähnt, daß ich aus dem Nachlasse meiner Schwiegermutter einen zweiprocentigen Kammer-Creditkassenschein von 1000 Thalern in Verwahrung bekommen hatte. Um das werthvolle Papier vor Diebshänden zu sichern, wußte ich keinen geeigneteren Ort als es unter meine Betten auf den Strohsack zu legen. Weit weniger als jene fürchtete ich eine Feuersgefahr. Eines schönen Sommertags trug meine Frau unsere Bettstücken zum Sömmern hinaus auf den Rasenplatz in unserm Garten. Welch' ein tödtlicher Schreck durchrieselte ihre Glieder, als sie bei ihrer Rückkehr in unsere Schlafkammer den Tausendthalerschein nicht mehr auf dem Strohsacke liegen sah! Wer konnte während der Minute ihrer Abwesenheit das Papier entwendet haben? Meine Frau war vor Schreck so außer sich, daß sie nichts weiter anzufangen wußte, als meine damals noch bei uns wohnende Mutter von dem großen Verlust zu unterrichten. Der besonnenen Matrone gelang es nach einigem Suchen, den Talon nebst den daran befindlichen Zinsleisten in einem Winkel der Kammer, den Schein selbst aber draußen auf der Balkendecke der Düngergrube aufzufinden. Dessen Diebin war niemand anders gewesen als unsere dreijährige Tochter Wilhelmine, die, ihrer Mutter auf allen Tritten und Schritten nachfolgend, die beiden Papiere unbemerkt vom Strohsack genommen und verzettelt hatte.

Ein merkwürdiges Seitenstück zu diesem Wiederfinden ereignete sich später bei einer uns befreundeten Familie, deren Oberhaupt Stadtbilleteur war und sein Expeditionslocal im Altstädter Rathhause hatte. Dort verwahrte er, der größeren Sicherheit wegen, das über 1000 Thaler betragende und in preußischen Staatsschuldscheinen angelegte Vermögen seiner Frau. Als nun im Jahre 1830, bei Gelegenheit des bereits erwähnten Volksaufstands, nächst dem Polizeihause, auch das Rathhaus erstürmt und, mit alleiniger Ausnahme der Vormundschaftsstube, alle in seinen Räumen vorhandenen Papiere und Schriftstücke theils verbrannt, theils fortgeschleppt, theils umhergezettelt worden waren, fand unser Billeteur auch sein Schreibpult erbrochen und dessen Inhalt, die Staatsschuldscheine inbegriffen, daraus verschwunden. Nur verloren, wie man sagt, durchsuchte der erschrockene Mann die Tausende von Papieren, welche die Dielen der Zimmer, die Gänge, Treppen und den Hausflur bedeckten und die schmutzigen Spuren der vielen darüber geschrittenen Füße zeigten, und siehe da! er fand glücklich alle Schuldscheine nebst den dazu gehörigen Zinsleisten heraus. Dieser Mann und unser einstiger Hausgenosse im polnischen Brauhause, dessen Gattin zur Zeit meiner Zurücksetzung und Noth eine thätig theilnehmende Freundin und Trösterin geworden war, half mir, oder vielmehr dem Bruder meiner Frau, durch das Darlehn von 100 Thalern aus einer großen Bedrängniß, wodurch wir ihm zu dem lebhaftesten Dank verpflichtet wurden. Dieser Mann bezog eine jährliche Besoldung von 800 Thalern und wir glaubten seine Familie um so geborgener, als er später ein nicht unansehnliches Haus in der Altstadt ankaufte. Nach einer Reihe von Jahren, binnen welcher unser Helfer Buchhalter an der städtischen Sparkasse geworden war, wurde dieselbe um 1400 Thaler bestohlen. In Folge der deshalb angestellten Untersuchung ergab sich's, daß der Kassirer und Buchhalter in Gemeinschaft einen Kassenunterschleif von ziemlich 24,000 Thalern begangen hatten. Als der Buchhalter festgenommen und in's Gefängniß abgeführt werden sollte, entrann derselbe und nahm seinen Weg nach dem Dorfe Brießnitz, um dort, wo der Elbstrom sehr tief ist, seinem schuldbeladenen Leben ein Ende zu machen. Hier zog er seinen Rock aus,

ing denselben über den Arm und schritt nun, mit sich, seinem Ge-
issen und der Liebe zum Leben kämpfend, am Ufer auf und nieder.
Dabei umkreisete eine große Schaar schwarzer Krähen unter lautem
Geschrei den armen Sünder, der, hierdurch an Galgen, Schaffot und
Rad gemahnt und immer kleinmüthiger wurde. Ein schrecklicher Zu-
and! Ein ehrlicher Landmann, welcher vorüberging und in dem ent-
ellten Antlitz des Unglücklichen dessen verzweifeltes Vorhaben lesen
ochte, grüßte denselben mit den ausdrucksvoll gesprochenen Worten:
Helf' Euch Gott!" Wieder ein Dolchstich in das Herz des Elenden!
Der Landmann verweilte aber sichtlich in dessen Nähe und beobachtete
den seiner Schritte. Das Krähengeschrei und der fromme Gruß ver-
hlten ihre Wirkung nicht bei dem noch nicht verhärteten Sünder. Als
un gar eine Kutsche daher gerollt kam, in welcher ein guter Bekann-
r von ihm saß und der ihn verwundert anrief, was er hier zu einer
ußergewöhnlichen Zeit und bei der herbstlichen Kälte in bloßen Hemd-
rmeln mache: da ging dem Unglücklichen das Herz auf und der Mund
azu. Er gestand seine Schuld ein und den gefaßten Vorsatz des
Selbstmords, daher er von dem Wageninsassen fast mit Gewalt in
en Wagen genöthigt und in seine Wohnung zurückgebracht wurde,
o seiner bereits die Häscher warteten. Er starb nach einigen Jahren
n Zuchthause und nun war an uns die Reihe gekommen, seine Gattin
ı trösten und aufzurichten.

Nachdem mein Versuch, durch die Malerei Geld zu verdienen,
ißglückt war, wendete ich mich wieder zur Schriftstellerei. Der Er-
ählung im Gesellschafter: Der goldene Knopf, folgten mehrere. Unter
esen eine längere: „Die Vertriebenen". In dem Jahre 1833 wurde
s 100 Jahre, daß der Erzbischof Firmian von Salzburg 30,000
iner Unterthanen wegen ihres Glaubens an das Evangelium aus
inem Lande vertrieben hatte. Diese grausame, unchristliche Hand-
ung gab das Motiv zu der vorgenannten Erzählung, für welche mir
er Herausgeber des Gesellschafters, Professor Gubitz, 36 Thaler
onorar zahlte. In Folge dieser Erzählung schrieb mir Gubitz, daß
h ihm der Mann zu sein schiene, welcher Erzählungen für die Jugend
ach der Weise Christophs v. Schmidt, schreiben könnte, und forderte

mich hierzu auf, jedoch die Bemerkung zugleich hinzufügend, daß solche Schriften billig sein müßten. Ich hatte früher auch schon an diese Art von Schriftstellerei gedacht, mich aber durch die Fluth bereits vorhandener Jugendschriften davon abschrecken lassen. Nun aber machte ich mich an's Werk. Meine erste Jugenderzählung war die Schwanenjungfrau, die ich dem Volksmärchen des Musäus nachbildete und in welcher ich die Vorzüge des Christenthums gegen das Heidenthum darzustellen versuchte. Bisher hatte ich meine Erzählungen noch einmal ab- oder auf's Reine geschrieben, weil ich ein Manuscript mit ausgestrichenen und corrigirten Stellen nicht ersehen kann. Dieser Eigensinn unterblieb nun von meiner ersten Jugendschrift an und gelangte mein Manuscript, so wie ich's niedergeschrieben hatte und ohne ausgestrichene Stellen, in die Druckerei. Hierdurch ersparte ich eine bedeutende Arbeit, lief aber auch dabei Gefahr, daß, wenn mein Manuscript auf dem Postwege verloren ging, auch meine ganze Arbeit umsonst gewesen wäre. Zu Ehren der Postbehörde erwähne ich, daß ich bis jetzt noch kein Mal einen solchen fühlbaren Verlust zu beklagen gehabt habe. Die Schwanenjungfrau umfaßte 20 Bogen Manuscript und schrieb ich, neben meinem beschwerlichen Schulamte und etlichen Privatstunden, regelmäßig jeden Tag einen Bogen voll. Für diese 20 Bogen zahlte mir Gubitz 20 Thaler, ohne mich von der Stärke der Auflage zu unterrichten. Damals war ich schon froh, daß ich einen Nebenverdienst von täglich einem Thaler durch meine Schriftstellerei, ohne mich ärgern und von Haus zu Haus laufen zu müssen, errungen hatte. Die Schwanenjungfrau schrieb ich im Augustmonat 1833 und schon am 12. September desselben Jahres war „der kleine Bergmann" fertig, zu welchem mein Schwager, der eine Reise nach Freiberg gemacht hatte und in ein dortiges Bergwerk eingefahren war, mir das Motiv gab. Am 17. October ging Alexander Menzikoff nach Berlin an Gubitz ab. Die Anekdote von dem kleinen Pastetenbäckerjungen hatte mich schon als Knabe ergriffen und von da in meinem Gedächtnisse sich erhalten. Auf mein bewegliches Bitten legte mir Gubitz 5 Thaler zu, so daß ich für Alex. Menzikoff ein Honorar von 25 Thalern empfing. Dabei blieb es für alle noch ferner ihm gelieferten Jugend-

schriften, sowie ich auch nichts von der Stärke der Auflagen erfuhr. Das kärglich zugemessene Honorar war aber nicht allein das Betrübende, sondern die Schwierigkeit, es zu erhalten. Fast jedesmal mußte ich erst wiederholte Mahn- und Bittbriefe schreiben, und wenn endlich ja die Zahlung erfolgte, so geschah solche nicht in Geld, sondern durch eine Anweisung auf eine Leipziger Buchhandlung. Diese Anweisung zu realisiren, verstand sich kein Dresdener Buchhändler, weil er mit dem Leipziger Commissionair Gubitz's in keiner Geschäftsverbindung stand. Daher mußte ich das Einholen meines Honorars durch einen Dresdener Bankier besorgen lassen, der natürlich solches nicht umsonst that. Auf diese Weise wurde mein geringer Lohn nochmals gekürzt.

Dieses Knickern meines Verlegers bewog mich, mein Glück bei einem andern und großmüthigeren Buchhändler zu versuchen. Zuerst wendete ich mich, weil meine Schüchternheit es nicht anders zuließ, brieflich an den Dresdener Buchhändler Arnold und trug ihm meine Werke an, erhielt aber keine Antwort darauf. Nun schrieb ich an Brockhaus, der höflich ablehnend antwortete. Ein Gleiches geschah von der Leo'schen Buchhandlung in Leipzig, an welche mich mein lieber Schulinspector Dr. Käuffer gewiesen hatte. So blieb mir denn nichts übrig, als ferner mich mit den kleinen, mageren Brosamlein zu begnügen, welche mir Herr Gubitz zutheilte. Diesem hatte ich auch meinen, endlich zu Stande gebrachten Roman: „Der Abenteurer wider Willen", eingehändigt. Derselbe erschien zweibändig in der Buchhandlung von Windolf und Striese zu Königsberg in der Neumark, einer Filiale der dem Herrn Gubitz zugehörigen Vereinsbuchhandlung zu Berlin, wie ich denn auch das Honorar für meinen Roman von nur 50 Thalern von Herrn Gubitz ausgezahlt erhielt. Gubitz handelte niemals mit mir um die Höhe des Honorars, sondern bestimmte eigenmächtig dasselbe, und so mußte ich nehmen, was er mir gab. Eine andere, größere, von mir für den Gesellschafter bestimmte Erzählung: „Der Druckfehler", welcher die sittlichen Verderbnisse von Paris schilderte, bevor noch Eugen Sue seine Geheimnisse von Paris schrieb, druckte Gubitz, ohne mich erst deshalb zu befragen, besonders ab und theilte nur ein längeres Bruchstück daraus in seinem Gesellschafter mit. Für

beides erhielt ich von ihm nur 25 Thaler! Hieraus ersieht man abermals, wie eigenmächtig Gubitz mit mir verfuhr.

Der Separatabdruck dieser Erzählung hat mir überdieß großen Schaden und Verdruß eingetragen, indem meine Feinde jene, nur für Leser des Gesellschafters bestimmte Erzählung für eine Jugendschrift ausgaben und mich deshalb bis in die Hölle hinein verdammten. Hierbei war mein ärgster und unchristlichster Beurtheiler ein gewisser Dr. Körner in Halle, welcher in einem langen, gegen meinen „Druckfehler" gerichteten Aufsatze nach echt jesuitischer Weise die Sätze aus ihrem Zusammenhange riß und dann Zeter über meine Verruchtheit und Verführung der Jugend anstimmte. Und der, welcher auf eine so niederträchtige Weise mit mir umging, war ein christlicher Lehrer und pädagogischer Schriftsteller!

Glücklicherweise wird ein Schriftsteller im Anfange seiner Laufbahn von den giftigen Zähnen und Bissen der Recensentenschaar verschont, weil er, noch nicht bekannt, ihren Blicken entgeht oder von ihnen verachtet wird. So wie er aber einigen Ruf bekommt, so fällt man mit gehässiger Bitterkeit über ihn her und läßt kein gutes Haar an ihm. Es versteht sich, daß damit nicht solche Recensenten gemeint sind, welche für günstige Recensionen und Empfehlungen von den Verlegern bezahlt werden. Mein allerärgster und in seiner Gehässigkeit nicht ermüdender Widersacher war ein Professor Gersdorf in Altenburg. Wenn ich in ein Kaffeehaus kam und irgend ein Zeitungsblatt in die Hand nahm, so fand ich wiederholt die giftigsten Angriffe meiner Jugendschriften von diesem Gersdorf, der von mir sagte, daß ich noch kein gutes Wort geschrieben habe und ein Verführer der Jugend sei. Zugleich vermaß er sich, nicht eher ruhen zu wollen als bis er mich niedergekämpft haben würde.

Ueber meine Schrift: „Wie Frau Gertrud ihre Kinder geistig und leiblich erzog", die ich im Auftrage des Zwickauer Volksschriftenvereins schrieb, hat Gersdorf eine, fast ein halbes Buch füllende und natürlich hämische Beurtheilung veröffentlicht. In gleicher Weise verdammte er meine Jugendschrift: „Mutterliebe und Brudertreue", die er als ein wahres Gift für die Jugend bezeichnete.

Derselbe Gersdorf, welcher eine leise Hindeutung in der vorgenannten Erzählung auf eine unlautere, geschlechtliche Neigung eines reichen Parisers verdammte, gehörte, wie mir versichert worden ist, jener pietistischen Secte an, welche die Bibel mit allen ihren obscönen und für die Jugend unpassenden Schilderungen unbedenklich den kleinsten Kindern in die Hände giebt, diesen Mißgriff mit dem Spruche entschuldigend: Dem Reinen ist Alles rein. Wenn mir im Anfange meiner schriftstellerischen Laufbahn vorgeworfen worden wäre, daß ich ein Verführer und Verderber der Jugend sei und kein gutes Wort je geschrieben hätte, so würde ich vielleicht aus Gewissensunruhe über eine solche Sünde die Feder für immer aus der Hand gelegt haben. Allein, als dergleichen giftige Urtheile über mich gefällt wurden, hatte ich bereits so viele beifällige, mich ermunternde, ja selbst schmeichelhafte Zuschriften von anerkannt würdigen Männern, von Geistlichen, Lehrern, Müttern und Kindern erhalten, daß ich in aller Ruhe erwartete, welchen Einfluß Gersdorfs Anfeindung auf den Absatz meiner Schriften äußern würde. Den Aufreizungen meiner Freunde, den Anfällen Gersdorfs und Körners in gleicher Weise entgegen zu treten, gab ich kein Gehör, indem meine Feder für Gezänk und Schmähungen sich nicht eignet. Ich sprach zu mir: Wenn deine Jugendschriften wirklich sittenverderbend sind, so wird das große Publikum darüber entscheiden, indem es keine Bücher deiner Hand mehr kauft. Geschieht das nicht, nun, so ist das ein Beweis, daß deine Feinde unwahr gesprochen haben. Gott Lob! Gersdorfs und Körners Anfeindungen haben das Gegentheil ihres beabsichtigten Zweckes bewirkt, indem sie die Aufmerksamkeit des Publikums mehr und mehr auf meine Schriften lenkten und denselben einen immer wachsenden Absatz verschafften.

Als später ich von vielen Buchhändlern um den Verlag meiner Schriften angegangen wurde und ich ihnen hierauf vorhielt, warum sie früher meine besten Erzählungen, die zwölf und mehr Auflagen erlebt haben, wie saures Bier zurückgewiesen hatten, so entgegneten sie mir: „Sie hatten damals noch keinen Namen und waren uns auch durch eine, viel in der Literatur geltende Persönlichkeit empfohlen. Von diesen beiden Bedingungen hängt die Uebernahme des Verlags ab,

indem wir Buchhändler theils keine Zeit, theils nicht allemal die Befähigung haben, den Werth der uns zugesendeten Manuscripte selbst zu prüfen." Als ich hierauf fragte: „Wie kann ich zu einem Namen kommen, wenn man nichts von mir drucken will? Das kommt mir wie die Rede vor: Du darfst eher nicht in's Wasser gehen, als bis du schwimmen kannst, so zuckte man die Achseln und entgegnete: „Es ist nun einmal so!" Daher kommt es, daß viele angehende Schriftsteller mit einem sogenannten Winkelbuchhändler in Unterhandlung treten müssen, der ihnen ein Sündenhonorar zahlt und ihre Werke auf Löschpapier druckt.

Vielfach haben mich meine Bekannten und Verleger aufgefordert, eine und die andere meiner Jugendschriften irgend einem fürstlichen, königlichen oder kaiserlichen Kinde zu widmen, weil mir eine solche Widmung ein ansehnliches Geschenk eintragen würde. Nun haben aber viele Autoren mit den Widmungen an hohe Personen einen so vielfältigen und argen Mißbrauch getrieben, daß sich alle Regenten Europa's durch einen öffentlichen Erlaß dagegen verwahrten, nach welchem sie nur die Widmung solcher Bücher annehmen würden, deren Verfasser vorher bei ihnen um die unterthänige Erlaubniß nachgesucht und solche erhalten hätten. Nach meiner Meinung muß diese Bedingung jeden ehrliebenden Autor abschrecken, eine derartige Widmung zu wagen. Ich wenigstens war theils zu furchtsam, theils zu stolz, um mich der Beschämung und Schande durch eine abschlägige Antwort auszusetzen. Eine einzige und zwar die hundertste meiner Jugendschriften habe ich Jemandem gewidmet — meinen Kindern — und kann mich deshalb niemand des Eigennutzes zeihen.

Meine kleinen, nur auf eine Woche beschränkten Reisen, die für meinen Körper unbeschreiblich wohlthätig waren, erweckten in mir die Lust nach einer größeren und länger ausgedehnten.

Aber, woher die Geldmittel hierzu nehmen? Zwar hatten die ersten von meinen Jugendschriften schon nach wenig Jahren eine zweite Auflage erlebt. Herr Gubitz schrieb mir dabei, daß ich nach preußischen Gesetzen für eine neue Auflage die Hälfte des früheren Honorars zu erhalten hätte, war aber so großmüthig, mir solche mit 15 Thlrn.

zu bezahlen, ohne wieder ein Wort über deren Stärke zu sagen. Ich glaubte diesen Worten und nahm dankbar an, was man mir gutwillig gab. Nachdem aber bereits 10 Jugendschriften von mir erschienen waren und Herr Gubitz auf meine dringend wiederholte Bitte um Honorarzulage bedauernd mir zurückschrieb, daß er solches bei dem besten Willen nicht im Stande sei, so beschloß ich, auf meine Kosten, und zwar auf Subscription, drei Jugenderzählungen herauszugeben und solche mit Bildern von meiner eigenen Hand auszustatten.

In dieser Absicht schrieb ich im Jahre 1838 die 3 Erzählungen: Der stille Heinrich, Die Pilger und der Lindwurm, Das Fischermädchen von Helgoland. Zu denselben entwarf ich 12 Bilder, die ich, als meinen ersten Versuch dieser Art, auf Stein zeichnete. Ganz unerfahren in einem solchen Unternehmen, hatte ich schweres Lehrgeld zu geben und deshalb eine Menge Kosten zu tragen, welche ein anderer Geschäftsmann erspart haben würde. Absonderlich hoch beliefen sich die Kosten für die Bilder, die obendarein meiner Malerkunst keine Ehre machten und manches mitleidige Lächeln bei meinen Lesern hervorgerufen haben mögen. Einmal nur hatte mir Herr Gubitz gemeldet, daß er eine Auflage von 1000 Exemplaren von einer meiner Jugendschriften veranstaltet habe. Deshalb machte ich die meinige um 200 Exemplare stärker. Die Gesammtkosten dafür beliefen sich auf 450 Thlr. und da meine Ersparnisse nur in 150 Thlrn. bestanden, so lieh ich von meiner Mutter noch 300 Thaler, die ich ihr mit $3^1/_2$ Prozent verzinsete. Jene drei Erzählungen hatte ich vereinigt unter dem Gesammttitel „Astern" erscheinen lassen und für ein Exemplar den Preis von einem Thaler in meiner Subscriptionsaufforderung festgesetzt.

Nachdem der Subscriptionstermin abgelaufen war, fand sich's, daß die ganze Zahl meiner Subscribenten — 25 betrug! Und 1200 Exemplare hatte ich drucken lassen! Welch' eine niederschlagende, mich gänzlich entmuthigende Erfahrung! Und jene 25 Subscribenten bestanden zum größten Theile aus guten Bekannten von mir! Meine gesammten Sparpfennige nebst dem von meiner Mutter erborgten Kapital steckten nun in riesigen Papierballen, welche in meiner Wohnung die Mäuse zu fressen drohten. Da hat mir die Sorge mehr wie eine

schlaflose Nacht bereitet. Zwar entnahmen einige Buchhändler nachträglich noch etliche Exemplare, wofür sie mich mit beschnittenen Ducaten bezahlten. Ein Leipziger Buchhändler, Namens Kupfer, entnahm gleich ein Dutzend Exemplare, begehrte dann bald darauf noch ein halbes Dutzend und erbot sich schließlich, die ganze Auflage in Commission zu übernehmen. Als ich mich aber nach seinen Verhältnissen erkundigte, vernahm ich, daß er gänzlich heruntergekommen sei und die ihm von mir geschickten Exemplare um einen Spottpreis verschleudert habe. Natürlich habe ich keinen Pfennig für jenes Dutzend meiner Bücher von ihm erhalten, der später in schimpflicher Weise Leipzig verlassen hat.

Endlich machte mir Gubitz das Anerbieten, die ganze Auflage mit 50 Prozent Rabatt an sich zu nehmen, jedoch unter der Bedingung, daß ich ihm das Verlagsrecht über die fraglichen 3 Erzählungen einräume. Natürlich nahm ich dankbar dieses Anerbieten an, durch welches ich immer noch, bei aller meiner erlittenen Einbuße, einen größeren Gewinn davontrug, als wenn ich von Gubitz mein gewöhnliches Honorar erhalten hätte.

33. Leibliches.

Unsere Kinder, namentlich unsere älteste Tochter, wurden häufig von Fieberanfällen, Halsentzündungen und Husten heimgesucht. Dabei hatten sie noch die gewöhnlichen Kinderkrankheiten: Spitzpocken, Masern, Scharlachfieber und Keuchhusten zu bestehen. Gewöhnlich zeigten sich diese Uebel zur Winterszeit und namentlich um Weihnachten, wo die Kälte und die langen Nächte die Anstrengungen der am Krankenbette Wachenden vermehrten. Zuerst befiel das heimtückische Scharlachfieber unsere älteste Tochter Emma. Nach damaliger Heilart mußte das arme Kind neun volle Tage und Nächte hindurch in einem steten Schweiße erhalten werden, warmen Thee trinken und Arznei verschlingen. Zugleich durfte sie das durchschwitzte Hemde nicht wechseln, ihr Lager nicht aufgelockert oder, wie es heißt, gemacht werden, und mußte sie bis an den Hals zugedeckt bleiben. Sie kam glücklich durch.

Nicht so unsere zweite Tochter Anna, der in ihrer Schwitzcur ein geringfügiger Umstand lebensgefährlich zu werden drohte. Als sie im Scharlachfieber zu trinken begehrte, reichte ihr meine Frau eine Tasse voll Lindenblüthenthee und zugleich ein Stückchen Zucker. Letzteres kam dem liegenden Kinde in die Luftröhre und drohte sie zu ersticken. Groß hierüber war der beiderseitige Schreck und sofort der Schweiß bei der Kranken hinweg. An dessen Stelle trat vermehrtes Fieber, dann Irrereden und endlich Raserei, so daß wir das achtjährige Kind nur mit Mühe und durch Anwendung vereinter Kraft im Bette erhalten konnten. In dieser Noth mußten wir auf des Arztes Anordnung urplötzlich von einer Heilmethode zur ganz entgegengesetzten übergehen, indem wir eiskalte Wasserumschläge auf das äußerst erhitzte Haupt unsers Kindes legten. In Todesangst und mit zitternder Hand unternahm meine Frau dieses Wagniß, von welchem wir einen Schlagfluß und den sofortigen Tod unsrer Tochter befürchteten. So wie der kalte Umschlag das heiße Haupt berührte, sank die Kranke zusammen und stellte ihr Rasen, wie Irrereden ein. Auch starb sie nicht, sondern verlangte selbst nach ihrer nassen Haube — wie sie ihren nassen Umschlag nannte — den wir 48 Stunden hindurch in mäßigen Zwischenräumen erneuerten. Ob aber der schnelle Wechsel von großer Hitze zur Kälte nicht einen nachtheiligen Einfluß auf das Gehirn unsers Kindes gehabt und Wasser in demselben erzeugt hat, das sein späteres Leiden und seinen endlichen Tod herbeiführte, wage ich nicht zu entscheiden, fürchte es aber fast.

Ein Stückchen Zucker hat drei unsrer Kinder in die Gefahr des Erstickens versetzt und das mag allen Aeltern zur Warnung gesagt sein.

Unsere Tochter Sophie gerieth, drei Jahre alt, unter die Füße eines Pferdepaares vor einem Bauerwagen und wäre von den Hufen zertreten worden, wenn Gottes Vaterhand nicht so gnädig über die Kleinen wachte. Als kleines Kind bekam unsere Emma unter ihrem Grützemus eine Stecknadel in den Mund, wo sich dieselbe sperrte und noch glücklich beseitigt werden konnte. Ein andermal schrie Emma außergewöhnlich lange und schmerzvoll, so daß sie durch nichts beruhigt wurde. Bei der endlichen Durchsuchung ihres Körpers entdeckte ihre

Mutter in der Seite des armen Kindes eine Nähnadel stecken, welche durch die Unachtsamkeit einer Hausgenossin, welche kurz vorher das Kind auf dem Arme getragen hatte, hineingekommen war. Auch ich konnte noch als Mann das qualvolle Opfer einer Stecknadel werden, die ich bei dem Genuß von Pflaumenmus in den Mund bekam, wo sie, in die Schlundseiten sich stemmend, ihr Dasein durch Stechen kundgab und noch glücklich von mir entfernt wurde. O wie oft mag über jedes Menschen Haupt, ihm unbewußt, die Todesgefahr, gleich einem spitzen Schwerte, an einem Pferdehaar, hangen!

Im zehnten Jahre unsrer Ehe erkrankte meine Frau tödtlich an einer Brustentzündung, die mich, bei meiner lebhaften Phantasie und weil meine Schwiegermutter ebenfalls einer Lungenkrankheit erlegen war, das Schlimmste fürchten ließ. Aber auch dießmal half unser Herrgott, sowie später in einer nicht geringer drohlichen Gefahr, die meiner Frau beinahe den fast stets tödtlichen Brustkrebs zuzog. Unser verständiger Hausarzt ging dabei von der richtigen Ansicht aus, daß ein äußeres Brustübel nicht bloß durch äußerlich angewendete Mittel, als Salben, Pflaster und Umschläge, sondern von Innen, durch Verbesserung des Blutes und der Säfte, geheilt werden müsse und könne. Neben der strengsten Diät, die jede nahrhafte, fette, sauere und gewürzte Kost ausschloß, erwies sich der Gebrauch von thierischer Asche als sehr heilsam. Am meisten aber trugen zum gänzlichen Gelingen der Cur die rühmliche Enthaltsamkeit und der unverbrüchliche Gehorsam meiner Frau gegen die Vorschriften des Arztes bei. Während der drittehalb Jahre, daß dieses äußere Brustübel dauerte, verlor meine Frau niemals die Geduld, übertrat sie nicht einmal die ihr vorgezeichnete Lebensweise, wurde sie nicht kleinmüthig. Ueberhaupt muß ich meiner lieben Frau zum Ruhme nachsagen, daß in allen Krankheitsfällen, die mich, sie, unsere Kinder, unser Gesinde oder andere uns Nahestehende betrafen, sie mit Muth, Umsicht, Besonnenheit und großer Erfahrung verfuhr, so daß sie ein halber Arzt war. Zu größrer Sicherstellung, daß das äußere Brustübel nicht wiederkehre, trug, auf des Arztes Anrathen, meine Frau lange Jahre hindurch ein Fontanell am Oberarm, das sie, bei allem Weh, stets offen erhielt.

Eine andere, wenn auch nur kurz andauernde Lebensgefahr traf
ast unsere Tochter Sophie. Diese hatte sich eines Abends mit dem
opfe auf den Tisch gelegt und war fest eingeschlafen, was gegen ihre
ewohnheit und daher ein Zeichen von Unwohlsein war. Als sie er-
achte, vermochte sie nur mühsam zu athmen und fuhr angstvoll auf
re Mutter ein, als könne diese ihr Luft verschaffen. Von jeher hatten
ir das fürchterliche Gespenst der Kindheit, die häutige Bräune oder
n Croup gefürchtet, von dessen schnellem, rettungslosem Dahinwürgen
r kräftigsten Kindernaturen wir die traurigsten Beweise kannten.
aher flößten wir dem Kinde einen kleinen Kaffeelöffel voll vorräthig
haltenen Brechweins ein und schickten in die Apotheke nach einem
lben Dutzend Blutegel, die wir dicht unter den Hals anlegten.
chon auf das einmalige Erbrechen bekam die Luftröhre mehr Athem
d nach der bewirkten Blutentziehung verging die Nacht ohne beun-
higende Symptome. Als am frühen Morgen der herbeigerufene
rzt erschien, fand er die Gefahr bereits beseitigt, erklärte aber zugleich,
ß ohne unser schnelles und energisches Einschreiten am Vorabend all'
ine Kunst heute zu spät gekommen sein würde. Einst besuchte uns ein
mtsgenosse mit seiner Frau. Im Laufe der Unterhaltung erzählte
s das Ehepaar, daß einer seiner kleinen Söhne heiser sei und beim
thmen große Beängstigung leide. Auf diese Rede ermahnten wir die
ltern, ja auf der Hut wegen der mörderischen Bräune zu sein, gaben
ren Merkmale und die dagegen anzuwendenden Mittel an und er-
hlten zugleich, wie es uns mit unsrer Tochter ergangen war. Unsere
orge um das Kind meines Amtsgenossen wuchs, als im Laufe des
bends dessen Schwiegermutter einen Boten mit der Nachricht zu uns
ndete, daß des Knaben Zustand sich sehr verschlimmert habe und er
r mit Mühe noch zu athmen vermöge. Sofort beschworen wir die
ltern, von uns sogleich in die nahe Apotheke sich zu begeben und dort
it Brechwein und Blutegeln zu versehen, um beide Mittel in schnelle
nwendung zu bringen. Die Aeltern versprachen, unsern Rath zu be-
lgen, nahmen auch den Brechwein, so wie die Blutegel mit. Weil
er bei der Heimkehr der Aeltern der bedenkliche Anfall vorüber und
r Kranke scheinbar munter war, so unterließen jene die Anwendung

der genannten Heilmittel. Aber der Croup trat am nächsten Tage desto heftiger wieder auf und starb das arme Kind ohne Rettung den qualvollen Tod des Erstickens.

Nachdem ich in das 41ste Lebensjahr getreten war, zeigte sich ein früher schon als Luftröhrenkrampf aufgetretenes, aber ziemlich wieder verschwundenes Halsübel mit vermehrter Heftigkeit. Alle Kennzeichen einer beginnenden Kehlkopfschwindsucht waren da. Das Sprechen kostete mir große Anstrengung; ich empfand fast immer ein Drücken in der Luftröhre, das oft in Schmerz überging. Beim Essen verschluckte ich mich häufig, und wenn ich Säuren, Spirituosen, Gewürze und dgl. genoß, so befiel mich ein fast erstickender Luftröhrenkrampf. Es kam so weit, daß ich in der Schule keine Viertelstunde mehr anhaltend sprechen konnte und daß jedes rauhe Lüftchen, jeder Luftwechsel und Zug, ja die kleinste Erkältung mir eine Halsentzündung zuzog. Mein Hals bedeckte sich mit Narben, welche die häufig angewandten Blutegel und Blasenpflaster hinterließen. Dabei hatte sich meiner eine gänzliche Muthlosigkeit bemächtigt, die sich an den Gedanken eines langsamen, schmerzlichen und unvermeidlichen Todes gar nicht gewöhnen wollte. Als unverheiratheter Mann hatte ich mir den Tod wiederholt und ernstlich gewünscht; jetzt geschah das Gegentheil davon. Mein sonst bewährter Hausarzt vermochte mir eben so wenig zu helfen als der berühmteste Homöopath in Dresden. Alle Arzneimittel blieben ohne Erfolg. Meine Muthlosigkeit, die in Tiefsinn ausartete, preßte meiner braven Frau zahllose Thränen aus, die sie, um mich nicht noch muthloser zu machen, vor mir nicht nur verbergen, sondern auch noch eine Heiterkeit erheucheln mußte, die ihr gänzlich fern war.

Eine ihrer Jugendfreundinnen war die Gattin eines hochgestellten, mit Recht berühmten Arztes geworden. Auf Bitten meiner Frau untersuchte derselbe meinen Hals, aber auch er konnte mir weiter nichts rathen als mich ferner den Anordnungen unsers, ihm als geschickt bekannten Hausarztes zu unterwerfen. Endlich rieth mir der Allopath wie der Homöopath, meinen Hals durch zweimaliges, tägliches Waschen mit kaltem Wasser gegen die Einflüsse der Witterung abzuhärten. Bisher hatte ich meinen Hals durch wollene Hüllen gegen den Zutritt der

Luft zu verwahren und zu schützen gesucht. Allein je mehr ich solches that, desto öfter setzte ich mich der Erkältung aus. Jetzt begann ich die entgegengesetzte Weise einzuschlagen, indem ich früh und abends Hals und Brust mit frischem Brunnenwasser wusch. Zugleich wurde ich in sofern mein eigener Arzt, daß ich genau auf mich Acht gab, welche Speisen und Getränke den so häufigen Luftröhrenkrampf bei mir hervorriefen. Da erkannte ich die Behauptung unsers Hausarztes, daß die Halsmuskeln mit denen des Unterleibs in genauer Verbindung und Wechselwirkung ständen, für richtig, und mied demnach jeden Genuß, auf welchen mein Uebel sich einzustellen pflegte. Besonders große Ueberwindung kostete mir das Versagen des Salatgenusses und andrer gesäuerter Speisen. Zwei volle Jahre hatte ich ohne merkliche Besserung meines Halsübels die Wassercur fortgesetzt, dann aber trat der Erfolg um so sichtlicher hervor. Das öftere Halsdrücken, die Heiserkeit, die peinliche Trockenheit der Mundhöhle, die Halsentzündungen verloren sich mehr und mehr und wenn auch die nächtlichen Krampfanfälle noch nicht wichen, so wurden sie doch nach und nach weniger erstickend. Das häufige Verschlucken während des Essens verminderte sich und es kam endlich so weit, daß ich ohne Nachtheil mit nacktem Halse, selbst bei Winterkälte, früh zum Brunnen gehen und mir meinen Wasserbedarf selbst herbeiholen konnte. Ein wollenes Unterjäckchen, das ich seit einer langen Reihe von Jahren zur Winterszeit über dem Hemde getragen hatte, legte ich für immer ab. Da ich oftmals von dem sogenannten Hexenschuß befallen wurde, so verwandelte ich das bloße Waschen meines Oberkörpers in ein Uebergießen des ganzen Körpers mit kaltem Wasser und zwar sogleich nach dem Aufstehen vom Bette, wobei es nichts ausmachte, ob ich gerade heftig schwitzte oder nicht. Da mein Körper nach dem Uebergießen stets von einer wohlthuenden Wärme überströmt wurde, so ersah ich hieraus die Zweckmäßigkeit meiner Wassercur, die ich, wenn keine Reaction darnach eingetreten wäre, eingestellt haben würde. So kann und muß jeder Mensch sein eigener Arzt sein, der darauf zu merken hat, was ihm schade oder nütze.

34. Schule und Buchhandel.

Dresdens öffentliches Schulwesen, welches bisher im Argen gelegen hatte, ward endlich ein Gegenstand stadträthlicher Aufmerksamkeit und Fürsorge. Mit Ausnahme der wenigen Armen- und Stiftsschulen war der Schulunterricht meist den Privatschulen überlassen, deren Inhaber nach ihrem Belieben das Schulgeld bestimmen, Lehrer annehmen und entlassen durften und keiner Controle oder Beaufsichtigung unterlagen. Nun errichtete der Stadtrath, gleichsam zur Probe, eine sogenannte Districtsschule und stellte darin das Schulgeld so niedrig, daß kein Privatschulinhaber die Concurrenz mit jener aushalten konnte.

Der Schulgeldsatz in der niedrigsten Privatschule war wöchentlich zwei alte Groschen, in der Districtsschule dagegen nur einer, und zahlten zwei Geschwister zusammen sogar wöchentlich nur $1^1/_2$ Groschen. Das Fehlende schoß der Stadtsäckel zu, daher die armen Privatschulinhaber sogar noch zu ihrem eigenen Untergange beisteuern mußten. Das Ding war wohl klüglich ausgedacht, ob aber auch rechtlich, das ist eine andere Frage. Ganz natürlich erhielt jene Districtsschule einen großen Andrang von Schülern, so daß man bald eine zweite, dritte und vierte in's Leben rufen mußte, welche später den Namen „Bürgerschule" zugelegt bekamen. Die meisten Privat- oder sogenannten Winkelschulen gingen durch diese Maßregel ganz ein oder behaupteten nur noch mühsam ihr kärgliches Dasein. Deren Inhaber erkannten die ihnen durch Errichtung der Districtsschulen erwachsende Gefahr erst dann, als es zu spät und ihr Protestiren dagegen vergeblich war. Das Gebahren des Stadtraths würde weniger hart gewesen sein, wenn er aus den Inhabern der Privatschulen die tüchtigsten auserlesen und ihnen die Führung der neu errichteten Districtsschulen anvertraut hätte. Allein das geschah mit keinem von ihnen, sondern berief man theils auswärtige, theils an öffentlichen Schulen wirkende Lehrer zu Directoren. Nachdem aber die Privatschulen — so zu sagen — todt gemacht waren, schraubte man das Schulgeld in den Districts- oder Bürgerschulen auf das Vier- und mehrfache des ersten Satzes hinauf. Demohnerachtet erforderten

die öffentlichen Schulen noch immer einen jährlichen Zuschuß von vielen, in die zwanzig Tausende steigenden Thalern. Zu diesem Zuschuß mußten und müssen auch diejenigen Aeltern beitragen, welche ihre Kinder in theure Privatschulen schicken, wo sie diese in sittlicher Beziehung besser aufgehoben zu wissen glauben als in den sehr untermischten öffentlichen Schulen. Nachdem die Bürgerschulen in's Leben gerufen worden waren, galt es, noch eine dritte Classe von Schulen zu errichten, welche zwischen den Armen- und Bürgerschulen standen und für die zwar niederen, doch noch zahlenden Volksschichten bestimmt wurden. Man legte ihnen den Namen „Bezirksschulen" bei und wurde meine Schule, nach Abgabe der ärmeren, zahlungsunfähigen Schüler an die Armenschulen, in eine solche umgewandelt. Das geschah im Jahre 1841. Früher schon hatte man angefangen, für die Bürgerschulen besondere Gebäude zu errichten, weil es in Privathäusern an passenden Räumen für die sich stets mehrende Schülerzahl mangelte. Besonderes Verdienst um das öffentliche Schulwesen erwarb sich dessen weltlicher Vorstand, der Stadtrath Gehe, dessen durchgreifenden Reformen nicht selten von seinen eigenen Amtsgenossen Hindernisse in den Weg gelegt wurden, die er aber mit rühmlicher Ausdauer und Zähigkeit überwand.

Die öffentlichen Schulen wurden unter die Obhut des Superintendenten gestellt, erhielten geistliche Localinspectoren, öffentliche Prüfungen und allmonatliche Lehrerconferenzen zugeordnet. Eine besondere Schuldeputation, aus mehrern Beamten zusammengesetzt, besorgte die äußeren Schulangelegenheiten. Zu beklagen war, daß auch hier die Vielschreiberei, das Tabellen- uns Formenwesen, die Büreaukratie, mit Einem Worte, das Zuvielregieren, überhand nahm und manches Uebel mit sich führte.

Hier schalte ich meine Privatangelegenheiten ein. Nach meinem verunglückten Versuche mit dem Selbstverlage schrieb ich wieder für Gubitz, der ir auf meine Bitten um Honorarerhöhung antwortete, daß er solches auch bei dem besten Willen nicht vermöge. Ich klagte meine Noth einst meinem geistlichen Schulinspector, dem reformirten Pastor Girardet, der ebenfalls Schriftsteller war, und fragte ihn, ob

ich mich an einen andern Verleger wenden solle. „Thun Sie das nicht —“ rieth mir der Pastor — „sondern warten Sie, bis die Buchhändler zu Ihnen kommen.“ Ach, bis zum Jahre 1839 war erst Einer und noch dazu kein Buchhändler gekommen, der meine Feder beanspruchte. Es war dies der Diaconus Dr. Gustav Plieninger (gegenwärtig Dekan) in Stuttgart, der als Herausgeber des Jugendalmanachs „Weihnachtsblüthen“ mich hierzu um Beiträge ersuchte. Dieses Sonnenblicks wegen, der in das Dunkel meiner schriftstellerischen Laufbahn fiel, bin ich dem Dr. Plieninger bis heute dankbar ergeben geblieben und freue mich seiner Bekanntschaft. Die Schriftsteller sind überhaupt übel daran und am allerwenigsten die Schooßkinder der Fürsten und Regierungen. Diese unterstützen und ermuntern jeden andern Stand. Man begünstigt in vielfacher Weise die Studirenden, die Bildhauer, Maler, Musiker, Techniker, Professionisten, Bergleute u. s. w., während für den Schriftsteller auch gar nichts gethan wird. Mit welcher Dankbarkeit würde ich die kleinste Aufmunterung, Unterstützung oder Beachtung von Seiten unsrer Regierung empfangen haben, die aber leider nur solche zu berücksichtigen pflegt, welche Wind zu machen, mit fremden Federn sich zu schmücken oder zu schmeicheln wissen. Nicht mit Unrecht sagt der französische Schriftsteller Balzac von den Monarchen: „Was wüßte man denn von ihnen, wenn nicht die Schriftsteller ihr Leben beschrieben und ihre Thaten der Nachwelt überlieferten?“ Und Heine schreibt witzig: „Die Fürsten wissen, daß die Schriftsteller, gleichwie die Borsdorferäpfel, am besten gedeihen, wenn man sie auf Stroh bettet.“

Endlich fand sich ein Leipziger Buchhändler, Herr Theile, Mitbesitzer der Lehnhold'schen Buchhandlung, welcher von meiner Schriftstellerei etwas in Verlag nehmen wollte. Da ich Neues nicht vorräthig besaß, so trug ich ihm den Wiederabdruck meiner in dem Gesellschafter erschienenen Erzählungen an und verlangte für den Druckbogen 4 Thlr. Honorar, was mir auch sogleich bewilligt wurde. Als ich Herrn Gubitz hiervon in Kenntniß setzte, schrieb mir derselbe, daß er, angeblich um mir eine heimliche Freude zu machen, bereits den Wiederabdruck meiner Erzählung: „Die Vertriebenen“ begonnen habe und die beiden,

chon gedruckten Bogen vernichten müsse, wenn ich jene Erzählung Herrn Theile überließe. Das war abermals eine eigenmächtige Handlung des Herrn Gubitz, der, ohne meine Erlaubniß und ohne mich um meine Honorarforderung zu befragen, mit meinem Eigenthum nach Belieben schaltete und mir jedenfalls ein Spottgeld dafür gegeben haben würde. Demohnerachtet bemühte ich mich, Herrn Theile zu dem Absehen von jener Erzählung zu bewegen, allein mit Recht entgegnete derselbe, daß gerade jene Erzählung als die ansprechendste unter den übrigen nicht wegbleiben dürfe, was denn auch geschah. Meine gesammelten Erzählungen füllten zwei Bände und machte Herr Theile von den „Vertriebenen" noch eine besondere Ausgabe, für welche ich leider kein Honorar erhielt, so daß meine Einnahme für jene zwei Bändchen 98 Thaler war. Nun wollte Herr Theile, der mit seinem Schwiegersohne, J. Tr. Wöller, in Compagnie stand, auch eine Jugendschrift von mir verlegen und bot mir für eine solche 70 Thlr. Honorar an, zu welchen er auf meine Forderung noch 5 Thlr. zulegte. Da ich Herrn Gubitz solches schrieb, antwortete mir derselbe, der noch kurz vorher mir keinen Groschen zu dem Honorar von nur 25 Thlrn. zulegen zu können versichert hatte: „Das gebe ich Ihnen auch!"- Was sagt hierzu der Leser? Ich wenigstens fühlte mich durch ein solches Gebahren so empört, daß ich von Stund' an nichts mehr für Herrn Gubitz schrieb.

Für die Lehnhold'sche Buchhandlung schrieb ich nun „Das vierte Gebot", zu welchem ich auch die Vignette entwarf, wie sie der ersten Auflage beigegeben ist. Noch während dieser Arbeit kam ein zweiter Buchhändler, Herr Simion aus Berlin, der früher in Gubitz's Vereinsbuchhandlung als Compagnon gestanden und sich nun selbst etablirt hatte, und trug mir die Herausgabe einer Jugendbibliothek an. Ich sollte jährlich 4 Bändchen liefern und mein Honorar dafür 200 Thlr. betragen. Als ich ihm hierauf entgegnete, daß ich von der Lehnhold'schen Buchhandlung 75 Thlr. für eine Jugenderzählung bekäme, erhöhte er sein Anerbieten in so weit, daß ich für jene 200 Thlr. jährlich nur 3 Bändchen liefern sollte. „Es ist mir zwar nicht lieb" — sagte dabei Herr Simion — „daß Sie noch für eine zweite Buchhandlung schreiben

wollen, indem es natürlich ist, daß nicht jede Erzählung eines Autors gleichen Werth hat, daher die eine die andere übertragen muß. Aber nach Jahr und Tag werden Sie sehen und sagen, daß Sie mit mir besser verfahren als mit einem Andern, wenn derselbe Ihnen auch etliche Thaler mehr zahlt."

Ich beschloß nun, mit Zweien es zu versuchen. In der Weihnachtsferienwoche 1839 hatte ich die Erzählung: „Der Landprediger" geschrieben und solche für „Die Weihnachtsblüthen" des Dr. Plieninger bestimmt. Sie schien mir zu wenig umfangreich für die beabsichtigte Jugendbibliothek zu sein; da aber Herr Simion gerade um diese Zeit mich besuchte, so zeigte ich ihm das Manuscript, das er zur Durchsicht sich ausbat und mitnahm. Er fand die Erzählung gelungen und ließ sie zu Johannis 1840 als erstes Bändchen meiner Jugendbibliothek erscheinen. Rasch und zwar noch in demselben Jahre folgten jener die Erzählungen „Belisar" und „Der Strohhalm und der Schatz" nach, während ich für die Lehnhold'sche Buchhandlung „Seppel" oder: „Der Synagogenbrand" schrieb. Mich mehr und mehr für sich zu gewinnen, ertheilte mir Herr Simion zur Ostermesse 1841 freiwillig eine Gratification von 35 Thlr. als Gewinnantheil von der Jugendbibliothek, und versprach damit alle Ostermessen fortzufahren, dafern das Unternehmen an Umfang zunähme. Aus diesem Grunde wurde Simions Besuch nach der Ostermesse allemal für meine Familie zum Freudenfeste, weil ich ihnen von dem erhaltenen Extra-Honorar einen kleinen Antheil zufließen ließ. Wir erstaunten nicht wenig, als wir von dem Buchhändler Theile hörten, daß mein Verleger, Herr Simion, jüdischen Glaubens sei. Der junge Mann hatte durchaus nicht den jüdischen Typus, war blond, fein und wissenschaftlich gebildet und im Umgange höchst liebenswürdig, dabei im Honorarzahlen äußerst pünctlich, ein überaus thätiger, erfahrener Geschäftsmann, der in demselben Zeitraume drei starke Auflagen meines „Landpredigers" vertrieb, während die Lehnhold'sche Buchhandlung nur eine einzige von meinem „Vierten Gebot" absetzte. Als im Jahre 1840 das vierte Jubelfest der Buchdruckerkunst in Leipzig so großartig gefeiert wurde, erhielt ich hierzu eine Einladung von meinem Verleger, Herrn Theile, der mich freundlich

in seiner Wohnung beherbergte, auch für mich ein Couvert bei dem Festessen gezeichnet und bezahlt hatte. Das Jubelfest selbst, dessen Feier ich nicht näher hier beschreiben will, mir aber unvergeßlich bleiben wird, gab mir Veranlassung, daß ich meinen „Gutenberg" schrieb und aus Dankbarkeit gegen meinen gastfreundlichen Wirth, Herrn Theile, der Lehnhold'schen Buchhandlung in Verlag gab. Eine mir sehr angenehme Bekanntschaft machte ich bei dem Feste in dem wackern Pfarrer Zürn, der eine Schrift über die Selbstbefleckung der Jugend unter dem Titel: „Hephata" geschrieben und herausgegeben hat.

Zu Pfingsten 1841 hatte ich, wie gewöhnlich, eine kleine Erholungsreise gemacht und war, eben erst heimgekehrt, im Begriff, meinen Staubmantel abzulegen, als meine Mutter mir sagte, daß ein Leipziger Buchhändler während meiner Abwesenheit an mich geschrieben habe und mich zur Mitarbeiterschaft an einem neu zu begründenden Volkskalender auffordere. Bevor ich noch den an mich gerichteten Brief lesen konnte, fuhr eine Droschke bei meinem Gartenthore vor und der Schreiber jenes Briefs selbst, Herr Georg Wigand, stieg aus und besuchte mich, um Rücksprache wegen seines Anliegens mit mir zu nehmen.

Ein Leipziger Schriftsteller — erzählte er mir — hatte ihm den Vorschlag zu Begründung eines Volkskalenders gemacht und er, darauf eingehend, sofort die Bilder und das erforderliche Papier angeschafft. Als es aber zum Drucken gekommen war, hatte der fragliche Schriftsteller noch keine Zeile geschrieben gehabt. In dieser Verlegenheit hatte G. Wigands Gattin zu demselben gesagt: „Da habe ich neulich eine Erzählung von G: Nieritz, ‚Der Landprediger' gelesen und daran großes Gefallen gefunden. Wende dich doch an denselben wegen deines Kalenders." „Den Rath meiner Frau befolgend, fuhr er fort, komme ich zu Ihnen und frage Sie, ob Sie, anstatt bloß ein Mitarbeiter, der Herausgeber und Verfasser meines Volkskalenders werden wollen?"

Dieser zwar schmeichelhafte Antrag kam mir höchst unerwartet und setzte mich in große Verlegenheit. Seit einigen Jahren hatte ich zwar Beiträge für den, im Verlage Simions erscheinenden „Steffens Volkskalender" geliefert, aber den Stoff zu einem solchen allein — bis auf wenige Ausnahmen — zu beschaffen, trug ich doch gerechtes Bedenken.

Dieses aber wußte Herr G. Wigand niederzuschlagen und ich erbot mich, wenigstens einen Versuch zu machen. Ein großer Uebelstand dabei war, daß ich meine Erzählungen und anderen Aufsätze nach schon vorhandenen und mir übergebenen Bildern schreiben sollte, weil die Beschaffung von Original-Illustrationen hoch zu stehen gekommen wäre und dem Kalender die unbedingt nöthige Wohlfeilheit geraubt hätte. Die mir zur Bearbeitung überlassenen Illustrationen bestanden theils in Abklatschen französischer und englischer Werke, theils waren sie den bei G. Wigand erschienenen entnommen, wie z. B. aus Dullers Geschichte des deutschen Volks, aus dem Landprediger von Wakefield u. s. w.

Mit Eifer machte ich mich an's Werk und schrieb, neben meinen Amtsgeschäften, so fleißig, daß nach etwa 4, 5 Wochen der Kalender für das Jahr 1842 gefüllt und derselbe noch vor der Michaelismesse 1841 gedruckt war, so daß er ausgegeben werden konnte. Man wird sich einen Begriff von dem Unternehmungsgeiste eines tüchtigen Verlegers machen und zugleich staunen, wenn ich sage, daß G. Wigand allein 600 Thlr. für die Bekanntmachungen meines ersten Kalender-Jahrgangs verwendete. Achthundert Exemplare desselben wurden von Colporteurs in den Verkaufsbuden der Michaelismesse abgesetzt. Meine gute Mutter mochte gar nicht mehr aus- und in die Stadt hineingehen, weil mein Name in groß gedruckten Lettern an allen Gassenecken prangte und sie sich deshalb nicht wenig schämte. Das nächste Jahr kam hierzu noch die greuliche Carricatur eines Mannes, welcher, bunt colorirt, meinen Volkskalender anbot und von nicht wenigen Menschen für mein wirkliches Conterfei gehalten wurde.

Mein Honorar für den ersten Jahrgang meines Kalenders bestimmte Herr G. Wigand nach der Stärke der gemachten Auflage und zwar 18 Thlr. für jedes Tausend Exemplare. Da diese angeblich 10,000 war, so erhielt ich 180 Thlr. Welch' eine Summe! Wie reich ich wurde! Für dieses Geld hätte ich müssen bei Gubitz 7 Bändchen Jugendschriften liefern, und jetzt hatte ich neben meinen Amtsgeschäften in 4, 5 Wochen 180 Thlr. verdient. — Für dieselbe Summe hatte ich im Anfange meines Wirkens als Lehrer drei volle Jahre dienen und über 5000 Unterrichtsstunden ertheilen müssen! O du

kleine Schreibfeder! wie viel habe ich dir zu verdanken! Du erlöstest mich von meinen Schulden, welche ich wegen meines Hausbaues gemacht hatte, und von bangen Nahrungssorgen, verschafftest mir manchen Genuß, manche Erholung, manche Freude, zu welchen mir meine kärgliche Lehrerbesoldung die Mittel vorenthielt; du warst es, die meinen Kindern die nöthige Bildung gab, vier meiner Töchter ausstattete, den Arzt und die Arzneien bezahlte, die Begräbnißkosten meiner fünf gestorbenen Kinder trug, mir einen Nothpfennig hinzulegen erlaubte, vier größere Reisen machen ließ und endlich der freundlichen Gönner mir viele gewann. Mit dem Jahre 1841 begann ich erst, also nach 11 Jahren meines schriftstellerischen Beginnens, dessen Früchte in reichlicherem Maaße zu pflücken. In diesem Jahre wendete sich auch der Vorstand des Zwickauer Vereins zur Herstellung wohlfeiler und guter Volksschriften — der Kirchenrath Dr. Döhner — an mich mit dem Ansuchen, für jenen Verein einen Beitrag zu liefern, zu welchem er mir drei Titel vorschlug. Ich erwählte aus ihnen denjenigen: „Wie die arme Gertrud ihre Kinder leiblich und geistlich erzog". Da der Verein damals noch keine Bücher selbst verlegte, so übergab jener, mit meiner Bewilligung, meine Gertrud dem Buchhändler Richter, welcher davon zwei Ausgaben, eine für den Verein und eine für den Buchhandel, je zu 2000 Exemplaren machte und mir dafür 120 Thlr. Honorar zahlte. Im Vergleich mit dem, was mir Gubitz für eine Jugendschrift gab, war das allerdings ansehnlich, dagegen aber habe ich seit 29 Jahren noch keine zweite Auflage von meiner Gertrud erlebt, obgleich sie nicht zu den schlechtesten meiner Erzählungen gehört. An derselben konnte man recht ersehen, wie verschieden die Ansichten und Urtheile der Menschen sind. Während Dr. Döhner meine Gertrud gegen mich höchlich lobte und sie sogar über Pestalozzi's Gertrud stellte, verdammte sie der Professor Gersdorf in Altenburg bis in die unterste Hölle.

Der Kalender 1843 trug mir, wegen verstärkter Auflage, 220 Thaler ein, der für 1844 schon 250 Thaler. Aber bei letzterem Honorar bewendete es und ich war's zufrieden. Herr G. Wigand sagte mir nämlich, daß er mehrere seiner Verlagsartikel en bloc an Herrn Kleemann in Berlin verkauft und dieser dabei die Bedingung

gestellt habe, meinen Kalender für den Umfang des preußischen Königreichs in Verlag zu bekommen. Da Herr Wigand nun nicht wissen könne und sich nicht darum bekümmere, wie viele Exemplare Herr Kleemann von den Stereotypplatten abziehe, so bot jener mir ein jährliches Bauschhonorar von 250 Thaler an. Dieser Vertrag währte aber nur kurze Zeit, indem Herr Wigand es für gut fand, daß unser Kalender nicht bloß mit meinen Beiträgen, sondern auch mit denen anderer Schriftsteller gefüllt würde. Auch dieses ging ich ein, ebenso, daß mir deshalb mein Honorar bis auf 150 Thaler jährlich herabgesetzt wurde. Ich fühlte mich dem Herrn G. Wigand und dessen neu eingetretenen Compagnon, Herrn Gustav Mayer, zu großem Danke verpflichtet. Ich hatte einst im Gespräche mit dem Ersteren mich über Herrn Gubitz beklagt, daß er so willkührlich mit mir verfahre, sehr knickere und sich um mein ohnehin geringes Honorar wiederholt mahnen lasse u. s. w. Hierauf fragte Herr G. Wigand, in welchem contractlichen Verhältnisse ich mit Herrn Gubitz stände, und da ich ihm entgegnete: „In gar keinem," so machte er mir den Antrag, daß er und sein Compagnon meine, bei Gubitz im Verlag erschienenen Jugendschriften übernehmen, die Sache mit Gubitz abmachen und alle, etwa aus einem Rechtsstreite entspringenden Kosten allein tragen wolle. Um die Beschaffenheit meiner Geschäftsverbindung mit Gubitz zu erfahren, ersuchte mich G. Wigand um die Einhändigung der Briefe Gubitz's, die ich zum Glück sämmtlich aufbewahrt hatte. Diese übergab G. Wigand dem Rechtsanwalt Dr. Schellwitz in Leipzig zur Begutachtung und derselbe erklärte hierauf, daß die Herren G. Wigand und G. Mayer gesetzlich berechtigt seien, meine, bei Gubitz erschienenen Jugendschriften, mit Ausnahme derjenigen drei: Der stille Heinrich, Die Pilger und der Lindwurm, Das Fischermädchen von Helgoland, deren Verlagsrecht Gubitz sich ausdrücklich ausbedungen hatte, in ihren Verlag übergehen zu lassen. Hierauf reisete G. Wigand nach Berlin, um zunächst bei Gubitz den Weg gütlicher Vereinbarung zu betreten. Wie mir Herr Wigand erzählte, war Gubitz außer sich vor Zorn über meine angebliche Undankbarkeit gewesen, hatte sogar geweint und behauptet, daß er mich erst zum Schriftsteller gemacht habe (!!). End-

lich hatte er sich jedoch gefügt, und so gingen denn 11 Bändchen meiner bei Gubitz erschienenen Jugendschriften in G. Wigands und dessen Compagnon Verlag über, was freilich nicht ohne bedeutende Geldopfer von Seiten dieser beiden Herren abging, indem sie alle noch vorhandenen Exemplare mit baarem Gelde abkaufen mußten. Nun schlossen jene einen Contract mit mir ab, den der Advocat Dr. Schellwitz entworfen hatte. Aus demselben ersah ich jetzt, wie thöricht und mir zum großen Nachtheil ich meinen früheren Verlegern gegenüber gehandelt hatte, als ich in meiner Unwissenheit ihnen meine Werke ohne jede schriftliche Verpflichtung über die Stärke der Auflagen, über Vorbehalt einer Gesammtausgabe u. s. w. überlassen hatte.

Oftmals beschuldigt man Jemand, der in einem öffentlichen Amte steht und nebenbei schriftstellert, daß er solches auf Unkosten seiner Amtspflichten thue. Gegen einen solchen Verdacht verwahre ich mich hiermit feierlich, indem ich zugleich als ehrlicher Mann versichere, daß ich die Feder zum Schriftstellern dann erst ergriff, nachdem ich jede amtliche Arbeit vollbracht hatte. Ich war hierin weit ängstlicher als manche meiner Amtsgenossen und habe mich nie an die Eingabe oft ganz nutzloser Tabellen und anderer Schreibereien von meiner Schulbehörde mahnen lassen, um eben jenen Verdacht und Vorwurf nicht auf mich zu laden.

Zu den von Gubitz abgetretenen 11 Bändchen Jugendschriften schrieb ich noch ein zwölftes und so erschien die erste Sammlung derselben bei G. Wigand und G. Mayer und zwar in einem viel besseren Gewande, dazu mit einer in Stahl gestochenen, von dem Professor Schurig gezeichneten Vignette. Laut unsers Contracts bekam ich für das Hundert Exemplare meiner Jugendschriften 4 Thaler Honorar. Dasselbe bezahlte mir später auch Gubitz freiwillig für die dritte Auflage der in seinem Verlage verbliebenen drei Bändchen meiner Jugendschriften. Wäre derselbe eher so billig denkend gegen mich gewesen, so würde ich ihm stets treu und dankbar geblieben sein.

Später ließ Gubitz, man sagt, von seinem Sohne, Jugenderzählungen schreiben und unter dem erdichteten Autornamen: C. Rienitz, abdrucken. Dabei war es jedenfalls nicht auf eine kleinliche Rache

gegen mich, sondern wohl nur auf eine unehrenhafte Täuschung des Publikums abgesehen. Dieselbe brachte meinen wackern Verleger, G. Mayer, dermaßen auf, daß ich Gubitz wegen dieses absichtlichen Verdrehens meines Namens gerichtlich belangen sollte, was ich jedoch, allen derartigen unerquicklichen Zänkereien feind, entschieden ablehnte.

35. Das Director- und Armenvorsteheramt.

Wie ich schon erzählt habe, wurde meine Armenschule in Dresdens Neustadt aufgelöst, der zahlungsfähige Theil meiner Schüler mit dem der Antonstadt und der Scheunenhöfe vereinigt und in eine neu begründete Bezirksschule der Antonstadt umgewandelt.

Da mir mein Chef, der Vorstand unserer Schulbehörde, bereits früher die Directorstelle zugesagt hatte, so bewarb ich mich, frei von allem Ehrgeiz, um dieselbe.

In einer Sitzung der städtischen Schuldeputation wegen der Besetzung der Directorstelle sprach ein Deputationsmitglied mir Kenntniß, Tact und Würde zu jener ab. Ich weiß keinen andern Grund zu diesem feindseligen Urtheil aufzufinden, als daß jenes Mitglied Ein Mal meine Schule, als sie sich noch im polnischen Brauhause befand, besuchte und daß dabei ein alberner Knabe mit seinem Nachbar plauderte, während das Deputationsmitglied mit mir sprach. Dasselbe sprach sein Mißfallen hierüber in scharfen Worten aus und mochte im Geheim mir die Schuld davon beimessen. Ein anderes, schwatzhaftes Deputationsmitglied verbreitete jenes über mich gefällte Urtheil weiter aus, so daß es selbst bis zu den Ohren meiner Lehrer drang, bei denselben mein Ansehen zu untergraben und meinem Wirken zu schaden drohte. Demohnerachtet wurde ich zum Director erwählt und zwar mit 400 Thlr. jährlicher Besoldung, so wie mit freier Amtswohnung. Es ist nun aber keine Rose ohne Dornen. Ich mußte mein liebes Gartengrundstück verlassen und in das Schulhaus ziehen. Dasselbe war so unzweckmäßig gebaut, daß — außer anderen Uebelständen — die Retiraden das Haus mit einem, besonders im Sommer wahrhaft pestilenzialischen Geruche erfüllten. Da deswegen die Fenster der Retiraden und Corri-

dors beständig geöffnet bleiben mußten, so herrschte im ganzen Hause eine solche kalte Zugluft, daß ich den bösen Hals nicht los wurde und fast immer heiser war. Sodann büßte ich die bisher freien Nachmittage ein, die für mich von großem Werthe waren. Der allerspitzigste Rosendorn kam aber zuletzt, als mein Chef mir meine Ernennung zum Director anzeigte. Ich hatte ja ein so außerordentlich reich dotirtes Amt erlangt, daß man noch ein anderes hinzufügen zu dürfen glaubte. Es war solches das Armenvorsteheramt, welches mein Vorbewohner des Schulhauses, der Bürgerschuldirector Zehrfeld, mit rühmlicher Hingebung und Treue verwaltet hatte. Zu jener Zeit war unser Chef nicht bloß Vorstand der Schul-, sondern auch der Armenversorgungsbehörde, zwei Aemter, welche gegenwärtig zweien Beamten vollauf zu thun geben und schon damals unsern Chef mit Arbeit fast erdrückten. Das Amt eines Armenvorstehers, so wie das eines Armenpflegers, ist ein sogenanntes Ehrenamt, das heißt: es ist mit vieler Unannehmlichkeit und großem Zeitverluste verbunden, wird aber nicht bezahlt. Darum hält es noch jetzt schwer, geeignete Männer für solche Ehrenämter zu gewinnen. Aus diesem Grunde bekleidete eine ziemliche Anzahl der städtischen Lehrer, die durch eine abschlägige Antwort ihren Chef — wie man sagt — nicht vor den Kopf stoßen wollten, das Amt von Armenvorstehern und Armenpflegern. Diese Zumuthung wurde auch mir gestellt. Ich aber bat meinen Chef dringend, beweglich, ja flehentlich, mich mit einem Amte zu verschonen, zu welchem ich mich nicht geeignet fühlte, das mir meine Berufsfreudigkeit, die Zeit zu meiner Fortbildung, zu meiner Vorbereitung auf die Unterrichtsstunden, zu meiner Schriftstellerei, mithin auch zum Broterwerb zu rauben drohte. Denn mit 400 Thlrn. langte ich ja kaum zur Hälfte für den nöthigen Unterhalt aus. Meinen Bitten setzte mein Chef stets die Hindeutung auf das Beispiel meines Vorgängers entgegen und im Unmuthe über meine fortgesetzte Weigerung ließ sich mein Chef zu der wohl nicht überlegten Aeußerung hinreißen: „Freilich, wer ein träges und bequemliches Leben führen will, wird sich nicht zu dem Amte eines Armenvorstehers hergeben." Da schwieg ich vernichtet und ein unsagliches Weh durchschnitt mir das Herz. Wie? ich, der noch vor dem Grauen des Tages

und nicht selten bis Abends 10 Uhr dem Broterwerb nachging, sollte ein träges, bequemliches Leben führen wollen! Ach, wie gern hätte ich die Directorstelle nebst dem, was daranhing, wieder hingegeben, wäre in mein vorheriges Dienstverhältniß und in mein liebes Häuschen zurückgekehrt! Zerknirscht bat ich nur noch meinen Chef, vor Uebernahme des Armenvorsteheramts, mir so viel Zeit zu lassen als zur Einrichtung meiner neuen Schule, zur Sichtung und Einreihung der Schüler in Classen, zu Entwerfung des Lehr- und Stundenplanes ꝛc. erforderlich war. Die Einweihung der meiner Leitung anvertrauten Bezirksschule erfolgte am 20. September 1841 und hatte ich dabei meine erste öffentliche Rede zu halten, was bei meiner, nie ganz ablegbaren Schüchternheit keine Kleinigkeit für mich war. Es ging jedoch ohne Stocken meinerseits und auch sonst glücklich ab. An dem Einweihungstage belief sich die Schülerzahl auf 384, und die Zahl der Classen auf fünf. Mit jedem Jahre mehrte sich jene in überraschender Weise, so daß endlich die Räume des Schulhauses nicht mehr ausreichten und vier Mädchenclassen in ein anderes Haus verlegt werden mußten. So waren wir bis über 800 Schüler und auf 12 Classen angewachsen.

In Bezug auf jenes Urtheil, das mir Kenntniß, Tact und Würde absprach, richtete ich mich nach dem Spruche des Apostels Paulus — „es ist Alles euer" — und zwar nach dessen trefflicher Erklärung meines lieben Gotthilf Salzmann in dem Buche „Ernst Haberfeld". Darin zeigt Salzmann, wie auch das Böse zu unserm Nutzen ausfallen könne. Ich nahm mir vor, durch treue Pflichterfüllung jenes Urtheil unwahr zu machen, und daß mir dieses Streben nicht mißlang, bewies ein schon nach zwei Jahren mir und meinen Lehrern von der Kreisdirection zugesendetes Belobungsdecret, in welchem dieselbe ihre volle Zufriedenheit mit dem Befund und dem Zustande der von mir geleiteten Schule bezeigte.

Ich war nur Director mit großer Verantwortlichkeit und vielen Pflichten, aber mit desto weniger Rechten. Solches zeigte sich am Grellsten bei der Besetzung der unteren Lehrerstellen an unsern Schulen. Hierbei wurden wir Directoren niemals zu Rathe gezogen, sondern

ruhte die Besetzung lediglich in der Hand unsers Chefs, eines Rechtsgelehrten. Dieser wählte unter den Bewerbern die ihm am geeignetsten erscheinenden heraus und präsentirte sie dem Superintendenten zur Probe, der über solche sein schriftliches Gutachten aussprach. Zu einer solchen Probe, die uns neue Lehrer zuführen sollte, wurden wir Directoren nicht als Augen- und Ohrenzeugen eingeladen, ja nicht einmal von deren Abhalten in Kenntniß gesetzt. Ein einziges Mal nur schickte mir mein Chef die Anhaltungsschreiben derer zu, die sich um eine Lehrerstelle an meiner Schule beworben hatten. Solches geschah jedoch nicht zur Begutachtung, sondern bloß zur Kenntnißnahme, denn die Besetzung war bereits erfolgt. Daher geschah es einst, daß ich einen neuen Lehrer zugetheilt bekam, der mir als Trunkenbold bekannt war und welcher später seinem Director sowohl wie der Schulbehörde große Noth machte und in Folge seines Lasters zeitig starb. Das wäre vermieden worden, wenn man vor seiner Anstellung mich von der getroffenen Wahl benachrichtigt hätte.

Als Oberlehrer an meiner Armenschule hatte ich in den letzten Jahren nur alle Vormittage von 8 bis 12 Uhr Unterricht zu ertheilen, die Nachmittage dagegen frei gehabt. Diese gute Zeit war nun dahin. Als Director brauchte ich wöchentlich höchstens 18 Unterrichtsstunden zu ertheilen. Ich aber gab deren 24, um meinen anderen Mitarbeitern eine Erleichterung und mehr Zeit zum Privatunterrichte zu gewähren. Außerdem hatte ich den Unterricht in allen Schulräumen zu überwachen, von früh bis nachmittags 5 Uhr die Aufsicht zu führen und täglich oft nutzlose Schreibereien für die Schulbehörde zu fertigen, ferner die zwischen meinen Mitarbeitern selbst, so wie die zwischen ihnen und den Aeltern der Schüler entstandenen Streitigkeiten in Güte zu schlichten, viele Zeit raubende Stundenpläne zu entwerfen, Lehrerconferenzen abzuhalten, Schüler aufzunehmen und in Abgang zu bringen, das Hauptbuch zu führen, die umfangreichen Schulgelder-Berechnungen zu justificiren und noch vielen andren Arbeiten mich zu unterziehen. Zu meiner Erholung, Vorbereitung und zum Schriftstellern blieben mir von der Tageszeit nur wenige Stunden übrig, die überdieß noch durch manchen ärgerlichen Vorfall getrübt und gestört wurden. Dieß Alles hatte ich

gegen ein Mehreinkommen von jährlich 100 Thlrn. eingetauscht! Leichter hob sich meine Brust, wenn mit dem Schlage der fünften Nachmittagsstunde die letzten Schülerinnen das Haus verließen, wenn das unaufhörliche Thürenöffnen und Thürenzuschlagen, das durch das ganze Haus hallende Geräusch zahlloser auftretender Holzpantoffeln auf den Gängen und Treppen verstummte und endlich tiefe Ruhe in dem großen Gebäude eintrat. Meine beste Zeit waren die Sonn- und Feiertage, wo Sabbatsruhe das ganze Haus erfüllte. Dann suchte und fand ich Erholung an meinem Schreibepulte, wo ich die Gebilde meiner Phantasie auf dem Papiere verkörperte. Freilich geschah solches in Pausen von mehrern Wochen, ja Monaten; dann aber schrieb die Feder auch desto rascher. So kam z. B. Der Bettelvetter an nur 9 Vormittagen einer Pfingstferienwoche zu Papier und zu Stande. Ich stand früh nach 3 Uhr auf und schrieb von 4 bis 10 Uhr ohne Unterbrechung fort, so daß mir die Nachmittage zum Ausgehen und zu anderen Beschäftigungen übrig blieben.

Der Spruch, daß mit der Arbeit zugleich die Kraft wachse, erwies sich bei mir als volle Wahrheit, denn während meines 13jährigen, mühereichen Directorlebens sind meine meisten Phantasiegebilde entstanden und niedergeschrieben worden.

36. Das Armenvorsteheramt nimmt ein schnelles Ende.

Dasselbe trat ich nach der mit meinem Chef getroffenen Uebereinkunft mit dem 1. November 1841 an und war der mir zugetheilte Bezirk der umfangreichste und mit den meisten Armen angefüllte Dresdens, was schon daraus hervorgeht, daß ich jährlich allein an Almosen und Unterstützungen über 3000 Thlr. auszuzahlen bekam. Mir beigegeben waren drei Armenpfleger, deren Bekanntschaft und freundliche Dienstbereitschaft ich mir vor allen Dingen erwerben mußte. Der eine von ihnen war ein Schänkwirth; der zweite besaß ein sogenanntes Büdchen, und der dritte, ein Ehrenmann im vollen Sinne des Worts, lebte von dem Ertrage eines Gartengrundstücks. Bei den zwei ersten mochte wohl der Eigennutz zum Theil die Triebfeder gewesen sein, das beschwerliche,

undankbare Armenpflegeramt zu übernehmen. Denn es war natürlich, daß die Armen, welche ihr wöchentliches Almosen zunächst aus des Pflegers Hand empfingen, von demselben ihre kleinen Bedürfnisse an Lebensmitteln u. s. w. entnehmen mußten.

Mein Vorgänger im Armenvorsteheramt hatte mir gesagt, daß die Mehrzahl der Armen selbst schuld an ihrer Armuth und Noth sei; daß sie sich bemühten, durch List, übertriebene oder gar erdichtete Angaben ihres Elends, ja selbst durch Betrug aller Art sich Unterstützungen von den Organen der Armenpflege zu verschaffen. Man warnte mich, Strohdeckel vor meine Thüre zu legen, Schlüssel außen in den Schlössern stecken, irgend ein Geschirr auf der Retirade oder einen andern beweglichen Gegenstand außer Verschluß stehen zu lassen, weil nichts, selbst nicht das kleinste Holzstück, vor den diebischen Händen der bei mir Hilfe suchenden Armen sicher sei. Diese Warnungen erwiesen sich im Laufe meiner neuen Würde als nicht grundlos, zugleich aber warf ich düstere Blicke in die Tiefe des menschlichen Elends und in die noch mangelhafte Einrichtung unsrer Armenpflege. Hieran waren jedenfalls die zu starken Lasten schuld, die auf den Achseln meines wirklich menschenfreundlichen Chefs ruhten und ihm die Zeit raubten, in die Einzelheiten der Armenpflege genauer einzugehen. Mein überaus thätiger Chef hatte fast täglich eine ganze Säule von Schriftstücken zu expediren, die ihn bis zum Spätabende beschäftigten und von der Beaufsichtigung seiner Unterbeamten abhielten. Ich sagte mir bald, daß die Unterstützungen, von der Armenversorgungsbehörde ausgetheilt, bei weitem nicht hinreichten, um einen wirklich Armen gänzlich zu erhalten, daß derselbe den größten Theil seiner Bedürfnisse anderweit erbetteln, erborgen, durch Betrug, Diebstahl u. s. w. zu erlangen suchen müsse. Diese meine Behauptung zu beweisen, fällt mir nicht schwer. Die wöchentlichen Gaben an baarem Gelde, das sogenannte Almosen, begannen mit dem niedrigsten Satze von 5 Silbergroschen und stiegen — wenigstens damals in meinem Bezirke — auf den höchsten von 20 Sgr., welche allein einem steinalten Ehepaare gewährt wurden. Der am häufigsten bewilligte Satz war 7½ Sgr. und reichte dieses Almosen gewöhnlich nicht weiter als zum Zins für die Wohnung aus. Der Vermiether sicherte sich denselben

dadurch zu, daß er das Almosenbuch seines Abmiethers in seinen Händen behielt und das Almosen selbst erhob. Vergleicht man aber die Beschaffenheit einer mit jährlich 12 Thlr. bezahlten Armenwohnung mit der prächtigen und umfangreichen eines Wohlhabenden, so geht die traurige Wahrheit hervor, daß die Armen verhältnißmäßig ihre Wohnung theurer bezahlen müssen als die Reichen. Man überzeuge sich nur durch den Augenschein, in welchen elenden Löchern und Winkeln die Armen wohnen, von welcher erbärmlichen Beschaffenheit die darin befindlichen Oefen, Thüren und Fenster sind, welche ungesunde Lage über Düngerstätten u. s. w. sie haben, wie Feuchtigkeit, Moder, Kälte, Zugluft und Baufälligkeit darin sich vorfinden. Von der Regierung wird für die Erbauung von kleinen und wohlfeilen Wohnungen nicht nur gar nichts gethan, sondern derselben im Gegentheile viele Hindernisse in den Weg gelegt. Man verbot geradezu das Anlegen von Dachwohnungen in neuen Häusern, erzwang möglichst flach gelegte Dächer, die in unserm Klima höchst unzweckmäßig sind und das zeitige Verfaulen der Sparren herbeiführen, was bei der immer mehr ansteigenden Vertheuerung des Holzes von großem Nachtheile ist; man erhöhte durch die Vorschriften einer zu ängstlich verfaßten Bauordnung, die dadurch jeder Feuersgefahr vorbeugen wollte, die Kosten eines Neubaues dergestalt, daß der Erbauer, auch bei dem besten Willen, keine wohlfeilen Wohnungen herstellen konnte. Bedenkt man, daß ein solcher Uebelstand vielleicht durch einen einzigen, aber vielgeltenden Regierungsbeamten, der für Italien schwärmt und die dortige Bauart nach unserm Deutschland verpflanzen will, herbeigeführt wird, so gehört sehr viel ruhiges Blut dazu, um nicht laut darüber zu murren, sondern nur im Stillen zu seufzen. Dagegen begünstigt man oder läßt es wenigstens ungehindert geschehen, daß man bei Neubauten die höchst ungesunden Kellerwohnungen, die man früher in Dresden nicht kannte, herrichtet. Vergebens hat bisher die Armenversorgungsbehörde ihre Stimme gegen die letzteren und für die Zulassung von Dachwohnungen erhoben. Ach, die hochgestellten Herren verirren sich ja niemals bis in die Höhlen des Elends und Jammers, sondern decretiren von ihrem grünen Tische aus über das Wohl oder Wehe ihrer niederen Nebenmenschen.

Wie ich eben gezeigt habe, so wurde bei den meisten Almosenempfängern nur der Miethzins durch das Almosen gedeckt. Wie aber stand es nun um die Heizung? Die kräftigeren Armen erhielten die schriftliche Erlaubniß, an den Mittwochen und Sonnabenden in den fiskalischen Waldungen bei Dresden das dürre Holz aufzulesen und heimzuschaffen, die schwächeren dagegen Holz- und Steinkohlenportionen zugetheilt. Solches geschah aber erst nach dem Eintritt von 3 Kältegraden. Erwägt man, daß der Mensch bei einer Zimmerwärme von mindestens 14 Graden sich behaglich fühlt, daß aber, wenn es draußen Eispunct ist, in einem übel verwahrten Gemache kaum 5—6 Wärmegrade sein können: so ergiebt es sich, wie sehr die Armen frieren mußten, bevor ihnen die Heizungsmittel dargereicht wurden. Es ist erstaunlich, wie sehr die Armen jeden Alters nach und nach gegen die Kälte abgehärtet werden und es in Räumen aushalten können, wo uns die Zähne vor Frost zusammenschlagen würden. Die Heizungsmittel, welche ein Armer während des Winters in vierwöchentlichen Zwischenräumen erhielt, bestanden in einem Kübel voll Steinkohlen und in 35 kleinen Holzscheiten, das Stück zu einem Pfennig gerechnet. Der Leser möge selbst entscheiden, ob mit einer solchen Portion ein elender, oft nur aus dicken Mauerziegeln oder alten Thonkacheln zusammengesetzter Ofen vier Wochen lang gespeist werden könne? Außerdem gab es noch manchen Uebelstand. Die Vertheilung der Heizungsmittel geschah in einem, zum Thorwachgebäude der Neustadt gehörigen Raume. Dort mußten sich die Armen der Neu- und Antonstadt an den hierzu bestimmten Tagen einstellen, was in großer Anzahl geschah. Das Abmessen der Steinkohlen und Zuzählen der Holzscheite nahm viel Zeit hinweg und da die jüngeren und daher stärkeren Empfänger sich vor- und die alten und schwachen zurückdrängten, so mußten die letzteren, oft bei bittrer Kälte, lange warten, ehe sie an die Reihe des Empfangens gelangten. Die Greise und Matronen aber waren nicht im Stande, ihre erhaltenen Portionen selbst bis in ihre, oft weit entlegene Wohnung zu tragen, daher sie für das Heimschaffen durch fremde Hände einen guten Groschen opfern mußten, wodurch die empfangene Gabe um so viel an Werth verlor. Nicht wenig Arme, besonders die älteren

Männer und Frauen, suchten die Kälte in ihren Wohnungen und Leibern durch innere Heizungsmittel zu vertreiben oder wenigstens zu mindern, indem sie einen Schnaps zu sich nahmen. Wer möchte deswegen einen Stein auf die Aermsten werfen?

Was die Lagerstätten der Armen anbelangte, so erhielten sie auf ihr Ansuchen hierzu einen sogenannten Strohsack und eine grobwollene, braune Decke von der Armenversorgungsbehörde. Da aber nicht selten die Empfänger die erhaltene Gabe sofort verkauft und den Erlös im Branntwein vertrunken hatten, so wurden Strohsack und Decke mit Oelfarbe gezeichnet und deren entdeckte Käufer mit Strafe belegt.

Eines Tags bat mich eine arme Frau um einen Strohsack und eine Decke. Die Wahrheit ihrer Aussage und ihrer Bedürftigkeit zu untersuchen, verfügte ich mich in ihre Wohnung. Die Familie bestand aus Vater, Mutter, einem erwachsenen Sohne und einer noch schulpflichtigen 13jährigen Tochter. Der Mann war früher Koch und Oekonom einer geschlossenen Gesellschaft und wohlhabend gewesen, aber die Sucht, schnell und ohne Mühe reich zu werden, hatte ihn sein Glück im Lotteriespiele suchen lassen, jenes ihm aber den Rücken zugekehrt, so daß der Mann nach und nach verarmt und gänzlich herabgekommen war. Als ich um die Mittagszeit in seine Wohnung trat, fand ich ihn auf einem Stuhle neben dem warmen Ofen sitzen und ein Mittagsschläfchen halten. Der Mann, ein hoher Sechsziger, hatte durch sein widriges Geschick den Ausdruck finstrer Grämlichkeit auf sein faltenreiches Antlitz geprägt bekommen. Seinen, in löcherreiche Beinkleider gehüllten Schooß bedeckte und wärmte das Fragment einer alten Wolldecke, er selbst blickte mich mürrisch an und blieb unbeweglich sitzen. Neben ihm schnarchte auf einem zweiten Stuhle der erwachsene Sohn, der, mit einem dicken Kropfe begabt, in der wärmeren Jahreszeit den Anstreicher machte. Die Tochter befand sich in der Schule. Auf dem einzigen, morschen Tische, der nebst einem dritten Stuhle das ganze Mobiliar des Stübchens ausmachte, stand das einzig gerettete Ueberbleibsel aus einer besseren Vergangenheit: ein Kaffeeservice von weißem Steingute, welches das Mittagsmahl der Familie — ein Cichoriengetränk — enthalten gehabt hatte.

„Wo ist Ihre Schlafstätte?" fragte ich die Frau, die nicht ohne Bildung war. „Mein Mann, mein Sohn und meine Tochter schlafen dort —" entgegnete jene, indem sie in den einen Stubenwinkel hindeutete, wo ich ein Bündel in Quadratform und etwa $1^1/_2$ Elle im Durchmesser auf den Dielen liegen sah. Guter Gott! es enthielt bei näherer Untersuchung den kleinen Ueberrest eines Strohsackes und einer Decke, beides nur so groß, um die Häupter und Achseln der drei darauf schlafenden Menschen aufzunehmen, während der übrige Körper, natürlich angekleidet, auf den bloßen Dielen liegen mußte.

„Und wo schlafen Sie?" fuhr ich zu der Frau fort. Stumm zeigte diese auf die drei Stühle, deren Polster hart und niedergesessen, wie Holz anzufühlen war. Aber ich erblickte noch eine Thüre, die in ein Nebengemach führte und in welchem wohl der werthvollere Besitz der Familie versteckt gehalten werden konnte. Mein Argwohn stieg, als der erweckte Sohn das Thürschloß jener Kammer nicht sogleich zu öffnen vermochte. Wie schämte ich mich meines Argwohns, als endlich die Thüre wich und ich in ein gänzlich leeres, fensterloses Winkelchen schaute, in welchem querüber eine dünne Leine gezogen war, auf der etliche gewaschene Lappen zum Trocknen aufgehängt sich zeigten!

Wie wurde von der Behörde für die Bekleidung der Armen gesorgt? Jährlich erhielten diese — versteht sich erst nach Befürwortung durch den Armenvorsteher — ein Hemde, ein Paar Schuhe und ein Paar zwirne und wollene Strümpfe; aller zwei Jahre die Männer ein Paar Tuchhosen und die Frauen Wollenzeug zu einem Rocke, den sie aber selbst zusammennähen mußten. Tuchjacken, baumwollene Halstücher, grau leinene Schürzen, Mützen, Hauben und dergleichen wurden auf des Armenvorstehers Verwendung bewilligt und dabei Ausnahmen in der vorgeschriebenen Zeitpause zugelassen. Man höre aber, mit welchen Weitläufigkeiten und mit wie vielen Gängen von Seiten des Bittenden die Erlangung eines Kleidungsstücks verknüpft war. Bedurfte z. B. eine arme Frau eines wollenen Rocks, so hatte sie sich zunächst zu ihrem Armenvorsteher zu begeben und demselben ihre Bitte vorzutragen. Ein Glück, wenn sie ihn gleich daheimtraf und ihren Weg nicht wiederholen durfte. Wurde der Rock von dem Vorsteher bewilligt, so erhielt sie von

ihm einen hierauf lautenden Zettel, den die Frau ihrem Armenpfleger vorzeigen und unterschreiben lassen mußte. Hierauf ging sie mit dem Zettel vielleicht von dem äußersten Ende der Stadt bis in deren Mittelpunct, wo sich das Local der Armenversorgungsbehörde befand. Hatte sie hierzu eine unpassende Zeit gewählt, so wurde sie von dem Aufwärter der Behörde mit den rauh ausgesprochenen Worten zurückgewiesen: „Vormittags werden keine Bekleidungszettel angenommen. Kommen Sie nachmittags wieder.“ Nachdem solches geschehen und von ihr der Zettel abgegeben worden, so bestellte man sie auf einen andern Tag wieder, um den Bescheid auf ihr Gesuch zu empfangen. Lautete dieser genehmigend, so mußte sie den Zettel, der die Genehmigung aussprach, zuerst wieder dem Armenvorsteher und dann dem Pfleger zur Kenntnißnahme und Unterschrift vorlegen. Nach dieser Procedur endlich holte sie sich ihren Rockstoff in dem Locale der Armenversorgungsbehörde, dessen Bewilligung ihr 6—8 Gänge und ihrer Fußbekleidung beinahe ein Paar Sohlen gekostet hatte. Schien es doch fast, als habe man absichtlich diesen aufhältlichen Geschäftsgang deswegen eingerichtet, um die Armen von zu häufigen Bittgesuchen abzuschrecken.

Die Beköstigung der Armen anbelangend, so bestand diese nur in Verabreichung von sogenannten Paxbroten, in einzelnen Speisungen bei festlichen Gelegenheiten und in Ertheilung von warmen Gerichten auf eine gewisse, bald längere, bald kürzere Zeitdauer, deren sich ganz alte oder reconvalescirende Arme zu erfreuen hatten. Mehr that in dieser Beziehung der Frauenverein, welcher den Winter hindurch täglich warme Gemüseportionen an einen Theil der Allerärmsten austheilte. Aber auch bei der zeitweiligen Unterstützung mit warmem Essen durch die Armenversorgungsbehörde gab es einen Uebelstand oder vielmehr ein ganz zweckwidriges Verfahren. Jenem alten Ehepaar, welches wöchentlich 20 Sgr. Almosen erhielt, hatte ich für die Dauer der 3 Wintermonate eine tägliche Gabe von warmem Essen ausgewirkt und dem fast hundertjährigen Manne durch den Armenarzt ein Fläschchen Ungarweins verschreiben lassen, den er als eine angebliche Arznei eßlöffelweise einnehmen mußte. Außerdem that ich für das Greisenpaar

noch, was in meinen Kräften stand. Dennoch überlief mich die Frau
ast täglich mit neuen Bittgesuchen, so daß ich ihr endlich zu Gemüthe
ührte, wie viele Wohlthaten sie und ihr Mann von der Behörde
mpfingen und unter welchen ich die Betheilung mit warmem Essen
benan erwähnte. Da brach das Weib in schreckliche Verwünschungen
us und rief: „Das Fressen kann der Teufel holen! Sehen Sie, Herr!
nsere Speisekarte weiset mich alte 86jährige Frau an, alle Mittage von
nsrer Wohnung am Ende der Schwarzegasse bis in die weit entfernte
Neustadt und dort in das Hotel zur Stadt Wien zu gehen. Dort be-
omme ich die zusammengekratzten Ueberbleibsel von Speisen, welche
icht einmal die Hunde fressen mögen und die schon, Gott weiß, wie
ange gestanden haben. Dieses ekelhafte Gemengsel ist längst schon kalt
eworden, bevor ich heimkomme. Auf unserm elenden Ofen kann ich es
icht wieder erwärmen und wenn es auf mein Bitten eine mitleidige
Nachbarin thut, so stinkt das Essen so abscheulich, daß wir vor Ekel
einen Bissen essen können, sondern es auf den Mist werfen müssen.
Warum darf ich nicht das verordnete Essen bei dem nächsten Speise-
wirth, kaum drei Häuser von uns, holen, wo wir es nahrhaft, heiß
und appetitlich bekommen würden? Aber für uns Arme ist freilich auch
as Schlechteste noch gut genug und wo die Behörde am billigsten kaufen
ann, da thut sie es."

Auf diese bittere Rede konnte und wußte ich nichts zu erwiedern,
enn zum erstenmale vernahm ich von diesem zweckwidrigen Gebahren
er Behörde. Daß aber die Alte, wenigstens theilweise, die Wahrheit
esprochen hatte, erkannte ich bald darauf durch einen zweiten Fall.

Ein sechzehnjähriges Mädchen holte mich zu ihrer brustkranken
Mutter. Unter der schiefen Wand eines ungeheizten Dachstübchens
and ich die Kranke in ihrem Bette aufrecht sitzen und trotz dem herrschen-
en Halbdunkel an einem grobleinenen Hemde nähen, für dessen Ferti-
ung sie drei Groschen bekam. Wie sauer diese Arbeit einer Aus-
ehrenden wird, die sich bereits in dem letzten Stadium der Krankheit
efindet, kann man sich denken. Sie klagte mir, daß sie der Armenarzt
ur ein einzigesmal besucht, eine Flasche Arznei verschrieben habe und
icht wiedergekommen sei. Durch seine Vermittelung erhalte sie aber

täglich eine Portion Suppe und zwar in dem Gasthause zur Stadt Coburg. Die Wohnung der Kranken befand sich in der Louisenstraße und das genannte Gasthaus weit davon entfernt in der Nähe des leipziger Thores. „Wenn nun meine Tochter —" fuhr die Kranke klagend fort — „mit der Suppe heimkommt, so muß ich sie kalt essen, weil, wie Sie sehen, ich weder einen Ofen, noch Holz, noch eine Küche zum Wärmen besitze."

Als ich der Kranken die von ihr erbetene Unterstützung an baarem Gelde hintrug und ihre Tochter den Empfang desselben durch ihre Namensunterschrift bescheinigen sollte, wußte das Mädchen, welches einen achtjährigen Unterricht in einer belobten Schule genossen hatte, nicht einmal ihren Namen leserlich und richtig zu schreiben! Die Tochter lag bei ihrer auszehrenden Mutter in einem und demselben Bette! Noch mehr! In derselben Sonntagsnacht, da die Mutter mit dem Tode kämpfte, wischte keine liebende Kindeshand der Sterbenden den kalten Angstschweiß von dem bleichen Antlitze, stand die Tochter nicht theilnehmend oder weinend neben dem mütterlichen Sterbelager, stieg von keiner Kindeslippe ein brünstiges Gebet zum Allerbarmer empor und begleitete die entfliehende Mutterseele auf dem Wege zum Himmel. Nein, die 16jährige Tochter hüpfte während des Todeskampfes ihrer Mutter auf dem nahen Tanzsaale im rauschenden Walzer dahin und als sie erst am frühen Morgen heimkehrte, klagte das gebrochene Mutterauge die Leichtsinnige bei dem höchsten Richter an. Wird ein solches Kind nicht einst in ähnlicher Weise endigen wie seine Mutter?

Wenn eine arme Familie den Miethzins nicht bezahlte und deswegen nebst ihrer kleinen Habe von dem Hauswirth an die Luft gesetzt wurde, so mußte ich als Armenvorsteher für ein Obdach sorgen, ein solches aufsuchen und auf ein halbes Jahr für den Miethzins Bürgschaft leisten. Jenes Aussetzen auf die Straße traf einst einen jungen, rüstigen Fleischer und seine noch einmal so alte Frau, welche er oft mißhandelte und ihr die Sorge für seine Erhaltung aufbürdete. Am Abende vor dem Hinauswerfen hatte er nebst noch einem Trinkgesellen für 25 Sgr. Branntwein zu sich genommen. Er benahm sich äußerst

roh gegen mich und durfte ich ihm kein unfreundliches Wort über seine Verschwendung und Lüderlichkeit sagen. Hier wäre eine tüchtige Tracht Prügel oder das Einsperren in ein Arbeitshaus am rechten Orte gewesen.

Einen Bürger und Stellmachermeister, der ein schönes Haus, vier Gesellen, Pferde und Wagen sich gehalten hatte, aber in Folge maaßloser Verschwendung in's Elend gerathen war, traf ich in dem Hofe des Häuschens, in welchem er seine elende Wohnung hatte, vor dem letzten Ueberreste seines einstigen Wohlstandes — vor einer alten Hobelbank — stehen und aus gestohlenem Akazienholze einen Handschlitten fertigen. Da es tiefer Winter war, so lagen Hof und Hobelbank mit handhohem Schnee bedeckt, er selbst stand in demselben mit löcherreichen, niedergetretenen Filzschuhen an den Füßen, wobei er mir klagte, daß er das Reißen in den Füßen, aber keinen andern Platz für seine Hobelbank habe. Seine einst in Schmuck und Seide einhergehende Frau hatte sich von dem Verschwender getrennt und fristete kärglich ihr Leben durch Aufwartung.

Einst ging mich eine Frau um Hilfe gegen ihren Mann an, welcher sie und ihre 12jährige Tochter auf eine so empörende Weise mißhandelte, daß die Letztere die heftigsten Blutkrämpfe bekommen hatte. Die Frau wohnte bereits von ihrem Manne getrennt und wünschte, um ferneren Anfällen desselben zu entgehen, die völlige Scheidung eingeleitet zu sehen. Da ihr die hierzu erforderlichen Geldmittel fehlten, so verwies ich sie an den Armenadvocaten. Dieser war als Dichter frommer Lieder bekannt und hatte das Gedichtbuch „Urania die Jüngere" geschrieben. Wie es aber zu gehen pflegt, so schrieb H. zwar fromm, handelte aber nicht so. Er wies die Frau mit ihrer Bitte schnöde ab und mußte ich ihn daher erst durch die Behörde zu Erfüllung seiner Schuldigkeit zwingen. Dessen ungeachtet verlangte der fromme Dichter für die Fertigung einer Ehescheidungsklage von der Frau einen Thaler, und als sie diesen, ihre große Armuth geltend machend, nicht bezahlen konnte, wenigstens einen Gulden! Man ersieht hieraus, wie manche Personen, die zum Beistande der Armen angestellt sind, ihr Amt als eine Sine-

cure betrachten, ihren Sold einstreichen und keinen Finger dafür regen wollen.

An einem Wintertage kam ein Mann aus der niederen Volksclasse zu mir und gab an, daß bei ihm in Untermiethe ein unverheiratheter Handarbeiter wohne und eine unheizbare Bodenkammer inne habe. „Der arme Kerl —" fuhr jener fort — „ist tödtlich erkrankt, liegt in großer Fieberhitze und, was das Schlimmste, er kann nicht sagen, wo es ihm fehlt, denn er ist taubstumm. Da liegt nun der Aermste verlassen in seiner kalten Kammer und auf einem elenden Lager. Ich kann ihn nicht abwarten, habe ihm einen Krug mit Wasser zum Trinken hingesetzt und bin gegangen, Sie zu bitten, daß der Mann in's Krankenhaus geschafft werde."

Wäre es nun nicht zweckmäßig gewesen, wenn für solche dringende Fälle den Armenvorstehern einige Aufnahmescheine für das Krankenhaus anvertraut würden? So aber mußte ich mich begnügen, eine schriftliche Anzeige an die Armenversorgungsbehörde zu fertigen, welche mein Armenbote erst am andern Morgen abholte und in das Expeditionslocal trug. Dort wurde eine zweite Anzeige an denjenigen Stadtrath erlassen, dem die Aufsicht über das Krankenhaus übertragen war, und dieser ertheilte endlich seine Einwilligung zur Aufnahme des Kranken, der nach Verlauf von 24 hilflos verbrachten Stunden abgeholt wurde und schon am nächsten Tage darauf starb. Der Beispiele mehrere, daß man an dem einen Orte eingeseift, an einem zweiten barbirt und am dritten abgetrocknet werde, könnte ich noch erzählen. Was ich jetzt beschrieben habe, geschah im Jahre 1841. Hoffen wir, daß sich seitdem Vieles zum Bessern gewendet und der alte Schlendrian aufgehört habe!

Auf der Schwarzegasse in unsrer Antonstadt-Dresden giebt es ein vielräumiges Haus, welches großentheils von armen Leuten bewohnt wird. Ueber dieselben habe ich in der Erzählung: „Die Armenkaserne" das Weitere geschrieben. Als ich dort einst eine Arme aufsuchte, kam ich in eine kalte Stube, in welcher abermals weiter nichts zu sehen war, als ein alter Tisch und einige Stühle. Auf einem derselben saß eine bejahrte Frau, den Strickstrumpf fleißig mit den verklommenen Fingern

ewegend, vor ihr ein dreijähriger Knabe auf einem niederen Holzbänk-
ken, der seinen blonden Lockenkopf in den Schooß seiner Großmutter
ebettet hatte und süß schlief. Eigenthümliches Zusammentreffen! Das
rme Weib war die Frau oder vielmehr die Wittwe desselben sehr ge-
hickten Orgelbauers, welcher das in meinen Besitz übergegangene
Positiv meines Vaters erbaut gehabt hatte. Dieses Orgelwerk, an
velches sich die früher erwähnte abergläubische Sage knüpfte, stand
tzt in einer meiner Schulclassen aufgestellt und trieb keinen Spuk mehr.
Später habe ich es für 60 Thlr. an den Stadtrath verkauft, der es für
ie Zwecke der Sonntagsfeier in dem städtischen Armenhause benutzte.
Sein Verfertiger hatte so stark dem Trunke gefröhnt, daß er zuletzt eine
anze Kanne Branntwein des Morgens zu sich nehmen mußte, um das
eftige Zittern seiner Hände bannen und ein Werkzeug zur Arbeit
ühren zu können. Natürlich war ein frühzeitiger Tod die Folge der
Trunksucht und zugleich die Ursache der gänzlichen Verarmung seiner
Hinterlassenen gewesen. Ich erfuhr von der Frau, daß ihre Tochter,
ie Mutter des unehelich erzeugten Enkels, hoffnungslos an der Aus-
ehrung im Krankenhaus liege und sie daher allein für das verlassene
Kind zu sorgen habe.

Mein Armenvorsteheramt verwaltete ich nur drei Monate hindurch.
Der Grund, warum ich solches sobald wieder abgab, war folgender.
Eine Frau, die wiederholt auf eine schamlos betrügerische Weise das
Mitleid vornehmer Personen ausgebeutet hatte, bat mich um eine Geld-
unterstützung für sich und ihre Familie. Als ich mich in ihre Wohnung
behufs der näheren Untersuchung begab, kam mir ihr noch rüstiger
Mann mit der brennenden Tabakspfeife im Munde entgegen. Die
Wohnung war weit besser als sonst bei armen Leuten gewöhnlich. Auch
fand ich außer anderem Geräth in der Stube noch eine hübsche Kommode,
mit mehrern Porzellantassen besetzt, vor. In meiner Anzeige an die
Behörde trug ich demnach Bedenken, die Familie auf öffentliche Kosten
zu unterstützen, weil beide Eheleute noch rüstig, die kalten, verdienst-
loseren Tage noch nicht eingetreten seien und die Noth unmöglich groß
sein könne, da der Mann ohne Aufhören Tabak rauche. Hierauf wurde
das Bittgesuch abfällig beschieden. Da geschah es, daß der Mann zu

mir in dasjenige Lehrzimmer kam, in welchem ich zu einer bekannt gemachten Stunde alltäglich meine Armen und deren Bitten empfing, und mit grobem Tone zu mir anhob: „Er hat in Seinem Schreiben gesagt, daß ich nichts bekommen solle, weil ich immer Tabak rauche. So haben die Herren drüben von der Behörde meiner Frau erzählt. Mein Tabakrauchen geht Ihm einen Dreck an und kann ich rauchen, so viel mir beliebt. Weiß er das?"

Da der Mann die Zimmerthür weit offen gelassen hatte und bereits eine Menge Schulkinder, Zeugen dieser Scene, vor derselben versammelt war, so faßte ich den Mann mit der Hand an der Westenklappe und bedeutete ihn, sich zu entfernen, weil hier weder Ort noch Zeit zu einem Gezänke sei. Hierauf erhob jener seinen Arm mit der geballten Faust gegen mich und schrie mir gereizt zu: „Rühre Er mich nicht an, oder ich haue Ihn in die Fresse, daß Er an mich denken soll."

Natürlich, daß ich mich nun ruhig auf meinen Stuhl wieder niedersetzte und den Mann seine anderweiten Grobheiten über mich ausschütten ließ, bis er deren müde wurde und ging. Dieser Auftritt veranlaßte mich zur Niederlegung meines Armenvorsteheramtes, für welches ich mich schon vom Anfange her nicht geeignet fühlte.

37. Umständliches Verfahren.

Wie nachtheilig das Zuvielregieren und die Büreaukratie einwirken, zeigte recht deutlich eine neue Einrichtung, welche hinsichtlich der Confirmanden in's Leben gerufen wurde. Bisher hatten diejenigen Geistlichen, welche den Confirmandenunterricht ertheilten, und die Lehrer über die Zulassung ihrer Schüler zur Confirmation zu entscheiden gehabt, und jeder Vernünftige wird eingestehen, daß diese zwei Instanzen die allein competenten seien. Ein einzelner Fall, der sich bei der Unvollkommenheit des menschlichen Wesens nie und durch keine Maaßregel an einer Wiederholung verhindern lassen wird, machte dem bisherigen und vernunftgemäßen Brauche ein Ende. Ein Vater hatte seine Tochter, welche weder das vorgeschriebene Alter erreicht, noch die erforderliche Reife der Bildung erlangt hatte, bei einem der Dresdener Geist-

chen zur Confirmation angemeldet, war aber aus obigen Gründen
bgewiesen worden. Der pflichttreue Geistliche erblickte später die von
im Zurückgewiesene dennoch unter den Confirmanden und erfuhr durch
Befragen, daß einer seiner weniger gewissenhaften, aber gewinnsüch-
geren Amtsgenossen das Mädchen zur Confirmation vorbereitet und
igelassen habe. Entrüstet über eine solche Ungehörigkeit, zeigte diese
er würdige Geistliche seinem Ephorus an. Allein dieser, welcher früher
i einem untergeordneten Verhältnisse gegen jenen eigennützigen Amts-
enossen gestanden hatte und von ihm sowohl an Lebens- wie an Dienst-
lter weit übertroffen wurde, mochte aus zarter Rücksicht das einmal
Geschehene nicht weiter rügen, sondern nahm, um eine Wiederholung
olcher Ungebührnisse zu verhüten, seine Zuflucht zu dem Schulgesetze.
Das sächsische Schulgesetz gleicht in vieler Hinsicht einem Stückchen
lastischen Gummi's, das man nach Belieben ausdehnen und wieder
usammenschnurren lassen kann.

Es legt dem Volkslehrer schwere und viele Pflichten auf, verleiht
hm dafür aber wenige Rechte. Es ist in mehrerlei Rücksicht sehr lücken-
aft und paßt gleich gar nicht für die großen Städte, daher man auch,
isofern es das Interesse der Behörden und der Geistlichkeit angeht,
manche Bestimmung, wie z. B. die zweimalige Confirmation u. s. w.
icht erfüllt. Nun besagt das sächsische Schulgesetz, daß, wenn an dem
chtjährigen Schulbesuch eines Kindes ein halbes Jahr fehle, der Schul-
orstand Dispensation bei der Confirmation ertheilen könne, ein Mehr
agegen der Entscheidung der Kreisdirection anheim falle. Diese Ge-
etzbestimmung wurde nunmehr in Anwendung gebracht. Der Dres-
ener Schulvorstand aber war die Schuldeputation.

Zunächst erforderte deren Vorstand von sämmtlichen Schuldirectoren
er ganzen Stadt ein Verzeichniß über die zur nächsten Confirmation
elangenden Kinder. Dasselbe enthielt viele Rubriken, in welchem der
Vor- und Zuname, das Alter der Kinder (durch ein Taufzeugniß be-
glaubigt), deren zurückgelegte Schulzeit, die Censur über Kenntnisse
und Sitten, der Name und Stand der Aeltern, der des erwählten
Beichtvaters, u. s. w. angegeben werden mußte. Dieses Verzeichniß
mußte, unter Androhung einer Ordnungsstrafe von 2 Thlr. spätestens

8 Wochen vor Weihnachten, (also 4 bis 5 Monate vor Ostern), bei der Schuldeputation eingereicht werden und sollte mindestens acht Tage vor dem Neujahr in die Hände des betreffenden Schuldirectors zurückgelangen. Nun wurden die Aeltern der Confirmanden, welche der Dispensation bedurften, in das Local der Schulbehörde bestellt, daselbst von einem Actuar vernommen und ihre Aussage zu Protocoll genommen. Hierauf erhielt der betreffende Armenvorsteher das Actenstück zur Auslassung und Begutachtung. Diesen Ehrenmännern, aus allen Ständen erwählt, war diese Sache eben so neu als fremd, daher sie sich ihrer in einer oft wunderlichen Weise entledigten. Einer von ihnen, ein vormaliger Postsecretair, gab folgende Entscheidung: „Wenn der betreffende Lehrer seiner Schülerin (die Confirmandin war ein Mädchen bis Ostern nichts Neues lehren kann, so mag sie confirmirt werden; im Gegentheile aber noch ein Jahr lang die Schule besuchen.“ Auf dieses Gutachten wurde abfällig entschieden. Ein zweiter Armenvorsteher deutete in seiner Begutachtung auf die Pubertät der Confirmandin hin und schrieb: „Da das Mädchen beinahe Mannbarkeit erhalten hat, so ist sie zu entlassen.“ Ein Dritter, ein Kaufmann, beauftragte seinen Markthelfer mit der Untersuchung des fraglichen Falles. Derselbe suchte die Confirmandin in ihrer Wohnung auf und überhörte sie die Hauptstücke des kleinen lutherischen Catechismus, u. s. w.! Hatten die Armenvorsteher ihr Gutachten abgegeben, so ging das Actenstück an den betreffenden geistlichen Local-Schulinspector, auf dessen Ausspruch das meiste Gewicht gelegt wurde. Dagegen wurde derjenige Geistliche, welcher den Confirmandenunterricht ein volles Vierteljahr ertheilte, gar nicht gehört und um seine Meinung befragt. Der Geistliche, dem die Local-Schulinspection übertragen war, besuchte im Laufe des Jahres nur wenigemale die seiner Aufsicht übertragene Schule und konnte bei seinem kurzen Verweilen darin und bei einer Schülerzahl von beinahe 800 (wie in der meinigen) die Fähigkeiten jedes Schülers unmöglich beurtheilen. Dennoch galt sein Gutachten unbedingt mehr als dasjenige des Directors und Lehrers, welcher das Kind acht Jahre lang unterrichtet und in seiner Obhut gehabt hatte! Und worauf gründete der Local-Schulinspector seinen Ausspruch? In der Regel ohne das

fragliche Kind gesehen oder geprüft zu haben. Nur ein einziges Mal erschien mein Schulinspector in meiner Amtswohnung und ließ sich den Knaben, um dessen Dispensation es sich handelte, vorstellen. Demselben legte er drei Fragen vor und da zufällig jener beherzt antwortete, so wurde er dispensirt.

Fehlte mehr wie ein halbes Jahr an dem 14. Lebensjahre oder an der Schulzeit des Kindes; so wurde das betreffende Actenstück nebst den Auslassungen der Aeltern, des Armenvorstehers, des Local-Schulinspectors und des Schulvorstandes, der Kreisdirection unterbreitet, welche endlich die letztgültige Entscheidung fällte. Nach welchen Grundsätzen die Kreisdirection, die das fragliche Kind nie gesehen oder gekannt hatte, verfuhr, ist mir unbekannt geblieben; aber wunderlich genug fielen ihre Entscheidungen oftmals aus. So erhielt z. B. ein geistig beschränkter Schüler, der noch in der zweiten Classe saß und zwei Monate vor seiner Confirmation erst das 13. Lebensjahr erfüllte, Dispensation, während meine Classenerste, ein in jeder Hinsicht ausgezeichnetes Mädchen, das obendarein etwas älter als jener Knabe war, abgewiesen wurde. Nun aber erfolgten die endgültigen Entscheidungen der Kreisdirection so spät, daß solche oft erst den letzten Tag vor dem Confirmationstage, dem Palmsonntage, mir und den betreffenden Schülern, so wie deren Aeltern, mitgetheilt wurden. Fielen jene abfällig aus, so beschwerten sich die Aeltern mit vollem Rechte über diese Verzögerung, die ihnen in mehrfacher Hinsicht empfindlichen Schaden verursachte. Weil ihre Kinder zu dem Confirmandenunterrichte zugelassen worden waren, so hatten sie gar keinen Zweifel gehegt, daß die Dispensation erfolgen würde, und daher bereits für einen Lehrherrn u. s. w., vor Allem aber für einen neuen Confirmandenanzug gesorgt, deren Beschaffung den unbemittelten Leuten große Sorge und Mühe bereitet hatte.

„Wie?“ riefen die Mütter entrüstet aus, wenn ich ihnen den abfälligen Bescheid der Kreisdirection am Tage vor der Confirmation mittheilte — „denken denn die Herren, daß wir das Geld auf der Straße finden und unsern Kindern alle Jahre einen neuen Anzug schaffen können? — Sollen wir denselben etwa ein volles Jahr hinlegen, damit die Motten hineinkommen und ihn unsere Kinder entwachsen?

besaß eine Mutter (denn die Väter kümmerten sich nie um die ganze Sache) tüchtiges Mundwerk und rückte den betreffenden Herren auf den Leib, so erhielt sie noch in den letzten Stunden die gewünschte Dispensation. Einst geschah solches bei einem Knaben, der erst unbedingt zurückgewiesen und darum auch nicht zum Confirmandenunterricht zugelassen worden war. Deshalb half ihm nun auch die kurz vor Ostern doch noch erfolgte Dispensation nichts. Der hierüber erzürnte Vater weigerte sich nun, für seinen Sohn das Schulgeld fortzuzahlen, weil die Behörde schuld sei, daß jener noch ein Jahr lang die Schule besuchen müsse. Und wirklich wurde der Knabe in die Armenschule versetzt, wo er freien Unterricht erhielt. Daß, wie bei allen Dispensationen, auch mit diesen ein Kostenpunkt verbunden war, versteht sich von selbst. Die Höhe desselben richtete sich nach dem Namen der Schule, so daß die Schüler der Bürgerschulen mehr als die der Bezirksschulen zahlen mußten. Dabei kam einmal der Fall vor, daß die Schuldeputation über ein Dispensationsgesuch beifällig entschied und dafür 14 Gr. 6 Pf. liquidirte, die Kreisdirection aber dasselbe abfällig, und dafür wieder 1 Thlr. 4 Gr. sich ausbat! Wäre es bei einem solchen Verfahren zu verwundern, wenn das Volk seinen Unwillen laut und schimpfend äußerte? Da unter den mehrern tausend Kindern, welche jährlich in Dresden confirmirt werden, mindestens ein paar Hundert der Dispensation bedürfen, so kann man ermessen, welche zeitraubende Arbeit aus dem eben beschriebenen Verfahren hervorgeht. Eben so wird es erklärlich, warum immer mehr Beamte angestellt und besoldet werden müssen, da bei uns die Vielschreiberei und das Zuvielregieren ein Krebsschaden unsrer Zeit sind. Wird denn aber durch alle diese Plagen und Mühen so Vieler die Möglichkeit eines ähnlichen Falles abgeschnitten, wie ein solcher die neue Einrichtung mit den Dispensationen hervorgerufen hat? Kann Eigennutz, Gunst, Liebedienerei oder eine andere unlautere Triebfeder nicht mehr es möglich machen, daß ein Kind, welches weder das vorschriftmäßige Alter, noch die achtjährige Schulzeit, noch die nöthigen Kenntnisse besitzt, zur Confirmation gelassen werde? Ach, so lange es unvollkommene Menschen in allen Ständen giebt, kann und wird auch das strengste Gesetz umgangen

werden. Es darf z. B. ein Schuldirector nur in der Rubrik über die Schulzeit in dem Confirmandenverzeichnisse eine 8, anstatt einer geringeren Zahl hinschreiben, so bedarf es keiner weitläufigen Untersuchung, so wie keiner Dispensation und die Behörde ist hintergangen. Wie weit einfacher, kürzer und weniger kostspielig war das sonstige Verfahren, wo nur in den äußerst seltenen Fällen, daß für einen Confirmanden, der erst nach dem 31. December das 13. Lebensjahr erfüllte, die Dispensation bei dem Ephorus nachgesucht werden mußte.

88. Pflegetöchter.

Meine Familie war bis auf fünf Töchter herangewachsen. Hierzu gesellten sich mehrere Pflegetöchter, die, ungesucht, uns nach und nach von auswärts zugeführt und anvertraut worden waren. Letztere hatten insgesammt das schulpflichtige Alter hinter sich und sollten in Dresden eine höhere Ausbildung erlangen. Unter ihnen befand sich die Tochter des Cantors aus der Gebirgsstadt S. Dieselbe besaß eine schöne Stimme und war von ihrem Vater im Gesange unterrichtet worden. Eine reiche und ihr wohlwollende Dame ihrer Vaterstadt hatte ihr 50 Thaler geschenkt, damit sie in Dresden in der Gesangskunst weiter gebildet werde. Unser lieber, unvergeßlicher Superintendent Heymann, welcher früher in jener Gebirgsstadt Oberpfarrer gewesen und mit dem dortigen Cantor befreundet war, hatte für dessen Tochter und deren Aufnahme in meine Familie so liebevoll sich verwendet, daß ich und meine gute Frau nicht Nein sagen konnten. Bei dem alten, wackern Papa Mikſch, der auch die berühmte Schröder-Devrient in der Gesangskunst gebildet hatte, erhielt unsere Cantorstochter Unterricht und machte die erfreulichsten Fortschritte. Da auch unsere Töchter, so wie sämmtliche übrigen Pflegetöchter, im Pianofortespiel und im Gesange sich übten, so wurde meine Wohnung zu einer Musikhalle und zu einem Tempel schuldloser Fröhlichkeit.

Wir verlebten heitere, glückliche Tage; unsere Kinder bildeten sich in dem Umgange mit den anderen Mädchen und diese wetteiferten mit ihnen, meiner lieben Frau die häuslichen Arbeiten zu erleichtern

und mich den in der Schule erholten Aerger bald wieder vergessen zu machen.

Es war im Frühjahr 1845, als unsere Cantorstochter, welche sich der Oper zu widmen gedachte, eine Gesangsprobe vor unserm Generalintendant des Schauspiels und der Oper, Herrn v. Lüttichau, abzulegen wünschte. Papa Miksch, der bei demselben in hohem Ansehen gestanden hatte, war gestorben und konnte daher nichts mehr für seine Schülerin thun. Folglich mußte ich mich ihrer annehmen und dem Generalintendanten, sowie den beiden Hofkapellmeistern meine Aufwartung machen. Dergleichen Gänge sind mir von jeher peinlich gewesen und sauer angekommen, besonders wenn sie in meinen eigenen Angelegenheiten geschahen. Das war immer noch die Folge meiner Blödigkeit und Schüchternheit. Auf meine Anrede an den Generalintendant antwortete dieser mit der schnellen Frage: „Ist sie hübsch?" Das konnte ich freilich nicht bejahen, wiewohl meine Pflegetochter eben nicht häßlich war. Hierauf bestimmte mir Herr v. Lüttichau den Tag der abzuhaltenden Gesangsprobe. Nun ging ich zum Kapellmeister Reißiger. Dessen Frau empfig mich, und als ich ihr meinen Namen nannte, rief sie freudig ihre Kinder herbei, denen sie mich als den Erzähler vorstellte. Dieser freundliche Empfang flößte mir Muth ein und da auch der Kapellmeister selbst liebreich mit mir sprach, so verließ ich sehr vergnügt diese Familie, um mich zum Kapellmeister Richard Wagner zu begeben. Denselben fand ich in einem Zimmer, dessen vier Wände mit lauter bildlichen Scenen aus der Oper Rienzi geschmückt waren. Der Componist der Zukunftsmusik trat mir steif, kalt und wortkarg entgegen. Das Lob und der Beifall, welche er durch seine Oper Rienzi eingeärndtet hatte, schienen ihn mit keiner geringen Portion Eitelkeit und Selbstschätzung erfüllt zu haben.

An dem zur Gesangsprobe festgesetzten Tage begleitete ich unsere Pflegetochter in's Theater, wo ich zum erstenmale die Bühne mit ihren Coulissen u. s. w. betrat. Der Probesaal war ein Spott auf die Musik, indem er wenig über Mannshöhe besaß und seine niedere Decke schwer auf die Schultern zu drücken schien. Außer unsrer Cantorstochter sollten noch eine fremde Sängerin und ein Tenorist Probe ablegen,

welche der Generalintendant und die beiden Kapellmeister abnahmen. Unsere Pflegetochter mußte den Reigen eröffnen, weil die fremde Sängerin ihre große Angst vorschützte. Jene begleitete bei ihrem Gesange ein Herr auf dem Pianoforte, der ihr freundlich tröstend und mit leiser Stimme Muth einsprach und deshalb meine ganze Zuneigung gewann. Dieser scheinbar stille, glattrasirte und bescheiden auftretende Herr war der königliche Musikdirector Röckel.

Kapellmeister Reißiger lobte den Gesang unsrer Pflegetochter und tadelte nur bei wenigen Tönen die zu starke Betheiligung des Gaumens. Richard Wagner dagegen hatte kein ermuthigendes Wort für die angsterfüllte Jungfrau, sondern sagte kalt absprechend: „Ja, allerdings sind diese Gaumentöne eine Klippe, die, wenn sie nicht umschifft wird, Ihren ganzen Gesang scheitern machen wird."

Unsere Pflegetochter erlangte nun zwar eine erwünschte Anstellung bei dem Theater nicht, jedoch den freien Zutritt bei den aufzuführenden Opern. Später erbot sich ein anderer Gesanglehrer, die Fortbildung unsrer Pflegetochter zu übernehmen. Allein seine Lehrweise war so geradezu der des verstorbenen Miksch entgegengesetzt, daß unsere Pflegetochter in der Gesangskunst zurückkam, daher eine zweite Probe vor dem Generalintendanten noch weniger befriedigte und unsere Sängerin nach einem vierjährigen Aufenthalt in unsrer Familie in ihre Vaterstadt zurückkehren mußte, wo sie glücklicher und zufriedener leben wird als wenn sie Opernsängerin geworden wäre und die vielfachen Chicanen auf der Schaubühne gekostet hätte. Unsrer Cantorstochter verdanke ich den Stoff zu meinen beiden Erzählungen: „Der glühende Pfennig" und „Der Cantor von Seeberg", welche beide aus dem Leben gegriffen sind.

Hier gedenke ich eines Vorfalls, der mich theils in eine große Verlegenheit brachte, theils aber meiner Schriftstellerei schmeichelte. Eines Tags kam vor meinem Schulhause ein Wagen vorgefahren und aus demselben ein fremder Herr in meine Wohnung heraufgestiegen. „Ich bin —" hob derselbe nach der Begrüßung an — „der Professor Beier aus Greifswalde und deshalb über Dresden gereist, um mir von Ihnen einige Auskunft zu erbitten. Sie haben in ihrer Erzählung „Das Pomeranzenbäumchen" das Leben des kursächsischen Kanzlers Bayer

beschrieben und dabei jedenfalls geschichtliche Quellen benutzt, die ich gern kennen lernen möchte. Ich glaube nämlich, ein Nachkomme des Kanzlers Bayer zu sein, und darum ist mir viel daran gelegen, Näheres über meine Vorfahren und meinen Stammbaum zu wissen." Nachdem ich mich von meiner Ueberraschung über diese Anrede erholt hatte, versetzte ich: „Allerdings habe ich nach geschichtlichen Quellen über des Kanzlers Bayer Leben geforscht, leider aber keine einzige aufgefunden. Daher hat sich meine Phantasie erlaubt, diesen Mangel zu ersetzen." Das Erstaunen des Professors war groß. „Nicht möglich!" sprach er. Sie haben ja auch der Buchstabenverwechselung in dem Namen Bayer gedacht und gesagt, daß der Aufwärter in der hiesigen königlichen Bildergalerie, Beier, ein Nachkommen jenes Kanzlers sei. „Ich habe —" antwortete ich — „einige Sommer nach einander in der Bildergalerie copirt und weil der Aufwärter Beier ein lieber, gefälliger Mann ist, so erlaubte ich mir den Spaß, seiner in meiner Erzählung zu gedenken." „Aber —" fuhr der Professor heftig fort — „ich führe ja das Pomeranzenbäumchen, das in Ihrer Erzählung eine so große Rolle spielt, in meinem Petschafte!" „Die Geschichte mit dem Pomeranzenbäumchen —" erwiederte ich — „ist erst recht erdichtet und kein wahres Wort daran. Von dem Kanzler Bayer ist mir weiter nichts bekannt worden, als daß er auf dem Reichstage zu Augsburg das evangelische Glaubensbekenntniß in deutscher Sprache vorgelesen hat. Alles Andere in der Erzählung ist meine Zuthat. Wie das angebliche Pomeranzenbäumchen auf Ihr Petschaft gekommen ist, vermag ich Ihnen zu erklären. Mein Vater führte in seinem Petschafte ein eben solches Bäumchen und ist gleichwohl kein Nachkomme Bayers. Es war nämlich sonst der stehende Gebrauch der Petschaftsstecher, ein Bäumchen auf jedem Petschafte darzustellen, an welchem ein Schild mit den Anfangsbuchstaben des Petschaftführers lehnte." Nach dieser Auseinandersetzung entfernte sich der liebe Professor ohne Weiteres und, wie ich fürchte, mit großem Unwillen gegen den unberufenen Biographen des Kanzlers Bayer. Der Diaconus in dem sächsischen Gebirgsstädtchen W., welcher ebenfalls meine vorgenannte Erzählung gelesen hatte und solche für wahr hielt, erhob sogar in seiner Predigt am Feste der dreihundert-

jährigen Jubelfeier des augsburgischen Glaubensbekenntnisses den Kanzler Bayer deshalb, weil er lieber Vater, Mutter und Vaterstadt verlassen, als seinen Glauben verleugnet habe.

39. Reisen.

Vor mehr als 50 Jahren trat ein Bettler sonderbarer Art in meine Schule. Es war ein junger Mann, welcher vorgab, eine unüberwindliche Reiselust zu besitzen und der, um solche zu befriedigen, um eine Gabe bat. Er zeigte ein Verzeichniß derer vor, welche angeblich ihm bereits Beiträge zu seinem Unternehmen gezahlt hatten und an deren Spitze unser König mit 5 Thlr. stand. Ich entgegnete ihm hierauf, daß auch ich von einer wohl eben so großen Reiselust erfüllt sei, solche aber überwände, weil es mir an Zeit, Geld und Muthe fehle, die Reisemittel durch Betteln zusammen zu bringen. In der That konnte ich ebenfalls singen: „Welche Lust gewährt das Reisen!" solche aber nur einmal im Jahre und zwar in der Pfingstferienwoche genießen. Eine solche kleine Fußreise war für mich eine unbeschreibliche Erholung von meinen sauern Amtsgeschäften und kehrte ich jedesmal, an Leib und Seele neu gekräftigt, wieder heim. Im Jahre 1821 unternahm ich meine erste, größere Reise in's Riesengebirge, zu welcher ich mit vieler Mühe 50 Thlr. erspart hatte. Achtzehn lange Jahre verstrichen hierauf, bevor ich an eine zweite derartige Reise denken konnte.

Meine Fußwanderungen hatte ich — noch als Knabe — mit der sächsischen Schweiz begonnen, dann als Jüngling auf Teplitz, Prag, Carlsbad, das Jeschken- und Riesengebirge weiter ausgedehnt und nun — im Jahre 1839 — wagte ich mich als Mann viel, viel weiter in die Welt hinein, indem ich durch die fränkische Schweiz über Nürnberg, Augsburg, München, Salzburg, Linz und Wien ging, um über Prag wieder heimzukehren. Zu Begleitern hatte ich einen Amtsbruder und mein Zeichnenbuch, dessen Blätter mir die angenehmste Erinnerung an die durchwanderten Gegenden bereiten. Sechs volle Wochen hatte ich zu dieser Reise nöthig gehabt und in diesen 42 Tagen eben so viele Thaler verthan. Hieraus ersieht der Leser, daß man auch wohlfeil

reisen kann. Außer den Reisekosten hatte ich noch jedesmal meinen amtlichen Stellvertreter aus meinem Beutel zu bezahlen. Andere, weit besser gestellte Beamte erhalten nicht nur den freien Urlaub zu einer Bade- oder Erholungsreise, sondern gewöhnlich noch einen klingenden Kostenbeitrag. Im Jahre 1845 machte ein Glücksumstand es möglich, daß ich eine Reise in die Schweiz unternehmen konnte. Diese war die Krone aller meiner Wünsche in Bezug auf das Reisen und längst schon mein heißersehntes Ziel gewesen. Professor Gubitz veranstaltete nämlich eine 3. Auflage meiner ihm belassenen Jugendschriften: „Der stille Heinrich, Das Fischermädchen von Helgoland und Die Pilger" und honorirte diese — gegen seine bisherige Gewohnheit — mit je 40 Thlr. Diese unverhoffte Einnahme betrachtete ich als ein Geschenk, das ich ohne Gewissensscrupel zu einer Schweizerreise verwenden dürfte. Begleitet von den Segenswünschen der Meinen, fuhr ich am Abende des 24. Juni mit dem, damals nur bis Leipzig rollenden Dampfwagen dorthin ab, bestieg hier den nach Frankfurt a. M. bestimmten Stellwagen, der um die Hälfte billiger war als die Post, und fort ging's in die Nacht dahin. Gleichwie der Erzvater Jacob mit dem Stabe in der Hand das Vaterhaus verließ und, zu zwei Lagern angewachsen, wiederkehrte: so saß ich ganz allein im Stellwagen, um nach 3 Tagen mit 21 Gefährten, die wie Kletten in, an und auf dem von 3 Pferden gezogenen Stellwagen hingen, in Frankfurt anzukommen. Von da reisete ich über Mainz, Mannheim, Heidelberg, Kehl, Straßburg, Basel nach Aarau, wo ich, meine nie ganz abgelegte Schüchternheit gewaltsam bezwingend, den von mir hochgeschätzten Heinrich Zschokke besuchen wollte. Als ich die Höhe des vor Aarau liegenden Gebirgszugs erstiegen hatte und eine lange Kette von schneebedeckten Bergspitzen den fernen Horizont besäumen sah, hätte ich bei diesem hehren, unbeschreiblichen Anblick niederknieen und den allmächtigen Schöpfer anbeten mögen. Ja, die Schweiz ist das Meisterstück der Schöpfung und der kostbarste Perlenschmuck der Mutter Erde.

Da es noch früh am Tage war, so zeichnete ich erst die auf dem rechten Ufer der Aar gelegene Villa Heinrich Zschokke's ab und dann erst wagte ich es, dieselbe zu betreten. In deren Flur saß ein Mädchen,

mit Bohnenschneiden beschäftigt, und ein kleiner Knabe. Heinrich Zschokke war daheim, daher ich meine Namenskarte dem Mädchen gab und dabei um eine kurze Unterredung mit dem Hausbesitzer bat. Das Mädchen ging und kehrte mit der bejahenden Antwort zurück. Ich erstieg eine Treppe, wo mich der greise Dichter an der Thüre eines durch Jalousieen verdunkelten Zimmers empfing und mich dann in sein helleres Arbeitszimmer treten ließ. Hier saß seine einzige 18jährige, bildschöne Tochter, die allein noch von 11 Brüdern das väterliche Haus bewohnte, am Schreibtische. Zschokke selbst war untersetzt, breitschulterig, von mittler Größe, sein Antlitz stark geröthet und sein Haupt mit vollem grauen Haar bedeckt. Sein Bild vor dem Titelblatte seiner Selbstschau ist ganz ähnlich, nur bemerkt man auf jenem nicht dasjenige Auge, welches einen von dem andern abweichenden Sehpunct besitzt und das Gegentheil vom Schielen bildet. Im Zimmer auf und abgehend, dictirte mir Zschokke einen Reiseplan, den ich bei meiner Wanderung durch die Schweiz verfolgen sollte. Dabei ergoß er sich in feuerige Lobeserhebungen, welche er sowohl den Naturschönheiten als auch der staatlichen Verfassung Helvetiens ertheilte. „Sie werden —“ sprach er — „in unsrer Schweiz keinen Vagobonden, Stromern, fechtenden Handwerksburschen, Taschendieben oder gar Straßenräubern begegnen, sondern sicher wie in dem Schooße Ihrer Familie sein.“

In mir lächelte ich ungläubig zu diesen Worten des berühmten Mannes. Waren doch nur erst wenige Monate seit dem Freischaarenzuge gegen Luzern verflossen und hatte ich wiederholt von den blutigen Schlägereien der Horn- und Klauenmänner in den Zeitungen gelesen. Ein Schweizer sagte mir später: „Wahr ist's, daß wir unsere Streitigkeiten durch ernste Kämpfe und Prügeleien ausfechten. Allein solches geschieht allemal zu einer Zeit, wo der Fremdenzug in unser Land noch nicht begonnen hat.“

Ich war nicht weit von Aarau gekommen, als ich auf der Landstraße Züchtlinge arbeiten sah, die von ihren Aufsehern mit scharfgeladenen Flinten bewacht wurden. Und wenn Wilhelm Tell jetzt wieder käme, so würde er wohl gerechten Zorns seine Armbrust an den Köpfen und Schultern der prellerischen Gastwirthe, der aufdringlichen Führer

und der schamlosen Bettler seines Vaterlands zerschlagen. Die Helvetier im Ganzen sind gewiß recht brave, ehrenhafte Leute, aber die vorgenannten drei Menschenarten vergällen den Reisenden gar sehr die unbeschreiblichen Schönheiten der Schweiz.

Auf meine Bitte um einige Schriftzüge von Zschokke's Hand schrieb derselbe auf einen Papierstreifen die Worte: „Gedenken Sie meiner auch in der Ferne,“ nebst Datum und Namensunterschrift. Noch überließ er mir auf mein Verlangen den dabei benutzten Gänsekiel.

Daß Zschokke in mir einen Pfuscher auf dem schriftstellerischen Gebiete vor sich habe, erwähnte er mit keinem Worte, was mich einigermaßen kränkte und demüthigte. Damals war meine Feder bereits 15 Jahre thätig gewesen und mein Volkskalender in allen Buchhandlungen der Schweiz ausgehängt. Ob Zschokke meinen Namen auf der Karte nicht gelesen hatte oder derselbe ihm unbekannt geblieben war, weiß ich nicht. Ich meinerseits schwieg ebenfalls von meinen schriftstellerischen Versuchen, um nicht eitel zu erscheinen. Es begegnet mir ja auch, daß ich bei der Menge meiner Amtsgeschäfte und vor vielem Schreiben nicht zum Lesen fremder Federn komme und daher manchen neuern Schriftstellernamen nicht kenne.

Zschokke's Gattin, deren große Schönheit er in seiner Selbstschau mit Begeisterung schildert, war eben auf den Markt nach Aarau gegangen. Zschokke führte mich hinab in die Wohnstube, wo die zwei lebensgroß in Oel gemalten Portraits Zschokke's und seiner Gattin die eine Wand schmückten. Magdeburg, des Dichters Geburtsort, hatte einen geschickten Künstler nach Aarau mit dem Auftrage geschickt, das Ehepaar zu malen, und die Kosten dafür getragen.

Wir schieden mit einem herzlichen Händedruck von einander. Hinterdrein ärgerte ich mich meiner Vergeßlichkeit. Zschokke erzählt in seiner Selbstschau, daß er zu Zeiten ein Hellseher gewesen sei, der einzelne Scenen aus dem Leben ihm ganz fremder Menschen bis auf die kleinste Einzelheit zu erzählen vermocht habe. Er führt hierbei ein Beispiel von einem jungen Commis an, das — wenn wahr — an's Wunderbare gränzt. Ueber dieses Hellsehen wollte ich — so hatte ich mir vorgenommen — den Dichter befragen und von ihm an mir selbst eine

Probe machen lassen, damit ich von meinem, noch heute nicht verschwundenen Unglauben an dieses Hellsehen geheilt würde. Das hatte ich zu thun vergessen.

Als Curiosum erwähne ich, daß, als ich in Luzern einen Brief an meine Frau auf die Post trug, der betreffende Postbeamte, einen Blick auf die Adresse werfend, mich fragte: „Dresden? das liegt wohl im Würtembergschen?"

In Vevay lebte ein evangelischer Pfarrer, Namens Recordon, dessen 16jährige Tochter Jenny meine Jugendschriften in's Französische übersetzt und mir ein Exemplar meines Landpredigers nebst einer kurzen Widmung nach Dresden gesendet hatte. Die Uebersetzerin und deren Aeltern kennen zu lernen, war mein Wunsch und zufällig derjenige Herr, den ich in Vevay auf der Straße nach der Wohnung Recordons befragte, ein naher Verwandter desselben, der mich hingeleitete. Der Pfarrer selbst war abwesend und wie ich später erfuhr, ein Anhänger der Momiers, deshalb auf einer Missionsreise in der Umgegend. Seine Frau, die mich mit großer Freude empfing und mit Kirschen bewirthete, war die Mutter von 8 Kindern und meine Uebersetzerin das älteste derselben. In meinem Landprediger habe ich den bei uns üblichen Ausdruck für einen schlichten Landpfarrer: „Gottes Wort vom Lande" gebraucht. Diesen Provinzialism hatte Jenny wörtlich mit **la parole de Dieu de la campagne** übersetzt und gestand mir auf meine Frage ein, den eigentlichen Sinn nicht zu kennen. Daß der Schriftsteller sich vor solchen Provinzialismen hüten müsse, habe ich aus einem zweiten Beispiele gelernt. In meinen Salzburger Vertriebenen lasse ich einen Pfaffen eine tüchtige Lerche schießen, worunter bei uns ein Stolpern, Hinfallen, Purzelbaumschlagen verstanden wird. Dieser Ausdruck ist schon den Süddeutschen unverständlich.

In Vevay fragte ich wiederholt nach dem Landhause, in welchem Cooper gewohnt und seinen Scharfrichter von Bern geschrieben hatte. Aber man kannte nicht einmal den Namen Cooper, geschweige seine innegehabte Wohnung.

Als ich früh fröhlich von Lausanne nach Yverdun dahinschritt, holte

mich ein junger Landmann mit seinem leichten, von einem Pferde gezogenen Wagen ein, auf welchem er einen Sack Getreide in die Mühle gefahren hatte. Mit französischer Höflichkeit grüßte er mich und lud mich ein, neben ihm auf seinem Fuhrwerk Platz zu nehmen. Im Laufe unsers Gesprächs fragte er mich, ob ich Protestant sei, und als ich solches bejahte, bekannte er sich gleichfalls zu meinem Glauben. Der junge Mann sprach eben so rein als verständig. Nach einer Weile erreichten wir ein Dorf, in welchem er mir ein Bauernhaus als das seinige bezeichnete. Gleichwohl fuhr er weiter und als ich ihn verwundert fragte, warum er nicht anhalte, antwortete er lächelnd: „Weil es mir Vergnügen macht, in Ihrer Gesellschaft zu sein.“

Mein Protestiren gegen ein solches Opfer half nichts und immer rascher ließ er seinen Braunen traben. Da kam eine Gesellschaft von ländlich gekleideten Männern, Frauen und Kindern querfeld daher und auf unsere Landstraße zu. Sie winkten mit den Händen und schrieen uns zu. Allein vor dem lauten Klappern des hölzernen Fuhrwerks verstanden wir kein Wort und hielten jene fortgesetzten Kundgebungen für Scherz. Endlich drang ich ernstlich in meinen gefälligen Fuhrmann, daß er umkehre. Er gehorchte und ich stieg ab. Allein groß war mein Schreck, als ich die Reisetasche an meiner linken Seite vermißte, in welcher ich, außer einiger Leibwäsche, mein Tagebuch und mein Zeichnenbuch aufbewahrte. Jetzt wurde mir und meinem Kutscher plötzlich klar, warum jene Landleute, die das Herabfallen der Tasche bemerkt, uns zugewinkt und zugerufen hatten. Wie oft habe ich mich schon über unhaltbaren Zwirn und über die losen Stiche der Schneider und Näherinnen beklagt! Auch hier war diese Nachlässigkeit, die das Tragband meiner Tasche nicht gehörig festgenäht hatte, die Schuld an meinem Verluste.

Ich stand betrübt da wie ein Lohgerber, dem die Felle fortgeschwommen sind. Ich hegte damals die Absicht, meine Schweizerreise für die Jugend herauszugeben, und hatte darum mein Tagebuch sorgfältig geführt. Ueberdieß enthielt mein Zeichnenbuch nicht nur viele Skizzen, die ich gegenwärtig, sondern auch auf meiner salzburger Reise aufgenommen hatte. Mein braver Fuhrmann theilte meine Trauer über meinen Verlust und fragte mich, wo er, im Falle, daß er meine

Tasche wiedererlange, dieselbe abgeben solle? Hierauf wußte ich keine Antwort zu ertheilen, weil ich wegen der Tasche und auf's Ungewisse hin, in Yverdun nicht mehrere Tage mich aufhalten wollte. Betrübt verabschiedete ich mich von meinem Begleiter, im Stillen bereuend, daß ich von meiner Gewohnheit, meiner eigenen Füße mich zu bedienen, abgegangen war, wodurch allein mein Verlust sich ereignet hatte. In der gedrücktesten Stimmung setzte ich meinen Weg fort. Bereits erblickte ich die Häuser von Yverdun in der Ferne, als ich hinter mir den raschen Trab eines scharf auftretenden Pferdes vernahm. Später vereinte sich mit diesem Klange das Poltern eines hölzernen Fuhrwerks und als ich mich umsah, erblickte ich einen ähnlichen Wagen, wie ich kurz vorher verlassen gehabt hatte. Unmuthig wendete ich mich wieder und wanderte weiter. Näher kam das Traben hinter mir. Nochmals blickte ich mich um — welches Staunen! welche Freude! Mein gefälliger, lieber Waadtländer war's, der, im ganzen Gesichte lachend, meine verlorene Tasche triumphirend in die Höhe hielt. Er hatte jene Landleute, welche uns zugerufen und meine Tasche an sich genommen hatten, glücklich erforscht und sie gegen Versprechen einer kleinen Belohnung zur Rückgabe vermocht. Wie gern ich dem wackern Mann gab, was ich an einzelnen Batzen bei mir trug!

Vor Freude hüpfend setzte ich meinen Weg nach Yverdun fort, dabei eine feuerige Lobrede auf die Ehrlichkeit und Dienstgefälligkeit haltend.

Von Yverdun wanderte ich längs des neuenburger See's weiter. Bald erreichte ich das alte, feste Schloß Granson. Hier stand ein Wegweiser mit der Aufschrift: Straße nach Burgund. Hier war Herzog Karl, der Kühne, von Burgund mit seinen Kriegerschaaren in die Schweiz eingebrochen und nach der verlorenen Schlacht bei Murten wieder heimgeflohen. Wie still und friedlich jetzt die Seeufer mit ihren Rebenbergen, Rebengärten und Hütten da lagen! Die weite, fast unabsehbare Wasserfläche des See's zeigte in der Ferne nur einen schwarzen Punct — das Dampfschiff, das die Fluthen durchschnitt. Wie ganz anders als die Schweizerseen belebt sind unsere Flüsse, welche nicht bloß Reisende, sondern die mannigfachsten Erzeugnisse ab- und zuführen!

Am Abende kehrte ich in dem Gasthause eines Dorfs ein, das eine Stunde Wegs vor Neufchatel lag. Hierzu bestimmte mich eine nahgelegene, malerische Burg, die ich abzuzeichnen beschloß. Während die Wirthin meine Abendmahlzeit zurichtete, kramte ich in der Gaststube meine Reisetasche aus. Ein Herr, der einen Schoppen Wein trank, besah, mit meiner Erlaubniß, das mir von Jenny Recordon geschenkte Bändchen meiner Jugendschriften und wünschte es mir abzukaufen, was ich natürlich verweigerte. Auf seine Bitte schrieb ich ihm den Titel des Buchs auf die Rückseite meiner Namenskarte. Als ich nun am andern Morgen hinab in's Gastzimmer kam, sagte die Wirthin zu mir: „Herr Berthoud Colomb, der gestern Abend Ihnen ein Buch abkaufen wollte, ist bereits dagewesen, um Sie zum Frühstück in sein Landhaus am Seeufer einzuladen. Man kennt Sie durch Ihre Schriften. Das Fräulein aus der Burg, das Sie gern sehen möchte, wird ebenfalls zugegen sein."

So wohlthuend es auch ist, in einem fremden, fernen Lande gekannt und eingeladen zu sein, so sträubte sich doch meine Blödigkeit, der an mich ergangenen Einladung Folge zu geben, bis endlich die Wirthin meine Bedenklichkeiten niederzuschlagen wußte. In einem netten, dicht am See gelegenen Landhause fand ich bei meiner Ankunft, gegen 7 Uhr früh, Herrn Berthoud Colomb, dessen Gattin, dessen Nichte, ein etwa 19jähriges Mädchen und das Burgfräulein, das bleich und kränklich aussah und fast kein Wort zur Unterhaltung beitrug. Herr Berthoud Colomb war zur Zeit des Kriegs 1813 in Dresden gewesen. Das Gespräch lenkte sich bald auf die Religion und ich erfuhr dabei, daß der Pfarrer Recordon wiederholte Rundreisen im Canton Waadt unternehme, um die Rechtgläubigen zu erbauen und im Glauben zu befestigen, zu denen sich auch die Anwesenden zählten. Mir wurde nun klar, daß es sich hier um die Momiers handele, denen man später einen andern Namen beilegte und zu welchen sich Recordon öffentlich bekannte. Ein Sohn der Familie Berthoud, dessen lebensgroßes Portrait an einer Zimmerwand hing, war Geistlicher in Frankreich. Herr Berthoud Colomb sprach unter Anderm die Befürchtung aus, daß das Christenthum gegenwärtig in großer Gefahr stehe und durch glaubens-

lose Menschen, wie z. B. durch Strauß, vielfachen Angriffen ausgesetzt sei. Ich entgegnete ihm, daß das Christenthum zu allen Zeiten Feinde gehabt habe, aber stets siegreich aus den Kämpfen hervorgegangen sei. Das Burgfräulein hörte unser Gespräch stillschweigend und mit gefalteten Händen und leidensvollen Mienen an. Nach einer angenehm verlebten Stunde verließ ich das Landhaus und erinnere mich noch immer mit Vergnügen an jenen Morgen.

Von Neufchatel ging's nach Solothurn, wo ich bei einem Bäcker einen Schoppen Wein und etwas Weißbrot genoß. Mit Recht klagte der Bäcker über die Zerwürfnisse, welche damals in Folge des Freischaarenzugs gegen Luzern und der religiösen Streitigkeiten die Schweiz feindselig spalteten. Auch erzählte mir der Mann, daß der Oberbibliothekar an der königlichen Bibliothek zu Dresden, Hofrath Falkenstein, ein geborener Solothurner und ein Jesuitenschüler gewesen sei, der später den geistlichen Stand aufgegeben habe. Falkenstein hat eine umfängliche Geschichte der Buchdruckerkunst geschrieben und auf deren Titelblatte seinem Namen noch ein langes Verzeichniß aller seiner Würden beigefügt, das seinen Hauptfehler — einen maaßlosen Dünkel — sattsam bezeichnete. Derselbe führte ihn endlich als Irrsinnigen in die Anstalt auf den Sonnenstein, wo er sein trauriges Dasein beschloß.

Von Solothurn ging's über Baden nach Zürich, das eine unvergleichlich reizende Lage besitzt.

Ein Dresdener Buchbindermeister hatte mir einen Empfehlungsbrief an einen seiner Berufsgenossen in Zürich mitgegeben. Ich fand in demselben einen eben so gebildeten als dienstgefälligen Mann, der mir eine Anzahl Schweizerbilder aufdrang und seinen taubstummen Lehrling als Wegweiser zutheilte. Dieser führte mich nach dem vereinigten Blinden- und Taubstummen-Institut. Während das erstere dem Dresdener weit nachstand, fand ich dagegen das letztere desto vorzüglicher. Ich erstaunte, als ich in dem Lehrzimmer je zwei und zwei Taubstumme einander gegenüber sitzen sah und aus dem vor ihnen liegenden Buche die biblischen Geschichten auf das Deutlichste vortragen hörte. Dabei drückten sie die darin beschriebenen Gemüthsbewegungen,

wie z. B. bei dem verlorenen Sohne, durch entsprechende Handbewegungen und einen anpassenden Redeton aus. Noch nie habe ich wieder Taubstumme so deutlich und fließend sprechen gehört.

Auf meiner Wanderung durch die Schweiz hatte ich wiederholt eine Schule zu besuchen gewünscht und mich deshalb bemüht. Allein fast immer bekam ich von dem Schulvorstande die zurückweisende Antwort: „Es ist halt heute Vakanz!“. Auch in Zürich suchte und hoffte ich endlich mein Vorhaben durchzusetzen, wobei mir mein Buchbindermeister mit gutem Rath beistand. Auf seine Empfehlung begab ich mich des nächsten Morgens, an einem Sonnabende, früh vor 7 Uhr nach dem mir bezeichneten Schulgebäude, nicht weit von dem großen Lagerhause am See, in welchem drei Schulclassen untergebracht waren. Knaben, mit Bücherränzchen auf dem Rücken, wurden meine Wegweiser. Geraume Zeit stand ich wartend auf dem Corridor vor den Lehrzimmern und hatte hinlängliche Muße, die daselbst befindlichen Kleiderrechen und die zur Aufnahme des von den Mänteln u. s. w. herabtröpfelnden Regenwassers angebrachten Blechrinnen zu betrachten, auch den tobenden Lärm der aufsichtslosen Schüler in den Lehrzimmern anzuhören. »C'est tout comme chez nous!« sprach ich zu mir selbst. Es mochte eine Viertelstunde über 7 Uhr sein, als endlich ein langer, hagerer Herr mit großen, hervorstehenden Augen und einer Brille auf der Nase die Treppe heraufgestiegen und auf mich los kam. Die Schüler hatten mir in demselben den Professor Hafner bezeichnet. Unter Ueberreichung meiner Namenskarte theilte ich dem Herrn Professor meinen höflichen Wunsch mit, einer Religions- Unterrichtsstunde beiwohnen zu dürfen.

„Da müssen's halt warten, bis der Herr Pfarrer Fries kommt —“ lautete die kurz angebundene Antwort — „das ist seine Classe —.“ Sprach's und verschwand in der seinigen. Abermals verstrich eine Viertelstunde. Da kamen bedächtige Schritte die Treppe heraufgestiegen und ich vernahm zwei Männerstimmen, die sich mit einander unterhielten. Der eine von ihnen war der Pfarrer Fries und der andere der Bruder des Professors Hafner. Meinerseits ehrerbietige Begrüßung, nochmalige Ueberreichung meiner Karte und die Wiederholung meines

Wunsches. Derselbe setzte den Herrn Pfarrer in die sichtlichste Verlegenheit.

„Was wollen's —" sprach er ablehnend — „in meiner Lehrstunde? Ich hab' heut nix weiter als Katechismuswiederholung. Gehen's doch lieber zu meinem Herrn Kollegen hier, welcher Geographie vorträgt."

Als ich hierauf erklärte, wie mir eben an dem Anhören des Katechismusunterrichts viel gelegen sei, so glaubte der zweite Hafner sich seines bedrängten Kollegen annehmen zu müssen.

„Sie sind —" hob er an — „der Jugendschriftsteller N.?"

„Ja —" versetzte ich voll Freude, nunmehr meine Bitte erfüllt zu bekommen.

„Haben's einen Erlaubnißschein vom Kirchenrath Meier aufzuweisen?" fuhr der Professor fort.

„Erlaubnißschein?" stammelte ich betroffen — „davon hat man mir nichts gesagt."

„Ja —" sprach Hafner — „wer unsere Schule besuchen will, muß einen Erlaubnißschein vom Kirchenrath Meier haben. Derselbe wohnt am Großmünster."

Beide Herren wendeten mir den Rücken zu und gingen in ihre Lehrzimmer. Ich aber schüttelte den Staub von meinen Füßen und trollte unmuthig ab.

„Eine schöne Republik!" sprach ich zu mir selbst. „Mein Sachsenland ist kein gerühmter Freistaat, aber dennoch bedarf man nicht erst eines geschriebenen Erlaubnißscheins, wenn ein Schulmeister die Schule eines Amtsbruders besuchen will".

Bevor ich den Kirchenrath aufgesucht, vielleicht erst aus den Federn gejagt und zur Ausstellung des Erlaubnißscheins bewogen hätte, wäre die Religionsstunde längst beendigt gewesen. Und das hatte man eben gewollt. Meinen Weg nahm ich nun nach der neu und prachtvoll gebauten Kantonschule, an welcher, wie mir mein züricher Buchbindermeister erzählt hatte, ein Deutscher, Dr. Sauppe, angestellt war, der aber nächstens als Gymnasialdirector nach Weimar abgehen sollte. Diesen Herrn traf ich, als er eben die breiten Treppenstufen zur Kantonschule hinaufstieg, und sprach ihn an, wobei ich ihm zugleich klagte,

wie es mir so eben ergangen sei. Lächelnd entgegnete er: „Mit dem angeblichen Erlaubnißschein ist's nichts. Man wollte Ihrer nur los sein, weil der Herr Pfarrer Fries auf seinen Unterricht sich nicht vorbereitet hatte und Ihr Urtheil fürchtete."

Offen bekenne ich hier, daß auch ich es ungern sah, wenn ein Fremder meinem Religionsunterrichte beiwohnen wollte. Denn ich fühlte mich stets dabei befangen und vermochte weniger herzlich zu meinen Schülern zu sprechen. Der Religionsunterricht soll keine kunstgerechte Katechisation sein, mit der man prunken kann, die aber das Herz der Schüler kalt läßt. Hätte der Herr Pfarrer Fries mir gerade heraus dasselbe gesagt, so würde ich ihn nicht behelligt haben. Dr. Sauppe lud mich ein, seinem Unterrichte beizuwohnen, der allerdings nur die Anfangsgründe der lateinischen Sprache umfaßte. Unter seinen Schülern befanden sich mehrere Namen von Männern, die in der Schweizergeschichte sich berühmt gemacht und einen guten Klang bekommen hatten. Wie in Frankreich üblich, wurde auch hier das lateinische v wie w ausgesprochen, z. B. weni, widi, wici u. s. w.

Nach dem bald erfolgten Schlusse seines Unterrichts zeigte mir der liebe Dr. Sauppe das Innere des Schulgebäudes und stellte mich den übrigen Professoren in dem Conferenzzimmer vor, wobei ich eine sehr steife Rolle spielte.

Von Winterthur ging ich nach Schaffhausen, des Rheinfalls wegen. Als ich am linken Rheinufer in dem Schlosse Laufen anlangte, mußte ich 8 Ngr. Eintrittsgeld bezahlen, um bis an den Fall hinabsteigen zu dürfen. Eben so viel kostete die Besichtigung einer Camera obscura, in welcher der Rheinfall sich aus der Ferne abspiegelte. Neben einem hölzernen Vorbau, der ein Stück in den Fluß und bis dicht unter die herabstürzende Wassermasse errichtet war, hingen einige Regenmäntel für empfindliche Beschauer, die sich nicht bespritzen lassen wollten. Natürlich wurde auch dieser Schutz mit Gelde aufgewogen. Ein Mann, der die nach dem Flußufer führende Parkthüre aufschloß, hielt ebenfalls seine Trinkgeld fordernde Hand offen her. Damit war aber die Ausbeutung der Beschauer noch nicht beendigt. Ein Rathsherr aus Schaffhausen, der mit einem Sohne und einer Tochter zugleich mit mir den

Wasserfall besichtigt hatte, bot mir freundlich an, mich in seinem Kahne mit nach Schaffhausen übersetzen zu lassen, was ich dankbar annahm. Schon war ich in das Fahrzeug gestiegen, als eine stumme, kategorische Handbewegung des Fährmanns mich wieder hinausgehen hieß. Auf meine und des Rathsherrn verwunderte Frage nach der Ursache dieser Zurückweisung, erwiederte der Fährmann, daß laut einer getroffenen Uebereinkunft die von Laufen übergesetzt sein wollenden Reisenden sich eines diesseitigen Fährmanns bedienen müßten und er nur die vom jenseitigen Ufer angelangten zurückfahren dürfe. Wirklich kam ein anderer Fährmann mit seinem Nachen herbei, der für die kurze und gänzlich gefahrlose Ueberfahrt über den Rhein, der hier noch nicht die halbe Breite des Elbstroms bei Dresden besitzt, mir 6 Neugroschen abverlangte. Ist das nicht schamlos?

In der Stadt Plauen fand ich poste restante den ersten und einzigen Brief von meiner lieben Frau, den ich mit starkem Herzklopfen erbrach und durchlas. Welche Freude und Beruhigung! Alle die Meinen daheim befanden sich wohl. Sogleich ließ ich mich zu dem ersten Postabgange nach Reichenbach einschreiben. In letzterem Orte übernachtete ich und fuhr am andern Morgen mit des Gastwirths Geschirr nach Werdau, wo damals die sächsisch-baierische Eisenbahn ihren Anfang oder vielmehr ihr Ende nahm. Gegen Abend langte ich in meiner lieben Vaterstadt und meinem Schulhause an, wo ich von den Meinen mit großer Freude empfangen wurde.

Sechs Wochen lang hatte meine Reise gedauert, ich in dieser Zeit gewiß über 120 Meilen zu Fuß zurückgelegt und im Ganzen gegen 80 Thlr. verthan. Hierunter befanden sich die Ausgaben für geflicktes Schuhwerk, für Wäsche, theures Porto, so wie für 30 Schweizerbilder. Während ich in der Schweiz selbst durchschnittlich mit nur einem Thaler ausreichte, kam mich der letzte Reisetag in Sachsen über 5 Thlr. zu stehen, indem allein das Fuhrlohn von Reichenbach bis Dresden über 4 Thlr. betrug.

Nach jeder früher zurückgelegten Reise kehrte ich gesünder, wohlbeleibter und mit frischerer Gesichtsfarbe wieder heim. Das war aber dießmal nicht der Fall. Vielmehr erschrak meine Frau über mein

körperliches Aussehen, über meine Abmagerung, über die tiefen Hautfalten und die gelbbräunliche Gesichtsfarbe. Jedenfalls waren die übermäßigen Fußtouren und die schreckliche Sonnenhitze die Ursache hiervon. Um ja nicht einen Tag über meinen Urlaub auszubleiben und die von mir entworfene Reise gänzlich auszuführen, hatte ich mich zu sehr übernommen. Ich fürchte sogar, daß diese Anstrengungen den ersten Keim zu der tödtlichen Erkrankung gelegt haben, die ich im darauf folgenden Jahre zu bestehen hatte. Meine Rückkehr war am Sonnabende Abend erfolgt und verstrich derselbe, so wie der Sonntagsmorgen, unter Erzählen meiner Erlebnisse.

Plötzlich unterbrach mich die Stimme einer meiner Töchter, indem sie staunend ausrief: „Vater! sieh einmal die Straße hinauf, was da kommt!"

Ich sah aus dem Fenster, erbleichte und ein Zittern schüttelte meinen Körper. Ich liebe nämlich durchaus nicht, der Gegenstand einer öffentlichen Huldigung zu sein. Daher kann man sich denken, wie mir zu Muthe ward, als ich die lange und breite Straße daher meine sämmtlichen Schulkinder, über 600 an der Zahl, festlich gekleidet und im feierlichen Aufzuge, meiner Wohnung nahen sah. Jedes Kind trug einen frischen Blumenkranz in der Hand und der lange Zug wurde von meinen sämmtlichen Lehrern begleitet. So wanderte die fast endlose Schaar in meinen Schulhof ein, wo sie sich aufstellte. Eine Deputation meiner Lehrer kam in meine Wohnung herauf und lud mich ein, hinabzukommen, wo ich mich auf den erhöhten Treppenvorbau stellen mußte. Hier überreichte man mir ein, auf meine Rückkehr gefertigtes Gedicht, Kinder und Lehrer brachten mir ihre Glückwünsche dar und die Feierlichkeit schloß mit einem ergreifenden Lobgesange und dreimaligem Lebehoch, wobei die ganze Nachbarschaft sich eingefunden hatte. Ich aber war in großer Versuchung, es dem Apostel Paulus nachzuthun, als man ihn für den Gott Merkur hielt und ihm zu Ehren einen Stier opfern wollte.

40. Krankheit. Neue Würde. Theuerung.

Im Anfange des Maimonats 1846 befiel mich eine heftig auftretende Brust- und Leberentzündung. Zuerst wurde mir, um einen drohenden Blutsturz zu verhüten, eine Ader geschlagen, dann Zugpflaster und Blutegel an die schmerzende Brustseite gesetzt. Hierzu gesellte sich mein altes Uebel, der Luftröhrenkrampf, dessen Erstickungsanfälle noch das Weh des Fiebers überstiegen. Ich fühlte selbst, wie mein Puls flackernd oder hüpfend schlug und dann eine kleine Weile aussetzte. Unser langjähriger Hausarzt fand bald meinen Zustand so bedenklich, daß er noch einen Arzt zu Rathe zu ziehen wünschte, was ich aber ablehnte, bis er endlich, wie er sagte, zu seiner eigenen Beruhigung, einen andern, mir gleichfalls befreundeten Arzt mit sich brachte. Man sagte mich bereits in der Stadt für todt, und mehr wie einer meiner Amtsgenossen hatte bereits seinen Festrock angezogen, um sich um meine Directorstelle zu bewerben.

Einem glücklichen Umstande verdankte ich großentheils meine Wiedergenesung. Als ich Director, wurde, mußte ich mein liebes Häuschen sammt seinem Garten verlassen und in das Schulhaus übersiedeln. Jenes vermiethete ich an eine sehr ehrenwerthe Familie, mit welcher wir seitdem freundschaftlich verbunden geblieben sind. In dem Schulhause war ein großes, oft wiederholtes Lärmen, das bis in meine Wohnung drang, nicht zu vermeiden. Dasselbe wurde durch das mehrmalige Kommen und Gehen von mehr wie 600 Kindern, durch das zahllose Oeffnen und geräuschvolle Zuschlagen der vielen Thüren, durch die Holzpantoffeln der Kinder, durch den Jubel derselben während der im Schulhofe zugebrachten Freiviertelstunde, durch das laut gellende Läuten der Schulglocke u. s. w. hervorgerufen. Es geschah wohl auch, daß meine Lehrer während meiner Abwesenheit die inne zu haltende Zeit des Beginnens und Endigens der Schulstunden weniger gewissenhaft beobachteten, wo dann der Lärm der unbeaufsichtigten Kinder dieses Gebahren verrieth und mich nicht wenig beunruhigte. Unter solchen Umständen, die vom frühen Morgen bis nach 5 Uhr des Nachmittags fortdauerten, wäre mir die zu meiner Herstellung so

nöthige Ruhe und die Vermeidung jeglicher Aergerniß nicht zu Theil geworden. Allein, wie gesagt, zu meinem Glück hatte die mein Häuschen bewohnende Familie kurz vor meiner Erkrankung eine Curreise nach Carlsbad für die Dauer von sechs Wochen angetreten und dabei den Wunsch gegen uns ausgesprochen, daß jemand von uns das verlassene Häuschen beziehen und dessen werthvollen Inhalt an Geräth ꝛc. bewachen möchte. Diesem Wunsche kamen wir mit Freuden nach und bezogen unser ungern mit der Amtswohnung vertauschtes Tuskulum wieder. Hier fand ich die so nöthige Ruhe zu meiner Wiederherstellung. Nachdem ich der Todesgefahr entronnen und in völliger Besserung war, erschien eines Morgens eine Schaar von Knaben und Mädchen, als Vertreter sämmtlicher 12 Classen meiner Schule, vor meinem Gartenhäuschen, um mir zu meiner Genesung Glück zu wünschen. Jedes von ihnen trug einen blühenden, werthvollen Blumenstock in der Hand, mit welchen sie das ovale Blumenbeet vor meinen Fenstern besäumten und dann mit großer Freude mich begrüßten. Ich sah und fühlte, daß diese Liebe und Anhänglichkeit keine erheuchelte sei, und wurde daher tief ergriffen. Wie wohl befand ich mich wieder unter meinen fröhlichen Kindern, die meine gute Frau mit rasch bereiteter Chocolade und mit Zwieback bewirthete und welche dann jubelnd fortzogen!

Nicht lange vor meiner Erkrankung war ich von einer mir gänzlich fremden Frau von G. zu einem Thee eingeladen worden. Ich fand bei ihr eine zahlreiche, vornehme Damengesellschaft und erkannte bald, daß ich derselben als ein curiosum zur Unterhaltung dienen sollte. Außer mir war noch ein kleines Mädchen, die Tochter eines Schuhmachers zugegen, die durch ihr kunstvolles Pianofortespiel gleichfalls das Vergnügen der Theegesellschaft erhöhen mußte. Man sprach viel von der berüchtigten Gräfin Hahn-Hahn, die damals in Dresden lebte, und die Frau von G. erbot sich, mich jener Schriftstellerin vorzustellen, wozu ich jedoch nicht die geringste Lust verspürte. Nachdem ich mich eine Stunde lang tödtlich gelangweilt und mich in meine stille Häuslichkeit zurückgesehnt hatte, nahmen mich zwei russische Damen aus Petersburg in ihre Mitte und ihrer angenehmen Unterhaltung verdankte ich's, daß mein Zustand erträglicher wurde. Sobald es sich mit dem Anstande vertrug, verab-

schiedete ich mich mit dem stillen Vorsatze, nie wieder eine ähnliche Einladung anzunehmen. Aber Frau von S., die ihrem Namen auf der Visitenkarte und an ihrer Wohnungsthüre noch die hochgeborene Gräfin von * beifügte, hatte bei ihrer Einladung noch eine zweite Absicht gehabt oder, wie man sagt, zwei Fliegen mit Einem Schlage treffen wollen. Sie besaß eine etwa 17jährige Tochter, die ihrem adeligen Namen noch den schriftstellerischen Ruf beizufügen wünschte und deshalb ihre Feder an die Uebersetzung einer englischen Jugendschrift versucht hatte, die ich meiner Jugendbibliothek einverleiben sollte. Zur Probe zeigte mir Frau von S. ein von jener in's Deutsche übergetragenes Kapitel und erbot sich, nicht ohne guten Grund, zum Vorlesen des Manuscripts, was ich mit der Bemerkung ablehnte, daß ich die flüchtigsten und undeutlichsten Hände zu lesen gewohnt sei. Aber als ich daheim die beschriebenen Blätter vornahm, erkannte ich die Vermessenheit meiner Rede. Ha! wenn der dümmste, ungelehrigste meiner Schüler aus der niederen Volksschicht je eine derartige Schreibweise besessen hätte! Welch' Kopfschütteln, welchen lauten Tadel, welchen Unwillen würden unser Schulvorstand und unser geistlicher Oberaufseher mir und meinen Lehrern gezeigt haben! Es war rein unmöglich, eine Zeile dieser, wie mit einem Besenstiele gekritzelten Hieroglyphenschrift zu verstehen. Nach langem Bemühen warf ich erzürnt das Papier hin. Und die Schreiberin war eine hochgebildete, junge Dame der höchsten Aristokratie, auf deren Erziehung vielleicht große Summen verwendet worden waren. Während ich in Todesgefahr krank lag, kam Frau von S. in meine Wohnung, um meine Entscheidung über die Arbeit ihrer Tochter einzuholen. Obschon sie von meiner Bewußtlosigkeit in Kenntniß gesetzt wurde, wollte sie sich durchaus nicht abweisen lassen. Nachdem sie nothgedrungen gegangen war, hatte sie sich an meinen Verleger in Berlin gewendet und ihm unter der Nachricht von meinem Tode, die Mitarbeiterschaft ihrer Tochter in meiner Jugendbibliothek angetragen. Hier erwähne ich, daß ich oft von männlichen und weiblichen Autoren — besonders von letzteren — überlaufen worden bin, bei deren literarischen Erstlingen ich das Pathenamt übernehmen und diese aus der Taufe heben sollte. Dieses Gevatterbitten fingen sie klüglich also an. Sie suchten mich auf, über-

häuften mich mit Lobeserhebungen, die für mich eben so beschämend als unausstehlich waren. Nachdem sie hierdurch meine Gunst gewonnen zu haben glaubten, zogen sie ihre Manuscripte hervor, baten mich um mein Urtheil darüber und schließlich um meine Empfehlung bei meinem Verleger oder um die Aufnahme in meine Jugendbibliothek u. s. w. Nicht selten suchten sie durch Darlegung ihrer bedrängten Lage mein Mitleid und meine Verwendung zu erlangen. Aber auch hochgestellte und vornehme Frauen, die mich früher gar nicht oder vornehm über die Achsel angesehen hatten, ließen sich zu Schmeicheleien gegen mich herab und schrieben nicht etwa aus innerem Drang oder schriftstellerischer Eitelkeit, sondern für das mäßigste Honorar. Auch schamlose Diebe gab es unter denen, die mich um Unterbringung ihrer Manuscripte angingen. Diebe, welche sich mit fremden Federn schmückten und solche für ihre eigenen ausgaben. Zwei dieser Freibeuter waren — ich gestehe es mit Betrübniß — öffentlich angestellte Lehrer. Der Eine von ihnen verdiente wegen seiner fortgesetzten Freibeuterei, die er selbst nach seiner öffentlichen Prangerstellung in der Didaskalia nicht unterließ, hier von mir genannt zu werden. Derselbe schickte mir aus weiter Ferne eine angeblich von ihm geschriebene Erzählung für meine Jugendbibliothek zu, die ich als eine wörtliche Copie von Adler's kleinen Seefahrern erkannte. Gleichen Diebstahl beging er an einer Schriftstellerin, deren Arbeit er unter einem veränderten Titel für die seine ausgab, und an der netten Erzählung: „Der Knabe des Murillo". Selbst in der neuesten Zeit hatte er die Unverschämtheit, seine fremden Federn mir zur Verwendung anzubieten. Ein zweiter literarischer Dieb bot Zschokke's Erzählung: „Das Loch im Aermel" unter demselben als seine Arbeit an!

[illegible] einer zu Prag erschienenen Jugendschrift ist ein ganzes, wört[illegible] geschriebenes, nur mit einem veränderten Titel versehenes Ka[illegible] aus meinem „Blinden Knaben" enthalten und der Herausgeber [illegible] die Naivität, mir solches Buch zum Geschenk zu machen. Ein [illegible], daß nicht er selbst, sondern wahrscheinlich der oben erwähnte [illegible] an meinem Eigenthume sich vergriffen hatte. Einige Autoren, [illegible] Erzeugnisse ich als für meine Jugendbibliothek nicht geeignet,

zurückwies, rächten sich dafür durch anonyme, gehässige Beurtheilungen meiner Schriften in öffentlichen Blättern. So hat auch der Schriftstellerberuf, wie jeder Stand, seine Last!

Bekanntlich war die Aerndte des Jahres 1846 eine Mißärndte, welche, wenn auch nicht eigentliche Hungersnoth, wie sie früher vorkam, aber doch eine furchtbare und drückende Theuerung zur Folge hatte. Mit der kärglichen Getreideärndte vereinigte sich die immer verderblicher sich ausbreitende Kartoffelfäule. Das Pfund Roggenbrot kostete in Dresden 18 Pfennige und der Scheffel Kartoffeln 3 Thaler und darüber. Die armen Aeltern meiner Schüler mochten wohl oftmals mit kummervollen Blicken auf ihre begehrlichen Kinder sehen und nicht wissen, womit dieselben zu sättigen. Demohnerachtet behielten die Kinder bei aller Noth ihre frohe Laune. Sie lachten, scherzten, spielten und neckten einander wie immer. Zwar wurden die mit Butter gestrichenen Brotscheiben, die sie sonst in die Schule brachten, immer seltener, die trocknen Brotschnitte schwärzer und die sonst unter den Schultafeln zurückgelassenen Brotüberreste zu Unmöglichkeiten. Bei der wachsenden Theuerung traten die zum Glück überaus reichlich gerathenen Aepfel an die Stelle des Brotes und später noch sogar die weißen, rohen Rüben, die in erstaunlicher Menge von meinen achtehalb hundert Schülern verzehrt wurden und deren Wirkung nicht die angenehmste auf unsere Geruchsnerven war.

Am Schlusse des Jahres 1846 wurde mir die Ehre zu Theil, zum Stadtverordneten erwählt zu werden. Als ich gegen die Annahme dieser Würde bei unserm Vicebürgermeister mit der Entschuldigung protestirte, daß mir keine Zeit für dieses Ehrenamt verbliebe, entgegnete jener, daß wohl jeder der Gewählten zu gleicher Ausrede berechtigt sei und diese mich daher nicht von der Annahme der Wahl entbinde. Mit der Städteordnung nicht bekannt, welche einem Schuldirector die Wahl zum Stadtverordneten abzulehnen gestattet, fügte ich mich nothgedrungen der vermeinten Nothwendigkeit und erhielt gleich darauf, und ohne mein Zuthun, die hierzu erforderliche Genehmigung meiner vorgesetzten Behörde, des Stadtraths zu Dresden. Jedenfalls hatte derselbe von mir gehofft, daß ich, wo nicht sein Vertheidiger, doch nicht sein Gegner in

dem Stadtverordneten-Collegium sein würde. In dieser Voraussetzung irrte sich aber derselbe, indem ich fest entschlossen war, der mir neu übertragenen Verpflichtung möglichst nachzukommen. Als in einer der ersten Sitzungen der Stadtverordneten ein Doctor L., der zugleich ein Mitglied der städtischen Schuldeputation war, den Stadtrath beschuldigte, daß derselbe den wohlgemeinten Vorschlägen und Beschlüssen der Schuldeputation fast stets entgegen sei, so schloß ich mich diesen Worten in so fern an, daß ich mein Bedauern darüber aussprach, daß der Stadtrath eine Bittschrift sämmtlicher, öffentlich angestellter Lehrer um Verbesserung ihrer damals sehr gedrückten Lage, die durch die große Theuerung noch verschlimmert wurde, unbeantwortet gelassen habe. Zugleich bemerkte ich, daß mindestens dreißig Hülfslehrer unter uns vorhanden seien und sonach, wenn alljährlich zwei von ihnen ständig würden, der letzte erst nach 15 Jahren aufrücken könne, u. s. w.

Auf diese meine Jungfern- und Antrittsrede hatte der Vorstand der Schuldeputation nichts Eiligeres zu thun, als in einem Briefe an den Vorstand der Stadtverordneten über meine Worte sich zu beschweren und solche Lügen zu strafen, indem er darthat, daß die Schuldeputation stets das Beste der Lehrer wolle und darum meine Vorwürfe nicht verdiene. Diesen Brief las der Vorsteher dem Collegium laut vor. Hierauf berief ich mich, daß meine Klage durchaus nicht gegen die Schuldeputation, sondern gegen den Stadtrath gerichtet gewesen sei, den selbst das neben mir sitzende Mitglied der Schuldeputation beschuldigt und hierdurch meine Worte hervorgerufen habe.

Mein Freimuth als Stadtverordneter hat mir viel geschadet. Meine Pension würde ungleich reicher ausgefallen sein, hätte ich bloß den stummen Beinicker gemacht. Einmal im Mißcredit bei dem Stadtrathe, konnte ich denselben in einer gerechten Sache vertheidigen, so wurden doch von feilen Liebedienern und Aufpassern auf der Tribüne dem Stadtrathe meine Worte verdreht und als ihm feindliche zugetragen. Daher kam es, daß, als ich nach einigen Jahren nochmals zum Stadtverordneten gewählt wurde, mein Schulvorstand mir eröffnete, wie ich von dem Stadtrathe dießmal keinen Urlaub (der eigentlich gar nicht nöthig ist, da die Sitzungen erst in den Abendstunden stattfinden)

erhalten würde, weil jener nicht gesonnen sei, von einem seiner Subalternen sich hofmeistern und bekritteln zu lassen. Hierüber wundere dich nicht, lieber Leser. So ist und wird's immer sein und bleiben, mag der Staat monarchisch oder republikanisch regiert werden. Je kleiner und bedeutungsloser die Herren sind, desto übelnehmender und nachträglicher. Welche Anfeindungen, Bitterkeiten, gehässige Beurtheilungen, Kränkungen, ja selbst Verleumdungen werden nicht selten in öffentlichen Blättern gegen hochstehende Beamte, gegen Minister, ja selbst gegen Fürsten geschleudert! Wehe den Subalternen, die nur den zehnten Theil ähnlicher Angriffe gegen ihre ohnmächtigeren Vorgesetzten schleudern wollten!

So unterließ mein Chef weislich, über den Doctor L. ebenfalls sich zu beklagen, der doch durch seine Anklage des Stadtraths die Veranlassung zu meiner Beschwerde, die auf des Doctors Worte fußte, gegeben hatte. Aber dieser war kein Subaltern des Stadtraths, vielmehr fürchtete mein Chef die Grobheit und Rücksichtslosigkeit gedachten Doctors. Hierbei erinnere ich mich eines unbedeutenden Vorfalls, der abermals zeigt, wie die studirten Herren uns Unstudirte, namentlich die Volksschullehrer behandeln. Bevor ich noch die Ehre hatte, meinen Sitz neben dem Herrn Doctor L. einzunehmen, hatte mich mein Chef einst in seine Wohnung entboten. Ich fand mich daselbst in meiner besten, schwarzen Amtskleidung ein und wartete allein längere Zeit in einem Zimmer, in welches mich das Dienstmädchen eingelassen, auf das Erscheinen meines Chefs. Während dem trat erwähnter Doctor ein, schritt hastig im Zimmer auf und nieder und sprach, unter allen Zeichen von Ungeduld, mit unwilligem Tone: „Wo bleibt nur der Stadtrath? Ich habe keine Zeit zu verlieren und kann nicht warten.“ Endlich herrschte er mir befehlend zu: „Melden Sie mich!“ Ich trug keine Livree und daß ich kein Lohnschreiber meines Chefs sei, ersah der Doctor jedenfalls, wohl aber, daß ich zu dem Lehrerstande gehörte, der zum Dienen und Dulden bestimmt ist. Anstatt mit gleicher Grobheit zu antworten, klopfte ich an die nächste Seitenthüre, da mehr zu thun, ich mich nicht unterstand. Als endlich der Stadtrath erschien und mich dem

Doctor als den Bezirksschuldirector R. vorstellte, fiel es jenem nicht ein, mir ein Wort der Entschuldigung zu sagen.

Am 2. Weihnachtsfeiertage 1847 vermehrte sich meine Familie durch ein neues und letztes Glied, durch eine Tochter, die wir Lisbeth tauften. Demnach besaß ich jetzt sechs lebende Töchter, von denen die älteste, Emma, verheirathet und Mutter eines Söhnchens war. Bei einer starken Kinderzahl, bei der noch herrschenden Theuerung und der jährlichen Besoldung von 450 Thlr. hätte es sehr schlimm ausgesehen, wenn nicht mein Schriftstellern der rettende Engel geworden wäre.

Das Kriegsministerium, das sonst nur für Krieg und Zerstörung wirkt, ward jetzt zu einem Nothhelfer, indem es seine aufgespeicherten Mahl- und Getreidevorräthe von der Festung Königstein nach Dresden kommen ließ, um für dessen Bewohner Commisbrot backen und zu einem billigen Preise verkaufen zu lassen. In anderen Städten und besonders des armen Erzgebirges, sorgte unsere Regierung väterlich, indem sie der Theuerung dadurch wehrte, daß sie Getreide in großer Menge aufkaufte und um billigeren Preis wieder auf den Getreidemärkten feilbot, wodurch dem Kornwucher gesteuert wurde, ohne daß man, wie 1805, zu Maaßregeln der Strenge und Gewalt greifen durfte. Diese dankenswerthe Hülfe hat dem Lande noch nicht 150,000 Thlr. gekostet, während die gegen Preußen gerichtete Kriegsbereitschaft im Jahre 1850 Millionen verschlang, ohne bei Sachsens Ohnmacht etwas zu nützen. Die beste Hülfe jedoch kam von oben, von dem Geber aller guten Gaben, der uns 1847 die gesegnetste Aerndte bescheerte. Auch meine Schule nahm den tiefsinnigen Antheil an dem allgemeinen Lob- und Dankfeste, das wegen des reichen Segens in Dresdens Kirchen gefeiert wurde.

Mit unsern 750 Schulkindern vereinigten sich die mehr als ein halbes Tausend zählenden Schüler der Antonstädter Armenschule und zog die große Kinderschaar mit fliegenden Fahnen, mit zahllosen Blumen- und vollen Aehrenkränzen, unter Vortritt des Artillerie-Musikchors und den ergreifenden Klängen des hehren Kirchenliedes: „Nun danket Alle Gott!" durch dichte Menschenmauern in die Kirche, ein fast endloser Zug, der den Zuschauern Thränen der herzlichsten

Rührung in's Auge trieb. Ach ja! aus dem Munde der Unmündigen und Säuglinge bereitet sich der Höchste sein schönstes Lob. Schade, daß unsere Regierung zum Andenken der reichen Aerndte nach einem überstandenen Hungerjahre keine hierauf bezügliche Münze, sondern nur eine große, theure Medaille in wenigen Exemplaren prägen ließ, die den wenigsten Sachsen zu Gesicht gekommen und höchstens in Münzsammlungen begraben ist.

Am 19. Februar 1848 feierte ein Patriot und Dresdner Bürger, der Finanzprocurator Eisenstuck, sein goldenes Jubelfest als Rechtsanwalt. Eisenstuck hatte sich nach der Volkserhebung im Jahre 1830 durch eine eben so freisinnige als meisterhaft verfaßte Darlegung der von der Regierung begangenen Fehler und der deshalb von den Bürgern erhobenen Klagstellung ausgezeichnet. Als späterer Vorstand des Stadtverordneten-Collegium, nicht minder als Ständemitglied, hatte er durch Uneigennützigkeit, aufopfernde Thätigkeit und parlamentarische Befähigung rühmlich sich hervorgethan und vieles Gute zu Stande gebracht.

Leipzigs Bewohner hatten es unserm jetzigen König, damaligem Prinzen Johann, nicht vergessen können, daß er seinen erstgebornen Sohn und einstigen Thronerben auf eine auswärtige und noch dazu katholische Universität geschickt hatte. Ueberdieß beschuldigte ihn die öffentliche Meinung des starren Festhaltens am Katholicismus und hatte sich über sein am Landtage offen ausgesprochenes Bekenntniß geärgert, daß er nicht um die Gunst des Volks buhle. Als daher der Prinz im August 1845 in der Würde eines Generalcommandanten der sächsischen Communalgarden nach Leipzig kam, so fanden tumultuarische Volksbewegungen Statt, die mit dem Einwerfen der Fenster in der prinzlichen Wohnung und dem darauf erfolgten scharfen Schießen der Soldaten unter die Volksmenge endigten, wobei eine Anzahl unschuldiger Personen getödtet wurde. Bei deren feierlichen Beerdigung zeigte Robert Blum zuerst seine Kunst als Volksredner. In der Folge trat Leipzig mit einer Klage über angeblich gemißbrauchte Militärgewalt beim Landtage auf und der Bericht über die deshalb angestellte, landständische Untersuchung wurde dem obengedachten Eisenstuck, als einem

freisinnigen und furchtlosen Volksfreunde, vom Landtage übertragen. Allein Eisenstuck entsprach den Erwartungen der damals noch im Stillen wirkenden Demokratie insofern nicht, als er in seinem Referat keine erwiesene Schuld, weder auf den Prinzen selbst, noch auf die das Schießen veranlaßt habenden Officiere, zu bringen vermochte. Dessen ungeachtet betheiligten sich bei Eisenstucks Jubelfeier auch diejenigen Advocaten, welche später als die größten Demokraten auftraten, wie z. B. Tschirner, Blöde u. A. Das Stadtverordneten-Collegium beschloß, dem Jubilar, als seinem einstigen, hochverdienten Vorstande, ein Ehrengeschenk zu widmen, das in zwei kostbaren Porzellanvasen bestand. Früher schon hatte man ihm eine silberne Bürgerkrone zugedacht und eine solche bereits für den Preis von etwa 900 Thalern anfertigen lassen. Weil über eine solche Ausgabe in dem Collegium mißbilligende Stimmen laut geworden und bis zu den Ohren des zu Krönenden gelangt waren, so hatte dieser auf das Entschiedenste die Krone abgelehnt. Dieselbe wurde in der geheimen Sitzung, in welcher die Porzellanvasen bewilligt wurden, dem Collegium vorgezeigt und dabei bemerkt, daß der amtliche Taxator den Silberwerth der Bürgerkrone auf höchstens 50 Thlr. geschätzt, demnach deren patriotischer Verfertiger — ein Dresdner Bürger und Goldschmied — die achtzehnfache Summe dafür gefordert und erhalten habe!

Eisenstuck selbst sah sich an seinem Jubeltage auf das Höchste geehrt. Am frühen Morgen schon erschien — bei einem Bürgerlichen bisher ganz unerhört und noch nie dagewesen — der Prinz Johann in Person bei dem Jubilar und überbrachte ihm nebst seinen Glückwünschen das Comthurkreuz des Civil-Verdienstordens. Unter den übrigen zahlreichen Gratulanten fehlte nicht der Volksschullehrerstand, dessen sich der Jubilar stets warm angenommen hatte. Man hatte mich zum Mitglied der Deputation auserſehen, welche dem Jubilar die Glückwünsche der Lehrer Dresdens und zugleich ein kostbares Album überbrachte. Am Abende desselben Tages vereinigte ein Festmahl die Amtsgenossen, Freunde, die Mitglieder des Stadtraths und des Stadtverorneten-Collegiums um den Gefeierten, wobei die Minister nicht fehlten. Bei der Mahlzeit wurde viel getoastet, gesprochen, gesungen, gegessen und noch mehr ge-

trunken. Dabei zeichnete sich der Advocat Tschirner aus Bautzen durch eine feuerige Lobrede auf den Jubilar aus. Derselbe Tschirner, der im Mai 1849 der anmaaßendste in dem dictatorischen Kleeblatt ward, das sich, nebst Heubner und Tod, als die neue Staatsgewalt uns aufdrängte. Armer Eisenstuck! schon nach einem Jahre zogen dieselben, die so feuerig dein Lob an deinem Jubeltage aussprachen, dich in den Staub und bei einem Gastmahle der Demokraten witzelte ein Amtmann, der nicht werth war, dir die Schuhriemen zu lösen, in einem Toaste, daß selbst Eisen in Stucken gehe und darum auf dasselbe sich nicht zu verlassen sei.

41. Ein trauervolles Jahr.

Gegen Ende des Februarmonats 1848 klagte unsere zweite Tochter Anna, der Zwilling und unsere gemeinsame Freude, über Schmerzen in den Gliedern, die der Arzt für rheumatische hielt. Zuerst schwollen die innern Handflächen an, dann kam es in die Kniee, so daß unsere, im 22. Lebensjahre stehende Tochter an einem Stocke in der Hand aus ihrer Schlafkammer in die Wohnstube ging. Nun nöthigten wir sie im Bett zu bleiben, wo sie nach fortdauerndem Schwitzen ein Friesel bekam. Dabei klagte sie über ihren Kopf und bat den Arzt, ihr etwas dagegen zu verordnen, was dieser aber unterließ, weil die Kranke auf sein Befragen erklärte, daß sie eigentliche Kopfschmerzen nicht, wohl aber eine große Schwere und einen lästigen Druck in demselben verspüre. „Wenn Sie von freien Stücken Nasenbluten bekämen," meinte der Arzt — „dann wäre Ihnen geholfen." So währte es bis zum 6. März fort, ohne daß eine Aenderung des Zustands eintrat. Auffällig war's, daß unser Kind in kurzen Zwischenräumen höher gehoben zu werden begehrte, was ich that, indem ich die Kranke unter den Armen erfaßte und emporzog. So trieb sie es in der Nacht vom 5. auf den 6. März, in welcher meine liebe Frau vereint mit mir bei der Kranken wachte. Die lange Nacht hinzubringen, schrieb ich in den Zwischenpausen, wo die Kranke meiner nicht bedurfte, an der Erzählung in meinem Volkskalender 1849: „Vor hundert Jahren, oder: Der

Quacksalber". So oft mir diese Erzählung vor die Augen kommt, befällt mich ein Grausen und, in grellen Farbentönen aufgefrischt, steht jene Nacht vor mir. Gegen den Morgen nahmen die Klagen meiner Tochter über den Kopf und deren Unruhe zu. Daher schickte meine Frau sogleich nach unserm Arzte, ich dagegen mußte in meine Schule. Mit welchem getheilten Herzen ich mein Amt versah! Wie oft ich in unsere Wohnung hinaufeilte, um zu sehen, ob der Arzt angelangt und wie der Kranken Zustand beschaffen sei! Unser Arzt war nicht mehr daheim gefunden worden. Die Gefahr wuchs mit jeder Minute. Denn schon begann die Kranke, was bisher noch nicht geschehen war, irre zu reden. Neue Boten flogen nach allen Richtungen aus, um den ersten besten Arzt aufzutreiben. Wir selbst, rathlos, verzweifelnd und zu furchtsam, um thätig einzuschreiten, um Blutegel, Zugpflaster, kaltes Wasser oder Eis anzuwenden, rangen klagend die Hände. Da erfolgte ein Hirnschlag, den ein stoßartiges Erbrechen begleitete, und nun sagten wir's uns gegenseitig, daß mit menschlicher Hülfe es zu spät sei. Dennoch legte meine arme, bitterlich weinende Frau der Sterbenden kalte Wasserumschläge auf das theure Haupt. Zu spät! Ein fremder Arzt erschien endlich, bestätigte das Todesurtheil und entfernte sich schnell. Nach kurzem, bewußt- und darum schmerzlosen Todeskampfe hauchte unser heißgeliebtes Kind seine fromme Seele aus. Es war halb elf Uhr Vormittags. Gleich darauf kam unser Hausarzt, der, weil er keine Lebensgefahr in der Krankheit unsrer Anna erkannt und von unserm Hülferuf nichts vernommen hatte, so spät sich einfand. Er erstarrte bei der Schreckenskunde, denn er war nicht unser Arzt allein, sondern unser langjähriger, theilnehmender Freund. Ob er sich im Stillen darüber Vorwürfe gemacht habe, daß er auf der Kranken wiederholtes Flehen weder Blutegel, noch Zugpflaster, noch kalte Wasserumschläge verordnet hatte, wissen wir nicht. Ach, wir Kurzsichtige suchen in geringfügigen Dingen und Umständen die Ursache unsers Wohles oder Wehes, während des höchsten Hand Alles nach seinen weisen Rathschlägen gestaltet. Ob wirklich das Leben unsers theuern Kindes von der verzögerten Ankunft des Arztes, von der Nichtanwendung der Blutegel u. s. w. abgehangen hat? Seitdem unsere Anna den Keuchhusten

gehabt, hatte sie öftere Anfälle von starken Herzbewegungen und in den letzteren Jahren Anfälle der Bleisucht. Eine andere mögliche Veranlassung ihrer Krankheit ergrübelten wir nach ihrem Tode in einem erlebten, großen Schrecken, der allerdings die nachtheiligsten Wirkungen, namentlich auf ein weibliches Wesen unter gewissen geheimen Umständen hervorzubringen vermag. Kurz vor der Erkrankung unsrer Tochter klingelte es eines späten Abends an unsrer Hausthüre. Da der im Erdgeschoß wohnende Hausmann stets so ungefällig war, das uns im zweiten Stockwerk geltende Klingeln nicht zu beachten und die Hausthür aufzuschließen, so ging unsere Anna mit einem brennenden Lichte hinab, um die mit Gewißheit von uns erwartete Schwester meiner Frau einzulassen. In dem Augenblicke, als unsere Tochter aufschließt, öffnet sich schnell die Hausthüre und herein schiebt sich, gebückt und die Haare wirr über das Antlitz herabgestrichen, ein unbekannter, furchtbar anzuschauender Kopf, in welchem unsere Tochter einen Wahnsinnigen zu erblicken glaubt. Unter einem lautgellenden Schreckensschreie wirf Anna den Leuchter aus der Hand und kommt todtenbleich, an allen Gliedern zitternd, die Treppen heraufgeeilt, auf ihren Fersen den vermeinten Wahnsinnigen fürchtend.

Derselbe erwies sich aber als ein junger Lehrer, welcher unsere Schwägerin begleitet und sich einen eben so übeln als unschicklichen Scherz erlaubt hatte. Wohl bereute derselbe jetzt seine unüberlegte That und noch weit bittrer mag diese Reue mit ihren Vorwürfen gewesen sein, als wir weinend die irdische Hülle unsers Kindes dem kalten, dunkeln Grabe überliefern mußten. Wir Aeltern haben alle unsere Kinder mit gleicher Liebe umfaßt und streng den Grundsatz festgehalten, keins derselben dem andern vorzuziehen oder zu begünstigen. Aber gerade unsere Anna war durch ihre Folgsamkeit, Sanftmuth, Bescheidenheit, durch ihren steten Fleiß, ihr Talent im Pianofortespiel und im Kleiderfertigen und durch andere Tugenden nicht nur unser geheimer Liebling, sondern auch ihrer eigenen Schwestern, unsrer Verwandten und Freunde.

Wenige Tage nach dem Begräbniß unsers theuern Kindes erhielt ich aus Weimar einen besonders zugerichteten Bogen weißen Papiers,

um ihn durch einen Aufsatz meiner Hand zur Aufnahme in das damals angelegte Schiller-Album geeignet zu machen. Was anders vermochte jetzt meine Feder zu schreiben als klagende Ausbrüche meines großen und gerechten Schmerzes über mein in der vollsten Blüthe geknicktes Kind?

Meine gute, im 77. Jahre stehende Mutter, selbst leidend und vom Alter gedrückt, wurde durch die Nachricht von dem unerwarteten Tode ihrer liebsten Enkelin schwer darnieder gebeugt und folgte ihr schon am 3. April desselben Jahres in die Ewigkeit nach. Doch war hiermit der Todesengel immer noch nicht von meiner Familie verbannt. Denn nach zwei Monaten bekam unsere kleine Lisbeth in einer Nacht Erbrechen und der Arzt erklärte dasselbe als aus einem Gehirnleiden herrührend. Neun volle Wochen brachte das liebe Kind bei wechselnder Besserung und Verschlimmerung zu, wobei es zum Erbarmen abmagerte und unsere Herzen durch sein unaufhörliches, schmerzvolles Aechzen durchschnitt. Welche qualreichen Tage, die noch von schrecklicheren, schlaflosen Nächten übertroffen wurden! Wir vermochten uns vor Mattigkeit und Seelenleiden kaum auf den Füßen zu erhalten. Und dabei mußte ich unausgesetzt mein beschwerliches Schulamt fortführen und den Lärm der vielen Hunderte meiner Schulkinder ausstehen. Ein Glück, daß wir an unserm Dienstmädchen keinen bloßen Miethling, sondern mehr ein Familienglied besaßen, das mit gleicher Aufopferung und Treue für unsere liebe Kranke sorgte und wachte. An demselben Tage, wo der erwählte Reichsverweser, Erzherzog Johann, in Dresden einzog und die Kanonen zu seiner Begrüßung an der Eisenbahn in unserer Nähe donnerten, stand ich weinend und an dem Leben meines Kindes verzweifelnd an dem offenen Gangfenster, durch welches der vieltausendstimmige Jubelruf des Volks hereintönte und den schreiendsten Gegensatz zu meinen Gefühlen bildete. Dreimal flammte das verlöschende Lebenslicht neu wieder auf und erfüllte unser blutendes Herz mit wonniger Hoffnung. Bei dem drittenmale täuschte sich selbst der Arzt und erlaubte, daß unser Kind, als genesen, wieder in die freie Luft getragen werde. Desto bittrer sahen wir uns getäuscht, als schon nach wenig freudenvollen Stunden das kleine Herz für immer aufhörte

zu schlagen. Das war am 31. Juli Nachmittags. Binnen 5 Monaten war unsere Familie um 3 geliebte Glieder ärmer geworden.

Während dessen zogen die Wetterwolken am politischen Himmel immer finstrer und drohender heran. Der Stein, den das empörte Franzosenvolk in ein ruhiges Wasser geworfen hatte, zog immer größer werdende Ringe auf der bisher glatten Wasserfläche und dehnten sich bald über einen großen Theil Europa's aus. Aller Orten bildeten sich Vaterlands- und andere politische Vereine, zu deren Versammlungen nicht bloß der intelligente Bürger, sondern selbst der Tagelöhner und Handarbeiter eilten, wo viel gesprochen, raisonnirt, geschimpft und — getrunken wurde. Wenn der Handarbeiter seinen Tagelohn im Lagerbiere vergeudete, erst lange nach Mitternacht heimtaumelte, am Morgen spät erwachte, keine Lust zur Arbeit in sich verspürte, die geldbegehrende Frau mit harten Worten abwies: so entschuldigte dieß Alles die Vaterlandsliebe und der Wunsch nach Freiheit.

Auch der sächsische Lehrerstand wurde von der allgemeinen Vereinswuth angesteckt. Er wollte die Kirche nicht mehr als seine Mutter anerkennen und nicht länger von der Geistlichkeit beaufsichtigt sein. Auch ich erblickte in der Kirche nicht die Mutter der Schule, sondern in beiden ein eng verbundenes Ehepaar, wo die Kirche der Mann und Vater, die Schule die Frau und Mutter ist. Denn zuerst nimmt die Mutter die Erziehung der Kinder in die Hand und später der Vater. Beide sollen vereint für das Wohl ihrer Kinder sorgen und können solches auch nur in dieser Weise. Freilich soll der Vater kein Topfgucker sein, und sich nicht in Dinge mischen, welche die Frau und Mutter besser versteht als er. Eben so wenig aber darf die Frau und Mutter der ernsten, wohlgemeinten Disciplin des Vaters hindernd in den Weg treten. Seine Wünsche und Anforderungen vereint der Regierung unterzubreiten, schrieb der sächsische Lehrerstand eine Generalversammlung in Leipzig aus, wohin die Lehrer aus allen Theilen Sachsens eilten. Es war am 25. April 1848, als ich, von dem Dresdner pädagogischen Vereine beauftragt, mit noch zwei abgeordneten Amtsbrüdern nach Leipzig reisete. Außer uns drei Deputirten befanden sich noch viele andere Lehrer im Dampfwagen. So auch unter anderen der In-

spector über die Dresdner Kinderbesserungsanstalt S. Derselbe erzählte mir unterwegs, auf welche Weise man den Doctorhut in Leipzig erwerben könne. „Ein gelernter Apotheker —“ sprach er — „der zu wenig Vermögen besitzt, um sich in Sachsen eine Apotheke kaufen zu können, gedenkt sich nach Rußland zu wenden und dort als Arzt sich niederzulassen, obgleich er kein Mediciner ist. In dieser Absicht will er sich um die philosophische Doctorwürde bewerben, weil er hofft, daß die gemeinen Russen keinen Unterschied zwischen einem Doctor der Medicin und der Philosophie machen werden. Gedachter Apotheker ersuchte mich, für ihn eine lateinische Abhandlung zu fertigen, die zu Erlangung der philosophischen Doctorwürde erforderlich ist. Dieß schlug ich ihm ab, weil ich die Befähigung hierzu nicht besitze. Nach einiger Zeit kam er mit einer lateinischen Dissertation und der Bitte wieder, unter erstere auf mein Ehrenwort, die Bescheinigung auszustellen, daß er selbst die Arbeit gemacht habe. Natürlich ging ich auch hierauf nicht ein, weil ich nicht zum Lügner werden wollte. Um so größer war mein Erstaunen, als mein Apotheker zum drittenmale mit seiner Dissertation zurückkehrte, unter welcher ein hoher Staatsbeamter die gewünschte Bescheinigung niedergeschrieben hatte. Diese Papierrolle hier in meiner Rocktasche enthält die lateinische Arbeit und meine Brieftasche die 78 Thlr., welche die Ausfertigung des Doctordiploms bezahlen sollen, durch welches mein Apotheker die Russen über den Löffel zu barbiren gedenkt. Vor wenig Tagen begegnete mir in Dresden der schimpflich seines Amts entsetzte Superintendent K. aus M. „Haben Sie nicht —“ redete er mich lachend an — „eine lateinische Abhandlung von dem Apotheker N. N. erhalten, um sie mit nach Leipzig zu nehmen? Die habe ich gefertigt.“

Wörtlich gebe ich hier wieder, was Inspector S. mir im Dampfwagen erzählte, und überlasse dem Leser, sein Bestes sich selbst zu denken.

In Leipzig angekommen, versammelten wir uns zunächst in dem Saale der ersten Bürgerschule, der sich aber bald als viel zu klein auswies. Wir standen hier wie die Schafe eingepfercht und schwebte über unsrer Versammlung der Geist eines polnischen Reichstags, wo nur

noch die Säbelklingen fehlten. Als überlauter Schreier und unausstehlicher Zänker trat unter uns der Conrector Lindemann aus Zwickau auf, der später in dem badischen Aufstande gefangen genommen wurde, durch List sich befreite und seitdem verschollen ist. Nach längerem Streiten und Ruhegebieten begab sich der schwarze Haufe nach dem indessen ausgemittelten Schützenhause. Dort fiel die Wahl eines Vorsitzenden auf den verdienstvollen Director Dr. Vogel. Dessen Beistand und Sellvertreter ward derselbe junge Lehrer, der meine Tochter Anna so tödtlich erschreckt hatte und der in der That eine außerordentliche parlamentarische Befähigung besaß.

Nicht oft erfüllt sich so treffend das Sprüchwort: „Es kreisen die Berge und heraus kriecht eine Maus —" als bei unsrer Versammlung. Die Stunden vergingen unter lauter Formfragen und Auslassungen, die weiter nichts bezweckten, als daß man die Ehre haben wollte, gesprochen zu haben. Am heitersten ging's noch bei dem nie fehlenden Schmause zu und war das der einzige Lichtpunkt für die meisten Anwesenden. Auch der andere Tag brachte keinen besseren Gewinn und so löste sich die Generalversammlung wie eine bunt schillernde Seifenblase auf, an welcher Zeit und Geld verschwendet worden war. Hierin glich sie genau dem frankfurter Nationalparlament. Nun folgte eine Zeit unendlichen Vielschwatzens im Volke. Dem allzu revolutionairen Vaterlandsverein einen Damm entgegen zu werfen, bildete der damalige Vorstand der Stadtverordneten einen deutschen Verein und zwar, wie er in seinem Aufrufe sagte, auf breitester, demokratischer Unterlage. Alsbald bekämpften sich feindselig beide Vereine nnd wären wir nicht biertrinkende Deutsche, sondern im Weine sich berauschende, heißblütige Franzosen gewesen, so würde man das blutige Beispiel der Cordeliers, der Bergpartei und des Jacobinerclubbs nachgeahmt haben. So aber beschränkte sich der vom Vaterlandsvereine bearbeitete Pöbel darauf, die Sitzungen des deutschen Vereins durch Geschrei, wieherndes Gelächter, Schimpfreden und lautes Fußstampfen zu stören und dem Gründer des Vereins eine Katzenmusik zu bringen. Zu letztrer wurde förmlich im Tageblatte aufgefordert und die Stunde hierzu anberaumt. Die städtische Polizeibehörde war so feig, daß sie dieß geschehen ließ, ohne

einen Versuch zu machen, die angesagte Musik zu hindern und einen der geachtesten Bürger vor solcher Mißhandlung zu schützen. Bei der gestatteten Censurfreiheit gab man seinen gehässigen und rachsüchtigen Gefühlen öffentlichen Ausdruck, daher die Tageblätter von Anklagen, Verdächtigungen und Beschuldigungen wimmelten. Auch der bisher Unbescholtenste mußte täglich gewärtigen, durch die Presse an den Pranger gestellt zu werden.

Das Jahr 1848 rief das Institut der Friedensrichter hervor. Mir widerfuhr die unverdiente Ehre, daß ich durch die Wahl von mehrern tausend Stimmen die zweite Stelle der Friedensrichterreihe einnahm. Wir wurden feierlich auf dem Rathhause vereidet und verpflichtet, mit mehrern Gesetzbüchern, mit einem schön eingebundenen Protokollhefte und einem friedensrichterlichen Petschafte begabt, um dieß Alles nach zwei Jahren im unbenutzten Zustande wieder auszuliefern. Die Herren Landstände hatten mit diesem Friedensrichteramte nur einen Scherz, ein Kinderspiel getrieben, indem sie dadurch dem ganzen Gesetz die Spitze abgebrochen hatten, daß der vom Friedensrichter Vorgeladene nicht zu erscheinen brauchte, sobald er hierzu keine Lust verspürte. Der Friedensrichter mußte sein Amt umsonst vollführen und durfte nur für die Vorladung des Verklagten einen Kostenbetrag von 2½ Silbergroschen beanspruchen, die natürlich der Kläger zu bezahlen hatte. Wenn aber ein Verklagter durch sein Nichterscheinen einer ihm unangenehmen Verhandlung ausweichen kann, so ist's ganz natürlich, daß er von derselben wegbleibt. Wollte der Kläger sein Recht, das er durch den Friedensrichter nicht erhielt, weiter verfolgen, so mußte er gerichtlich klagen und — zahlen! Schien es doch, als hätten die Herren Landstände jene Clausel im Gesetz, welche dem Verklagten von Seiten des Friedensrichters keinen Zwang auferlegte, zu Gunsten der Herren Advocaten und der Gerichte ersonnen und somit die gute Absicht der Regierung zu Wasser gemacht. Eine Hausbesitzerin war die Einzige, die im Verlaufe zweier Jahre meine friedensrichterliche Hülfe gegen einen nicht zahlenden Abmiether ihrer Wohnung in Anspruch nahm. Da ich eine Ehre darin suchte, mein dickes Protokollbuch nicht völlig leer zu sehen, so begab ich mich persönlich in die Wohnung des

Beklagten, eines Steinmetzgesellen, den ich, behaglich Cigarren rauchend, auf einem Kanapee lang ausgestreckt fand. Bei meinem Erscheinen behauptete er seine bequeme Lage und ich brachte, vor ihm als Bittender stehend, meine Vorladung an, der er nach einigen Einwendungen endlich Folge zu geben versprach. Wirklich fand die Verhandlung zwischen Klägerin und Verklagten auf meinem Zimmer statt. Ich redete zur Güte und Sühne, so daß der Verklagte zu zahlen gelobte, sobald er — Geld genug haben würde. Beide unterschrieben mein verfaßtes Protokoll, ich ebenfalls. Damit war die Verhandlung beendigt und die Hausbesitzerin — bezahlt. Wenn ich späteren Klägern die sonderbare Gesetzklausel, daß der Beklagte zum Erscheinen nicht gezwungen werden könne, mittheilte, so schimpften jene arg auf das ganze Friedensrichtergesetz und standen von ihrer Klage ab.

Unsere vorsichtige Regierung machte ferner eine Probe mit dem von vielen Zeitungsschreibern und Rechtsgelehrten begehrten und belobten Geschwornengerichte und zwar vor der Hand bei Preßvergehen. Abermals befand ich mich unter den erwählten Geschwornen, kam aber nicht zu der einzig stattgefundenen Gerichtsverhandlung. Ich war demnach Schuldirector, Stadtverordneter, Friedensrichter und Geschworner, mit vielen Titeln, aber wenig Mitteln begabt.

Eines Tages klopfte es an die Thüre meines kleinen Arbeitstübchens und herein trat ein Mann, der sich mir als einen Collegen nannte und vorstellte. „Sie sind also Lehrer?" fragte ich. „Nein —" lautete die Antwort — „sondern Dichter und Schriftsteller."

Dieser Mann war ein verdorbener Schuster aus Meißen, Hoffmann mit Namen. Was demselben an Bildung und Gelehrsamkeit abging, ersetzte er durch Dünkel und Großsprecherei. Er überreichte mir ein von ihm verfaßtes Lobgedicht auf den Sachsenkönig, Friedrich August den Gerechten. Später kehrte er den Spieß um, machte die damalige Mode mit und ergoß sich in gereimte Invectiven gegen alle Fürsten, namentlich gegen Preußens König. Es waren nur zweie, die vor das Geschwornengericht gestellt und zu einigen Wochen Gefängnißstrafe verurtheilt wurden.

Wenn ich das Geld hätte, welches beide Versuche mit dem Friedens- und Geschwornengerichte gekostet haben!

Bekanntlich war das erste Reichsparlament nicht aus einer gesetzlichen Wahl hervorgegangen, sondern bestand aus freiwillig nach Frankfurt a. M. gegangenen Mitgliedern. Zwei derselben aus Dresden waren der Advocat Blöde und der Stenograph Wigard, welche im Parlament auf der äußersten Linken standen. Als diese freiwillige Versammlung einer gesetzlichen Platz machte, kehrten B. und W. nach Dresden zurück, wo sie in einer Sitzung der Stadtverordneten Rechenschaft von ihrem Wirken im Parlament ablegten. Sie hoben als etwas Rühmliches hervor, daß, als sie mit ihren Anträgen in der Paulskirche zu Frankfurt in der Minorität geblieben waren, sie mit ihren Anhängern in auffälliger Weise die Versammlung verlassen und hierdurch auch auf das anwesende Publikum insofern eingewirkt hätten, daß ihnen die Turner unter lautem Geräusch nachgefolgt wären. Ein solches Verfahren konnte ich nicht billigen, denn was soll aus einer gemeinsamen Berathung werden, wenn die Minderzahl Recht behalten und sich den Beschlüssen der Mehrzahl nicht unterwerfen will? Ich gedachte hierbei meiner Knabenjahre, wo bei unsern Spielen der eine oder andere Theilnehmer mit den Vorschlägen der Mehrzahl nicht einverstanden war, deshalb maulte oder wohl gar unwillig ausrief: „Ich thu' nicht mehr mit — gehe heim — sag's meinem Vater." Zwar schloß ich mich dem, den beiden Parlamentsgliedern ausgesprochenen Danke an, die aus eigenen Mitteln die Kosten ihrer Vertretung im Parlamente getragen hatten, tadelte aber zugleich, daß man auch dort noch dem Zopfthume gehuldigt, die kostbare Zeit mit unnützen Wortkriegen, mit Streiten über die Permanenz der Versammlung (ein dem Volke unverständliches Wort), über den Wegfall der von den Fürsten gebrauchten Redeweise: „Von Gottes Gnaden" und ähnlichen Dingen vergeudet und darüber die Hauptsache abseits geschoben habe. Daß ich durch meinen Freimuth mir nicht die Gunst der Demokratenpartei erwarb, versteht sich von selbst.

Dresden besitzt eine Kinderbesserungsanstalt, deren Unterhaltung ansehnliche Summen kostet und gleichwohl zu jener Zeit so wenig nützte

wie jedes Zuchthaus, aus welchem bekanntlich die Sträflinge gewitzigter und verderbter wieder herauszukommen pflegen. Die Ursache dieser betrübenden Erscheinung liegt in dem steten Beisammensein vieler schlechter Menschen, die auch bei der strengsten Beaufsichtigung an gegenseitigen Mittheilungen und Verführungen nicht zu behindern sind. Dasselbe gilt auch von unsrer Kinderbesserungsanstalt, in welcher unter andern jugendlichen Sündern z. B. auch Mädchen von 9 bis 13 Jahren sich befinden, die bereits aus der Prostitution ein Gewerbe gemacht haben und von der Syphilis angesteckt gewesen sind. Diese wohnen und leben mit den Knaben in demselben Hause, besuchen gemeinschaftlich die Lehrstunden und kommen auch sonst mit einander in öftere Berührung. Der Inspector der Anstalt, welcher zugleich der Lehrer ist, kann nicht unaufhörlich seine Pflegebefohlenen im Auge behalten, sondern muß sie der Obhut des Aufsehers überlassen, und da derselbe nicht immer von dem regsten Pflichtgefühle beseelt ist, so fehlt die Gelegenheit zur Versündigung den Sträflingen nicht. Ich war einst Augenzeuge davon, als ich bei der Anstalt vorüberging, daß ein Mädchen auf dem Schooße eines Knaben saß, der seinen Platz auf dem Fensterbrete genommen hatte. Ein andermal fand ich die Knaben und Mädchen beisammen im Lehrzimmer, doch nicht den Inspector und Lehrer darin, der in seine Wohnung hinaufgegangen war. Zwar stand die in das Arbeitszimmer führende Thür offen, allein der hier befindliche Aufseher kramte in dem Arbeitsmaterial herum und beobachtete nicht die sich selbst überlassenen Sträflinge. Ein drittesmal begegneten mir die aus den Lehrstunden entlassenen Knaben und Mädchen durcheinander auf der Treppe der Anstalt, ohne daß sie hierbei irgend wie beaufsichtigt wurden, welche Unzulässigkeit dem Beamtenpersonal gar nicht auffiel. Außer diesen meinen Wahrnehmungen sprachen noch andere Erfahrungen von dem geringen Nutzen dieser kostspieligen Anstalt. Wenn z. B. diejenigen meiner Schüler, welche wegen fortgesetzten Schulhintergehens, kleiner Diebereien u. s. w. für einige Zeit in die Kinderbesserungsanstalt versetzt worden waren, aus derselben zurückkehrten und von mir befragt wurden, wie es ihnen in jener ergangen sei, so lautete in der Regel die munter oder lachend gegebene Antwort: „Es war dort recht hübsch."

In der That hatten es die jungen Sträflinge besser wie daheim. Sie erhielten reichliche und gut bereitete Kost, wöchentlich zweimal Fleischspeise, hatten warme, weiche Lagerstätten, eine gesunde Wohnung, einen großen Garten zur Benutzung, hinlängliche Kleidung u. s. w. Man bereitete ihnen eine reichliche Weihnachtsbescheerung, zuweilen ein Vogelabschießen und dergleichen, ja der damalige Inspector hatte sogar von der Leipzig-Dresdener Eisenbahndirection das Zugeständniß erbeten und erhalten, mit seinen Züchtlingen eine kostenfreie Lustfahrt nach Leipzig unternehmen zu dürfen. Wenn man aber meint, daß solche Güte zur Besserung leite, so widerspricht dem die Erfahrung. Manche von den entlassenen jugendlichen Sträflingen sündigten vom Neuen in der Absicht, wieder in jene Anstalt versetzt zu werden, wo es ihnen so gut, wie nicht bei ihren Aeltern, ergangen war.

Als nun einst in der Stadtverordnetensitzung die kostspielige Unterhaltung der Kinderbesserungsanstalt und deren geringer Nutzen besprochen wurde, theilte ich auch meine Erfahrungen hierüber mit und die Folge davon war, daß mich der Vorstand ersuchte, jene zu Papier zu bringen und dem Collegium zu unterbreiten. Dieses beantragte hierauf bei dem Stadtrathe eine Reorganisation der Kinderbesserungsanstalt und wurde deshalb eine gemischte Deputation niedergesetzt, zu welcher von dem Stadtverordneten-Collegium der Advocat Blöde und ich erwählt wurden. In den fleißig wiederholten Deputationssitzungen wurde, wie immer, viel hin und her gesprochen und geschrieben, um abermals das Sprüchwort von den kreisenden Bergen zur Geltung zu bringen. Ich aber hatte durch meine offene Aussprache auf's Neue mir die Unzufriedenheit meines Chefs zugezogen, der durch die günstigen Berichte des Inspectors der Kinderbesserungsanstalt (das Papier ist ja geduldig!) ganz andere und bessere Meinung von derselben gefaßt hatte als ich.

In einer dritten Angelegenheit mußte ich als Stadtverordneter dem Rathskollegium, meiner Behörde, entgegen treten. Dasselbe hatte endlich auf die dringend wiederholten Gesuche der öffentlichen Lehrer der Volksschule beschlossen, die Summe von 800 Thlrn. jährlich nach dem

Dienstalter unter die Lehrer auszutheilen, beantragte aber zugleich bei den Stadtverordneten, daß die Ertheilung dieser Alterszulage dem Ermessen des Stadtraths anheimgegeben werde. Ein einziges Stadtrathsmitglied hatte gegen diesen Zusatz protestirt und ich stimmte ihm bei. Die Redlichkeit des damaligen Stadtrathskollegium gar nicht in Zweifel ziehend, stellte ich vor, wie durch jenen Zusatz die Willkür möglich und die gute Absicht der beantragten Zulage in Frage gestellt werden könne. Ich bemerkte, wie leicht ein Lehrer in disciplinarische Untersuchung gerathen und dann an der Theilnahme an jener Unterstützung ausgeschlossen werden dürfte. Mir schwebte hierbei das Beispiel eines früheren Lehrers an meiner Schule vor, der, jetzt an eine andere Schule versetzt, ein widerspenstisches Schulmädchen dermaßen gezüchtigt hatte, daß die, wiewohl unschädlichen Spuren davon auf dem Rücken der Gezüchtigten zu sehen waren. So etwas kommt in den unteren Volksschulen nicht ganz selten vor und eben so selten kräht ein Hahn darüber. Aber hier wollte es des fraglichen Lehrers böses Geschick, daß die Mutter jenes Mädchens Wäscherin bei unserm Chef war, die demselben den Rücken ihres Kindes zeigte und auf die Bestrafung des Lehrers drang. Diese wurde von jenem dadurch vollzogen, daß der arme Lehrer bei der nächsten Aufrückung nach dem Dienstalter übergangen wurde und hierdurch für seine ganze Dienstzeit im Nachtheil blieb.

Bei den später gesetzlichen Wahlen für das von Deutschlands Fürsten anerkannte Reichsparlament war ich Wahlmann und ist dieser Wahlactus für mich unvergeßlich worden. Sie fand in dem Saale meines Geburtshauses, der polnischen Bierbrauerei, statt. Als erster, von der Demokratenpartei Erkorener, trat Advocat Blöde auf, während die gemäßigtere den Stadtrath Hensel in Kamenz begünstigte. Zu letzteren gehörte der Appellationsgerichtssecretair F., welcher eine Vorbesprechung veranstaltete und auch mich zu derselben einlud. Wir kamen im Hotel zum Kronprinz zusammen und fand ich unter Anderen den damaligen Kriegsminister, Generalleutnant von Buttlar und — den Feldwebel M. von der Artillerie vor. Dieser war der feuerigste Demokrat und Blöde's warmer Anhänger, was F. zu spät bemerkte. Mit M.'s Ausnahme vereinigten wir uns dahin, nicht Blöde'n, sondern Hensel'n unsere

Stimmen zu geben, die letzterem auch von den ländlichen Wahlmännern zugesichert worden war. Nur durch diese hofften wir die dresdener, für Blöde eingenommenen Wähler überstimmen zu können. Der öffentlichen Wahlhandlung ging eine Besprechung vorher, in welcher mehrere Redner für und gegen Blöde auftraten. Die Reihe der ersteren eröffnete von Trützschler, damaliger Assessor der königlich sächsischen Landesregierung, welcher bekanntlich ein Jahr später in Mannheim, wo er Volkscommissar war, standrechtlich von den Preußen erschossen wurde. Noch sehe ich im Geiste den langen Mann mit der römischen Nase, den feuersprühenden dunkeln Augen, eine östreichische Mütze auf dem Haupte und ein dünnes Rohr in der Hand, das er während seiner Lobrede auf Blöde wiederholt krumm bog, vor mir stehen. Natürlich daß seine Worte von dem auf der Tribüne versammelten Volke mit donnerndem Beifall begleitet wurden. Man erzählte sich, daß B. so gewiß auf seine Erwählung gerechnet, daß er bereits seinen Koffer gepackt und für seine Wähler und Freunde einen Abendschmaus vorbereitet hatte. Es gehörte bei der Volksstimmung gewiß recht männlicher Muth dazu, gegen Blöde's Wahl zu sprechen. Dennoch geschah es von zwei Rednern. Der Eine war obengedachter F. und der andere ein Freund Blöde's, der damalige Stadtrath auf Zeit und Advocat L. Beide sprachen ruhig, gut und Blöde's Verdienst anerkennend, aber dennoch gegen dessen Erwählung, und den Stadtrath Hensel empfehlend. Wenn auch ihrer Ansprache kein Beifallszeichen nachfolgte, so verhielt sich doch zu meiner Freude die Zuhörerschaft ruhig. Zuletzt trat noch der Feldwebel M. mit seiner Jungfernrede auf. „Ich freue mich —" hob er unter seinem rothen Schnurrbarte hervor an — „daß ich, nicht mehr geknechtet, als freier deutscher Mann hier stehen und endlich einmal meine innere Ueberzeugung offen aussprechen darf. Wir wollen jetzt eine Wahl vornehmen, welche nicht bloß diese Stadt, nicht allein Sachsen, sondern das ganze Deutschland angeht. Darum nehme man die Wahl nicht in einem beengten Saale, sondern auf dem freien Marktplatze vor, damit alles Volk Augen- und Ohrenzeuge werde. Ich habe gesprochen."

Dieses Schlußwort war damals bei den öffentlich auftretenden

Rednern ein stehendes und der einfältigen Phrase ähnlich, wenn man zu einem Andern sagt: „Sie haben gerieset.“

Die Versammlung war so vernünftig, daß sie auf den Vorschlag des soldatischen Sprechers nicht einging, sondern die Wahl gleich in demselben Saale vornahm, wo keinerlei Störungen wie auf dem Marktplatze, vorkommen konnten. Bei Verlesung der ausgefüllten Wahlzettel gab das anwesende Volk bei den Namen erwählter Aristokraten sein Mißfallen durch höhnisches Gelächter und Geschrei kund. Anfänglich schien Blöde den Sieg davon zu tragen; allein später erhielt Hensel die Stimmenmehrheit und B. wurde nur zu dessen Stellvertreter erwählt.

Schon lange hatte man bittere und gerechte Klagen über den Zustand des Dresdner Gymnasium, über die Kreuzschule, geführt, deren Lehrzimmer beengt, unzureichend, finster, eines gelehrten Instituts unwürdig und die Kurzsichtigkeit befördernd waren. Endlich sahen sich der Stadtrath und das Stadtverordneten-Kollegium bewogen, die Kreuzschule einer längst gewünschten Reorganisation zu unterwerfen. Eine hierzu niedergesetzte gemischte Deputation hielt lange Zeit hindurch wiederholte Berathungen und das Ergebniß war abermals die Maus aus den kreisenden Bergen! Dasselbe bestand in folgenden, dem Stadtverordneten-Kollegium vorgelegten, durch den Schulvorstand eröffneten Abänderungen. Die schwersten und gerechtesten Klagen über die finstern, unzureichenden Lehrzimmer sollten durch einen lichten Maueranstrich, durch zweckmäßigere Stellung der Subsellien und durch Anschaffung einiger Lampen beseitigt, die Lehrerbesoldungen fixirt und nicht mehr durch die Erträgnisse der Schulgelder, sondern aus der Stadtkasse bestritten und an die Stelle des alten, verdienten Rectors G. ein neuer erwählt werden. Diese letzte Bestimmung war des Pudels eigentlicher Kern. Einer der unteren und neueren Lehrer an der Kreuzschule war der bekannte Dr. Köchly, ein tüchtiger Philolog und Redner, der gar zu gern die Rectorstelle erlangt hätte. Darum wurde er, obgleich nebenbei Lehrer bei den Kindern des Prinzen Johann, Demokrat, freisinniger Volksredner und Volksschriftsteller, Stadtverordneter; der mit Feuereifer die Reorganisation der Kreuzschule betrieben hatte und bei der

deshalb niedergesetzten Deputation zum Mitglied erwählt worden war. In der Stadtverordneten-Sitzung, wo mein Chef den Bericht jener Deputation vortrug, sprach ich zunächst meine Verwunderung darüber aus, daß man die früher aufgetauchte Frage: ob es nicht zweckmäßiger sei, die Kreuzschule sammt deren Reorganisation an den Staat abzutreten, gänzlich bei Seite geschoben habe? Sodann legte ich die Gründe dar, aus welchen die sich bisher fast ganz allein erhaltende Kreuzschule in Zukunft bedeutende Zuschüsse aus der Stadtkasse erfordern würde, und beantragte schließlich, vor allen anderen Fragen die der Abgabe an den Staat zu berathen. Mein Antrag fand reichliche Unterstützung, wurde aber hierauf von der fest zusammenhaltenden, das große Wort führenden Demokratenpartei in's Lächerliche gezogen und dann fast einstimmig abgeworfen. Meine Vorhersagung traf buchstäblich ein. Die Kreuzschule erforderte schon im ersten Jahre nach ihrer Reorganisation einen städtischen Zuschuß von 4000 Thlrn. und mir ward später die stille Genugthuung, daß der Oberbürgermeister P. selbst die Abgabe der Kreuzschule in Vorschlag brachte, als es freilich damit zu spät war. Die demokratische Partei wirkte unermüdlich und mit Erfolg dahin, ihre Anhänger in die Ständekammern, in höhere Staatsämter, in das Stadtraths- und Stadtverordneten-Kollegium, in die Lehrämter der Hochschule, Gymnasien u. s. w. zu bringen. Bei der Kreuzschule glückte ihre Bemühung aber dießmal nicht, indem der Stadtrath nicht Dr. Köchly, sondern Dr. Klee zum Rector an die Stelle des pensionirten G. erwählte. Als der Stadtrath seine getroffene Wahl dem Stadtverordneten-Kollegium mittheilte, Köchly's Verdienste dabei würdigte und deshalb seine Besoldung von 650 Thlrn. bis auf 800 erhöhte, jedoch die von ihm nachgesuchte Rectorstelle ihm zu ertheilen nicht für räthlich erachtete, zeigte sich Köchly, unklug genug, in seinem wahren Lichte. Mit Zorn und großer Hitze wies er die ihm zuerkannte Besoldungszulage schnöde zurück, ergoß sich in Schmähungen über das angeblich ihn anfeindende Lehrerkollegium der Kreuzschule und erklärte, ganz von derselben abgehen zu wollen.

„Die Republik wäre schon ganz gut —“ sagt eine wahre Stimme — „wenn wir nur erst echte Republikaner hätten,“ das heißt:

Männer, welche dem Gemeinwohle ihr eigenes nachsetzen. Die Freiheit wird nicht selten erst durch unreine Hände erfaßt und kann es auch nicht anders sein, weil der Kampf gegen Tyrannei und Willkür mit großer Gefahr verknüpft ist. Daher waren die Vorkämpfer der Freiheit meistens Männer, die nichts mehr zu verlieren hatten, die mit ihrem verzweifelten Schicksale va banque machten. So sah man bei den letzten Aufständen in deren Urhebern ehrgeizige Staatsbeamte, die, wie der französische Soldat den Marschallsstab im Tornister, die Ministerwürde im Kopfe trugen, hoch strebende oder gar betrügerische Advocaten, (wie z. B. Marschall von Biberstein) bankerote Buchhändler, verdorbene Professionisten und leider auch einige Geistliche und kärglich besoldete Volksschullehrer. Daß die Regierung für letztere nicht väterlicher gesorgt und sie nicht selten dem bittersten Mangel überlassen hatte, trug zu jener Zeit seine bittern Früchte.

Eine aus Leipzig in Dresden angekommene Deputation von Kaufleuten, Buchhändlern u. A. beantragte persönlich bei dem Könige die Verabschiedung seiner Minister, welche angeblich das Land übel regieren sollten und den berüchtigten Karlsbader Beschlüssen beigestimmt hätten. Der gute König vergoß Thränen über diese Zumuthung, lobte das bisherige Wirken seiner Minister und beschied die Petenten abfällig. Als aber jene in fast allen öffentlichen Blättern fortdauernd sich geschmäht sahen und ihre Wirksamkeit als Sachsens größtes Unglück verschrieen wurde, dankten sie freiwillig ab. Auf den Rath des mit Recht belobten, vormaligen Ministers von Lindenau erwählte der König ein volksthümliches Ministerium. Ein Advocat B. wurde Ministerpräsident und erhielt das Justizministerium, ein Stadtrath aus Zwickau das Ministerium des Innern und der auswärtigen Angelegenheiten, ein leipziger Professor das des Cultus und öffentlichen Unterrichts und ein Kaufmann das der Finanzen. Letztrer hatte sich auf dem Landtage gerühmt, mit ein paar Dutzend Commis das ganze, kostspielige Heer der Finanzbeamten zu ersetzen.

Es wurde ein neues Wahlgesetz erlassen, das jedem mündigen und unbescholtenen Mann das Stimmrecht bei der Neuwahl der aufgelösten Ständekammer zugestand. Nun begannen Wahlumtriebe der mannig-

fachsten Weise. Man sah z. B. einen ehemaligen Gardeofficier, der aus einem stolzen Aristokraten plötzlich ein eifriger Demokrat geworden war, weil man ihn nicht, wie er sich geschmeichelt, zum Erzieher der Prinzen ernannt hatte, in Dresdens nächsten Dörfern von Hütte zu Hütte wandern, deren niederen Bewohnern süße Worte spenden und sie um ihre Stimmen bitten. Dasselbe machten Advocaten u. s. w. Ein reicher Demokrat erkaufte und bezahlte die Stimmen für seinen begünstigten Wahlkandidaten mit je 5 bis 7$^1/_2$ Sgr. Die Stimmen der gemeinen Soldaten zu gewinnen, versprach man ihren täglichen Sold von 2 bis auf 5 Sgr. zu erhöhen. Ein Lehrer in der Stadt Hainichen versprach seinen Wählern, unbemittelten Webern, Befreiung von der Bezahlung des Schulgeldes und ein andrer in Schönhaide den armen Häuslern wöchentlich ein Gericht Schwarzfleisch mit Klößen u. s. w. Freilich sagten diese Volksfreunde nicht, woher der Staat, dem künftighin alle diese Ausgaben aufgebürdet werden sollten, das Geld dazu hernehmen dürfe.

Inzwischen wurden die Volkserhebungen in Berlin und Wien durch die Gewalt der Waffen niedergeworfen, wobei Robert Blum seinen Tod durch ein kriegsgerichtliches Urtheil fand.

Auf die Nachricht hiervon wurde in der Sitzung der Stadtverordneten, die sich von ihrem eigentlichen Zwecke gänzlich entfernt und zu einem rein politischen Vereine umgestaltet hatten, der Antrag gestellt, daß der sächsische Gesandte in Wien, weil er nichts zu Robert Blum's Rettung gethan, nach Dresden zurückberufen und hier zur strengsten Verantwortung gezogen würde. Früher schon war von der demokratischen Partei im Kollegium der Antrag auf die Entfernung der ehemaligen Minister gestellt, jedoch abgelehnt worden. Damit dem jetzigen Antrage nicht Gleiches widerfahre, schlugen die Demokraten vor, die Verhandlung und Abstimmung wegen des Gesandten öffentlich und zwar — in der Frauenkirche — vorzunehmen. Hierdurch gedachte man die Nichtdemokraten mittelst der anwesenden Volksmenge einzuschüchtern und zur Zustimmung zu bewegen. Zwei eifrige Demokraten begaben sich sofort aus der Versammlung zum Superintendent, um von ihm die Erlaubniß zur Benutzung der Kirche einzuholen, die vor-

aussichtlich dann durch die Ausbrüche einer tobenden Volksmenge entweiht worden wäre. Aber Dr. Heymann war Mann's genug, dieses Gesuch abzuschlagen, daher die Verhandlung in dem Sitzungssaale fortgesetzt wurde. In derselben sagte ich: „Lebhaft beklage ich mit Ihnen Robert Blums blutiges Ende. Allein auf der andern Seite kann ich, als ein Lehrer des Wortes, das die Versöhnung predigt, die Rede nicht billigen, welche Robert Blum in der Aula zu Wien gehalten und worin er offenen, blutigen Aufruhr gegen die Regierung gepredigt hat." Ich lebe des Glaubens, daß, wer Blut säet, auch Blut ärndtet. Auch lehrt die Geschichte und namentlich die Zerstörung Jerusalems, daß gewaltsame, blutige Empörungen selten oder nie mit einem segensreichen Erfolge gekrönt worden sind. Wir besitzen jetzt ein Angriffs- und Vertheidigungsmittel, das langsamer aber sicherer wirkt als tödtliche Waffen: die Presse! die Feder! die Buchdruckerkunst!

Meine aufrichtigen Worte riefen einen Sturm gegen mich hervor. Nicht sprechend, nein schreiend schleuderte Dr. Köchly mir seine tadelsvolle Erwiderung zu und ich galt von Stund' an als der ärgste Reactionair. So achtet die freiheitsdürstende Demokratie das audiatur et altera pars!

Der Antrag auf des Gesandten Zurückberufung und Verurtheilung wurde ohne Widerspruch angenommen, natürlich aber von der Regierung nicht ausgeführt.

Die bekanntesten Rädelsführer der auswärtigen und niedergeworfenen Aufstände suchten und fanden in Dresden ein Asyl, das sie, trotz allen Reclamationen der auswärtigen Mächte, dem Schutze des neuen Ministers des Innern und der auswärtigen Angelegenheiten verdankten. Jene vergalten die ihnen bewiesene Gastfreundschaft durch Wühlereien, Aufhetzen und Verdächtigen. Unter ihnen zeichneten sich besonders aus: der Russe Bakunin, ein Wiener Barbier Schütte, der sich Doctor nannte, und der preußische Schulmeister Metzdorf. Ein dresdner Advocat stiftete einen Verein, welcher die Einführung der Republik bezweckte und seine Sitzungen öffentlich halten durfte. Er führte eine rothe, mit R bezeichnete Fahne, unter deren Vortragung er in benachbarte Städte wanderte, um dort Propaganda zu machen, ohne daß ihm

ein Hinderniß in den Weg gelegt wurde. Die vorher zuweilen über-strenge Regierung und die Polizei waren von einem Extrem zum andern übergegangen und schienen Studien oder Erfahrungen machen zu wollen. Dennoch war den Demokraten das jetzige Ministerium noch nicht frei-sinnig genug und alle Anzeichen waren vorhanden, daß auch Sachsen der Schauplatz blutiger Erhebungen werden dürfte. Aller Orten bil-deten sich bewaffnete Vereine, obgleich von außen kein feindlicher An-griff zu befürchten war. Der Turnverein in Dresden forderte öffent-lich zu Geldbeiträgen auf, um seine Mitglieder mit Feuergewehren zu versehen. An seiner Spitze stand ein Mann, Munde, der erst säch-sischer Husar gewesen, mit Sattel und Zeug desertirt, nach einem höchst abenteuerlichen Leben amnestirt worden und nach Sachsen zurückgekehrt war, Lehrbücher über die englische Sprache und die Wasserheilmethode geschrieben, die philosophische Doctorwürde erworben und schließlich sich zum Director der dresdner Handelsschule emporgeschwungen hatte. Auch in der Schriftstellerei für die Jugend hatte er sich versucht und kam ich hierdurch zu seiner persönlichen Bekanntschaft.

Es rückte das Ende des für meine Familie so trauervollen Jahres herbei. Die Wolken am politischen Himmel gestalteten sich immer drohender. Die erst mit Jubel begrüßten, volksfreundlichen Minister dankten freiwillig ab, weil sie den immer weiter greifenden Anfor-derungen einer demokratischen Ständekammer nicht Folge geben konnten. Einem neuen Ministerium gelang es noch weniger, denen entgegen zu treten, welchen man erst einen Finger und dann die ganze Hand gegeben hatte, die aber damit sich nicht begnügten, sondern den Arm, ja den ganzen Leib haben wollten. Gleichwie manche monarchische Regierung, hatte die Demokratenpartei aus der Geschichte, und zwar der neuesten, nichts gelernt. Mußte es doch hirnlos erscheinen, daß, nachdem die Volkserhebungen in Berlin, Wien, München, Prag nieder-geworfen worden, das kleine, zwischen zwei Großstaaten eingekeilte Sachsen jetzt noch im Geheim an einer Revolution arbeitete, die be-kanntlich ihre eigenen Kinder zu verzehren pflegt. Diese Revolutions-partei ähnelte genau jenem Raben, der einen Adler ein Schaf rauben und durch die Lüfte davon tragen sah und es ihm nachthun wollte, da-

bei mit den Fängen in der Wolle des von ihm auserkorenen Schafs hängen blieb, von dem Schäfer gehascht und mit verstutzten Flügeln dessen Kindern zum Spielen überlassen wurde.

Die demokratische Partei brachte es durch die Presse dahin, daß das Stadtverordneten-Kollegium aufgelöst und durch Urwahlen neu hergestellt wurde, wodurch man die beabsichtigte Ausscheidung aller gemäßigten oder reactionairen Mitglieder erreichte. Natürlich, daß auch ich dabei meinen Laufpaß erhielt. Bei dem gemeinsamen Abschiedsschmause bewies sich die demokratische Partei auffällig still und in einer düstern Stimmung, während wir Andern desto fröhlicher waren. Da es unbestritten sehr kluge Köpfe unter jener gab, so läßt sich annehmen, daß ihnen jetzt schon mancher Zweifel an dem Gelingen der vorbereiteten Revolution beikommen mochte. Allein sie waren jedenfalls schon zu weit vorgegangen, um zurücktreten zu können, und so setzten sie ihr Loos auf eine einzige Karte, der Regierung va banque zurufend.

42. Der Aufruhr und seine Folgen.

Drei Kriege hatte ich erlebt und deren Schrecknisse, namentlich in dem letzten, kennen gelernt. Doch waren sie nichts gegen den Aufruhr und Bürgerkrieg in den wenigen Maitagen des Jahres 1849, an deren blutigen Opfern die Regierung einen großen, ja den allergrößten Theil der Schuld trug. Denn sie rührte keine Hand, keinen Finger, um die Empörung im ersten Keime zu ersticken. Entsprang diese strafbare Unthätigkeit aus Schuldbewußtsein, aus Feigheit oder aus der Absicht, die demokratische Partei mit Einem Schlage niederzuschmettern?

Gegen den Grundsatz: principiis obsta, ließ man es ruhig geschehen, daß einige Männer aus der Volkshefe die Pflastersteine herauswühlten und Barrikaden zu errichten begannen. Wenige Soldaten hätten hingereicht, diese Leute zu verjagen, indem man ihnen hinter die Ohren schlug. Rath-, plan- und thatlos durchritten lange Reihen von Kavalleristen die Straßen oder hielten unbeweglich auf den Marktplätzen. Auch nicht Ein Versuch wurde gemacht, dem Aufbauen von Barrikaden Einhalt zu thun. Hierdurch irre geführt, betrachtete das Volk dieses Aufbauen als einen Spaß, der sich zur allgemeinen Zufriedenheit

endigen würde. Darum arbeiteten Männer, Frauen, Kinder, Pöbel und Bürger, ja selbst höhere Staatsbeamte an diesen Straßenverschanzungen. Tausende der Einwohner aus allen Ständen sahen diesem neuen Schauspiele zu und überkletterten lachend die bunt durcheinander aufgethürmten Hindernisse. Man gab sich der gewissen Hoffnung hin, daß der ganze Spuk in eben der friedlichen Weise sich auflösen würde, wie in der Stadt Altenburg, wo der Herzog nach dem Errichten von Barrikaden nachgegeben hatte. Als Vorwand dieser offenen Empörung gaben die Demokraten die Ablehnung des Königs an, die von dem Parlamente in Frankfurt entworfene Reichsverfassung mit ihren Grundrechten anzuerkennen. Daß dieser Vorwand ein erdichteter war und die Demokratie viel weiter gehende Pläne verfolgte, ersah man später an dem Aufstande in Baden, wo der Großherzog die Reichsverfassung angenommen hatte.

Bevor noch der Aufruhr seine blutige Fahne erhob, stockten schon, aus banger Furcht vor demselben, Handel und Gewerbe. Der Credit war gesunken und kein Mensch traute dem andern, weil niemand seine wahre Gesinnung zu äußern wagte. Ein unberechenbarer Schaden entsprang aus diesem peinvollen Zustande, in welchem furchtsame Gemüther bereits den Anfang zu den schrecklichen Scenen erblickten, wie sie die erste französische Revolution geboren hatte.

Das Trauerspiel begann durch einen Angriff des Volks auf das Zeughaus. Ein einziger Kartätschenschuß reichte hin, die anstürmende Volksmenge in alle Winde zu zerstreuen. Der König entwich mit seiner Familie auf die Festung Königstein und die Oberleiter der Regierung gaben auch nicht das kleinste Zeichen des Lebens von sich. Und so geschah das Unerhörte, daß selbst unter den Augen der Behörden in der von dem Militair besetzten Neu- und Antonstadt eine rebellische, provisorische Regierung ihre Befehle gedruckt an alle Straßenecken anschlagen lassen durfte. Bekanntlich hatte die Demokratie den Zeitpunkt zum blutigen Aufstande erwählt, wo der größere Theil der sächsischen Armee in Schleswig-Holstein sich befand. Daher waren nur gegen 2000 Soldaten in Dresden vorhanden, die zum Theil ebenfalls von der Demokratie unterwühlt worden waren, so daß schon eine Reiter-

schwadron ihrem Rittmeister den Gehorsam versagt hatte. Dennoch hatten sich die Empörer verrechnet, indem sie nicht die soldatische Disciplin, diesen festen Kitt der kriegerischen Massen, in Anschlag gebracht hatten. Sobald die in ihrer Kaserne consignirt gewesenen Soldaten, wo sie durch Lärmen, Singen republikanischer Lieder, durch ausgebrachte Lebehochs auf demokratische Persönlichkeiten ihre Gesinnung offenbart hatten, in Reih' und Glied rückten, das Commando ihrer Officiere ertönte, so gehorchten sie einmüthig deren Befehlen, wiederholten, hierzu aufgefordert, compagnieweise und mit donnernden Lauten den Treueschwur und zogen unter Hurrahgeschrei über die Elbbrücke in den blutigen Kampf gegen die sogenannten Freischärler, die auf Befehl der provisorischen Regierung aus allen Theilen des Landes nach Dresden geströmt waren. Selbst die stets als Muster von Treue gerühmten Bergleute hatten ihr Contingent gestellt und einen Stollen unter das königliche Schloß zu graben begonnen, um das Wohnhaus ihres gütigen Landesherrn mit Pulver in die Luft zu sprengen. Richard Wagner, ein bisher obscurer Name, war von dem König zum Hofkapellmeister ernannt worden und durch die hier zuerst erfolgte Aufführung seiner Oper Rienzi zu hohen Ehren gelangt. Der König hatte ferner Wagner's Schulden bezahlt und dieser dafür eine Lobhymne componirt, mit welcher der König bei seiner Rückkehr aus England feierlich begrüßt wurde. Wagner vergalt seinem Wohlthäter damit, daß er dessen ärgster Gegner und ein Haupt der Demokraten wurde, welche die Einführung der Republik bezweckten. Der königliche Musikdirector Röckel, welcher mit seinem Gehalt von 800 Thlrn. nicht auskam und darum die Henne schlachtete, die ihm alle Tage ein goldenes Ei legte, fertigte die Pechkränze, welche des Königs Schloß in Brand stecken sollten, und durchschlug mit einer rohen Arbeiterbande die Zwischenmauern der Bürgerhäuser, um in derselben den Freischärlern eine Verbindung zu eröffnen. Der Hofbaumeister Semper, welcher früher gegen mich ganz unverhohlen seine Unzufriedenheit ausgesprochen hatte, daß er von dem Könige nicht reich genug belohnt worden sei, hatte bei dem Aufbau der Barrikaden mit seinen baumeisterlichen Erfahrungen geholfen. Semper war für den gefertigten Riß zum neuen Schauspielhause vom König

mit 2000 Thlrn., mit dem Ritterkreuz und zwei alltäglich gültigen Freibillets für's Parquet belohnt worden und solches dem Baumeister nicht genug. Der Erbauer der sächsisch-schlesischen Eisenbahn K. half ebenfalls bei dem Barrikadenbau, weil er nicht, wie der Erbauer der leipzig-dresdner Eisenbahn, den Ritterorden bekommen hatte. Richard Wagner und Semper sind in ihrer Kunst berühmte Männer, allein in den Augen der Rechtschaffenen schwärzt der Undank selbst den hellsten Glanz. Die Sängerin Schröder-Devrient, welche nach ihrem Abgange von der Bühne einen Gnadengehalt von 1000 Thlrn. vom Könige bezog, forderte schreiend aus einem Fenster eines am Altmarkt gelegenen Hauses das Volk zur blutigen Rache gegen den König und die Regierung auf, weil durch den Kartätschenschuß gegen die Zeughausstürmer mehrere derselben getödtet und verwundet worden waren. Der großmüthige Monarch zahlte demohnerachtet die Pension fort und schlug auch den gegen die Sängerin von der Polizei erhobenen Prozeß nieder. Ich könnte noch mehrere Persönlichkeiten nennen, welche sich damals unter den Aufständischen besonders bemerkbar machten, gedenke aber nur noch des Russen Bakunin, welcher gleichsam den Reisenden in Sachen der Volksempörung machte. Bakunin warf sich zum Dictator Dresdens auf, der selbst der provisorischen Regierung Befehle ertheilte. Mit zwei geladenen Pistolen im Gürtel hielt er sich in den Räumen des Rathhauses auf, ordnete an und drohte jeden zu erschießen, der sich ihm ungehorsam erweisen würde. In einem Raume des rathhäuslichen Erdgeschosses lagerten mehrere Centner erbeuteten Schießpulvers, aus welchen einige gefangen genommene Soldaten scharfe Patronen anfertigen mußten. Dabei gingen die Freiheitkämpfer mit brennenden Cigarren ab und zu!

Fünf Tage und Nächte währte der blutige Kampf in den Straßen und Häusern. Er war eine traurige Wiederholung des Bauernkriegs und der Schlacht bei Heldrungen, wo der An- und Verführer, Thomas Münzer, in Zeiten ausknipp und die armen, irre geleiteten Bauern mit ihrem Leben die Zeche bezahlten. Dort blieben zu jener Zeit über 5000 Bauern auf der Wahlstatt, hier nur über 300 Verführte. Nach jenen fünf Schreckenstagen, wo das Kanonen- und Flintenfeuer, das

Sturmläuten und das Wuthgeschrei aus dem Innern der Stadt bis in unsere Vorstadt drangen und wir die Feuersäule der von den Empörern in Brand gesteckten Häuser gen Himmel aufflammen sahen, füllten sich Dresdens Straßen und Plätze mit vielen Tausenden Neugieriger, welche aus dem ganzen Lande herbeigeströmt waren, um den Greuel der Verwüstung und die Spuren des vergossenen Blutes anzusehen. Wie Thomas Münzer hatten auch die gesammten Rädelsführer in Zeiten das Weite gesucht und waren bis auf drei, die in Chemnitz festgenommen wurden, entronnen. Zu jenen dreien kam noch Röckel, der auf seiner Flucht ermattet in einem Straßengraben aufgefunden und gefangen wurde.

Welche Errungenschaften, Freiheiten und Vortheile hatten wir dem Reichsparlamente und der Demokratie zu verdanken?

Aus einer eben so thörichten als grundlosen Furcht, daß Rußland den deutschen Freiheitsbestrebungen mit den Waffen entgegen treten werde, hatte das Reichsparlament decretirt, daß von je 100 Einwohnern 3, anstatt wie bisher 1 Mann, die Waffen tragen sollten. Sachsens Militairmacht bestand bis jetzt aus 12500 Mann und kostete dem Lande so große Summen, daß die Landstände wiederholt und mit Recht auf deren Verminderung angetragen hatten. Diese Anträge waren von der Regierung jedesmal mit dem Vorgeben abgelehnt worden, daß die eingegangenen Pflichten gegen den Bundestag diese Armeestärke bedingten und davon nicht abgegangen werden könne. Jetzt wurden wir durch den Parlamentsbeschluß mit einer verdreifachten Last beglückt und derselbe war der einzige von den zahllosen Beschlüssen des Parlaments, der von den Fürsten mit Freuden angenommen wurde, weil diese in den Armeen die festesten Stützen ihrer Throne erblicken. Wenn auch nicht ganz verdreifacht, so wurde doch die sächsische Armee mehr wie verdoppelt und uns dreifache Steuern auferlegt, die erst nach Jahren etwas abgemindert wurden. Ueberdieß erhob nach den Ausschreitungen der Demokratie die Reaction ihr Haupt und man suchte durch Maaßregeln der Strenge einer Wiederholung der Volkserhebungen vorzubeugen. So wurde z. B. das sächsische Volksschulgesetz, das uns viele Bürden auflegt und dafür blutwenig Vortheile zusichert, einer Revision

unterworfen, durch welche die Zügel gegen uns straffer angezogen wurden und die vielen Unschuldigen wegen einiger Schuldigen, die sich bei dem Aufstande betheiligten, leiden müssen. Ich werde später darauf zurückkommen. Ein Dresdner Volksschullehrer, der bei einem kärglichen Einkommen und einer starken Familie, wie ich, durch die Feder den nöthigen Unterhalt erwerben wollte, hatte unter andern ein Buch über die damaligen Zeitumstände geschrieben, in welchem eine Invective gegen die Fürsten vorkam, wie solche noch weit schlimmer unter dem erwähnten Volksministerium gedruckt und an die Straßenecken geschlagen worden waren, ohne daß gegen die Verfasser eine criminelle Anklage erhoben wurde. Solches geschah nach Besiegung des Aufruhrs gegen den fraglichen Lehrer, der außer der begangenen Unvorsichtigkeit ein sonst braver, unbescholtener Mann war. Er wurde von seinem Amte suspendirt und nach langem Prozeßverfahren schließlich zu einem halben Jahre Gefängnißstrafe verurtheilt. Das Justizministerium sah jedoch von der Ausführung dieses Urtheils ab und stellte das Weitere dem Cultusministerium anheim. Dasselbe entsetzte, trotz allen Fürbitten, den Lehrer seines Amtes, der hierdurch mit seiner Familie in die schrecklichste Lage gerieth. Der mitleidigere Stadtrath ertheilte dem Armen das Bürgerrecht, so wie die Concession zu einem Agenturgeschäft, dem der vormalige Lehrer mit solcher Gewissenhaftigkeit vorsteht, daß er bei hinlänglichem Einkommen über den Verlust seiner Lehrerstelle sich trösten kann. Weniger streng und nachträglich zeigte sich das Cultusministerium gegen den evangelischen Candidaten der Theologie B., welcher als solcher die freisinnigsten Schriften über die protestantische Kirche u. s. w. verfaßte und Prediger der durch Ronge sich gebildeten deutsch-katholischen Gemeinde in Dresden wurde. Nach einigen Jahren verfeindete er sich mit derselben, dankte ab, beichtete reumüthig bei dem damaligen Oberhofprediger Harleß, ging, zu Gnaden angenommen, von der größten Freisinnigkeit plötzlich zur starresten Orthodoxie über und wurde dafür, nachdem er kurze Zeit als Lehrer in Zwickau gewirkt hatte, mit einer einträglichen Pfarrstelle belohnt, wo er auf der Kanzel viel vom Teufel predigt.

Besser als der erwähnte Agent kam ein andrer dresdner Volks-

hullehrer weg, der sich in einem Gränzdorfe gerühmt hatte, in dem Maiaufstande 34 Officiere mit eigener Hand erschossen zu haben. Gegen dieser Windbeutelei denuncirt, wurde auch er vom Amte sus- endirt und in eine lang andauernde Untersuchung verflochten, nach eren Beendigung er wieder in sein Amt eingesetzt wurde, weil er er- wiesenermaaßen nicht einmal einen Sperling erlegt gehabt.

Wenige Tage nach Besiegung des Aufstands traf ich mit einem ehr- würdigen Staatsbeamten und erleuchteten Christen zusammen, welcher ef ergriffen zu mir sagte: „Die Fürsten haben glücklich die Empörer esiegt. Gebe Gott, daß sie mit Weisheit, Milde und Gerechtigkeit hren Sieg verfolgen und regieren! Wo nicht, so dürften sie bei dem ächsten Aufstande verloren sein."

Bedenklich ist der Umstand, daß die Revolutionen und Volkserhe- ungen in immer kürzeren Zeiträumen sich wiederholen, daß bei dem etzten Aufstande sich nicht bloß das Proletariat, sondern höhere Staats- eamte, Richter, Magistratspersonen, Adelige, wohlhabende Bürger nd Leute aus allen Ständen betheiligten.

Hoffentlich erlebe ich das Schreckliche eines Volksaufstandes nicht wieder.

43. Wie es zugeht!

Unsere dritte Tochter Wilhelmine verheirathete sich im Jahre 1851 mit dem Lehrer D., welcher an der Stadtschule zu Crimmitzschau an- estellt war. Ich habe meinen Töchtern bei der Wahl eines Gatten iemals ein Hinderniß in den Weg gelegt, sobald ihr Auserwählter ein echtschaffener, genügsamer Mann und im Stande war, eine Familie u erhalten. Welchem Stande und Berufe mein künftiger Schwieger- ohn angehöre, war mir gleich. Weil wir unsern Ehestand bei sehr eschränktem Einkommen begonnen hatten, so schmeichelten wir uns, aß auch unsere Wilhelmine, deren Bräutigam 200 Thlr. festen Ge- alt und 100 Thlr. außerordentliche Zulage wegen Ausfüllung einer ndern, einstweilen nicht wieder besetzten Lehrerstelle erhielt, ihr Aus- ommen haben werde. Wir übersahen freilich, daß seit unsrer Ver-

heirathung alle Lebensbedürfnisse fast um das Doppelte im Preise gestiegen und die Ansprüche oder Bedürfnisse nicht mehr die früheren einfachen waren. Wenn wir Aeltern uns mit alten, rohrgeflochtenen, weiß angestrichenen Stühlen und einem dergleichen Kanapee, mit weichhölzernen Schränken, mit alten ererbten Nußbaumkommoden und sonstiger, ähnlicher Ausstattung, mit Einer Stube und Einer Kammer uns begnügten, auch keines Dienstmädchens bedurften: so sollte die Ausstattung unsrer Töchter jetzt eine weit kostbarere sein, außer der Wohnstube noch eine sogenannte Putzstube und ein Dienstmädchen angeschafft werden. Wie viel besser wäre es, wenn ein junges Ehepaar so klein anfänge wie wir, und wir die für eine theure Einrichtung verausgabten Geldsummen für vorkommende Nothfälle hätten aufsparen können! Mein neuer, zweiter Schwiegersohn plagte sich nach beendigtem Schulunterricht noch mit Privatschülern herum, die in Crimmitzschau ein nur geringes Honorar zahlten. Außerdem war er Turnlehrer, der wöchentlich mehrmals abends in der elften Stunde erst, geistig und leiblich erschöpft, frei war und heimkehrte. Nachdem unsere Wilhelmine ein Jahr verheirathet war, wurde die außerordentliche Zulage ihrem Manne entzogen, weil jene Lehrerstelle besetzt worden war. Das junge Ehepaar darbte und sparte; namentlich rührte uns tief die Gewissenhaftigkeit, mit welcher unser Kind in verschiedenen kleinen Beutelchen den Bedarf für die mancherlei Ausgaben bereit hielt und dabei einen kleinen Nothpfennig erübrigte. Die Geburt eines Söhnleins am 28. März 1852 vermehrte zwar das häusliche Glück des Paars, aber zugleich die Sorge für die Zukunft. Meine Frau war auf die Nachricht von der Niederkunft unsrer Tochter sogleich nach Crimmitzschau geeilt, um die Wöchnerin zu pflegen. Das ist ja in der Regel das Loos liebender Mütter! Aber die Briefe, welche meine Frau über das Befinden unsers Kindes an mich schrieb, lauteten immer besorgter und endlich — es war am ersten Osterfeiertage, den 11. April um die Mittagszeit — langte ein Hiobsbrief an, der mich an das Bett meiner schwer kranken, sehnlich nach mir verlangenden Tochter rief. Im Geiste sah ich unser Kind bereits mit dem Tode ringen und eilte, ohne erst eine warme Hülle umzuwerfen, in meiner dünnen Feiertagskleidung

auf den Bahnhof, um mit dem schon nach wenig Minuten abgehenden Zuge fortzureisen. Mit welchen Empfindungen ich in dem Dampfwagen saß! Mir war wie einem Verbrecher zu Muthe, der dem Schaffot entgegen geht. In Crimmitzschau erwartete mich unser Schwiegersohn im Bahnhofe. Seine zerstörten Mienen sagten mir schon die Bestätigung meiner Befürchtung, wenn dieß nicht sein wiederholter Schmerzensruf: Armer Vater! armer Vater! gethan hätte. Unsere Tochter war am Frühesten des Ostermorgens, wo der Jubelruf der erlösten Christenheit „Christus ist erstanden" die dunkle Nacht durchhallt, am Kindbettfieber gestorben. Leben gebend, hatte sie das ihrige gelassen! Die telegraphische Depesche von ihrem Tode war erst eine Viertelstunde nach meiner Abreise in meiner Behausung abgegeben worden. Ich fand unser geliebtes Kind schon in einem Behältniß des Seitengebäudes, im Sarge aufgebahrt und denselben in einem roh gezimmerten Kasten stehen, weil die theure Leiche nach Dresden in das Grab ihrer vorangegangenen Geschwister versetzt werden sollte. Als meine Thränen reichlich auf die theure Entschlafene niederträufelten, untersagte mir solches die anwesende Heimbürgin, weil ich hierdurch der Todten die Ruhe raube! Die Taufe des kleinen, mutterlos gewordenen Kindes wurde noch am Spätabende meiner Ankunft vollzogen. Gott, welch' eine Taufe!

Am andern Morgen erweckten mich nach einer schrecklichen Nacht die laut tönenden Schläge eines Hammers unter mir. Ach, man nagelte den Kasten zu, der die irdische Hülle unsers geliebten Kindes umschloß. Jeder Schlag traf schmerzend das blutende Vaterherz und noch jetzt höre ich die furchtbaren Klänge. Bald fuhr der kleine, schwarz überhangene Leichenwagen mit seiner theuern Last davon und dem nahen Bahnhofe zu. Unser Schwiegersohn und unsere älteste Tochter, die zwei Tage früher als ich zum Beistande meiner Frau herbeigeeilt war, begleiteten die Leiche nach Dresden, während ich, meine Frau, das Kind nebst einer Amme und das Dienstmädchen in Crimmitzschau zurückblieben. Nachdem es in dem Hause still wie das Grab geworden war, bewog mich meine Frau, um meinen Schmerz zu mildern, zu einem Spaziergange. Ich ging die Straße nach der Stadt Werdau hin und denselben

Weg, den ich im vorigen Jahre an der Seite meiner damals noch vollblühenden Tochter und ihres Mannes gegangen war. Welch' ein Contrast jetzt gegen damals! Meine strömenden Thränen den mir Begegnenden zu verbergen, schritt ich die unbetretene Seite der Landstraße entlang und weinte mich aus. Am andern Tage trat ich die Heimreise an, während meine Frau, das verwaisete Kind behütend, zurückblieb, bis dieses kräftig genug sein würde, um nach Dresden verpflanzt zu werden, was erst nach mehrern Wochen der Fall war. Unserm Schwiegersohn war durch den Tod seiner Frau der Aufenthalt in Crimmitzschau verleidet worden. Seinen großen Schmerz abzuleiten, rieth ich ihm an, sich um die gerade erledigte Kantorstelle in Pirna zu bewerben, die mit einem Einkommen von über 400 Thlrn. verbunden war. Unser Schwiegersohn befolgte meinen Rath, reisete nach Pirna, stellte sich dem dortigen Superintendent und dem Stadtrathe, als der Collaturbehörde, vor, hatte das Glück, zu gefallen, und gelangte mit noch drei Bewerbern zur Amtsprobe, welche für ihn so rühmlich ausfiel, daß ihm die Kantorstelle zugesprochen und die schriftliche Berufung zugeschickt wurde. Das war nach dunkler Nacht einmal ein freundlich heller Sonnenblick. Allein nur kurz war die Freude! Schon stand unser Schwiegersohn im Begriff, seine Stelle und seine Wohnung in Crimmitzschau zu kündigen, als aus heiterem Himmel plötzlich ein Donnerschlag in Gestalt des — revidirten Schulgesetzes hernieder schmetterte und die Freude in Schmerz verwandelte.

Dem Volksschullehrerstande einen strafferen Zaum und schärferes Gebiß anzulegen, damit demselben für immer die Lust zum Rebelliren vergehe, hatte das Cultusministerium die Clausel in das revidirte Schulgesetz aufgenommen und von den octroirten Ständekammern neuern Styls bestätigen lassen, daß bei Besetzungen von Schulstellen, welche ein Einkommen von mehr wie 230 Thalern besitzen und von Collaturbehörden oder Patronatsherren, anstatt vom Cultusministerium, vergeben werden, nur solche Männer zugelassen werden, welche das 30. Jahr zurückgelegt und 5 Jahre als ständige Lehrer gedient haben. Es versteht sich von selbst, daß das Cultusministerium selbst an diese Bedingungen sich nicht band und diese sich bloß auf die

unstudirten Volksschullehrer erstreckten. Sonach stehen ein tadelloser Lebenswandel, gediegene Kenntnisse, vorzügliche Disciplinführung und die besten Zeugnisse dem Lebens- und Dienstalter eines Bewerbers nach. Dabei fällt mir eine hierher passende Anekdote ein. Die Republik Venedig hatte einst einen Gesandten, einen noch jungen, aber klugen Mann, an den Papst geschickt. „Wie kann —" sprach der Papst bei der Vorstellung jenes unwillig — „deine Regierung einen Mann ohne Bart hersenden?" „Wenn meine Regierung —" versetzte der Gesandte kühn — „hätte gewußt, daß das Verdienst und die Würde im Barte enthalten seien, so würde sie Eurer Heiligkeit einen Ziegenbock zugeschickt haben."

Das Cultusministerium, das ebenfalls aus sich irren könnenden Männern zusammengesetzt und weder in dem alleinigen Besitz der Weisheit, noch der Unfehlbarkeit und Allwissenheit ist, übersieht, daß gerade die niedrig besoldeten Volksschullehrer am ersten bei einem Volksaufstande aus dem Grunde sich betheiligen, weil sie durch dessen Folgen in eine bessere Lage zu kommen hoffen. Hat das Cultusministerium bei der fraglichen neuen Clausel des Volksschulgesetzes die gute Absicht, nur reifere und durch mehrjährige treue Amtsführung bewährte Lehrer im Besitz reichlicheren Auskommens zu sehen: warum handelt es dann selbst gegen diese gute Absicht? Einer meiner Verwandten, ein noch nicht ganz 25jähriger Candidat der Theologie, der kurze Zeit eine Hauslehrerstelle bekleidet und somit noch gar keine Gewährleistung seiner Brauchbarkeit gegeben hatte, wurde von dem Cultusministerium an das Schullehrerseminar zu Friedrichstadt-Dresden als Oberlehrer mit einer Besoldung von 500 Thlr. angestellt. Hier, wo nicht Kinder, sondern Jünglinge und künftige Lehrer zu leiten und zu bilden waren, bedurfte es also keines Mannes von reiferem Alter und bereits bewährter Thatkraft! „Still, du Raisonneur!" wird man mir hier zurufen — „jener junge, unerfahrene Oberlehrer war ja ein Studirter und ist ein solcher aus ganz anderem Thone geformt als ein gemeiner Volksschullehrer. Von einem Studirten hat man keine Ausschreitungen, keine Empörung gegen das Gesetz zu befürchten." „Wer waren —" frage ich dagegen — „die Hauptanführer, die Volksaufhetzer, die Ehrgeizigen, die Freiheits-

stürmer und die unablässigen Verdächtiger der Regierungen? Hatten die königlichen Räthe, Assessoren, Professoren, Doctoren, Pfarrer, Zeitungsschreiber, Amtleute, Advocaten u. s. w., welche durch ihr Wühlen das Volk aufstachelten, nicht insgesammt studirt?"

Als der Ephorus und der Stadtrath zu Pirna meinen Schwiegersohn dem Cultusministerium zur Confirmation präsentirte, wurde dieselbe versagt, weil letztrer noch nicht 30 Jahre alt und erst $2^1/_4$ Jahr confirmirter Lehrer war. Ist es glaublich, daß der Ephorus, wie der Stadtrath, zu Pirna von dieser Clausel des revidirten Schulgesetzes kein Sterbenswörtchen wußten? Zweimal ergriffen beide, der Ephorus nebst dem Stadtrath, Recurs gegen den abschlägigen Bescheid. Sie erboten sich sogar, um dem Gesetz zu genügen, das Einkommen des neu erwählten Kantors als Lehrer bis auf 200 Thlr. so lange herabzusetzen, bis derselbe das 30. Jahr zurückgelegt haben würde. Alles umsonst! Man schien es nicht vergessen zu haben, daß auch Pirna's Bewohner sich an dem Volksaufstande betheiligt, ja sogar auf das Dampfschiff geschossen hatten, welches die königliche Familie nach der Festung Königstein führte, und hier zeigte sich nun eine Gelegenheit, solches den Vätern der Stadt fühlen zu lassen. Ich lief von Pontius zu Pilatus, um für meinen tiefbekümmerten Schwiegersohn die Dispensation von jener Gesetzclausel zu erbitten. Der geheime Kirchenrath Dr. Meißner, ein liebenswürdiger Greis, empfing mich freundlich. Er kannte meinen Namen durch meinen Volkskalender. Er gestand offen heraus, daß das revidirte Volksschulgesetz ihnen — den Wächtern desselben — selbst oft lästig falle, daß es aber noch zu neu sei, um schon umgangen zu werden. Schließlich verwies er mich an den Cultusminister, der allein im Stande sei, den gefaßten Beschluß wieder umzustoßen. Von dem Dr. Meißner begab ich mich zu des Ministers rechter Hand, die eigentlich der bewegende Nerv des Cultusministerii war — zum Geheimrath Dr. Hübel. Mit einer solchen eisigen Kälte bin ich im Leben noch nie aufgenommen und behandelt worden. Meine bewegliche Bitte um Dispensation für meinen Schwiegersohn, den ich dem Geheimrath persönlich zugleich vorstellte, wurde mit einem schroffen: „Es geht nicht!" zurückgewiesen. Ich stellte vor, daß ich in meiner damals 38jährigen Amtsführung und

früherer großen Bedrängniß noch nie ein Gesuch oder eine Bitte an das Cultusministerium gerichtet hätte, daß die gegenwärtige für meinen Schwiegersohn die erste und auch die letzte sein würde. Es blieb bei dem kalten: „Es geht nicht!" Ich bemerkte bescheiden, daß das Cultusministerium schon einen Dresdner Volksschullehrer von jener Gesetzclausel dispensirt habe, der auch nicht älter als mein Schwiegersohn, ja noch nicht einmal confirmirter Lehrer gewesen sei und gleichwohl in der Stadt D. eine Stelle von mindestens 400 Thlr. Einkommen erhalten habe. Hierauf versetzte der Geheimrath, meine Worte Lügen strafend: „Nicht möglich das!" Ich nannte ihm den Namen des betreffenden Lehrers und den der Stadt, wo er kürzlich erst jene besser dotirte Stelle erhalten hatte. „Nicht möglich das!" lautete es abermals. Ich fragte schüchtern, ob es denn keine Möglichkeit, kein Mittel gäbe, sei es selbst durch einstweiliges Vikariren, um meinem Schwiegersohn die zugesagte Kantorstelle zu erhalten? „Nein!" tönte es eisig zurück, und vernichtet gingen wir. Dr. Meißner hatte mir auch keine tröstliche Antwort ertheilt, derselben aber durch sein humanes, freundliches Wesen die scharfe Spitze abgebrochen, die bittere Pille wenigstens versilbert.

Nun wagte ich den letzten Versuch und ging zu dem Staatsminister von Beust, der damals, außer den Ministerien des Innern und des Aeußern, auch noch das des Cultus, wenigstens dem Namen nach, verwaltete. Ein besonderer Zufall, den ich nicht unerwähnt lassen kann, hatte mich in dem vorhergegangenen Jahre in jenes berühmten Diplomaten Nähe geführt. Eines Tags erhielt ich durch die Stadtpost ein Billet mit der Unterschrift: C. Kaiser, in welchem ich gebeten wurde, demselben behufs des Portraitirens zu sitzen, weil er beauftragt sei, die berühmteren Männer und Frauen Deutschlands zu zeichnen, damit ihre Bildnisse, durch den Kupferstich vervielfältigt, dem großen Publikum durch Verkauf zugeführt würden. Des Billets Inhalt war sonach klüglich auf die Eitelkeit des Adressaten berechnet und ich eben so gut ein schwacher Adamssohn wie noch sehr viele mit mir. Daher suchte ich den Maler, der angeblich wegen eines lahmen Beines nicht zu mir kommen konnte, in seiner Wohnung auf. Bei dem Eintritt in dessen

Zimmer fand ich den Künstler am Tische zeichnend und vor ihm einen mir unbekannten Herrn sitzen, welcher portraitirt wurde. Nachdem ich auf des Künstlers Anrufen demselben meinen Namen genannt hatte, ersuchte er mich, einstweilen die an den Zimmerwänden auf Bindfäden angereiheten Portraits zu betrachten. Ich that solches, und der Maler nannte mir, dabei fortzeichnend, die Namen der ausgehängten Portraits. Abwechselnd sprach er geläufig französisch mit dem vor ihm sitzenden Herrn. Unter jenen erkannte ich sogleich die Bildnisse mehrer unsrer Staatsminister, andrer hoher Staatsbeamter, Gelehrter, Künstler, Schriftsteller, Aerzte, Geistliche u. s. w. aus Dresden. An einer andern Wand erblickte ich Leipzigs Celebritäten, an der dritten diejenigen Berlins, wie Wrangel, Brandenburg u. A. Sie waren sämmtlich mit Bleistift und geübter, treffender Hand auf einen Viertelbogen starken Papiers gezeichnet. „Nun sehen Sie auch, was ich jetzt zeichne —“ rief mir endlich der Künstler zu, der ein Fünfziger, sehr wohlbeleibt, lahm und mit einer etwas defecten Nase behaftet war. „Ist's getroffen?“ fuhr er gegen mich fort, der ich seine Zeichnung betrachtete. „Sie kennen doch dort das Original?“

Ich verneinte die Frage, und Kaiser sprach: „Herr Staatsminister von Beust!“

Meinerseits erfolgte hierauf eine stumme Verneigung, die der Herr Staatsminister mit einer huldvollen Verneigung seines Oberkörpers erwiederte. Es versteht sich, daß zugleich der Künstler mich dem Herrn Staatsminister unter Nennung meines Namens und Standes vorstellte.

„Setzen Sie sich neben Excellenz“ — commandirte Kaiser — „damit ich sehe, von welcher Seite ich Ihren Kopf fassen muß.“

Mir wurde die ungeheure Ehre jetzt zu Theil, neben dem höchsten Würdenträger nach der königlichen Familie und einem der hervorragendsten Diplomaten unsrer Zeit Platz nehmen zu dürfen.

„Nun wenden Sie ihr Gesicht auf die andere Seite —“ hieß es wieder. „So! Wann können Sie mir sitzen? Morgen Vormittag um 9?“

Ich bejahte und empfahl mich.

Als ich am andern Morgen mich zu der festgesetzten Stunde einfand, erhielt mein Gruß eine doppelte Erwiederung. Die eine von dem Künstler, die andere von einem portraitirt werdenden Herrn. Derselbe war mein geistlicher Schulinspector, der liebe, humane Dr. T., dessen Stelle auf dem Stuhle ich darauf einnahm. Aller zwei Stunden erfolgte diese Ablösung durch ein anderes zu portraitirendes Individuum, so daß nebst den neugierig ab- und zugehenden Beschauern das Atelier einem Taubenschlage ähnelte. Nicht lange hatte ich gesessen, so trat der Staatsminister von Beust nebst seiner Gemahlin und noch einem vornehmen Herrn in das Zimmer, um sein noch nicht ganz vollendetes Bild und die anderen an den Wänden in Augenschein zu nehmen. Der Künstler blieb, seinem hohen Besuche gegenüber, unbeirrt sitzen und nöthigte mich, ein Gleiches zu thun. Fortzeichnend plauderte er vertraulich mit jenem und rief unter anderem der Frau Minister zu: „Liebes Frauchen! Sie müssen mir auch sitzen." Hierauf versetzte die Dame: „Ach nein! ich befinde mich nicht ganz wohl." „Thut nix —" sagte Kaiser — „Ich male Sie schöner als Sie sind." In ähnlichem Tone setzte der Künstler die Unterredung fort. Wenn ein einheimischer Künstler sich solches unterstanden hätte! So fragte mich z. B. Kaiser nach der Höhe des Honorars, das ich für meine Jugendschriften bekam. Als ich ihm die Wahrheit sagte, rief er aus: „Sie sind — verzeihen Sie mir — ein Ochs, ein Esel, daß Sie sich mit einem solchen Hundegelde begnügen. Als ich, ein geborener Cölner, sehr frühzeitig nach England kam, wollte man von mir portraitirt sein. Gut, sagte ich, doch nicht unter 10 Pfund. Täglich zeichnete ich 3 Portraits und im Ganzen 3000. Gegenwärtig zahlen mir meine Herren Verleger für jedes Portrait 10 Louisd'or. Da ihnen das aber zu hoch kommt, so haben wir das Uebereinkommen geschlossen, daß meine Verleger fünf, und diejenigen, welche von mir portraitirt werden und ihre Originalzeichnung zu besitzen wünschen, die andern 5 Louisd'or für jedes Bild entrichten. Die Letzteren müssen sich jedoch schriftlich verpflichten, ihr Portrait für die Dauer des Stahlstechens an die Verlagshandlung auszuantworten und jenes überdieß nicht durch andere Abdrücke zu vervielfältigen. Ich theile Ihnen dieß, ohne alle eigennützigen Absichten

meinerseits und bloß im Interesse meiner Herren Verleger mit. Sehen Sie hier meine mit dergleichen abgeschlossenen Contracten gefüllte Brieftasche. Jetzt ward mir plötzlich klar, daß die angebliche Verlagshandlung sowohl als auch das herauszugebende Album berühmter Deutscher nichts als eine, auf die menschliche Eitelkeit und Schwäche gegründete Lüge war, wie auch die Folge bewiesen hat, und die dem Künstler für jede seiner Zeichnungen die ansehnliche Summe von 5 Louisd'or eintragen sollte. Denn unter den vorhandenen Portraits befanden sich sehr viele, deren Originale außerhalb Dresden fast gänzlich unbekannt waren. Berühmte Persönlichkeiten unter den ausgestellten Portraits dienten nur als Lockvögel, legten aber gerade durch ihr hiesiges Vorhandensein an den Tag, daß ihre Urbilder nicht auf die Leimruthe des Künstlers geflogen waren, vielmehr die Ausgabe gescheut hatten. Daß ich gleichfalls mich nicht auf diese plumpe Weise fangen ließ, versteht sich von selbst aus dem Grunde, weil ein sächsischer Schulmeister nicht 5 Louisd'or wegzuwerfen hat.

Ich kehre zu meiner Audienz bei dem Herrn Staatsminister zurück. Derselbe wohnte während des Sommers in dem Dorfe Wachwitz bei Dresden und pflegte alle Morgen gegen 9½ Uhr mit dem Dampfschiffe nach der Stadt zu kommen. Daher fand ich mich um diese Zeit in dem Ministerhotel ein, wo mich der Kammerdiener in ein großes, sehr einfach ausgestattetes Zimmer einließ. Eine Stunde nach der andern kroch in schrecklicher Langeweile dahin und es kam kein Minister. Endlich wurde ein schwarzgekleideter Herr mir zugesellt, der mich nach stummer Begrüßung mit den Worten anredete: „Sie kennen mich wohl nicht mehr, Herr Director?“ Es war ein hoher Geistlicher, mit welchem ich einst in literarischer Verbindung gestanden und der ein besseres Personengedächtniß hatte als ich. Bei der nun beginnenden Unterhaltung verstrich die Zeit schneller, als sich plötzlich eine Seitenthüre zum Theil aufthat und in derselben der Kopf des Ministers sich zeigte, sofort aber wieder verschwand. Gleich darauf erschien der Kammerdiener, um mich, als den zuerst sich eingefundenen Bittsteller, zu Seiner Excellenz zu führen. Ich kann es einem so hochgestellten und viel beschäftigten Staatsmann nicht zumuthen, daß er sich eines nur zweimal in seiner

Nähe gesehenen Volksschullehrers wieder erinnere oder irgend eine Kenntniß von einem für das Volk und die Jugend schreibenden Schriftsteller besitze. Dennoch frappirte mich des Ministers erste Frage: „Sie sind Dorfpfarrer?" Der Herr Minister trug einen schlichten Hausrock und weißgraue Leinwandhosen, setzte sich dicht an den Kamin, als wenn wir mitten im Winter lebten und der Kamin geheizt sei, legte ein Bein über das andere und nöthigte mich gleichfalls zum Niedersetzen. Nachdem ich ihm meine Bitte vorgetragen und zugleich bemerkt hatte, wie Excellenz durch ein einziges Wort zwei trauernde Familien beglücken könne, entgegnete der Minister frostig, daß man den Ständen gegenüber das Gesetz beobachten müsse. Ich wagte hierauf zu erwiedern, wie ich fürchtete, daß die strenge Durchführung der hier in Frage stehenden Gesetzclausel, nach welcher bei Besetzung besser dotirter Schulstellen nicht Verdienst und Würdigkeit, sondern das längere Lebens- und Dienstalter entscheiden sollten, dem redlichen Streben nach Vervollkommnung, dem Fleiße und der Berufstreue Eintrag thun dürfte. Hierauf entließ mich der Minister mit dem Versprechen, sich die Sache noch einmal vorlegen lassen zu wollen. Daß dieses nur eine leidige, nicht erfüllte Vertröstung war, ersah man aus dem abschlägigen Bescheid des Cultusministerium, welcher zwei Tage früher datirte, als meine Audienz bei dem Minister stattgefunden hatte. Dessen Festhalten an dem Gesetze würde hoch zu loben sein, wenn solches stets und überall geschehen wäre. Außer dem von mir bereits erwähnten Beispiele des Lehrers E. in D. ist mir noch ein zweites bekannt worden, das jenem strengen Festhalten nicht entspricht. Man höre! An einem Weihnachtsfeste hatte die Frau Minister von Beust ihrem Gatten ein halbes Dutzend seidener Taschentücher bescheert, welche von ihrer Kammerjungfer nett gesäumt worden waren. Hierüber erfreut, spricht der Minister leutselig zu der Jungfer. „Sie haben meinetwegen sich bemüht und möchte ich Ihnen gern wieder einen Gefallen erzeigen." „Excellenz —" versetzt die Kammerjungfer wehmüthig — „man hat meinen armen Bruder unter die Soldaten genommen."

Eine solche Antwort hatte der Minister nicht erwartet, denn das Rekrutirungsgesetz ist bekanntlich das allerstrengste, keine Ausnahme

duldende unter allen Gesetzen. Dennoch sagte der gnädige Herr zu der Bittstellerin: „Ich thue zwar nicht gern eine Fehlbitte, will es aber doch versuchen."

Es giebt mehrere Sprüchwörter, nach welchen eine solche Bitte keine abschlägige Antwort erhielt, sondern erhört wurde. Auf dem Freischein des sogleich entlassenen Rekruten W. war als Grund der Freilassung bemerkt: „Wegen Reklamation".

Die günstigsten, vortheilhaftesten Zeugnisse, die mein Schwiegersohn aufzuweisen hatte, dessen rühmlich bestandene Kantorprobe, sein bisheriges gesegnetes Wirken als Lehrer, meine 38 sauern Dienstjahre, mein Streben, dem Volke und der Jugend auch neben meinem Amte durch Schriften zu nützen, unsere vereinten Bitten wogen lange nicht das Säumen einiger Taschentücher auf. Wäre ich mit einem bei seinem Herrn beliebten Diener des Ministers oder des Geheimraths Hübel vertraut und jener mein Fürbitter gewesen: so dürfte mein Schwiegersohn leicht einen günstigern Bescheid erhalten haben.

Mein Schwiegersohn bewarb sich nun um eine offen gewordene Lehrerstelle an einer Freischule Dresdens, welche das Cultusministerium zu besetzen hatte, jedoch ein Einkommen von nur 160 Thlrn. hatte. Bei den Rundgängen, die er, um sich persönlich zu empfehlen und sein schriftliches Gesuch zu unterstützen, machen mußte, begleitete ich ihn zu dem Kirchen- und Schulrath M., dessen Bekanntschaft ich einem eigenthümlichen Zufalle verdanke. Dieser liebe Herr, dessen Aeußere schon für ihn einnimmt, nahm uns mit biedrer Herzlichkeit auf und sagte, als ich ihm das erlebte widrige Geschick meines Schwiegersohns erzählte, bedauernd: „Als die Wahl Ihres Schwiegersohns zum Kantor in Pirna zur Berichterstattung der Kreisdirection vorlag, hatte ich eine mehrwöchentliche Reise in die Schweiz unternommen und mein Stellvertreter gegen die erbetene Dispensation an das Cultusministerium berichtet. Wäre ich dagewesen, so würde mein Bericht günstiger ausgefallen und die Dispensation wahrscheinlich ertheilt worden sein."

Wie mißlich sähe es um uns Menschenkinder aus, wenn unser Wohl und Wehe an so dünnen, zerreißbaren Fäden hinge und nicht der allweise Schöpfer auch die Schwächen der Menschen zum Besten

lenkte! Die Lustreise eines einflußreichen Sterblichen und einige Federstriche eines zweiten zertrümmerten anscheinend das Glück eines Menschen auf dessen ganze Lebenszeit! Ich erzähle hier noch zwei Beispiele, auf welchen kleinen Zufällen (wie wir Gottes weises Regieren zu nennen pflegen) das Loos mancher Menschen beruht.

Einer meiner Freunde, welcher Director einer lange mit Segen bestandenen Privatschule Dresdens war, starb mit Hinterlassung einer Wittwe und von 4 Kindern. Ein Candidat der Theologie fand sich alsbald, welcher die Schule fortzuführen und die Wittwe seines Vorgängers, so wie deren älteste Tochter, als Lehrerinnen der weiblichen Arbeiten beizubehalten sich erbot. Weil der Verstorbene kein Vermögen hinterlassen hatte, so erkannten Mutter und Tochter in dem Versprechen des Candidaten eine Bürgschaft für ihr ferneres, wenn auch nicht sorgenfreies Bestehen und ertheilten gern ihre Zustimmung. Der Candidat suchte hierauf um die Concession zur Uebernahme der fraglichen Schule nach. Diesem Gesuche mehr Nachdruck zu geben, bat der Candidat die Wittwe seines Vorgängers, ihre Bitten mit der seinigen bei den verschiedenen Behörden zu vereinigen. Die Wittwe begab sich nun zuerst zu dem Vorstand der städtischen Schuldeputation und stellte demselben beweglich vor, wie mit der Ertheilung der Concession zugleich ihre und ihrer unversorgten Tochter Existenz genau verbunden sei, erhielt aber schlechten Trost.

„Der Stadtrath zu Dresden" — lautete der Bescheid — „ist gegen die Concessionsertheilung und überdieß beantragt der Bewerber, daß dieselbe schon zu Ostern erfolge. Er hat nicht bedacht, daß sein Gesuch von drei Instanzen begutachtet werden muß und daß hierzu zwei Monate nicht ausreichen."

Die Wittwe bemerkte hierauf, daß ihr nur bis Ostern die Schule durch angenommene Lehrer fortzuführen gestattet worden sei und darum die Schüler entlassen und andern Schulanstalten zugewiesen werden müßten, wenn bis dahin die Concession nicht ertheilt würde, wodurch ihre und ihrer Tochter Existenz in Frage gestellt sei. Die Wittwe erinnerte ferner, daß der Stadtrath erst kürzlich die Concession zu einer ganz neuen Schule ertheilt habe, und es traurig sei, wenn eine seit

mehrern Jahrzehnten bestandene und in gutem Rufe stehende eingehen solle. Alle diese Vorstellungen blieben wirkungslos und die hierüber tiefbetrübte Wittwe begab sich nun zu dem Superintendenten, der ihr gleichen abschlägigen Bescheid ertheilte. Dasselbe geschah in der Kreisdirection, wo der sonst so humane Kirchenrath die Bittende mit den Worten zurückwies: „Gute Frau, jedes Wort und jeder Schritt für Ihren Petenten sind vergeblich. Sie werden auch ohne die erbetene Concession nicht verderben, indem Sie Pensionairinnen bei sich aufnehmen und erziehen.“

Trostlos ging die Wittwe heim. Wenn diese sechs unerzogene Kinder gehabt und nebst denselben jenen drei Herren vor die Füße gefallen wäre, so würde der Bescheid nicht günstiger ausgefallen sein. So standen die Sachen, als der Graf v. E. die Schuldirectorswittwe besuchte, deren ältester Sohn Hauslehrer bei dem Grafen gewesen, wegen Brustleidens aber aus diesem Verhältnisse getreten war. Der Graf bewies sich als ein so lieber, theilnehmender Herr, daß ihm die Wittwe die Ursache ihres Kummers entdeckte. Hierauf sagte der menschenfreundliche Graf tröstend: „Was ich thun kann, Ihre Lage zu verbessern, soll geschehen. Ich kenne den Herrn Oberbürgermeister, der mit mir in der ersten Ständekammer sitzt, und werde mit ihm sprechen. Sobald ich etwas Günstiges über diese fragliche Angelegenheit erfahre, werde ich Sie benachrichtigen.“

Noch waren acht Tage nicht vergangen, so schrieb der Graf an die Wittwe: „Ihr N. hat die Concession erhalten.“ Und so war es wirklich. Was erst rein unmöglich zu sein schien, wogegen alle drei Instanzen stimmten, und zu deren Entscheidung zwei volle Monate nicht ausreichen sollten, war binnen einer Woche geschehen. Ja, wer den Papst zum Freunde hat, kann leicht Cardinal werden.

Nun das zweite Beispiel, auf welche Weise zuweilen des Menschen glückliche oder unglückliche Zukunft erbaut wird. Ein Candidat der Theologie suchte um die Concession zu Gründung einer höheren Lehranstalt nach und erhielt ebenfalls von den drei Instanzen: von der städtischen Schuldeputation, von der Kirchen- und Schulinspection und von der Kreisdirection abschlägigen Bescheid. Denselben für sich gün-

stiger zu gestalten, machte Petent dem Kreisdirector M. persönlich seine Aufwartung. Er wurde angemeldet und in das Arbeitskabinet des Kreisdirectors eingelassen, wo Petent an der Thüre stehen blieb. Denn jener saß in tiefe Gedanken versunken da und schien den Angemeldeten gänzlich vergessen zu haben. Endlich erhob der Kreisdirector den Blick gen Himmel und sagte laut: „Guter Gott! gieb mir einen Fingerzeig, was ich thun soll.“ Jetzt machte der Harrende durch ein Räuspern seine Gegenwart kund. Betroffen fuhr der Kreisdirector auf und sagte hastig: „Wer sind — was wollen Sie?“

Der Candidat nannte seinen Namen und die Absicht seines Kommens. Hierauf sprach der Kreisdirector freundlich: „Sie sind zufällig Ohrenzeuge geworden von dem, was ich von Gott erbat, und wohl gar dessen Abgesandter, der mir einen guten Rath zu ertheilen vermag. Ich habe einen Sohn, welcher Techniker ist und seit zwei Jahren in London in der Absicht sich aufhält, dort eine Anstellung zu erhalten. Das ist aber bis jetzt nicht geschehen und da in London ein theures Leben ist, so bittet mich mein Sohn, ihn nach Deutschland zurückkehren zu lassen. Was soll ich nun thun? Erfülle ich meines Sohnes Bitte, so ist das Geld, welches mich sein Aufenthalt in London gekostet hat, rein weggeworfen. Sie haben sich, wie Sie in Ihrem Gesuch anführen, längere Zeit in England und in London aufgehalten, sind mit der englischen Sprache und den dortigen Verhältnissen betraut. Was rathen Sie mir zu thun?“

„Ihren Herrn Sohn dort ferner zu lassen —“ antwortete der Petent — „der, wie ich der festen Meinung bin, gewiß die erwünschte Anstellung erlangen wird.“

„Ich werde Ihren Rath, den ich als den von Gott erbetenen Fingerzeig ansehe, befolgen —“ entgegnete der Kreisdirector mit erleichtertem Gemüth — „und was Ihr Concessionsgesuch anbelangt, werden wir ja sehen. —“

Und der Petent erhielt die Concession.

Hier noch eine launige Episode aus dem Jahre 1849. Es war zur Herbstzeit dieses Jahres, als einer meiner Bezirksschüler mir eine schöne Blutwurst zum Geschenk überbrachte. Dankend wies ich in ge-

wohnter Weise die Gabe zurück und sprach zugleich meine Verwunderung darüber aus, wie ein armer Handarbeiter eine werthvolle Blutwurst verschenken könne. „Wir haben ein Schwein geschlachtet —" erzählte der hierüber ganz glückliche Knabe. „Ihr?" entgegnete ich — „das kann ich nicht einmal. Wie kommt ihr zu einem theuern Schweine?" „Sehen Sie, Herr Director —" sprach der Knabe — „wie die Rebellion im Mai war, hatten die Freischarler meinen Vater gezwungen, ihnen die Flinten zu laden. Das war in einem Hause am Jüdenhofe der Bildergalerie gegenüber. Als nun eines Morgens mein Vater zum Frühstück in ein Dreierbrot beißt, schießt ihm ein Soldat aus der Bildergalerie eine Kugel gerade in den Mund. Da verlor mein Vater wohl eine Kanne Bluts. Er wurde in's Krankenhaus geschafft und dort von den Aerzten untersucht. Da fanden diese, daß meinem Vater etwas Hartes im Halse steckte, und sie meinten, daß es die Flintenkugel sei. Es war aber ein abgeschossener Backzahn und die Kugel schon wieder aus dem Halse gefahren. Mein Vater lag lange im Krankenhause und weil er ganz unschuldig war, so wurde für ihn eine Collecte veranstaltet, die 7 Thlr. 14 Sgr. einbrachte. Und davon haben wir das Schwein gekauft und bis jetzt gefüttert. Nehmen Sie doch die Wurst an. Meine Aeltern würden sich sehr kränken, wenn ich sie wieder heim brächte." Da behielt ich diese merkwürdige Wurst.

44. Denkwürdige Bekanntschaften.

Im Frühjahre 1844 beehrte mich der vormals preußische Landwehrmajor Serre mit seinem Besuch, der mir sehr unerwartet kam. Serre war Vorstand des Vereins gegen die Thierquälerei, und der Zweck seines Besuchs, mich zum Mitredacteur einer zu gründenden Zeitschrift anzuwerben, die gegen die Thierquälerei gerichtet sein sollte, und, nachdem sie wirklich in's Dasein gerufen worden, den etwas sonderbaren Namen: „Der Menschenfreund" führte. Serre war ein Mann, der sich durch kein Hinderniß von einem gefaßten Plane abschrecken ließ, wie er auch durch die von ihm durchgesetzte Schillerlotterie bewiesen hat. Alle meine Einwendungen wegen vielfach überhäufter Arbeit

wußte er niederzukämpfen und mich, obgleich widerstrebend, für sein Unternehmen zu gewinnen. Außer mir hatte er noch einen Mitredacteur, einen Dr. Schladebach, angeworben. Dieser sollte den wissenschaftlichen, ich den unterhaltenden Inhalt des Menschenfreunds besorgen. Jenem war ein fester Gehalt von jährlich 200 Thlr. zugesagt worden, mir dagegen — nichts. Schladebach schrieb ein Programm für die neue Zeitschrift, ich dagegen eine längere Erzählung, der ich noch zwei dergleichen und mehrere kleinere Aufsätze nachfolgen ließ. Ein Areopag von 3 der angesehensten Mitglieder des fraglichen Vereins war wiederum über uns Redacteurs als Aufsichtsbehörde gesetzt, was mir gleich anfangs mißfiel und worüber ich meinem Mitgenossen mein Bedenken aussprach. Dr. Schladebach führte als Recensent über die Leistungen der Dresdner Hoftheaterbühne eine sehr scharfe Feder und diese bewies sich auch als solche in einer Recension des Tiedge-Album, welches Major Serre zum Besten der von ihm gleichfalls gegründeten Tiedgestiftung herausgegeben hatte. Hierüber erzürnte sich Serre so, daß er sofort dem Dr. Schladebach das Redacteuramt am Menschenfreund kündigte, der, weil der Contract auf ein Jahr lautete, für sein Programm von zwei Quartseiten 200 Thlr. ausgezahlt erhielt. Dr. Schladebach wurde durch einen Dr. Bürkner ersetzt, (welcher später der Gatte der berühmten Schauspielerin Bayer und wahnsinnig wurde) bis endlich die Redaction aus Dr. Diezmanns Hand in die eines gewöhnlichen Lohnschreibers überging und ich meinen Namen als Redacteur zurückzog. Nach wiederholtem Mahnen und langem Harren zahlte mir Serre für meine Arbeiten, die an Umfang gewiß 30 mal die des Dr. Schladebach übertrafen, ein Honorar von 20 Thlr. Also gerade den zehnten Theil von dem, was S. bekommen hatte. So geht man mit Vereinsgeldern um, wenn Sonderinteressen und persönliche Leidenschaften in's Spiel kommen.

Nach mehrern Jahren erhielt ich eine Einladung nach dem Rittergute Maxen, welches der Gattin des Majors Serre gehörte. Diese Dame war der Mäcen aller sich bekannt und berühmt gemachten Dichter, Schriftsteller und Künstler jeden Faches, welche die gastfreundlichste Aufnahme in Maxen fanden und dort nach Belieben längere oder kürzere

Zeit weilen konnten. Daher war das Serresche Haus der Sammelplatz oder, gemeiner zu sagen, der Taubenschlag, in welchem einheimische und fremde Gäste ein- und ausflogen. Die Gattin Serre's, eine sehr reiche Kaufmannstochter, war kinderlos geblieben und darum suchte und fand sie Ersatz für die ihr mangelnden Mutterfreuden in dem Umgang mit sich auszeichnenden Personen beiderlei Geschlechts. Sie hatte zwei Alba herstellen lassen, in welche ihre Gäste ihre Namen und irgend eine Sentenz und dergleichen einschreiben mußten. Manche von ihnen wurden auch von dem Maler Dahl jun., der viel Glück im Treffen bewies, in einem jener Alba portraitirt. Welch' eine interessante, in ihrer Art einzige Charakteristik könnte Frau Serre über die Hunderte von Männern und Frauen schreiben, die sie tage-, ja wochenlang zuweilen, in der Nähe beobachtete, und die sie, genauer als Andere, mit ihren Gewohnheiten, guten und schlimmen Eigenschaften kennen lernte! Mit meinem Jugendfreunde, dem Hofpianist Carl Krägen, einem Schooßkinde der Dame Serre, fuhr ich nach Maxen, das vier Stunden von Dresden entfernt liegt, und fand dort den dänischen Dichter Andersen vor, der mich früher in Begleitung des Oberbibliothekars Dr. Falkenstein besucht hatte. Man sagte dem Dänen Andersen nach, daß er einen unbeschreiblichen Dünkel besitze, der sogar in Grobheit übergehe, wenn er bei dem Vorlesen eines seiner Märchen und dergleichen durch einen von den Zuhörern einigermaßen gestört werde. Wenn einer derselben sich räuspere, niese, hüstele, mit dem Fuße ein wenig kratze, so halte der Däne augenblicklich inne, blicke den Störer scharf an und sage rauh: „Mein Herr! Sie stören, — entfernen Sie sich!" Ich muß bekennen, daß ich während meines allerdings nur kurzen Beisammenseins mit Andersen von dessen angeblicher Selbstüberschätzung nichts verspürt, aber auch keinen Vortrag von ihm mit angehört habe.

Frau Major Serre war von dem Lesen des Romans von Andersen: „Nur ein Geiger", so ergriffen worden, daß sie in einer Gesellschaft das Gelübde ausgesprochen hatte, das erste arme, ihr vorkommende und Talent zum Geigen besitzende Kind zum Geiger ausbilden zu lassen. Darauf hatte der Vater von der Pianistin Clara Schumann, Papa Wieck, der Frau Major gar bald ein Brüderpaar zugeführt, das jenes

Geigertalent in hohem Grade zeigte und welches wirklich die worthaltende Dame mit großen Kosten ausbilden ließ. Der eine dieser Brüder ist noch jetzt eine Zierde der königlich sächsischen Kapelle, der andere als Musikdirector frühzeitig gestorben.

Bei einem späteren Besuche in Maxen fand ich den Major Serre mit einem jungen Manne von noch nicht 30 Jahren über einer sonderbaren, mir gänzlich fremden Beschäftigung. Das Paar saß im Wohnzimmer und hielt mit der Spitze des Zeigefingers einen Schlüsselring dergestalt, daß derselbe ganz lose auflag. Des Schlüssels Bart und unterer Theil steckten in einem Buche, an welches jener mittelst eines Bindfadens befestigt war. An diesen Schlüssel nebst dem Buche richteten beide Männer Fragen wie an ein lebendes, vernünftiges Wesen. Ich erfuhr jetzt, daß ich eine neue, nur veränderte Auflage des damals gerade im höchsten Schwunge sich befindenden Tischklopfens vor mir sähe, so wie auch, daß der junge Buchdreher der Dichter Oskar von Redwitz sei.

Beide Männer ließen sich durch meinen und meines Freundes Krägen Eintritt in ihrer Beschäftigung nicht stören, die mir eben so langweilig als albern vorkam. Bald aber wurde die Sache interessanter, indem die Frau vom Hause herzutrat und sagte: „Herr von Redwitz, da erhalte ich unter andern Zeitungsblättern auch eins aus Hamburg, in welchem sich ein gegen Sie gerichteter, beißender Aufsatz befindet. Da, lesen Sie selbst."

Das that Redwitz und gerieth hierauf in einen maaßlosen Zorn. „Da muß ich doch halt gleich das Buch fragen —" rief er aus — „wer der schändliche Verfasser dieses Aufsatzes ist. Wenn du —" fuhr er zu dem Buche fort — „mir den Verfasser nennen willst, so gieb solches zu erkennen, indem du dich dreimal rechts und zweimal links drehst."

Nun begann das Buchdrehen mit Serre's Beistand vom Neuen.

„Es will antworten —" sprach Redwitz, als das Buch die vorgeschriebenen Wendungen gemacht hatte. „Sage den Namen!" gebot Redwitz. Hierauf drehte sich das Buch 22 mal, was den Buchstaben W bedeutete, weil derselbe die 22. Stelle im Alphabet einnimmt. Nach

kurzem Stillstande erfolgten 9 Drehungen und bei kurzen Pausen zusammen 111, nach welchen Redwitz triumphirend ausrief: „Witzleben! hab' ich mir's doch gleich gedacht, als ich mit Vogel von Vogelstein auf dem Schloßplatze in Dresden stand und ihn, in Bezug auf die erhaltene Einladung nach Maxen, befragte, ob dort halt' auch eine Kapell' vorhanden sei? (Redwitz ist bekanntlich streng katholisch, ja man hielt ihn sogar für einen heimlichen Jesuiten.) „Nun will ich —" fuhr der Dichter fort — „das Buch noch auf französisch und griechisch um den Namen befragen."

Das langweilige Drehen hob wieder an. Wenn aber das Buch die verlangte Zahl von Bewegungen nicht machte, eine zu viel oder zu wenig schlug, so rief Redwitz aus: „Halt, du hast dich versprochen! Daß du solches gethan, gestehe ein, indem du dich viermal links und dreimal rechts drehest. Witzleben! es bleibt dabei! o du niederträchtiger Kerl!"

Damals hatte Redwitz sein erstes Theaterstück: „Sigelinde" geschrieben. Darum fragte er das Buch, auf wie vielen Hoftheatern, auf wie vielen Stadttheatern es aufgeführt und wie es gefallen würde? Natürlich lauteten des Buches Antworten äußerst günstig, wiewohl die Folge dieselben Lüge strafte, indem Sigelinde nirgends zur Aufführung gelangt ist. Major Serre rühmte mir sein Buchdrehen als eine geheime Kraft, die diejenige des Tischklopfens noch überträfe, und als ich dagegen meine gerechten Zweifel aussprach, so suchte er, sowohl wie Redwitz, eines Bessern mich zu überzeugen. „Fragen Sie zum Beispiel —" sprach der letztere — „wie viel Sacramente es gebe, so wird es 7 mal sich drehen." „Mit nichten —" versetzte ich — „bei mir nicht so viele mal, indem ich als Protestant nur zwei Sacramente kenne."

„Wir wollen —" hob der Major an — unsern N. auf eine andere Weise überführen. Nehmen Sie, von uns ungesehen, eine beliebige Anzahl Geldstücke in die verschlossene Hand und das Buch wird jene genau angeben.

Ich that anscheinend einen vollen Griff in mein Portemonnaie und das Buch, von Serre und Redwitz gehalten, machte 7 Wendungen. „Sie haben —" sprach Ersterer — „7 Geldstücke in der Hand."

„Ja —“ lachte ich, meine Hand öffnend, in welcher 1 Pfennig lag.

„Der Geist, der im Buche steckt —“ sagte nun Serre — „hänselt manchmal die Leute!“

„Ei, ei!“ versetzte ich — „und das soll und will ein Geist der Wahrheit sein?“

„Wir wollen —“ erwiederte Serre — noch einen Versuch machen. Ich weiß nicht, wie viele Kinder unser R. hier hat. Das Buch mag uns deren Zahl angeben. Sie haben —“ fuhr er fort, nachdem das Buch 8 Wendungen gemacht hatte — 8 Kinder.“

„Abermals falsch —“ sagte ich — „nur 3 besitze ich.“

„Weil Sie keinen Glauben an den Geist im Buche haben —“ entschuldigte sich jetzt Serre — „so giebt er Ihnen keine richtigen Antworten.“

„Den habe ich auch nicht —“ antwortete ich. „Wenn Tischklopfen und Buchdrehen allwissend wären und uns die tiefsten Geheimnisse, so wie die Zukunft offenbaren könnten: wo und was wäre dann die göttliche Vorsehung, die zu unserm Besten die Zukunft verschleiert hält? Dann müßten — um nur Ein Beispiel zu erwähnen, die Lotterieen sofort für immer ihr schädliches Spiel aufgeben, weil jedermann die Nummern der höchsten Gewinne durch Tischklopfen und Buchdrehen voraus erfahren könnte. Herr von Redwitz hatte Witzleben im voraus in dem Verdachte, daß er den feindseligen Aufsatz geschrieben habe, und darum gab das Buch diesen Namen an. Lassen Sie zwei Unparteiische das Buch befragen und sehen, ob und was es dann antworten werde.“

„Ja, thun Sie das!“ erwiederten Serre und Redwitz.

Ich bat nun Freund Krägen, mit mir nach Vorschrift den Schlüsselring zu halten, und richtete dann die übliche Vorfrage an das Buch. Wer sich aber nicht rührte, war das Buch, obschon wir lange warteten. Dennoch blieben Serre und v. Redwitz bei ihrem, Männern ganz unwürdigen Aberglauben. Da das langweilige, fast nur die Autoreitelkeit des Herrn v. Redwitz verrathende und betreffende Buchdrehen den ganzen Abend bis nach 11 Uhr fortwährte, so verfügte ich mich auf mein Schlafzimmer, zu meinem Freunde K. sagend, daß ich nicht nach

Maxen gekommen sei, um Augen= und Ohrenzeuge einer geistlosen Unterhaltung zu werden. Am andern Morgen (es war Sonntag) folgte Herr v. Redwitz der Einladung, an einem Spaziergange Theil zu nehmen. Auf demselben erzählte er, daß er vor dem Prinzen Johann, (dem jetzigen Sachsenkönige) dessen Familie und einer vornehmen Gesellschaft seine Sigelinde und zwar auswendig vorgetragen, nicht einmal gestockt und hierzu einen fast dreistündigen Zeitraum verwendet habe, ohne daß die hohe Zuhörerschaft Zeichen von Langeweile oder Ungeduld zu erkennen gegeben, vielmehr ihn mit großem Beifall belohnt hätte. Hierauf sei er vom Könige zum Mittagsessen eingeladen und von einem Kammerherrn in königlicher Hofequipage abgeholt und auf den königlichen Weinberg in Wachwitz gebracht worden, wo er im Freien an des Königs Seite und ohne seinen Ueberrock und Hut ablegen zu dürfen, gespeist habe.

Eingeladen aber zu einer königlichen Tafel wird man jetzt nicht mehr, sondern, wie es eben nicht höflicherweise heißt, befohlen. Diese Sprachweise ist zuerst am preußischen Hofe unter Friedrich Wilhelm IV. erfunden und gebraucht, dann auch von dem sächsischen Hofe nachgeahmt worden. Wie man einen freien, unabhängigen und obendarein ausländischen Mann zum Essen befehlen oder commandiren kann, begreife ich nicht. Ein Glück, daß ich zu einem solchen commandirten Essen nicht die geringste Aussicht habe, denn ich bezweifle, daß mir ein Bissen dann schmecken würde.

Als wir von dem Spaziergange heimkehrten, fragte v. Redwitz verächtlich: „Weiter giebt's hier nix zu sehen? Hätt' ich das g'wußt, wär' ich in meinem Bett liegen geblieben.“ Dabei erfuhren wir, daß der Dichter gewöhnlich bis um 11 Uhr zu ruhen pflege! Nur zu oft habe ich bemerkt, daß man ausgezeichnete Menschen, um deren Haupt wir einen Nimbus malen, nicht in der Nähe kennen lernen dürfe, wenn jener nicht erbleichen oder gar verschwinden soll. Große Geister haben nicht selten auch große Schwächen an sich und darum ist's besser, man bleibt in achtungsvoller Weite von ihnen stehen.

Da die Gastfreundschaft des Serre'schen Hauses allbekannt war, so stellten sich aus Dresden noch mehrere Sonntagsgäste ein. Nach

genossenem Mahle wurde uns mitgetheilt, daß Herr v. Redwitz so freundlich sein und seine Sigelinde vortragen würde. Nach dem Erlebten und Gehörten wirkte dieses Anerbieten eben so auf mich, wie in Gellerts Fabeln das Vorlesen des bewußten Trauerspiels auf einen nächtlichen Geist: ich entwich!

Als ich nach längerer Zeit ein drittes mal in Begleitung des Majors Serre und dessen Nichte nach Maxen fuhr, brachte jener die Unterhaltung wieder auf das Buchdrehen.

„Ein junges Mädchen aus meiner Bekanntschaft —" erzählte er — „versteht sich außergewöhnlich auf das Tischrücken und bedient sich dabei eines kleinen, runden Tischchens, wie man sie in den Zimmerecken aufzustellen pflegt. Ich dagegen unterhalte mich mit ihr in Fragen und Antworten durch mein Buch mit dem Schlüssel. Nachdem wir neulich auf diese Weise eine lange Weile mit einander verkehrt hatten, hielt das Mädchen die ausgespreizten Finger ihrer rechten Hand ganz leicht auf die Tischplatte gedrückt und der Tisch spazierte in seine Zimmerecke zurück."

Darin erblicke ich gar nichts Wunderbares, denn einen kleinen, leichten Tisch mit einer Hand, die noch dazu darin wiederholt sich geübt hat, fortzubewegen, ist keine schwere Aufgabe. Nachdem wir eine halbe Stunde weiter gefahren waren, erzählte Serre seiner Nichte, die vorhin keine aufmerksame Zuhörerin gewesen, die Geschichte nochmals und schloß diese mit den Worten: „Darauf ging das Tischchen ganz allein in seine Ecke zurück."

„Wie? ganz allein?" fragte die junge Dame staunend.

„Ganz allein!" wiederholte Serre, nachdem er mir kurz zuvor das Gegentheil erzählt hatte. So versündigen sich Leute, die für eine Sache eingenommen sind und solche durch Uebertreibungen fördern wollen, an der Wahrheit! Ich kenne Männer, welche in religiöser Beziehung die ärgsten Zweifler sind, dagegen den betrügerischen Prophezeiungen und Aussagen angeblicher Somnambulen, Zigeunerinnen, Kaffeeschwestern und alten Weibern einen festen Glauben schenken.

Manche, sonst sehr ehrenwerthe und erleuchtete Männer, wie z. B. der Dichter Justinus Kerner in Weinsberg, sind in mancher Be-

ziehung — Kerner in dem Glauben an Geister und Gespenster — so verblendet, daß sie mit offenen Augen und Ohren nicht sehen und hören. In dem Conversationslexikon von Brockhaus heißt ein Artikel: Die Seherin von Prevorst. In demselben dürfte mindestens zwei Drittel Dichtung enthalten und es mit der angeblichen Seherin ähnlich zugegangen sein, wie mit dem Buchdrehen des Majors Serre.

Kurze Zeit nachher, da ich Andersens nähere Bekanntschaft in Maxen gemacht hatte, besuchte ich unser Hoftheater. Da erblickte ich den von den hohen, höchsten und allerhöchsten Sterblichen gehätschelten Dänen, mit mehrern Ordenskreuzen geschmückt, im Amphitheater, auf dem theuersten Platze, auf welchen ich aus schwindelnder Höhe, wie die Götter aus dem Olymp auf die Erde, oder richtiger, wie der Schornsteinfegerbube von der Feueröffe auf die Straße, herniederblickte, denn meine Mittel erlaubten mir nur den Besuch des Paradieses im Theater. Ach, wie glücklich und still vergnügt ich in der Seitengalerieloge Nr. 1 der herrlichen Opernmusik lauschte! Wie viele Entwürfe zu Erzählungen von selbst dort sich mir aufdrängten! Wie oft aber auch die Erinnerung an meine gestorbenen, lieben Kinder mir die Thränen des Schmerzes und der Trauer in die Augen trieb, die in der nur von mir besuchten Loge niemand gewahrte!

Als ich eines Tags von einem Geschäftsgange heimkam, sagte mir meine Frau, daß eine Dame, die, um mich freudig zu überraschen, ihren Namen nicht habe nennen wollen, meiner in unserm guten Zimmer warte. Wie befremdete mich's, als ich, anstatt eine liebe Freundin, eine mir gänzlich unbekannte, ziemlich bejahrte Dame erblickte, die sich jetzt als — Fräulein von Bornstädt und berühmte Dichterin — mir vorstellte. Sie war gekommen, um mich zur Mitarbeiterschaft an einem Album aufzufordern, das sie zur Vollendung der damals im Bau begriffenen katholischen Kirche in Leipzig herauszugeben gedachte. Zumeist sind es obscure Menschen, die aus ehrgeizigen, eiteln oder eigennützigen Absichten dergleichen Unternehmungen beginnen und mit großer Zudringlichkeit die Beiträge hierzu erbetteln. Zu meiner Schande mußte ich der Dame gestehen, daß mir sowohl ihr Name als auch ihre Dichtungen gänzlich unbekannt seien. Sie ging

endlich, nachdem sie mir ihre ganze Lebensgeschichte erzählt und mir ein Buch abgeborgt hatte, das ich eben so wenig wie die Erborgerin selbst wiedergesehen habe. Eine andere Abenteuerin besuchte mich ebenfalls. Sie hatte vor, eine Kleinkinderbewahranstalt in — Jerusalem zu gründen und zog deshalb brandschatzend durch Deutschland. Sie zeigte mir ein Album vor, dessen erste Seiten mit den eigenhändigen Schriftzügen des Königs und der Königin von Preußen und andrer hochgestellter Personen bedeckt waren, die außerdem — und das war des Pudels Kern — noch klingende Beiträge gesteuert hatten. Es war um die Zeit, wo König Friedrich Wilhelm IV. den mehr als sonderbaren Einfall gehabt, ein evangelisches Bisthum in Jerusalem zu gründen, zu welchem Zwecke er 50,000 Thlr. geopfert hatte. Der erste, vom König selbst ernannte evangelische Bischof war ein getaufter Jude, der nebst seiner hochschwangern Frau und seiner zahlreichen Kinderschaar, unter dem Gespött seiner ehemaligen Glaubensbrüder, auf einem Esel in die heilige Stadt eingezogen war. Auch meine Abenteuerin hatte sich eines königlichen Geschenks von 100 Friedrichsd'oren erfreut. Ob es wohl in Preußen arme Dorfschulmeister und zu bewahrende Kinder in Menge gab, die, an dem Hunger- und Kummertuche nagend, durch jene in weite Ferne gesendete Geldsummen unterstützt werden konnten und die dafür den edeln Geber unter Freudenthränen gesegnet hätten?

„Warum immer weiter schweifen?" sagt Goethe — „Sieh, das Gute liegt so nah!"

Eine weit angenehmere Erscheinung war der Graf Harrach, der Bruder der Fürstin von Liegnitz, dessen Bekanntschaft ich auf eigenthümliche Weise machte. Der pädagogische Verein zu Dresden hatte mich zum Vorstande derjenigen Deputation ernannt, welche die Abhülfe der geistigen und leiblichen Verwahrlosung unter den Kindern zu ihrem Zweck macht. Zu dessen Ausführung hatte der Verein ein umfangreiches Grundstück vor dem löbtauer Schlage von der Regierung an sich gebracht, das damals nur aus unfruchtbarem, wüste gelegenem Hutlande bestand, gegenwärtig aber durch Kinderhände in einen fruchttragenden Garten mit steinerner Umfriedigung und zweien Gebäuden umgewandelt worden ist und den Namen Pestalozzistift trägt. Die be-

deutenden Kosten dafür sind lediglich durch milde Beiträge und Gaben, durch Schenkungen, Vermächtnisse u. s. w. aufgebracht worden, wie denn das Ganze noch jetzt in derselben Weise erhalten wird. Die allgemeine, thätige Theilnahme für dieses Werk zu erwecken, erließ ich in den öffentlichen Blättern einen Aufruf, der die gewünschte Wirkung erzielte. Ein Hauptförderer des Unternehmens war der bekannte Dr. Blochmann, dessen erzene Büste darum auch das Grundstück ziert, und später der Director Zehrfeld, der sich hierdurch kein kleines Verdienst erworben hat. Ein andrer Freund des Vereins, der ehrenwerthe Diaconus Lange, hatte ein Buch: „Die Spatencultur“ (soll richtiger heißen: Die Cultur durch den Spaten) geschrieben und auf seine Kosten drucken lassen, Graf Harrach solches gelesen und, von der Idee begeistert, seine Theilnahme unserem Unternehmen, das die Lange'sche Absicht verfolgte, zugewendet. Der Graf Harrach beabsichtigte eines Tages, seinen Freunden ein festliches Souper zu geben und hatte hierzu 200 Thlr. bestimmt. Der plötzliche Tod seines königlichen Schwagers, Friedrich Wilhelm III. trat aber störend dazwischen und der edle Graf händigte mir die 200 Thlr. ein, um solche für unser Unternehmen zu verwenden. Dabei entfaltete mir der Graf seine menschenfreundlichen Gesinnungen, so wie er auch bei seinen wiederholten Besuchen meiner kleinen Hütte sich mir in der liebenswürdigsten Weise zeigte.

Von einer russischen Fürstenfamilie Mertschersky wurde ich wiederholt zum Mittagsessen eingeladen, mir aber hierdurch eben kein Gefallen erzeigt. Denn jene aß erst gegen 5 Uhr nachmittags und mußte ich sonach, der ich um 12 zu essen gewohnt war, entweder ganz verhungert oder schon gesättigt erscheinen. Der Fürst war auf beiden Beinen gelähmt und gestand mir freimüthig ein, daß er früher ein mauvais sujet gewesen sei, das getrunken, gespielt und — geliebt habe, daher die Folgen davon trage. Die Fürstin, eine sehr gelbbleiche Dame, war, wie fast alle vornehmen Russen, sehr für den Katholicismus eingenommen, daher sowohl die Gouvernante als auch der Hauslehrer dieser Confession angehörten. Bei Tische kam einst das Gespräch auf Dr. Martin Luther. Da fragte mich die Fürstin naiv: „Sind Sie luther (lutherisch)?“ Als ich solches bejahte, rief die Fürstin be-

dauernd aus: „O weh!“ Der Fürst besaß 2 Kinder, einen Sohn und eine Tochter, und hatte ich der letzteren, die eine große Vorliebe für meine Jugendschriften zeigte, den Umgang mit der fürstlichen Familie zu danken.

In der Regel waren es ausländische Frauen, namentlich Russinnen, Liefländerinnen, Curländerinnen u. s. w., die mich mit ihrem Besuche beehrten und Kenntniß nahmen von dem Jugendschriftsteller. Einst genoß ich mit meiner Familie in einer Laube an der Landstraße mein Mittagsmahl. Da rollte eine Equipage mit 3 vornehmen Damen heran, hielt an meinem Gartenthore und entledigte sich seiner Last. Ich in meinem einfachsten, häuslichen Anzuge, eilte herbei und öffnete das Schloß. „Wohnt Herr N. hier?“ tönte mir die Frage entgegen. „Ja!“ „Wo ist er?“ „Er steht vor Ihnen!“ Die Ueberraschung war ersichtlich, weil man sich von einem Autor gar oft eine ganz andere und zwar würdevollere Vorstellung macht. Die Damen waren die russische Hofmarschallin von Korff mit ihren beiden Töchtern, von der ich schon früher einen recht freundlichen Brief aus Petersburg erhalten hatte. Sie schenkten mir eine volle Stunde lang ihre angenehme Gegenwart und Unterhaltung, ich ihnen dagegen ein Exemplar meiner damals neuesten Jugendschrift: „Eine Thräne“, und beim Abschied brach sich jede von ihnen eine Rose aus meinem Garten zum Andenken.

45. Die Pensionirung.

Zu Michaelis 1814 hatte ich mein Lehramt angetreten und nachdem ich dasselbe 40 Jahre hindurch fortgeführt, wünschte ich zu Michaelis 1854 in den Ruhestand versetzt zu sein.

Zu diesem Wunsche und Vorsatze bewog mich hauptsächlich mein Halsleiden, das mir fast allnächtlich zwar nur kurz andauernde, aber todesängstliche Erstickungs-Krampfanfälle bereitete. Auch während des Unterrichts und zwar hauptsächlich bei dem Absingen eines Morgen- oder Schlußgesanges gab mir's plötzlich einen Stich in den Hals, dem ein mir das Athmen benehmendes Kitzeln und ein dadurch herbeigezogener Krampfhusten folgten. Wissend, wie langsam der Geschäfts-

gang bei unsern städtischen Behörden ist, reichte ich mein Gesuch um Pensionirung ein Vierteljahr vor Michaelis ein, dem ich ein Zeugniß unsers Hausarztes beigefügt hatte. Ein Volksschullehrer darf nämlich nicht, wie ein Staats- oder jeder anderer in städtischen Diensten stehender Beamteter nach einer längeren, bestimmten Dienstzeit ohne Weiteres auf seine Pensionirung antragen, sondern muß seine leibliche oder geistige Schwäche beweisen, die ihn an fernerem Wirken behindert. Darum reichten meine und meines Hausarztes Angaben über meinen leidenden Zustand nicht aus, vielmehr mußte ich mich einer Untersuchung durch den Amts- und Stadtphysikus unterwerfen. Diese bestand darin, daß er an meinem Körper, wie der Böttcher an einem Weinfasse, herumklopfte, wobei er sich als Unterlage eines zugeklappten Taschenmessers, aber keines Hörrohrs bediente. Meinen Hals, namentlich meinen Kehlkopf nebst seinem Leiden, nahm er gar nicht in Betracht oder in Frage. Nach flüchtigem Beklopfen erklärte er, daß meine Leber zu groß sei, wogegen man aber Mittel gebrauchen könne, und sprach schließlich sein Bedauern darüber aus, daß ich schon mein Amt niederlegen wolle. Gewöhnlich hält es schwer, ein Amt zu erlangen, fast schwerer noch, aus demselben wieder loszukommen, wenn man ein Volksschullehrer ist. So wollte man mich durchaus nicht losgeben, weil ich noch nicht ganz taub, blind, und kein völliger Krüppel war. Es bedurfte eines für mein Gesuch günstigen Bescheids der Kreisdirection, um dasselbe durchzusetzen. Wenn man bei Pensionirung städtischer Beamten nur halb so viel Umstände machte! Den Rector G. an der Kreuzschule hatte man ohne sein Ansuchen pensionirt, und zwar mit dem Betrage von jährlich 900 Thalern.

Mein Chef versprach mir, dahin zu wirken, daß nach einer mühvollen Dienstzeit, die ich beschrieben habe, mein Alter weniger sorgenvoll werde. Ob und wie er sein Versprechen erfüllt habe, wird der Leser bald ersehen. Der Herr Oberbürgermeister fragte mich, ob ich mit meinem Abgange nicht bis nach erfolgter, in Aussicht gestellter Reorganisation der Dresdener Volksschulen und zugleich bis zu einer zu errichtenden Pensionskasse für uns Volksschullehrer warten wolle? Letztere sollte, gegen eine mäßige Abgabe von der Besoldung, uns den

Staats- und Stadtbeamten gleiche Rechte gewähren. Das klang verführerisch genug, dennoch blieb ich bei meinem Vorsatze, weil ich befürchtete, daß bis zur Verwirklichung jener beiden Entwürfe des Oberbürgermeisters eine gar lange Zeit vergehen dürfte.

Was ich vermuthet hatte, traf richtig ein. Man erzählte mir, daß die Verhandlungen des dresdener Stadtraths mit der Kreisdirection acht Jahre lang währten, bevor diese ihre Genehmigung zu dem von jenem vorgeschlagenen Modus der Pensionskasse ertheilte. Während dieses Zeitraums konnte ich längst verweset sein. Ueberhaupt ist der Gang behördlicher Verhandlungen bei uns noch immer ein ungemein schleppender. So waren 6 Monate erforderlich, um meine Pensionirung zu ermöglichen. Wie mir mein weltlicher Chef selbst erzählte, hatte der Stadtrath bei den Buchhändlern sich erkundigt, wie viel mir mein Schriftstellern eintrage, ferner in der Steuerrolle nach der Höhe meiner angegebenen Renten geforscht und sogar noch an den Stadtrath zu Leipzig mit der Anfrage sich gewendet, wie hoch derselbe seine Volksschullehrer zu pensioniren pflege. Der leipziger Stadtrath antwortete, daß bei so langer Dienstzeit wie die meinige er mindestens $^{2}/_{3}$, auch $^{3}/_{4}$, ja zuweilen das Ganze des Diensteinkommens gewähre. Unser Schulgesetz sagt ausdrücklich, daß bei einer Pensionirung auf die Vermögensumstände nicht gesehen werden solle. Dresdens Stadtrath und Stadtverordneten ahmten Leipzigs Beispiel insofern nach, daß sie mir $16^{2}/_{3}$ Thlr. über das gesetzliche Drittel meines Diensteinkommens — 200 Thlr. — bewilligten. Meine Besoldung betrug 450 Thlr. Hierzu kamen 100 Thlr. für meine Amtswohnung, so daß ich mich mit $183^{1}/_{3}$ Thlr. hätte begnügen müssen.

In dem städtischen, alljährlich durch den Druck veröffentlichten Haushaltplan Dresdens war unter der Rubrik: „Pensionen" zu lesen:

dem Stadtrath R. 1640 Thlr.
dem Stadtsyndicus M. $1230^{1}/_{3}$ Thlr.
dem emeritirten Vicestadtrichter R. 1150 Thlr.
dem Rathsactuar E. 700 Thlr.
dem Stadtgerichtsactuar B. 500 Thlr.
dem Registrator S. 450 Thlr.

dem Copist D. 300 Thlr.

dem Stadtfourier T. 300 Thlr.

dem Stadtboten M. nach 35jähriger Dienstzeit 237 Thlr. 7 Ngr. 5 Pf.

dem Stockmeister R. 200 Thlr.

dem Schuldirector Rieritz 200 Thlr. (nach $40^1/_4$jähriger Dienstzeit.

Anfangs that mir's weh, daß ich nach dem Stockmeister rangire. Allein bedenkend, daß ich ja nur ein Ruthenmeister sei und darum dem Stockmeister billig nachstehe, beruhigte ich mich.

Hätte ich meine freie Zeit in den Schänkstätten bei dem Karten- oder Billardspiele, mit Cigarrenrauchen u. s. w. zugebracht, Schulden gemacht, so dürfte meine Pension reichlicher ausgefallen sein.

Daß mein Nachfolger im Amte, so wie alle Directoren und Lehrer an Dresdens öffentlichen Volksschulen gegenwärtig um das Doppelte besser gestellt sind und gegen eine mäßige Beisteuer eine auf gleichem Fuße mit den Staats- und übrigen Stadtbeamten stehende Pension erhalten, ist das hoch zu rühmende Verdienst des Oberbürgermeisters Pfotenhauer, dem die Lehrerschaft dafür großen Dank schuldet.

Ich allein durfte an dieser Erhöhung der Besoldung wie der Pension keinen Antheil nehmen, weil ich für mein Amtsleben 50 Jahre zu zeitig geboren worden bin. Obschon auch ich alle Lebensbedürfnisse theurer als sonst bezahlen muß, so ist's doch niemandem eingefallen, auch meine Pension, wie gegenwärtig die Lehrerbesoldungen, zu erhöhen.

In meiner 40jährigen Amtsführung hatte ich Mitarbeiter sehr verschiedener Befähigung, Denk- und Handelsweise. Aber ich kam mit Allen friedlich aus, so daß ich keinen von ihnen zu verklagen genöthigt war. Manchen Conflict schlichtete ich auf gütlichem Wege, den meine Lehrer mit den Aeltern unsrer Schüler hatten und der, wenn er zur Kenntniß der Behörde gekommen wäre, für Erstere unangenehm geendet hätte. Aber zwei Jahre vor meiner Amtsniederlegung wurden mir zwei junge Lehrer zugetheilt, welche sich nicht nur klug und weise dünkten, sondern mit der Selbstüberschätzung noch Anmaßung, Grobheit, Ungehorsam, ja selbst Lügenhaftigkeit verbanden, Schulden machten, dem Karten- und Billardspiele oft bis tief in die Nacht hinein

blagen und dann unter erdichteten Vorwänden den Unterricht ver-
äumten. Der Aerger über diese gewissenlosen Mitarbeiter verleidete
nir mein nicht leichtes Amt sehr und würde meinen Entschluß, dasselbe
nit dem Ende des 40. Dienstjahrs niederzulegen, noch mehr befestigt
aben, wenn jener nicht bereits unwiderruflich gefaßt gewesen wäre.

In der Stille verabschiedete ich mich von meinen Mitarbeitern und
Schülern. Letzteren gab ich ein fröhliches Abschiedsfest, und Erstere
rfreuten mich durch das Geschenk einer schönen Votivtafel, die meine
Wohnung ziert.

Das Ende meiner pädagogischen Laufbahn konnte leicht für mich
och recht betrübend auslaufen. Der Hauptlehrer meiner dritten
Knabenclasse sagte mir eines Tages: Vorgestern kam mein Schüler A.
nit einem scharf abgegränzten, dunkelblauen Fleck auf der Wange in
ie Schule. Ich fragte ihn, ob er sich gestoßen habe. Er entgegnete:
Nein, sondern der Herr Director hat mich mit dem Röhrchen auf den
Bauch geschlagen und davon ist der Fleck geworden. Ich habe auch
eren noch mehrere am Leibe. Seitdem kommt A. nicht mehr in die
Schule und hat mir seine Mutter angezeigt, daß er krank liege. Ich
age Ihnen dieß, damit Sie wissen, Herr Director, woran Sie sind,
venn vielleicht eine Klage gegen Sie erhoben würde." Da jener Knabe
icht in meiner Classe war, so hatte ich auch nichts mit ihm zu thun.
Nur in der Freiviertelstunde führte ich die Aufsicht über mein halbes
Tausend Knaben und dabei ein kleines, sehr dünnes Röhrchen, mit dem
h zuweilen einen Klapps auf den Rücken oder die Achsel austheilte.
Daher war ich ganz ruhig und stellte sich auch A. nach etwa 10 Tagen
vieder in der Schule ein.

Später kam ich mit dem Dr. M. zusammen, welcher A. ärztlich
ehandelt hatte. „Ich habe —" sprach er — „neulich Ihre Schuld-
osigkeit gegen eine unwissende Mutter energisch vertheidigen müssen,
velche die Blutfleckenkrankheit ihres Sohnes einem Röhrchenhiebe von
hrer Hand zuschrieb." Die Blutfleckenkrankheit nimmt nicht selten
nen tödtlichen Ausgang, wie es z. B. bei unserm Prinzen Ernst der
'all war. Gesetzt, jener Schüler starb, so verbreitete dessen Mutter
ı der ganzen Stadt das Gerücht von meiner angeblichen Mißhandlung.

Man hätte den bereits beerdigten Knaben wieder ausgegraben, mich in criminelle, kostspielige Untersuchung gezogen und hierdurch meinem Rufe einen unvertilgbaren Makel angehängt.

Einst schickte mir unser weltlicher Vorstand einen ihm zugegangenen, namenlosen Brief zu, in welchem die Lehrer an meiner Schule beschuldigt wurden, daß sie mit brennender Cigarre nicht nur das Schulhaus beträten, sondern sogar in den Lehrzimmern fortrauchten. Diese Wahrnehmung hatte ich bei meiner unausgesetzten Beaufsichtigung nicht gemacht. Ich selbst rauche und schnupfe nicht. Jenen Brief legte ich meinen zusammen gerufenen Lehrern vor, dessen Inhalt eine allgemeine Entrüstung hervorrief. Da hob der Lehrer H. an: „Ich kenne den namenlosen Schreiber und werde es sogleich beweisen.“ Er eilte fort und kehrte bald mit einem beschriebenen Papierblatte zurück, bei dessen Vorzeigen er sagte: „Der dieß geschrieben, hat auch den Brief, wiewohl mit verstellter Hand verfaßt. Es ist hier Herr v. F.“ Dieser, ein Predigtamtscandidat und einer meiner unteren Lehrer, erblich wie eine Kalkwand und verbat sich stammelnd diese Beschuldigung. Ich selbst nahm ihn in Schutz, weil der Brief, absichtlich wie mit einem Besenstiele geschrieben, eine ganz andere Schrift als auf jenem Blatte zeigte. Bei genauerer Untersuchung entdeckte ich aber wirklich in mehrern Buchstaben eine große Familienähnlichkeit. Wie uns der Lehrer H. später erzählte, hatte Herr v. F. ihn beim Gerichtsamte verklagt und dieses ihm eine achttägige Gefängnißstrafe zuerkannt, obschon der vereidete Schriftkundige beide Schreiben, als von einer und derselben Hand geschrieben, erklärt hatte. Wäre dieses Urtheil zur Ausführung gekommen, so hätte H. sein Lehreramt eingebüßt. In seiner Noth hatte er sich — nach seiner Aussage — an den vormaligen Oberbürgermeister Leipzigs, Klinger, gewendet, der in Dresden als Advocat practizirte, und dieser ihn nicht nur von der Gefängnißstrafe, sondern auch von allen Unkosten befreit, ohne selbst für seine Bemühung eine Bezahlung zu beanspruchen. Was sagt der Leser zu dem Verfahren der Gerichtsbehörde? Ein anderer Criminalfall erregte damals großes Aufsehen. Ein schon mit Arbeitshaus bestrafter Mensch wollte in Zwickau's Nähe ein heimkehrendes Fabrikmädchen nothzüchtigen. Auf dessen Geschrei

eilt ein Spinnmeister, verheiratheter Mann und Vater mehrer Kinder, herbei, packt den Uebelthäter und wird von demselben auf der Stelle erstochen. Das zwickauer Appellationsgericht verurtheilte den Mörder zu 12 Jahren Zuchthausstrafe ersten Grades. Das Oberappellationsgericht dagegen wandelte das Urtheil in eine dreimonatliche Gefängnißstrafe um. Da zu jener Zeit das Gerichtsverfahren noch nicht öffentlich war, so erfuhr das Volk nicht die Entscheidungsgründe des Oberappellationsgerichts, fühlte sein Gerechtigkeitsgefühl schwer gekränkt und fällte Urtheile über die Oberpriester der Themis, die ich niederzuschreiben mir nicht getraue.

Vierter Abschnitt.

Das Greisenalter.

---

46. Nach der Amtsniederlegung.

Als ich 40 Jahre alt war, fürchtete ich an der Kehlkopfschwindsucht sterben zu müssen. Damals sprach ich sehnsüchtig zu mir: „Wenn du nur noch 10 Jahre lebtest, damit deine Kinder nicht so frühzeitig zu Waisen würden!" Und ich hatte die Mitte des 60. Jahres erreicht, als ich mein Amt niederlegte! Mit welchen Dankgefühlen gegen den gnadenreichen Herrgott ich in den Ruhestand trat! Allmorgendlich pries ich mein Loos, das nach so vielen Drangsalen mir ein freundliches, ruhiges Lebensende verhieß.

Im Januar 1855 starb mein langjähriger Verleger, der Buchhändler M. Simion in Berlin. Er war ein tüchtiger Geschäftsführer, ein liebenswürdiger Gesellschafter, ein vorurtheilsfreier, aufgeklärter und wissenschaftlich gebildeter Israelit. Er, der Gründer meiner Jugendbibliothek, hatte sich durch die freiheitlichen Bewegungen des Jahres 1848 in so weit mit fortreißen lassen, daß er in öffentlichen Volksversammlungen zu Berlin feindselig gegen die Regierung auftrat, was diese ihm nachtrug. Als man bei einer späteren Hausuntersuchung bei Simion aus vorgefundenen Briefen ersah, daß derselbe, trotz dem Verbote, noch immer ein stiller Mitverleger des verpönten Glasbrenner'schen Kalenders geblieben war, so entzog man ihm die Concession des Buchhandels. Dieser Schlag wirkte auf Simion so ver-

derblich ein, daß er die Gelbsucht bekam und daran nach längerem Leiden in der Blüthe seiner Jahre starb. Auf wie schwachen Füßen die Hoffnung steht, welche der Mensch auf Menschen baut! Das Honorar für meine Jugendbibliothek hatte bislang meine Haupteinnahme ausgemacht und im Vertrauen auf dieselbe ich ohne Klage meine geringe Pension hingenommen. Mit dem unerwarteten Tode meines Verlegers drohten die Nahrungssorgen in mein Haus wieder zurückzukehren. Da aber ging meine Jugendbibliothek durch Verkauf an die Buchhandlung von Voigt und Günther in Leipzig über und meine Sorge verschwand bei der Rechtlichkeit meiner neuen Verleger.

Am 5. Mai 1856 fand die fröhliche Hochzeitsfeier unsrer lieben Tochter Sophie mit Albin Seyffert, einem Kaufmanne in Greiz, statt. Wiederum verdankte ich's meiner kleinen Schreibfeder, daß ich, ohne Schulden machen zu dürfen, die Ausstattung unsrer Tochter bestreiten konnte.

Ein Jahr vor meiner Amtsniederlegung gestattete mir mein Chef, der zu Zeiten recht liebenswürdig sein konnte, einen vierwöchentlichen Urlaub, den ich zu einer zweiten Schweizerreise verwendete. Seit dem Volksaufstande im Jahre 1849 reichte die Urlaubsbescheinigung der Schulbehörde nicht mehr aus, um von der Polizei einen Reisepaß in's Ausland zu erhalten. Hierzu war jetzt die Genehmigung der Kreisdirection erforderlich, nämlich nur bei den Lehrern, von denen die Regierung befürchtete, daß jene mit den auswärtigen Unruhstiftern in Verbindung treten könnten.

Im Sommer 1856 konnte ich zum erstenmale als freier Mann und Bürger reisen, wohin ich wollte. Ich ging über Tegernsee nach Tyrol und dort unter Anderem auch nach Brennbüchel, wo unser guter, geliebter König Friedrich August am 9. August 1854 sein theures Leben durch die Hufschläge eines Postpferdes verlor. Natürlich besuchte ich die Unglücksstätte, die ein Stein bezeichnet, so wie die daneben erbaute Votivkirche, gewidmet von der königlichen Wittwe Maria. Eben so auch das Sterbezimmer im Dorfgasthofe, worin noch das blutige Bett, so wie die ganze Zimmereinrichtung unverändert forterhalten wird, wofür die königliche Wittwe einen jährlichen Miethzins bezahlt.

In tiefer Bewegung betrachtete ich die dunkeln Blutflecken auf dem weißen Ueberzuge des Kopfkissens, auf welchem das zerschmetterte Königshaupt gelegen hatte. Der zu des Königs Andenken geprägte Silberthaler trägt die Aufschrift: „Er säete Gerechtigkeit und ärndtete Liebe". Welche Liebe! Wie offenbarte sich diese gegen den milden Regenten? Ach, daß man in den Maitagen 1849 ihn vom Throne zu stürzen, sein Schloß in Brand zu stecken, durch Pulver in die Luft zu sprengen suchte und das Dampfschiff, welches ihn nebst den Seinen nach der Festung Königstein führte, mit einem Kugelregen verfolgte. Es war noch immer dasselbe Volk, welches am Sonntage Hosianna rief und sechs Tage später „kreuzige ihn!" schrie. Darum suchte und fand der erschlagene König seinen Lohn und seine Lust in der Natur und deren erhabenen Reizen.

47. Sonnenschein und Ungewitter.

Im Jahre 1858 bedauerte und betrauerte ich den Tod meines lieben, wackern Buchhändlers und Verlegers, Georg Wigands, der am 9. Februar des vorgenannten Jahres starb. Ihn, gleichwie M. Simion, hatte ich als jungen, blühenden, kraft- und feuervollen Mann kennen gelernt und es mir nicht träumen lassen, daß ich beide überleben würde. Hier gedenke ich noch eines dritten meiner Herren Verleger, des höchst ehrenwerthen, braven und streng rechtlichen Gustav Mayer in Leipzig, der wegen körperlichen Leidens zu meinem Leidwesen seine Geschäftsverbindung mit mir lösete und die 24 in seinem Verlage erschienenen Bändchen meiner Jugendschriften an die Herren Voigt und Günther verkaufte.

Eine große Freude erlebte ich durch den Empfang des nachstehend wörtlich copirten Briefs vom 5. Januar 1860.

„Lieber Herr Nieritz!

Wir wollten Ihnen unsern besten Dank aussprechen für die vielen angenehmen Stunden, welche Sie uns durch Ihre schönen Bücher bereitet haben. Als wir zufällig vorigen Winter beide zu

gleicher Zeit unwohl waren, wurde uns der Findling vorgelesen und wir freuten uns darüber so sehr, daß Mama uns zu Weihnachten Ihre sämmtlichen Erzählungen zum Geschenk machte. Diese haben wir nun sehr fleißig gelesen; am schönsten von allen sind aber Georg Neumark und die Gambe, der kleine Trommelschläger, und Betty und Toms. Wir wünschen, der liebe Gott möge Sie noch viele Jahre rüstig erhalten und Ihnen in Ihrem Alter recht viele Freude geben, da Sie ja den Kindern so viele Freude bereiten.

Friederike und Mary
von Hannover."

Diese rein kindlichen Worte, wie ich sie nie in einem Königspalaste vermuthet hätte, rührten mich tief und überraschten mich um so mehr, als, so viel ich weiß, die Königin von Hannover eine Schülerin des giftigsten Beurtheilers und Feindes meiner Jugendschriften, des Professors Gersdorf in Altenburg, ist. Auf mein dankendes Schreiben an die königlichen Prinzessinnen empfing ich von deren Erzieherin einen überaus freundlichen Brief und zugleich das Doppelportrait der beiden Prinzessinnen, gemalt von l'Allemand, lithographirt von C. Schulz, unter Glas und vergoldetem Holzrahmen. Dieses Geschenk erfreute mich ungleich mehr als das einer bei mir nicht angewendeten Schnupftabaksdose, oder eines Brillantringes u. s. w. Portrait und Brief sollen in meiner Familie als liebes und werthes Andenken an zwei hochgestellte, dankbare Leserinnen meiner Schriften erhalten werden und forterben. Jenes Bild und ein gesticktes Buchzeichen sind die einzigen Geschenke, welche meine Leser freundlich mir haben zukommen lassen.

Am 29. Juli 1861 wurde unsere jüngste Tochter Rosa die Gattin des Kaufmanns Rudolf Methe jun., an welchem wir einen liebevollen, wackern Schwiegersohn erhielten, so wie auch dessen ganze Familie eine ehrenwerthe und im besten Rufe stehende ist.

Fortan glich mein Leben einem Gebirgsbache, der, nachdem er über Gestein und aus der Höhe wild herniedergerauscht ist, immer sanfter wird und endlich still durch grüne Wiesen dahinfließt. Aber der Spät-

abend unsers Lebens sollte durch einen schrecklichen Trauerfall und Verlust getrübt werden. Am 3. November 1863 wurde unsere geliebte Tochter Sophie in Greiz von ihrem dritten Kinde, einem Söhnlein entbunden. Meine liebe Frau, welche bei den vorhergegangenen Niederkünften unsrer Tochter deren sorgliche Pflegerin gewesen, war durch ein ernstes Unwohlsein verhindert worden, in der ersten Zeit die weite Reise zu unsrer Tochter zu unternehmen. Kaum genesen, eilte sie nach Greiz, wo sie sich der Abwartung unsrer Tochter gewissenhaft widmete. Da alle Gefahr endlich beseitigt schien und jene nur noch an zurückgebliebener Schwäche litt, so trat meine Frau auf dringendes Zureden unsrer Tochter, am 13. December die Heimreise an und langte abends 10½ Uhr in Dresden an. Da benachrichtigte uns schon nach 12 Stunden ein Telegramm von dem unerwartet plötzlichen Tode unsers theuern Kindes! Dasselbe war an den Folgen des Kindbettes, jedenfalls an einer inneren Verletzung, gestorben. Welch' ein vernichtender Schlag! Von 8 Kindern waren uns noch zwei geblieben. Welche Vorwürfe sich meine Frau machte, daß sie nicht länger bei unsrer Tochter verweilt hatte! Ach, auch sie hätte das fliehende Leben nicht zu halten vermocht. In nächtlicher Frühe und Finsterniß, bei dem schrecklichsten Regenwetter bestiegen meine Frau, unsere jüngste Tochter und ich den Dampfwagen, um dem Begräbniß unsers Kindes beizuwohnen. In Greiz verlebten wir drei Tage voll unaussprechlichen Schmerzes und kehrten dann mit dem mutterlos gewordenen Säuglinge und seiner Amme nach Dresden zurück. So hatten wir schon den zweiten Enkel einer gestorbenen Tochter zu erziehen übernommen! Sechs Tage vor dem Tode unsrer Tochter Sophie starb mein älterer Bruder Carl, dessen Gattin ihm vor 9 Monaten vorausgegangen war. Immer häufiger folgten einander die Todesfälle in meiner Familie und Verwandtschaft.

Nach der großen Aufregung trat bei meiner lieben Frau eine eben so starke Ermattung ein, die sie abermals auf das Krankenbett versetzte. Auch ich wurde leidend und blieb es, in Folge einer von den Füßen aufsteigenden und fast bis über den ganzen Körper sich verbreitenden Flechte, ein volles Jahr hindurch. Arseniktinctur und strenge Diät befreiten mich endlich von dem, mir die nächtliche Ruhe raubenden Uebel.

Hierzu gesellte sich die bange Sorge um unsern wackern Schwiegersohn Methe, den ein hartnäckiges Halsleiden befallen hatte.

Das Jahr 1864 war sonach für meine Familie ein trauriges, das überdieß in der Natur sich kalt, regnerisch und stürmisch gestaltete. Meine Jugendbibliothek bestand nun bereits 25 Jahre und erachtete ich es für an der Zeit, sie mit diesem Jubelfeste zu beschließen. Man darf die Geduld der Leser nicht übertreiben. Jeder Mensch hat seinen Höhepunct von dem es wieder bergab geht. „Begieb dich von freien Stücken zur Ruhe, bevor du von Anderen dazu gezwungen wirst.“ Solches mir sagend, kündigte ich meinen Herren Verlegern den Contract der Jugendbibliothek und diese erkannten mein Verfahren als richtig an.

Mit herzlichem, innigem Danke gegen Gott konnte ich mir sagen, daß in den 25 Jahren stets, bei Kummer und Sorgen, ich meine übernommenen Verpflichtungen gegen die Jugendbibliothek vollständig und rechtzeitig erfüllt und ohne daß ich mein Schulamt darüber vernachlässigt hatte.

Höchlich überraschte mich die unerwartete Nachricht von den Herren Voigt und Günther, daß diese bei ihrer geschäftlichen Trennung mich, oder vielmehr den Verlag meiner Jugendschriften, an den Buchhändler Bagel in Wesel verkauft hätten.

Ich kam mir vor wie ein Dienstbote, der aus einem Dienste in den andern übergeht und dabei in banger Erwartung ist, ob seine neue Dienstherrschaft eine gütige oder wunderliche sein werde.

Obschon unsere Lebensweise die einfachste und bescheidenste war, so bedurfte ich doch für alle unsere Bedürfnisse jährlich im Durchschnitt die Summe von 1000 bis 1200 Thlrn. Da aber, wie schon gesagt, mein Diensteinkommen nur 400 und später 450 Thlr. betrug, so mußte das Fehlende durch die Feder geschafft werden.

Das will etwas sagen, zumal wenn man bedenkt, daß mir neben meinem Schulamte wenig freie Zeit verblieb und daß Monate zuweilen vergingen, wo die Feder zum Schreiben nicht aufgelegt war. Schweres Geld haben mich überdieß die Ausstattungen meiner vier Töchter gekostet. Dennoch hat man mich für reich ausgeschrieen und zwar vornehmlich deshalb, weil ich alle meine Bedürfnisse sofort zu bezahlen

pflegte, niemals bei meiner Behörde um außerordentliche Unterstützung bettelte und manchem kleinen Vortheile entsagte. Als nun meine 450 Thlr. Besoldung auf 200 Thlr. Pension herabsanken und später das Honorar für meine Jugendbibliothek in Wegfall kam, so hätte allerdings die Sorge um den nöthigen Unterhalt wieder bei mir einkehren mögen.

Ich habe früher erwähnt, daß mir eine Steuer von jährlich $1^1/_2$ Pf. auferlegt und für deren Bekanntmachung 60 Pf., also der 40jährige Betrag derselben — abverlangt wurde. Ich glaubte, daß diese Zeit des alten Zopfes für immer vorüber sei, irrte mich aber sehr, wie nachstehendes Beispiel zeigt. In Folge mehrer trockener, heißer Sommer und mehrer neuern, viel Grundwasser absorbirender Fabriken gab mein Brunnen kein Wasser mehr her.

Eben so erging es den meisten meiner Nachbarn. Um nun für mein Geld das nothwendigste Lebensbedürfniß: Wasser — in meinem Grundstücke wieder zu erlangen, bedurfte es erst stadträthlicher Erlaubniß! Diese zu vermitteln, versprach mir der verpflichtete Rathsröhrmeister, dem ich die Vertiefung meines Brunnens übertrug. Vierzehn Tage nach Vollendung des kostspieligen Baues überbrachte mir ein Rathsdiener ein stadträthliches, mit Zügen verschnörkeltes und gestempeltes Schreiben, in welchem mir die Genehmigung der bereits längst fertigen Brunnenvertiefung ertheilt wurde. Beigefügt war eine Kostenrechnung — des Pudels Kern — in welcher 1 Thlr. 10 Sgr. für die Aufsichtsführung durch den Wasserinspector und 29 Sgr. für Schreibegebühren u. s. w. angesetzt waren. Das drolligste hierbei war, daß der Wasserinspector gar keine Beaufsichtigung geführt, keinen Fuß über meine Schwelle gesetzt und $1^1/_3$ Thlr. eingestrichen hatte, ohne einen Finger oder Fuß zu rühren. Eben so wenig hatte er sich bei meinen, mit mir in gleicher Lage befindlichen Nachbarn blicken lassen. Die bezahlte Inspection war sonach eine unsichtbare, papierne gewesen. Hierüber mit Recht, wie ich, tief empört, baten mich meine Nachbarn, diese neue, ungerechtfertigte Steuer öffentlich zu rügen. Ich unterließ es aber damals — es war im Herbste 1864. Wie würde man — frage ich — einen Handwerker nennen, der für eine nicht geleistete

Arbeit Bezahlung verlangte und solche zu erzwingen wüßte? Was würde man sagen, wenn z. B. ein Schneider für das Fertigen eines Kleidungsstücks $1^1/_3$ Thlr. außerdem für das Schreiben der Nota noch 29 Sgr. verlangte?

Geht nicht aus der verspätet erlassenen Baugenehmigung und dem Nichterscheinen des Wasserinspectors sattsam hervor, daß die ganze Geschichte überflüssig und nur auf Geldbezug gerichtet ist? Mit vollem Rechte klagt man über das unnöthige Zuvielregieren, über das Bevormunden des Volks und über die Menge der Beamten. Hier das schlagende Beispiel davon. Der Wasserinspector, der Stempelbogen, der Schreiber, die Tinte, der bona fide die Rechnung durch seine Unterschrift beglaubigende Stadtrath, ja der Bote — Alle waren entbehrlich und konnten ihre Zeit und Mühe besser anwenden. Es fehlte nur noch, daß man, wenn ein Brand ausbricht, ebenfalls erst die Erlaubniß des Stadtraths zum Löschen einholen muß und daß diese vierzehn Tage nach dem Niederbrennen des Hauses ertheilt wird.

Meine Jugendschriften sind in die meisten europäischen Sprachen übersetzt worden: in die französische, englische, italienische, russische, polnische, holländische u. s. w., ja sogar in die böhmische und Letzteres zwar, wie ich überrascht in den Zeitungen las, auf Veranstaltung des Erzherzogs Stephan, als derselbe noch Böhmens Oberstburggraf war. Aber alle diese Uebersetzungen haben mir auch nicht den geringsten Gewinn eingetragen. Zwar giebt es Gesetze zum Schutz des literarischen Eigenthums, allein diese sind so beschaffen, daß gewiß die wenigsten Schriftsteller einen Nutzen davon ziehen. Es lautet z. B. der eine Artikel des Gesetzes so, daß der Autor, der das Recht der Uebertragung seiner Werke in fremde Sprachen sich ausdrücklich vorbehält und solches bei der Regierungsbehörde registiren lasse, diese Uebersetzung binnen Jahresfrist — von dem Erscheinen seines Werkes an gerechnet — bewirken muß, außerdem er sein Recht hierzu verliert und jeder Andere solches erhält. Wie hätte ich unbemittelter Schulmeister, der keine Ahnung von der außerdeutschen Verbreitung meiner Schriften hatte und froh war, einen Verleger derselben endlich gefunden zu haben, eine Uebersetzung binnen der gesetzlichen Frist bewirken können! Schützt das

Gesetz ferner einen Autor, daß sein Verleger eine Auflage stärker mache als er dem ersteren gegenüber behauptet? daß er heimlich keine neue Auflage bewirkt, besonders wenn das Werk stereotypirt ist, der Verleger die Stereotypplatten offen in den Händen hat und er obendarein selbst eine Druckerei besitzt? Ach, besser als das Gesetz schützt den Autor vor solchen Uebervortheilungen der streng rechtliche Sinn seines Verlegers und glücklich der Autor, der einen solchen braven Mann findet.

Im Frühjahre 1865 besuchte ich Carlsbad als Curgast auf längere Zeit. Es war ein wundervoll schöner Mai und dankerfüllt genoß ich die sich üppig entfaltenden Reize der Natur, die einzig schön Carlsbads Umgebung schmücken. Zugleich knüpfte ich einige Bekanntschaften an, die länger als die Curzeit währten und mir viele Freude bereiteten. Unter jenen hebe ich besonders die eines leipziger Arztes L. nebst seiner geistig hochgebildeten Tochter und wohlerzogenen Enkelin hervor. Zu gleicher Zeit mit mir trank der bekannte Schriftsteller Adalbert Stifter von Carlsbads Heilquellen. Ich wagte nicht, seine Bekanntschaft zu suchen, da er sehr kränklich gesagt wurde und ich selbst im hohen Alter meine Blödigkeit nicht ablegen kann. Man erzählt mir, daß Stifter die Cacteen allen anderen Blumenarten vorziehe, solche daher pflege und mit den bedeutendsten Cacteenzüchtern in Verbindung stehe. Wenn ich früh meine 4 Becher Schloßbrunnen zu mir nahm, traf ich unter den Trinkern auch den ehemaligen König Otto von Griechenland, der sich von seinem einfach gekleideten Diener 10—12 Becher darreichen ließ, den ihn Grüßenden höflich dankte, aber jeder Unterhaltung auswich, weil er schwerhörig war. Sicherlich befand sich der entthronte König hier wohler, als in Athen unter den undankbaren Griechen, die, als das baierische Geld nicht mehr floß, ihren Regenten verjagten. Sollte es seinem jugendlichen Nachfolger einst nicht eben so ergehen?

Meine Trinkcur hatte für mich den glücklichsten Erfolg, indem ich längere Zeit hindurch frei von meinem alten Uebel, dem Luftröhrenkrampfe, verschont blieb und dieser seltener und in schwächeren Anfällen wiederkehrte.

Tief und nachhaltig betrübte mich der am 7. November 1865 erfolgte Tod des Vaters unsers Schwiegersohns, des Kaufmanns

Methe sen. Er war ein Ehrenmann im vollsten Sinne des Worts, dem ich viele Freuden verdankte.

Das Jahr 1866 war in mehrfacher Hinsicht ein Unglücksjahr. Ein Vorbote des kommenden Elends, — ein harter Frost — vernichtete am 22. Mai die frohe Aussicht auf eine reiche Getreide-, Obst- und Weinärndte. Einen Monat später brach der für unmöglich geglaubte Krieg zwischen deutschen Brüdern aus, der, wie immer, in seinem Gefolge ansteckende Seuchen und Theuerung mit sich führte. Ich beschränke mich hauptsächlich darauf, hier in Kürze niederzuschreiben, was das Königreich Sachsen wieder zu erleiden und zu tragen bekam. Dasselbe mußte täglich und bis zum endlichen, absichtlich Monate lang hinausgeschobenen Friedensabschlusse 10,000 Thlr. an Preußen entrichten, schwere Requisitionen aller Art ertragen, eine zahlreiche Einquartierung kostspielig verpflegen, Dresden mit einem Schanzengürtel umgeben und mehrere Tausend Morgen seines schönen Kiefernwaldes niederschlagen lassen. Und solches geschah noch, nachdem Preußen mit Oestreich Frieden gemacht hatte. Diesen mußte endlich Sachsen mit einer Kriegssteuer von 10 Millionen Thalern erkaufen. Im Vergleich mit dem großen Oestreich kostete dem kleinen Sachsen der Krieg zehnmal so viel als jenem. Hierzu gesellte sich noch der uns gemachte Vorwurf, daß wir die alleinige Ursache des Bruderkriegs seien, welchen der preußische Heerführer Herwarth von Bittenfeld in einer öffentlich angeschlagenen Bekanntmachung erhob. Er sagte darin, daß Sachsen nicht eher geruht habe, als bis es das gute Einvernehmen zwischen Preußen und Oestreich in Feindschaft verkehrt hätte. Diese Anschuldigung, in welcher er Sachsen als das Lamm in der Fabel darstellte, das dem Wolfe das Wasser im Bache trübte, war mehr als naiv, und wurde nicht einmal von einem alten, unwissenden Weibe geglaubt. Wir Alle wußten nur zu gut, wer der wahre Urheber des Bruderkriegs war. Dieser hieß Napoleon III. Demselben war der deutsche Bund, dem wir bei allen seinen vielen Mängeln einen mehr als 50jährigen Frieden verdankten, schon längst ein Dorn im Auge. Er war's, welcher Feindschaft zwischen Preußen und Oestreich aussäete, indem er den preußischen König, als derselbe nebst seiner Gemahlin Napoleon in Compiègne

besuchte, aufmunterte, Oestreichs Suprematie über Deutschland zu brechen und den deutschen Bund zu sprengen, wobei er ihm seinen, erst passiven Beistand versprach. Hierauf begann Preußen seine umfassenden Rüstungen zum Kriege. Es vermehrte seine Armee um 60 neue Regimenter und hierdurch die Steuerlast um 6—8 Millionen, ohne die Stände darum zu befragen. Kriegsbedürfnisse aller Art wurden in ungeheurer Menge bereitet und aufgespeichert, die Festungen in den Vertheidigungsstand gesetzt, die mit Krieg zu überziehenden Länder nach allen Richtungen hin und bis in die kleinsten Einzelheiten durchforscht, u. s. w. Als im Jahre 1863 ein Fürstencongreß in Frankfurt a. M. tagte, um gemeinschaftlich über Deutschlands Wohl zu berathen, verweigerte der König von Preußen seine Theilnahme und selbst dann noch, als der sächsische König ihn in Baden-Baden durch die dringendsten Bitten zu bewegen suchte. Damals schon war ja der Entschluß zum Kriege gefaßt. Napoleons stille, feste Hoffnung schlug aber fehl. Er gedachte, nachdem beide kriegführende Parteien nach langem, blutigem Kampfe ermattet dastehen würden, die Rheinprovinzen mit leichter Mühe an sich zu reißen. Preußens rasche, glänzende Siege über Oestreich und dessen Verbündete zogen einen dicken Strich durch Napoleons Rechnung. Daher dessen und seiner Franzosen Ruf: „Rache für Sadowa!“ Was ging ihnen Sadowa an, wo keine Franzosen, sondern die Oestreicher geschlagen wurden? Napoleon, in seinen Erwartungen arg sich betrogen sehend, bereitete sich nun ebenfalls 4 Jahre lang zum Kriege gegen Preußen vor.

Obschon wir Sachsen hart mitgenommen worden waren, so mußten wir es uns doch eingestehen, daß, wenn Oestreich obgesiegt hätte, der Rückschritt in allen Lebensfragen ein unermeßlicher gewesen sein würde. Solches einsehend, ertrugen wir willig die uns auferlegten Lasten und fügten uns in das Unabänderliche. Ich lebe des festen Glaubens, daß unser Herrgott auch die übelsten Thaten der Menschen, unter welchen ich die religiösen Verfolgungen, den Aufruhr und den Krieg oben an stelle, endlich zu unserm Besten lenke. Und dieser mein Glaube ist auch durch die neuesten Ereignisse — den Krieg 1870—1871 herrlich be-

währt wurden. Napoleon hatte 1866 Wind gesäet und ärndtete dafür 4 Jahre darauf Sturm, der ihn vom Throne warf.

Schlimmer noch als Sachsen erging es der Stadt Frankfurt a. M. Dieser legte der preußische General eine Kriegssteuer von 25 Millionen Gulden auf und zwar in der kürzesten Frist — irre ich nicht — binnen 24 Stunden zu beschaffen. Der Bürgermeister, anstatt dem preußischen General, der diese, die Erpressungen Wallensteins im 30 jährigen Kriege noch weit überbietende Forderung stellte, geradezu in's Gesicht zu lachen, erhängte sich aus Verzweiflung. Im allerschlimmsten, nicht denkbaren Falle konnte der General den Bürgermeister erschießen lassen. Dann wäre dieser mit dem Ruhme einer Märtyrers gestorben, während er mit der Schande feigen Selbstmordes endete. Die schwer bedrohte und geängstete Stadt von 80,000 Einwohnern brachte mit Noth 6 Millionen Gulden zusammen und wurde, der noch fehlenden 19 Millionen Gulden wegen, mit dem preußischen Staate vereinigt.

Dieses Vorgehen gegen Frankfurt ist und bleibt ein dunkler Punct in Preußens neuester, ruhmvoller Geschichte.

Indessen schlug das Jahr 1867 mir und meiner Familie zwei tiefe, schmerzliche, ach nie sich schließende Wunden. Am 4. Januar starb nach schwerem Todeskampfe unser hoffnungsvoller, heiß geliebter Enkel, Franz Kummer, in dem blühenden Alter von $17\frac{1}{2}$ Jahren. Er war unser Aller Freude. Zehn Monate später forderte der Tod noch ein zweites Opfer von uns. Es war der Sohn und theure Nachlaß unsrer Tochter Sophie, den wir nach deren Begräbniß in Greiz als Wochenkind mit nach Dresden nahmen und erzogen. Unser kleiner Johannes gedieh, wurde unsere Freude und ein Ersatz für seine heimgegangene Mutter. Als er $1\frac{3}{4}$ Jahre alt geworden war, verlangte ihn sein Vater, der inzwischen wieder geheirathet und seinen Kindern eine zweite und zwar brave, liebevolle Mutter gegeben hatte, von uns zurück. Von unsern besten Wünschen begleitet, kehrte unser Enkel nach seinem Geburtsort zurück. Doch schon nach kurzer Zeit lauteten die Nachrichten über sein Befinden trüber und trüber. Dem Kleinen bekam die Veränderung des Wohnorts, der Luft, der Kost, der Wärterin u. s. w. übel, so daß der Arzt endlich erklärte: daß, wenn das Kind nicht nach

Dresden zurück versetzt würde, er für dessen Leben nicht einstehe. Nach dieser Nachricht eilte meine Frau nach Leipzig, wo sie in dem Bahnhofe, der Verabredung gemäß, unsern siechenden Enkel nebst seinen Aeltern erwarten und finden sollte. Als hier der Kleine zu meiner Frau hingetragen wurde, empfing er diese zärtlich und sagte mit rührender Innigkeit nur das eine Wort: „Großmama!" Das Kind sah im Gesicht grünlich gelb und war in Folge anhaltenden Abweichens gänzlich abgemagert. Aber durch einfache Diät und aufmerksame Pflege erholte er sich bald, wozu der Aufenthalt in unserm sonnigen Garten nicht wenig beitrug.

An einem Maitage 1867 pflückte ich Erdbeeren, die unser kleiner, dabeistehender Johannes in ein Schüsselchen sammelte. „Hansel," — fragte ich — „wie wird's über's Jahr um diese Zeit sein?" „Da sind wir Alle todt!" versetzte das jetzt $3^1/_2$jährige Kind, das den Tod noch gar nicht kannte, zu meiner großen Verwunderung. Wenn meine Frau den Kleinen am Abende in's Bett legte, betete er kindlich: „Lieber Gott, mach' mich fromm, daß ich in den Himmel komm!" Hierauf sprach er zu meiner Frau: „Nun, Großmama, mach' deine Strichl." Damit meinte er das Zeichen des Kreuzes, das meine Frau mit einem kurzen Segensspruche über das Kindesantlitz machte. Wenige Tage vor seiner Erkrankung am Scharlachfieber fragte er plötzlich meine Frau: „Großmama, lebe ich noch 3 Tage?" Er freute sich nämlich sehr auf seinen Geburtstag, auf den 3. November, an welchem er sein viertes Jahr vollendet hätte. Still und ruhig brachte er die Fiebertage zu. Einmal nur umschlang er mit beiden Armen meine über ihn sich niederbeugende Frau und sagte innig: „Großmama!" Als ihm diese in der Sterbestunde einige Tropfen Brechwein einflößte, der ihm in der wunden Kehle brennen mochte, klage er: „Au weh, au weh, Großmama!" und nach wenig Minuten hauchte er, zweimal tief aufathmend, sein uns so theures Leben in dem Arm unsrer jüngsten Tochter Rosa aus. Das war ein harter Schlag! Weinend begruben wir die kleine, liebe Leiche und mit schmerzgebrochener Stimme hielt ich ihm die kurze Grabrede, sprach ich den Segen über sie aus. Wie namenlos unglücklich wären

wir in solchen Trauerfällen ohne den Glauben an eine einstige, selige Wiedervereinigung!

Am 15. August 1868 starb zu Chemnitz mein um 15 Jahre jüngerer Bruder Eduard und testirte mir und den beiden nachgelassenen Kindern meines Bruders Carl ein ansehnliches Legat, das zwar erst 3 Jahre nach seinem Tode ausgezahlt werden und bis dahin nutzbringend für seine Gattin, die Universalerbin, bleiben sollte, mir aber doch, insoweit solches bei der Vergänglichkeit alles Irdischen gerechtfertigt ist, meine letzten Tage ohne Nahrungssorgen zu verleben verspricht. Darum herzlichen Dank, mein seliger Bruder, für deine sorgende Liebe! Auch an ihm erwies sich deutlich die väterliche Hand der göttlichen Vorsehung.

Als mein Bruder Eduard, 14 Jahre alt, die Schule verließ, trat zu ihm die große Frage: Was willst du werden? Die wenigsten Jünglinge lernen die verschiedenen Berufsarten genau, deren Leiden und Freuden u. s. w. kennen. Sie folgen bei deren Wahl meistens ihren flüchtigen Neigungen oder den Vorschlägen Anderer. So war's auch bei meinem Bruder Eduard. Der Bruder meiner Frau war Kunstgärtner und hatte in Rußland sein gutes Auskommen gefunden. Dieß wurde Ursache, daß meine Mutter zu ihrem jüngsten Söhnlein sprach: „Wenn ich wäre wie du, so würde ich Kunstgärtner. Das ist ein reinliches, freudenbringendes und die Gesundheit förderndes Geschäft". Richtig! mein Bruder entschied sich für diesen Rath und mein Vater ging stracks zu dem uns bekannten königl. Hofgärtner, um demselben seinen Sohn als Lehrling anzubieten. Zu Eduards Glück hatte der Hofgärtner bereits zwei Lehrlinge und schlug darum meines Vaters Bitte ab. Darauf sagte mein älterer Bruder: „Werde Kaufmann, Eduard. Als solcher kannst du Alles anfangen". Eduard wurde Kaufmann, erwarb sich durch eisernen Fleiß, strenge Rechtlichkeit und weise Vorsicht nicht nur die allgemeine Achtung, sondern auch ein beträchtliches Vermögen. Schade, daß er in einer sonst glücklichen Ehe kinderlos blieb.

Meinem Bruder Eduard nach folgte, zu unserm unbeschreiblichen Schmerze, unser lieber, seelenguter Schwiegersohn, Rudolf Methe, in

einem Alter von nur 34 Jahren und nach 9jährigem Siechthume. Er starb am 13. October 1870 zu Görbersdorf in Schlesien, in der dortigen Curanstalt für Lungenkranke. In ihm verlor die Erde der edelsten Menschen einen, unsere Tochter Rosa den liebevollsten Gatten, wir den zärtlichsten Schwiegersohn.

So stirbt ein liebes Glied meiner Familie nach dem andern ab und komme ich mir vor wie ein alter Baum, der, seiner Zweige und Aeste entkleidet, nur noch als morscher Stamm ein kümmerliches Dasein fristet. Ist es da zu verwundern, wenn in mir der Wunsch immer höher emporsteigt, ebenfalls bald abzuscheiden und bei Christo zu sein, wo kein Geschrei, kein Weinen, keine Trennung, sondern Freude die Fülle und liebliches Wesen zu Gottes Rechten immer und ewiglich ist?

Doch war es mir in meinem hohen Alter noch beschieden, Großes, nein, Unglaubliches, ja Wunderbares zu erleben. Damit meine ich den lückenlosen Kranz deutscher Heldenthaten in dem Kriege 1870—1871. Was das übermüthige Frankreich und seine Herrscher seit Jahrhunderten an Deutschland gesündigt hatten: es wurde ihnen endlich vergolten und Frankreichs schwer auf uns lastende Bedrückung — hoffentlich auf ewige Zeiten — abgeworfen. Zu beklagen nur war's, daß man den ruchlosen Urheber des Kriegs, Napoleon III, als Gefangenen in dem Königsschlosse zu Wilhelmhöhe ein Schlaraffenleben führen ließ, anstatt ihn in ein Lazareth Schwerverwundeter einzusperren, wo er Tag und Nacht durch das Wehgeschrei, das Stöhnen, Seufzen, Wimmern, Beten, Fluchen, Lästern und Röcheln umher an seine Schuld erinnert worden wäre.

48. Schlußwort.

Ohne ruhmredig zu erscheinen, darf ich behaupten, daß ich in meinem Leben die Hände nicht müßig in den Schooß gelegt habe, was auch bei einem deutschen Schulmeister, der die Seinen nicht hungern lassen will, ein Ding der Unmöglichkeit wäre. Während meiner amtlichen Wirksamkeit überstieg die Zahl meiner Schüler 5000 und die der Stunden meines Privatunterrichts ist unberechenbar. Ohne mein

Lehramt zu beeinträchtigen, habe ich 117 Bändchen Jugendschriften geschrieben, von denen 110 im Verlag von Aug. Bagel in Wesel, 3 in der Vereinsbuchhandlung zu Berlin, 3 bei Im. Traug. Wöller (jetzt Beer) in Leipzig und 1 bei Richter in Zwickau sich befinden. Außerdem sind Jugenderzählungen noch zerstreut: 10 in den Weihnachtsblüthen (Stuttgart), 12 im Jugendalbum (Stuttgart bei Hallberger), 3 im neuen Jugendalbum (Riebling und Koch in Stuttgart), 2 im Jugendalbum von Wiedemann (Neuruppin), 2 in „freie Gaben für Geist und Herz" (Dresden), 1 „zum Feierabend" von Stiehler (Dresden bei Meinhold), 2 in der Jugendzeitung von Holzmüller (Dresden), 6 in der Kinderlaube (Dresden bei Meinhold), 2 in den Jugendblättern von Petermann (Dresden), 1 in der deutschen Jugendzeitung von Heinrich (Troppau).

Für Erwachsene: 2 Bändchen Novellen und Erzählungen (Leipzig bei Wöller).

Das Pomeranzenbäumchen, der goldne Knopf, das wilde Schwein. Berlin, Vereinsbuchhandlung.

Der Druckfehler. (Ebendaselbst.)

Der Abenteurer wider Willen, 2 Bde. (Königsberg in der Neumark bei Windolf und Striese.)

Jacob Sturm } deutsche Volksbibliothek von Simion
Die Fürstenschule, 2 Bde. } und Springer.

31 Erzählungen in Nieritz Volkskalender (Leipzig, Georg Wigand).

20 desgl. in Trewendts Volkskalender (Breslau).

18 desgl. in Steffens Volkskalender (Berlin).

2 desgl. im niederrheinischen Volkskalender (Wesel, bei Bagel).

1 desgl. im Veteran, preuß. Volkskalender (Berlin).

2 im Menschenfreund (vom Verein des Thierschutz).

1 im pirnaischen Wochenblatte (Pirna 1851).

1 im illustrirten Volkskalender von Franz Hoffmann (Stuttgart 1853).

2 in der allgemeinen Modezeitung (Leipzig, bei Baumgärtner).

10 in der sächs. Dorfzeitung (Dresden).

1 im Feierabend von Hugo Scheibe (Gotha).

7 im preuß. Volksfreund von Puttkammer (Berlin).
4 in der Novellzeitung von Dürr (Leipzig).
2 in dem illustrirten Buch der Welt (Stuttgart, bei Hoffmann).
2 Erzählungen in der Maja (von Horn, Wiesbaden).
2 Erzählungen im leipziger Sonntagsblatt.
1 Erzählung im Johannes-Album (Chemnitz).
2 Erzählungen in „zu Hause“ } Stuttgart,
1 Erzählung in „die illustrirte Welt“ } bei Hallberger.
3 Erzählungen in der Cornelia von Pilz.

Außerdem habe ich noch kleinere Aufsätze, z. B. Weihnachtsbilder, Bilder aus dem Armenleben u. s. w. geschrieben. Erstere im Dresdner Tageblatte wurden auswärts nachgedruckt, wie denn viele meiner Erzählungen von Raubbienen ausgebeutet wurden, die sich von dem Fleiße Andrer nähren. „Hüten Sie sich vor Vielschreiberei!“ hat man warnend mir zugerufen. Aber, mein Fürst, geehrtes Publicum, lieber Herr Verleger, setzen Sie denn durch Ihre Großmuth einen armen Autor in den Stand, daß er nicht um's liebe Brot zu schreiben gezwungen ist, sondern nur dann die Feder führen soll, wenn hohe Begeisterung ihn mächtig dazu treibt? Weiß ferner ein Autor, indem er schreibt, mit Gewißheit voraus, ob das von ihm zu Schaffende ein Meisterwerk oder nur Mittelgut werde? Läßt doch unser Herrgott ebenfalls nicht alle Jahre eine gleich reich gesegnete Aerndte an Getreide, Obst und Wein erwachsen, damit die Menschenkinder eine solche mit desto größerem Danke empfangen, was nicht der Fall wäre, gliche eine jede den anderen an Fülle und Güte. Endlich ergeht es einem Autor ähnlich wie einem Tonkünstler, der sein Toninstrument nicht wochen- oder monatelang ungespielt lassen darf, soll er in seiner Kunst nicht zurückkommen. Mir wenigstens ging es so, daß, wenn ich mit Schriftstellern längere Zeit gefeiert hatte, meine Feder anfänglich unbeholfen stolperte, ehe sie in's glatte Geleis einlenkte. Mein Schaffen war nicht die Frucht des berechnenden Verstandes, sondern der Phantasie, deren rasches Vorgehen mich oft bedauern ließ, daß die Feder nicht schnell genug die Wörter auf das Papier zeichnete. Aus diesem Grunde griff die Schriftstellerei weder meine Geisteskraft, noch meine Gesundheit an, besonders weil

ich mich hütete, in stiller, obschon verführerischer Nachtzeit zu schreiben. Außerordentlich förderte der Umstand meine Schriftstellerei, daß ich keine Copie oder Reinschrift von meinen Jugendschriften zu nehmen brauchte, in denen ich keine ausgestrichenen Stellen duldete, keine größeren Verbesserungen machte. Gleichwie der Teich Bethesda zu Jerusalem erst durch einen Engel vom Himmel in Bewegung gesetzt werden mußte, wenn sein Wasser die Heilkraft bekommen sollte: eben so mußte mein Gemüth durch irgend einen äußeren Anstoß bewegt werden, um eine Erzählung zu schreiben und durch solche das Gemüth meiner Leser zu rühren. Dergleichen Anstöße oder Motive erhielt ich durch das Lesen andrer Schriften, durch Zeitungsnachrichten, durch den Besuch der Schauspiele, Opern und Concerte, der öffentlichen Tabagieen, ja selbst der Kirche, wo der mächtige Klang der Orgel oder ein Redetheil des Predigers meine Phantasie entflammte. So entstanden die Söhne Eduard durch den Anblick des rührenden Bildes von Hildebrand, die Schwanenjungfrau, so wie der Strohhalm und der Schatz aus den Volksmärchen von Musäus; der Landprediger theils durch eine Zeitungsnachricht, theils durch den Landprediger von Wakefield, der Zimmermann von Saardam, Belisar, Clarus und Marie, Mutterliebe und Brudertreue durch den Besuch des Theaters u. s. w.

Nicht unerwähnt kann ich's lassen, daß, als mein Volkskalender mit dem Jahre 1866 sein silbernes, 25jähriges Jubiläum feierte, dessen ehrenwerther Verleger mich durch das Ehrengeschenk eines silbernen Bechers und 25 Flaschen Ungarweins erfreute.

Im Jahre 1862 schrieb ich für Trewendt's Volkskalender eine Erzählung: Der Sänger auf dem Dache. Dieselbe entstand in meiner Phantasie, als ich, wie gewöhnlich, meinen Platz in dem obersten Logenraum des Dresdner Hoftheaters eingenommen hatte und die Zöglinge des Blindeninstituts, welche bei den Opernvorstellungen freien Eintritt hatten, nicht weit von mir ihre Sitze einnehmen sah. Ich stellte mir vor, wie es werden könne, wenn das Schauspielhaus in Brand geriethe, und so entstand jene Erzählung. Was mir damals meine Phantasie vorspiegelte, erfüllte sich am 21. September 1869 in der 12. Vormittagsstunde. Ich befand mich eben in der königl. Gemälde-

galerie, demnach in der nächsten Nachbarschaft des Theaters. Da wurde ich durch zwei Herren hinter mir auf den Rauch aufmerksam gemacht, welcher, anfangs nur spärlich, aus den obersten Fensteröffnungen hervorquoll, bald jedoch an Stärke wuchs und dann von glutrothen Flammen begleitet wurde. Es war ein furchtbar schöner Anblick, als das Feuer schnell über den ganzen schönen Bau sich erstreckte, und die Hitze so gewaltig, daß man sie noch jenseits des breiten Elbstroms empfand. Es ist schade, Theatergebäude mit monumentaler Pracht und enormen Kosten zu erbauen, weil sie in der Regel, früher oder später, bei allen Vorsichtsmaaßregeln, doch der Vernichtung anheimfallen.

Am 5. Juni 1871 starb abermals ein theures Glied unsrer Familie: der wackere Schwiegervater unsrer seligen Tochter Sophie und Großvater unsers heimgegangenen Hansel, der Kaufmann Wilhelm Seyffert in Greiz.

Hiermit endige ich die Beschreibung meines Lebens. Ich bin darauf gefaßt, manche gehässige Beurtheilung darüber zu hören. Man wird mitleidig die Achsel zucken, tadeln und spotten, daß ein unstudirter Schulmeister so viel Papier und Zeit verschwendet hat, um sein einfaches Leben der Oeffentlichkeit zu übergeben. Ich bin ferner darauf gefaßt, daß auch mein Name und meine Schriften der Vergessenheit anheim fallen werden.

Wer liest oder spricht noch jetzt von meinem lieben, trefflichen Gotthilf Salzmann? von Christoph von Schmidt? von dem Kinderfreund Weiße? von andern, einst beliebten Autoren? Es werden Andere kommen, die es besser machen als ich und so muß es sein, denn auch hier giebt es keinen Stillstand oder gar eine Rückkehr. Vorwärts! ist die Losung der Zeit.

Auch ich sage: Vorwärts! auf! hinauf — zum Himmel — zu meinen vorausgegangenen Lieben!

Bereits war meine Lebensbeschreibung bis auf wenige Bogen gedruckt worden, als ganz unerwartet etwas sich ereignete, welches den eigentlichen Schlußstein dieses Werkchens bildet und von mir nicht unerwähnt gelassen werden darf. Am 2. März 1872 wurde ich von dem pädagogischen Verein zu Dresden zu einem Abendessen eingeladen.

Dasselbe gelte, sagte mir der Einladende, meinem 40 (richtiger 42) jährigen Schriftstellerjubiläum. Ich erschrak heftig, denn ich liebe durchaus nicht, der Gegenstand öffentlicher Anerkennung zu sein. Aber man beruhigte mich durch die Versicherung, daß wir nur unter uns Lehrern und einigen guten Freunden sein würden. Wie ward mir jedoch zu Muthe, als ich, von zwei Collegen geführt, die Schwelle eines großen, im Lichtglanze schwimmenden Saals betrat und ein donnernder Pauken- und Trompetentusch mich empfing.

An 300 ältere und jüngere Männer standen aufrecht und bildeten, gegen mich sich stumm verneigend, lebendige Mauern, durch welche ich tief beschämt zu meinem Ehrensitze geleitet wurde. Das Herz, das übervolle, drohte mir zu zerspringen und nur mit Anstrengung vermochte ich ein lautes Aufschluchzen zurück zu drängen. Im 300stimmigen Chor erscholl nun das hehre Lied: „Nun danket Alle Gott" als Tischgebet und hierauf wechselten schwungvolle Anreden, ernste und launige Gesänge, Toaste und das Vorlesen an mich eingegangener Telegramme mit einander ab. Das Cultusministerium war durch den Schulrath Dr. Bornemann, das Consistorium und die Geistlichkeit durch den Consistorialrath, Superintendent Dr. Kohlschütter, der Magistrat durch den Stadtrath Haubner, der pädagogische Verein durch seinen Vorstand, den Seminaroberlehrer Reinicke, u. s. w. vertreten. Letzterer ernannte mich zum Ehrenmitgliede unter Ueberreichung einer künstlerisch ausgeführten Votivtafel, mein König beschenkte mich mit dem Ehrenkreuz des Verdienstordens, Tharands Schuljugend nebst ihrem Cantor Heyne schickte einen grünen Kranz aus Tharands heiligen Hallen nebst einem, in rührenden Versen verfaßten Telegramm, der kamenzer Lehrerverein durch seinen beredtsamen Collegen Klix eine Votivtafel von dem allbekannten, süßen kamenzer Stoff, das Freimaurer-Mädcheninstitut durch seinen poetisch hoch begabten Director Dr. Gärtner einen Lorbeerkranz. Telegramme aus Zschopau, Freiberg, ja selbst aus dem fernen Stuttgart u. s. w. begrüßten mich eben so herzlich als freudig. Außerdem wurde des Festes schöne Feier noch erhöht durch die Ansprachen, Gedichte, Gesänge u. s. w. der Herren Directoren Jäckel, Heger (Hauptbeförderer des Festes), Böttcher, Lansky, der Herren

Oberlehrer Franz Wiedemann, Reichenbach, Trentzsch, Michel u. A., der dresdner Liedertafel u. s. w. Besonders aber rührte es mich tief, als ein 8jähriges Knäblein mir ein grünendes, blühendes und früchtetragendes Pomeranzenbäumchen unter dem Hersagen eines schönen, hierauf passenden Gedichtes darbrachte. Wie schon erwähnt, war die Erzählung: „Das Pomeranzenbäumchen" mein erster, schriftstellerischer Versuch, so wie die erste Staffel zu meiner Beförderung, darum auch diese Gabe eine überaus sinnige. Der nach 50jähriger, treuer Amtsführung emeritirte Oberlehrer und Cantor Klose in Löbau bewies durch zwei an mich gerichtete Gedichte, daß er trotz seinen siebziger Jahren ein eben so tüchtiger Kalligraph als gewandter Poet ist. Allen, die meinen Ehrentag durch ihre rührende Theilnahme feierten, danke ich hiermit nochmals auf das Herzlichste.

Wenn ein Erdenpilger nach langer, nicht selten mühevoller Wanderung endlich sein Reiseziel — einen Hügel mit kleiner, niedriger Hütte — erreicht hat, so wendet er sich an deren Pförtchen wohl noch einmal um, seinen zurückgelegten Weg zu überschauen. Da bricht plötzlich die abendliche Sonne durch düsteres Gewölk hindurch und sendet, dem klar gewordenen Horizont zueilend, ihre letzten, goldig funkelnden Strahlen daher. In magischem, Alles verklärendem Lichte erglänzt die weite Umgegend. Es ist dem Erdenpilger, als werde sein Herz wieder jung; eine namenlose Seligkeit zieht in ihm ein und, mit dem letzten Sonnenstrahle kehrt er sich der einfachen Stätte zu, die ihm eine lange Ruhe verheißt. „Durch Grabesnacht zum ewigen Licht" — spreche ich gläubig. Halleluja. Amen.

Gustav Nieritz.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.






Stanford University Libraries
3 6105 010 336 043

